This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

F. Würz.

Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Buchner,
Missionsdirektor in Berthelsdorf

und

D. R. Grundemann,
Pastor in Mörs bei Belzig

herausgegeben
von

D. Gustav Warneck,
Professor in Halle a. S., Gütchenstraße 20.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Dreißigster Band.

Berlin 1903.
Verlag von Martin Warneck.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
AUG 2 [illegible]
BY2 354
.16
V. 30

Vergleichende Religionsstatistik.

Von Hermann Zeller, Direktor des K. Württ. statistischen Landesamts.

I.

Bei dem Göttinger Statistiker Johann Eduard Wappäus (geb. 1812, gest. 1879) lesen wir:[1])

„Ebenso gehören Zahlenangaben über die Religionsverhältnisse und die Religionsverschiedenheiten in einer Bevölkerung in die Darstellung der Bevölkerung als Grundmacht des Staats, wenn gleich die rechtliche Stellung der verschiedenen Religionsparteien im Staate dabei noch nicht in Betracht kommt. Die Bevölkerungsstatistik hat anzugeben, zu welchen Religionen oder Konfessionen die Bewohner des Staats sich bekennen, ob eine Religion ausschließlich herrscht, oder ob mehrere unter einander gemischt vorkommen, wie ihre Bekenner der Zahl nach sich zu einander verhalten und wie diese über das Staatsgebiet verteilt sind. Denn nicht allein im allgemeinen sind die Religionsverhältnisse von statistischer Wichtigkeit, weil der Ausdruck der religiösen Ueberzeugung eines Volkes sich auch wesentlich in seiner politischen Entwicklung zeigt, sondern auch weil die Verhältnisse der verschiedenen Konfessionen von großem Einflusse auf spezielle, die Kraft der Bevölkerung bedingende statistische Verhältnisse sind, wie z. B. auf die Bewegung der Bevölkerung, auf die Entfaltung der Gewerbtätigkeit im Volke und der Arbeitskräfte überhaupt. In streng katholischen Staaten, wie z. B. in Portugal, Spanien, Italien, wo fast ein Dritteil aller Tage des Jahres Feier- oder Festtage sind, an denen das Volk entweder gar nicht oder nur teilweise arbeitet, entwickelt eine gleiche Summe Bewohner bei weitem nicht die Kraft, wie in protestantischen Ländern, wo die kirchlichen Feste sehr wenig die Arbeit stören."

Auch der 8. internationale statistische Kongreß zu Petersburg (1872) hat erklärt, daß zu den wesentlichen Tatsachen, welche bei jeder Volkszählung zu erheben seien, das Religionsbekenntnis zu rechnen sei. Man dürfe, sagt hierüber der von dem verdienten russischen Statistiker Séménow und von Professor Makschéew erstattete Bericht, vor den da und dort auftauchenden Schwierigkeiten und Ungenauigkeiten nicht zurückschrecken, wenn man den beinahe allgemein

1) Handbuch der allgemeinen Geographie und Statistik (Leipzig 1855) I. Bd., S. 201.

anerkannten Nutzen ins Auge fasse, den die vollständige Klarstellung eines der wichtigsten Elemente der Zivilisation habe.

Die Schwierigkeiten sind freilich, zumal für internationale Vergleiche, nicht ganz gering. Schon bei dem Petersburger Kongreß bemerkte der Amerikaner Snow, daß in Amerika viele Personen eine Frage nach dem Religionsbekenntnis nicht beantworten würden, und Quetelet teilte aus Belgien mit, daß dort, namentlich in Brüssel und Lüttich, die Antwort vielfach mit der Erklärung verweigert worden sei, daß man die Frage als eine indiskrete ansehe. Solche Erfahrungen wird man freilich da, wo die Frage nach dem Religionsbekenntnis regelmäßig bei der Volkszählung wiederkehrt, kaum zu machen haben. Aber auch hier drohen Gefahren für eine sichere und zweifelsfreie Feststellung der Konfessionsverhältnisse. Geschlecht, Lebensalter, Zivilstand, (ledig, verheiratet ꝛc.), Stellung zum Haushaltungsvorstand) Gattin, Kinder, Verwandte, Dienstboten ꝛc.), Beruf und dergleichen sind leicht ersichtliche oder leicht feststellbare Tatsachen. Ob aber die vom Gezählten in den Zählpapieren niedergelegte Angabe über sein religiöses Bekenntnis richtig ist, läßt sich von der Zählbehörde nur schwer oder überhaupt nicht prüfen. Schon die Formulierung der z. B. in den deutschen Zählpapieren sich findenden Frage läßt nicht immer klar und scharf erkennen, wonach gefragt ist, ob nach der rechtlichen Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft, oder darnach, zu welcher religiösen Gemeinschaft der Befragte tatsächlich sich hält, indem er ihre Versammlungen besucht und ihre religiösen Einrichtungen und Veranstaltungen benützt. Es gibt z. B. in deutschen Ländern Christen, die in der evangelisch-lutherischen Kirche getauft und erzogen sind, später aber zu den Methodisten halten und allgemein zu diesen gerechnet werden, ohne daß sie ihren Austritt aus der Landeskirche erklärt hätten. Wie werden diese in die Volkszählungspapiere sich eintragen? Sind auch solche zweifelhafte Fälle wohl nicht eben häufig und beeinträchtigen sie deshalb das gesamte Zahlenbild von der religiösen Gliederung eines großen Volkes nicht wesentlich,[1]) so sind sie doch für die Lokalgemeinde nicht gleichgiltig und erschweren speziellere

1) Mitunter können sie doch von Erheblichkeit sein. So soll in Rußland die Zahl der Raskolniken (Altgläubigen) nach der Schätzung von Eingeweihten nicht bloß 1,2 Mill., wie die amtliche Zählung von 1897 ergab, sondern über 15 Millionen betragen (M. Allg. Ztg. v. 8. Jan. 1902 Nr. 7)

Untersuchungen gerade über die Sektenbildungen, welche nach mancherlei Richtung wertvolle Einblicke gewähren in die Bewegung der Volksseele zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Landesteilen. Endlich kann die richtige Gruppierung der Konfessionen, namentlich der zahlreichen protestantischen Denominationen zu Zweifeln Anlaß geben. Sollen z. B. die Altkatholiken zu den Römisch-Katholischen gezählt werden, wie dies 1900 in Preußen geschah, oder zu den „sonstigen Christen"; sollen die Angehörigen der Brüdergemeine als „evangelische Christen" in den Volkszählungstabellen erscheinen, oder sollen sie, wie dies im deutschen Reich geschieht, mit Methodisten, Baptisten, Irvingianern, Adventchristen und anderen in die Sammelrubrik „Sonstige Christen" eingereiht werden?

Nun wird aber jener Petersburger Beschluß nicht einmal in allen zivilisierten Ländern und nicht bei allen Volkszählungen befolgt. England hat wohl in Britisch-Indien, Ausstralien und Kanada bei dem Zensus 1891 auch die Konfessionsverhältnisse ermittelt, aber für das Mutterland ist man auf Schätzungen angewiesen, die allerdings an den kirchlichen Eheregistern und die daraufgebaute Statistik einen wertvollen Anhalt haben. Frankreich hat letztmals bei der Volkszählung von 1872 die Konfessionsverhältnisse ermittelt, seitdem nicht mehr; Italien unseres Wissens letztmals 1881. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat man beim Zensus überhaupt noch nie nach dem Religionsbekenntnis gefragt, aus Furcht vor dem Schein einer Beeinträgtigung der Religionsfreiheit.[1]) Da-

1) Dagegen ist beim Zensus 1890, und ebenso beim Zensus von 1900, durch Umfrage bei den zuständigen Organen der verschiedenen Religionsgemeinschaften die Zahl der Members festgestellt worden, wobei aber nur die erwachsenen selbständigen Mitglieder (die Kommunikanten) gezählt wurden. Die Zahl der Members nach der Zählung von 1890 ist im Gothaer Hofkalender 1902 angegeben. Darnach betrüge bei den evangelischen Religionsgemeinschaften die Zahl der Members 13738026, was, nach der gewöhnlichen Annahme auf 30 bis 35 Getaufte 10 Members gerechnet, eine evangelische Volkszahl von 41 bis 48 Millionen ergeben würde. Diese Zahl ist ohne Zweifel zu nieder, also die Zahl der Members nicht vollständig angegeben, vielmehr ist die Menge der protestantischen Bevölkerung i. J. 1890 auf etwa 53 Millionen zu schätzen. Die Zahl der katholischen Bevölkerung wurde damals auf 8—9 Mill., die der Israliten auf 1 Mill. geschätzt.

Eine neuere Erhebung für das Jahr 1900 hat die Chronik der A. M.-Z. vom März 1901 (S. 150) dem Independent vom 3. Januar 1901 entnommen. Darnach zählen jetzt die 35 protestantischen Kirchengruppen in den Ver-

gegen liefern zuverlässige Angaben z. B. die Volkszählungen im Deutschen Reich, welche seit 1871 nach einheitlichen Vorschriften durchgeführt werden; für die Zeit vor 1871 ermöglichen auch die Volkszählungen einer Reihe deutscher Einzelstaaten brauchbare Vergleichungen. Ähnlich liegt die Sache in Österreich-Ungarn und andern Staaten.

Aber immerhin steht man vor der bedauerlichen Tatsache, daß schon für eine Reihe großer Länder, welche sich eines entwickelten Volkszählungswesens erfreuen, die Zahl der den verschiedenen Bekenntnissen Angehörigen nur auf Grund einer mehr oder weniger zuverlässigen Schätzung oder annähernden Berechnung ermittelt ist. Noch schwieriger aber wird die Sache da, wo auch die geordnete Volkszählung fehlt. Hier ist vor allem erst eine möglichst sorgfältige Schätzung der Volkszahl nötig. Wir müssen deshalb mit allem Nachdruck betonen, daß ein Teil der im folgenden zu gebenden Zahlen eben nur die Bedeutung von Schätzungs- oder Näherungswerten hat.

Gerade an dieser letzteren Schwierigkeit sind die aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammenden Religionsstatistiken gescheitert. So diejenigen des französischen Geographen Malte-Brun, der vielleicht überhaupt als der erste schon 1810 und dann wieder

---

einigten Staaten 19819463 Members. Unter der obigen Annahme (auf 30 bis 35 Getaufte 10 Members) erhalten wir so für die Ver. Staaten eine protestantische Bevölkerung i. J. 1900 von c. 65 Millionen.

Die Zahl der Römisch-Katholischen wird für 1900 im offiziellen katholischen Jahrbuch zu 10129677 angegeben, wozu noch 26500 unabhängige Reform-, Alt- und Polnisch-Katholische kommen, die der Griechisch-Katholischen, mit Einschluß von 8500 Armeniern, zu 73500, die der Juden zu 1058135.

Von der Gesamtbevölkerung sind also protestantisch 85,2%, römisch-katholisch 13,3%, jüdisch 1,4%. Bemerkenswert ist die außerordentliche Zersplitterung der Protestanten.

Bei den vorstehenden Ziffern ist auch die farbige Bevölkerung, soweit sie christlich ist, miteingerechnet. Der Zensus von 1900 zählte nach Census Bulletin v. 10. Okt. 1901 S. 103: 66990802 Weiße und 9312585 Farbige, unter letzteren: 8840789 Neger, 119050 Chinesen, 85936 Japaner und 266760 Indianer. Die protestantischen Neger haben sich meist in besonderen colored churches organisiert, von welchen die Baptisten 1864600, die Methodisten 1411306, die Presbyterianer 39000 Members (zus. 3314900) zählen; man kann also mit Recht annehmen, daß die Negerbevölkerung fast ganz evangelisch ist. Die Katholiken zählen nur 160000 Neger (Kath. Missionen 1902, 280)

1836 eine Berechnung angestellt hat. Seiner zweiten kommt im Ergebnis teilweise nahe die Berechnung der „Allgemeinen Kirchenzeitung" von 1831. Die Zahlen sind folgende nach

	Malte-Brun 1810:		Malte-Brun 1836:		der Allg. Kirchenzeitung 1831	
Christen	220	Mill.	260	Mill.	234	Mill.
Juden	5	„	5	„	2	„
Mohammedaner	110	„	110	„	125	„
Buddhisten	150	„	200	„	169	„
Brahmanen	60	„	70	„	125	„
Konfutse-Anhänger	?		110	„	5	„
Fetischanbeter	?		140	„	115	„
zusammen	545	Mill.	895	Mill.	775	Mill.

Wie man sieht, war die Erdbevölkerung viel zu nieder angenommen und die Schätzung der heidnischen Religionen durchaus wertlos.

Seitdem haben zahlreiche Gelehrte sich mit der Statistik der Religionen befaßt. Der Franzose Fournier de Flait läßt sich darüber eingehender aus in dem der 2. Tagung des Internationalen Statistischen Instituts (1889) überreichten Mémoire sur la statistique des religions,[1]) dem auch die soeben mitgeteilten Zahlen entnommen sind. Er knüpft daran eine sorgfältige Berechnung, wobei er eine Erdbevölkerung von 1430 Millionen voraussetzt, welche Berechnung in ihrem Schlußergebnis auch Frhr v. Fircks (Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik, Leipzig 1898 S. 63 ff.) neben einer selbständigen Religionsstatistik von Europa und vom Deutschen Reich mitteilt. Nicht vergessen sei der deutsche Statistiker Kolb, der in den 6 Auflagen seines Handbuchs der vergleichenden Statistik (1857 bis 1871) den Gegenstand aufmerksam verfolgt hat. Eine eingehende neuere Berechnung stammt von dem österreichischen Statistiker Dr. v. Juraschek in Wien, der auf Grund der amtlichen statistischen Veröffentlichungen, der von Fircks'schen Berechnungen, der Angaben in zuverlässigen geographischen Werken, insbesondere von Brachelli, eine Zusammenstellung der Bevölkerung Europas und der ganzen Erde nach Religionsbekenntnissen bearbeitet und in dem

1) Bulletin de l'Institut International de Statistique IV. Bd. 2. H. 1889 S. 125 ff.

Jahrgang 1898 der von ihm herausgegebenen Hübner'schen geographisch-statistischen Tabellen veröffentlicht hat, bei der bekannten großen Zuverlässigkeit und peinlichen Sorgfalt von Juraschecks eine doppelt schätzenswerte Gabe. Endlich habe ich Warnecks Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen (7. Auflage 1901) wertvolle Ergänzungen und Berichtigungen entnehmen dürfen. Ferner ist auf die in Brockhaus Konversationslexikon (14. Auflage 1902) Bd. 6 bei S. 134 enthaltene kartographische Darstellung über Verteilung der Religionen auf der Erde zu verweisen.[1])

Außerdem ist im folgenden vielfach auch benützt das fleißige Werk von J. Keltie und Renwick, Statesmans Yearbook, Jahrgänge 1901 u. 1902, sowie der sehr zuverlässige Gothaer Hofkalender, Jahrgang 1902, auch einige statistische Jahrbücher. Sowohl die von Keltie, wie die von Juraschek gegebenen Zahlen beziehen sich, was nach dem vorangegangenen leicht verständlich ist, nicht auf einunddasselbe Zählungsjahr; man sieht sich darauf angewiesen, für jedes Land jeweils die neuesten hinsichtlich der Konfessionsverhältnisse vorliegenden Feststellungen, seien sie durch direkte Zählung oder durch Schätzung gefunden, zu benützen. Soweit wir im einzelnen vergleichen konnten, stammen die meisten Zahlen von Juraschecks aus dem Zeitraum von 1890 bis 1897. Die Ziffern sind von Juraschek nach Zehntausenden abgerundet, was dem erreichbaren Grad von Genauigkeit entspricht. Nach dieser Quelle leben nun auf der ganzen Erde:

A. Numerische Stärke der Hauptreligionen:

	Gesamtzahl:		Auf 1000 Menschen kommen:
I. Christen	534940000	=	346
II. Israeliten	10860000	=	7
III. Mohammedaner	175290000	=	114
IV. Brahmanen	214570000	=	139
V. Buddhisten	120750000	=	78
VI. Konfutse-Anhänger	300630000	=	195
VII. Shintoisten	14000000	=	9
VIII. Polytheisten	173300000	=	112
IX. Bekenner sonstiger Religionen	170000	=	0,1
Summa aller Erdbewohner	1544510000	=	1000

1) In Brockhaus werden, abgesehen von sonstigen zweifelhaften Zahlen, die Buddhisten immer noch viel zu hoch geschätzt. D. H.

Heiden (Gruppe IV—IX) sind es 823420000 Millionen.[1])

Es liegt nahe, diese Zahlen mit früheren Angaben zu vergleichen, um einen Maßstab zu gewinnen für das Wachstum der einzelnen Religionen. Aber nach dem oben bemerkten sind die früheren Zahlenangaben für den Mohammedanismus, Buddhismus, Brahmanismus, Konfuzianismus und Polytheismus, sowie für das Judentum allzu unzuverlässig, um einen Vergleich zu gestatten. Aber auch für das Christentum sind mindestens die Zahlen vor 1871 nur mit großer Vorsicht zu benützen. Darnach betrüge

nach der Zählung von	die Zahl d. Christen Millionen	die Zahl der Juden Millionen	die Zahl der Erdbevölkerg. Millionen
1. Malte-Brun I. 1810	220	5	545
2. Allgemeine Kirchenzeitung 1831	234	2	775
3. Malte-Brun II. 1836	260	5	895
4. Kolb I. 1856.	370	7	970
5. Kolb II. 1871	390	6	1260
6. v. Juraschek 1890—97 . . .	535	11	1545
7. Warneck	530	10	1587

1) Warneck, Abriß (7. Aufl.) S. 378 zählt:

Christen	530 Mill.
Juden	10 „
Mohammedaner	197 „
Heiden	850 „
Summe der Erdbewohner. . .	1587 Mill.

Brockhaus' Konversationslexikon 14. Aufl. 1902 Bd. 6, 134 gibt folgende Zahlen: Christen 555 Mill., Juden nahezu 9 Mill., Mohammedaner 245 Mill., Brahma- und Buddha-Verehrer 656 Mill., Bekenner sonstiger heidnischer Religionen 123 Mill., Gesamtzahl der Erdbewohner (i. J. 1900 nach Wagner) 1587 Mill.

D. Imad-ed-din.[1])

Ein Lebensbild aus der Mohammedaner-Mission in Indien.

Von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

I.

Der Mohammedaner.

Am 28. August 1900 entschlief zu Amritsar im Pandschab ein eingeborener Theologe, dessen Lebensgang ein Beweis der Macht und Gnade Gottes, dessen Wirken ein Segen nicht blos für Nordindien gewesen und dessen Bild im Gedächtnis der Missionsfreunde zu haften würdig ist.

Imad-ed-din („Pfeiler der Religion") war von erlauchter Abstammung. Dreißig Ahnen kannte er mit Namen. Einer derselben war der berühmte Heilige Kutab Jamal, zu dessen Schrein gewallfahrt wird. Der Familiengeist war der des bigottesten Mohammedanismus. Wenn man aber Imad-ed-din nach seiner Bekehrung den Vorwurf machte, er sei vom Glauben seiner Väter abgefallen, so pflegte er zu entgegnen: „Nein, gewiß nicht, sondern wir sind vielmehr vom Irrweg zurückgekehrt zum väterlichen Bekenntnis; denn an der Spitze unsers Geschlechts steht ein Christ und zwar ein echter, Gott sei Dank." Er meinte den Christen Muschzad, den Sohn des berühmten Sassaniden-Königs, Nauscherwans des Gerechten von Persien, auf welchen er seine Herkunft in direkter Linie zurückleiten konnte.

Die Vorfahren lebten reichbegütert in Hansi. Als die Engländer ins Land kamen, wurde der ganze Familienbesitz eingezogen, und der Großvater siedelte nach Verlust seiner Habe nach Panipat über, wo der Islam von altersher seine eifrigen und gelehrigen

---

1) Autobiography, London, C. M. House 1900 (deutsch: Miss.-Mag. 1871, S. 397—412); E. Stock, History of the C. M. S., London C. M. S. 1899, vol. II u. III; H. Birks, Life and correspondence of T. V. French, Bish. of Lahore, London 1895; C. M. Int.; Eppler, D. Pfander, Basel 1888; The Mizan ul Haqq, London, C. M. House 1866; Report of the gen. miss. conf. held at Allahabad 1872—73, London 1873.

Schüler hatte. Hier verbrachte auch der Vater, Siradsch-ed-din, als Maulwi (Lehrer der Religion) sein Leben, angesehen bei den Oberhäuptern der Stadt als ein Mann, der, den Tag über mit gottesdienstlichen Übungen, des Nachts mit Vigilien beschäftigt, als untadelig galt im Gesetz des Propheten.

Imad-ed-dins Geburtsjahr wird verschieden angegeben. Er selbst sagte in seinem Schreiben an den Religions-Kongreß von Chicago, er sei um 1830 geboren; im Nekrolog des C. M. Intelligencer aber wird sein Alter auf etwa 78 Jahre geschätzt, was auf 1822 zurückweist. Er war der jüngste von vier Söhnen. Über seine innere Geschichte hat er selbst wertvollen Bericht erstattet in einer Selbstbiographie, die er kurz nach seiner Taufe 1866 schrieb, um seinen ehemaligen Glaubensgenossen die Realität seiner Sinnesänderung darzuthun, und die Selbstbekenntnisse, welche er im Jahre 1893 in seiner Einsendung an den oben genannten Kongreß niederlegte, bieten wertvolle Ergänzung. Wir folgen seinen Mitteilungen.

Von Kindheit an geistig genährt mit dem Auserlesensten, was der Islam zu bieten vermag, kam er mit sechzehn Jahren nach Agra, wo er sich unter der Leitung seines Bruders, des Maulwi Karim-ed-din, hauptsächlich der mohammedanischen Gelehrsamkeit befliß und bald den Ruf der Meisterschaft in diesem Fach erlangte, zugleich auch im College der Regierung in fünfjährigem Kursus mit Auszeichnung orientalische Sprachen studierte. Das große Anliegen des jungen Mannes war es, auf dem einzigen Wege, welcher für ihn in Betracht kam, durch den Islam Gott kennen zu lernen, sein Jugendideal, der Verteidigung und Verbreitung der väterlichen Religion das Leben zu widmen. Zweifeln konnte er freilich infolge des Verkehrs mit Christen nicht wehren. Er sprach sie als ehrlich Suchender unbefangen aus, fand aber kein Verständnis. Der Studienfreund Safdar Ali verlangte streng, er müsse sie bannen und die mohammedanischen Werke sorgfältig studieren, dadurch werde er die Wahrheit inne werden; der hochgelehrte Maulwi Abd-ul-Halim, zu welchem jener den Zweifler führte, wartete ihm mit einem Wutausbruch auf, und andere beantworteten seine Einwände mit Flüchen. Solche Erfahrungen beraubten ihn der Hoffnung, durch offene Aussprache zum Ziele zu kommen; sie lehrten ihn schweigen und alles Gewicht auf das Studium legen, von welchem er sich als von der wahren Gottesverehrung die Annäherung an den großen Unbekannten versprach

Da ihn aber weder die orthodoxe Dogmatik, noch die strengste Befolgung der religiösen Vorschriften auch nur um einen Schritt vorwärts brachte, begab er sich auf den Weg, welchen die ernsteren und tieferen Geister unter den Mohammedanern je und je eingeschlagen haben: er suchte die Gemeinschaft mit Gott und die Seligkeit seines Schauens im Sufismus, jener Geheimlehre, welche aus dem Koran und den Traditionen der Heiligen, den Vedanta-Lehren der Hindus, den Riten der Römer und Juden und aus der Bibel in vielen Bänden zusammengetragen ist und stufenweise den Gläubigen dazu emporleiten soll, daß er sich als Teil der Gottheit bewußt und allen religiösen Gebräuchen enthoben wird. Der Assistenzarzt Dr. Wasir Chan in Agra, ein Fanatiker, der sich für einen Heiligen hielt, führte ihn ein in dieses Labyrinth, und mit der ganzen Energie seiner nach Gott verlangenden Seele griff Imad-eb-din nach dem angebotenen Rettungsmittel.

„Sobald ich in diese Wissenschaft verwickelt war, übte ich mich darin, wenig zu reden und zu essen, die Menschen zu meiden, meinen Leib zu peinigen und des Nachts zu wachen. Ich pflegte ganze Nächte mit dem Lesen des Koran hinzubringen und legte mir alle die Büßungen und Andachtsübungen auf, welche andere mohammedanische Schriften empfahlen. Ich pflegte meine Augen zu schließen und stille dazusitzen, um den Namen Gottes sinnend in mein Herz einzugraben. Ich saß lange auf den Gräbern heiliger Männer, in der Hoffnung, durch Kontemplation irgend eine Offenbarung aus den Grüften zu erlangen. Ich setzte mich in die Versammlungen der Ältesten und begehrte dadurch Gnade zu erhalten, daß ich mit festem Glauben ins Angesicht der Sufis schaute. Selbst zu den träumerischen und trunkenen Fanatikern pflegte ich zu gehen, um so in die ersehnte Gemeinschaft mit Gott einzutreten. Und während ich dies alles tat, verrichtete ich meine Gebete fünfmal des Tages und überdies in der Nacht, sowie in der Morgenfrühe und Dämmerung, und wiederholte unaufhörlich den Gruß Mohammeds und das Glaubensbekenntnis. Kurz, ich unterwarf mich bis aufs äußerste duldend allem, was nur ein Mensch an Pein und Anstrengungen auszuhalten vermag; aber das einzige, was mir infolge dessen klar wurde, war dies, daß alles Betrug sei."

Während dieser Zeit ließ er sich durch die Häupter der Mohammedaner dazu bestimmen, gegen den Missionar Pfander in der großen königlichen Moschee zu Agra über den Koran und die Traditionen zu predigen. Drei Jahre lang tat er dies. Die innere Ungewißheit forderte als Gegengewicht den Fanatismus. Aber während er diesem seine beredte Zunge und seine Gelehrsamkeit zur Verfügung stellte, quälte ihn der Koranspruch: „Jeder Sterbliche muß einmal zur Hölle gehen. Gott ist genötigt, einmal alle Menschen zur Hölle zu schicken;

hernach mag er begnadigen, wen er will" — der einzige Spruch im Koran, auf welchen mohammedaniſche Gelehrte je die Hoffnung auf Verſöhnung mit Gott gegründet haben. Er durchforſchte ihre Gedankengänge nach dieſer Richtung und ſuchte Mohammed als Mittler zu erkennen; weil aber nichts von alledem das Gepräge der Wahrheit trug, geriet ſein Gemüt darob nur mehr in Verwirrung. Studium und Theologie ſteigerten die Unruhe, und da ſie alſo auch den Dienſt verſagten, wurde der unmittelbare Gottesdienſt immer mehr ſeine einzige Hoffnung und das Weinen und Beten im innerſten Gemach ſein ganzes Suchen. Das Gebet ward ihm ſein Ein und alles; halbe Nächte lag er ihm ob. Oder war die Flucht aus der Welt der Weg zu Gott? Um ihr zu entſagen, ging er in die Dſchungel hinaus und wurde Fakir.

„Ich zog mit rotem Oker beſtrichene Kleider an und wanderte von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, Schritt für Schritt, allein, planlos, ohne Gepäck, über 1000 Stunden weit. Wahre Aufrichtigkeit wird zwar der Glaube an die mohammedaniſche Religion kaum im Herzen aufkommen laſſen; doch habe ich damals, obwohl ſich manche irdiſche Beweggründe beimiſchten, wirklich Gott geſucht."

Am Bach Tſcholida bei der Stadt Karuli verrichtete er das Hisch al bahar, genau nach den Anweiſungen heiliger Myſtik. Zwölf Tage lang ſaß er auf einem Knie am Ufer, wiederholte täglich 30mal ein vorgeſchriebenes Gebet, genoß nach Sonnenuntergang ein wenig ſelbſtverdientes und -bereitetes Gerſtenbrot, ſonſt nichts, redete mit niemand, ſchrieb den Namen Gottes 125000mal auf Papier, ſchnitt jedes Wort mit der Schere aus, rollte es zuſammen in ein Mehlkügelchen und fütterte damit die Fiſche des Baches, durchwachte die halbe Nacht und ſchrieb ſich den Namen Gottes ins Herz — alles in dem heißen Begehren, Gott zu begegnen. Als die 12 Tage vorüber waren, hatte er kaum Kraft genug, ſich gegen den Wind aufrecht zu halten, und ſein Geſicht war geiſterhaft blaß. Aber der Strahlenkranz der Heiligkeit umfloß nunmehr ſein Haupt: höchſte Beamte der nahen Stadt wurden ſeine Jünger, viele Leute kamen zu ihm heraus, brachten ihm Geld und erwieſen ihm abgöttiſche Verehrung. Er fing an, in Straßen, Häuſern und Moſcheen unabläſſig den Koran zu predigen, und erlebte wunderſamen Erfolg: viele bereuten ihre Sünden und berührten hilfsbedürftig die Knie des Heiligen.

Allein die Ruhe blieb ſeiner Seele fern, und im Gefühl, er ſei

von Mohammed betrogen, empfand er einen wachsenden Widerwillen gegen seine Religion. Wohl wanderte er noch 100 Stunden weit als Fakir; aber die Abneigung steigerte sich unterwegs zum Ekel, und zu Hause angekommen, gab er das Büßerleben ganz und gar auf, und es folgten 8—10 glaubenslose Jahre. Da er, wie er meinte, alle Wege zu Gott ohne Erfolg ausprobiert hatte, verfiel er der Überzeugung, es gebe überhaupt keine wahre Religion auf Erden. Das Christentum kam für ihn nach wie vor, da er es nur als dessen Gegner kannte und als solcher verabscheute, nicht in Betracht, und der Glaube an die Religion der Väter war ihm geraubt durch die Einsicht in die Unwissenheit, Bigotterie, Betrügerei und Schlechtigkeit der Ältesten, Maulwis und Fakire, sowie in die Bodenlosigkeit mohammedanischer Theologie.

Er gab sich Mühe, sich endgiltig im Skeptizismus häuslich einzurichten, der Qual des Suchens sich fortan zu entschlagen und für die versagte Gotteserkenntnis in einem behaglichen Lebensgenuß Ersatz zu finden. Aber dies gelang nicht. Die Häupter der Religion tadelten ihn, weil er nicht mehr nach dem Gesetz Mohammeds lebte, und das eigene Gewissen beunruhigte ihn beim Gedanken an Tod und Gericht.

„Ja, es kam eine solche Erregtheit über meine Seele, daß mein Gesicht immer blaß blieb und ich oft in meiner Unruhe auf mein Zimmer ging, um mich auszuweinen. Ich war so verwirrt, daß ich zuweilen den Ärzten sagte, es müsse eine Krankheit sein, die mein Gemüt wider meinen Willen ruhelos mache; ich könnte wohl einmal dahin kommen, mir das Leben zu nehmen. Sie gaben mir verschiedene Medizinen; daß mir diese aber in keiner Weise gut taten, vermehrte nur meinen Ärger, und meine einzige Erleichterung waren die Tränen."

So war das Endergebnis aller geistigen Arbeit, die Frucht aller Mühsal des Suchens kein besseres, als der friedlose Zweifel und der verzweifelte Versuch, auf Licht zu verzichten.

Der ältere Bruder, Maulwi Karim-ed-din, hatte zu jener Zeit eine hohe Stellung im Erziehungs-Departement in Lahore inne. Durch ihn war auch Imad-ed-din in den Dienst der Regierung nach dieser Stadt gekommen, indem er unter dem frommen und gelehrten Engländer Mackintosh an der Normalschule angestellt wurde. Damit aber war er unter Einflüsse gebracht, welche die entscheidende Wendung in seinem Leben veranlaßten. Er selbst hat später das Jahr 1864 als den Zeitpunkt seiner ersten Annäherung an das Christen-

tum genannt, und zwar erwähnt er insbeſondere 2 Erlebniſſe als Anſtoß zu eingehender Prüfung des chriſtlichen Glaubens, welchen er bis dahin bekämpft hatte.

Safdar Ali, Imad-ed-dins Studiengenoſſe, hatte ebenfalls den Mohammedanismus gründlich durchforſcht, war bei der Diskuſſion zu Agra 1854 unter Pfanders Gegnern geweſen, hatte ſeitdem bei Sufis und Fakiren, in Studium und Askeſe, Gott geſucht, ohne ihn zu finden, und war bei den Vorbereitungen zu einer Pilgerfahrt nach Mekka auf den glücklichen Gedanken gekommen, das Chriſtentum zu ſtudieren und mit dem Koran zu vergleichen, und das Ergebnis dreijähriger unausgeſetzter Schriftforſchung war ſeine Taufe am Chriſttag 1864. Die Kunde vom Abfall des Freundes erſchütterte Imad-ed-din. Der Zorn über den Abtrünnigen tobte in ihm tagelang. Als aber die Ruhe der Beſinnung wiederkehrte und er ſich vergegenwärtigte, wie Safdar Ali immer wahr und gerecht geweſen ſei, fing er an ſich zu fragen, wie er auch nur dieſe Torheit habe begehen können, und beſchloß bei ſich, in Mäßigung brieflich mit ihm über die Sache ſich auszuſprechen.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, vielleicht einige Monate früher, kam Imad-ed-din mit einem alten, frommen Engländer ins Geſpräch. Ein Wort gab das andere. Er warf die Frage auf, welche der vielen Religionen der Welt die wahre ſei, und äußerte die Anſicht, jeder Glaube ſei lediglich eine Zuſammenſtellung menſchlicher Gedanken und Bräuche; er ſei durch jahrelanges, gewiſſenhaftes und qualvolles Suchen zu der Ueberzeugung gelangt, daß man von keiner Religion einen wirklichen Gewinn habe. Der Engländer fragte: „Haben Sie auch den chriſtlichen Glauben nach ernſthafter Prüfung mangelhaft gefunden?“ — „Ja, und ich habe ihn falſch gefunden.“ — Ich log. Er entgegnete: „Iſt es wahr, was Sie ſagen? — Haben Sie das Chriſtentum wirklich geprüft und als unrichtig erkannt?“ — Als ich aus ſolchem Munde das Wort „wahr“ vernahm, ſchämte ich mich vor Gott und ſagte: „Sir, ich habe zwar dieſen Glauben noch nicht ſelbſt erprobt, noch auch die Bibel geleſen und mir über ihre Grundſätze Klarheit verſchafft, aber nachdem ich alles kennen gelernt habe, was die mohammedaniſchen Apologeten gegen das Chriſtentum geltend machen, erkläre ich, daß auch dieſe Religion falſch iſt,“ — und ſo ſtand es auch wirklich mit mir. Er ſagte: „Was wollen Sie Gott antworten am letzten Tage? Er hat einem jeden das Licht der Vernunft gegeben, und es iſt die Pflicht eines jeden Menſchen, die von Gott ihm gegebene Vernunft auch zu brauchen. Sie haben Ihre Vernunft in Bezug auf den Glauben an Chriſtus noch nicht angewandt, und dennoch nennen Sie denſelben falſch, lediglich auf Grund der Aufſtellungen anderer. Das heißt aber blindlings andern folgen, anſtatt die Sache ſelbſt ehrlich zu unterſuchen.“ — Dieſe Worte drangen mir ſo ins Innere, daß ich mich im ſelben Augenblick entſchloß, mit ungeteiltem Herzen mich der Prüfung des chriſtlichen Glaubens hinzugeben. Dies tat ich unermüdlich 2 Jahre lang, und nachdem ich zur Ueberzeugung gekommen war, daß die Religion Chriſti der wahre Glaube ſei, ließ ich mich am 29. April 1866 taufen.“

Die beiden Jahre 1864—1866 waren eine Zeit angeſtreng-

teſter Seelenarbeit. Er begann ſeine Schriftlektüre — der oben genannte Mackintoſh beriet ihn — mit dem Evangelium Matthäus. Beim 7. Kapitel angelangt, fing er an der Wahrheit des Mohammedanismus zu zweifeln an. Die Aufregung, welche dadurch in ihm entſtand, ließ ihn Nächte hindurch leſen und mit Miſſionaren und Mohammedanern Unterredungen ſuchen. Innerhalb eines Jahres kam er zur Gewißheit, daß die Religion Mohammeds nicht von Gott, ſondern Täuſchung, das Chriſtentum aber Wahrheit ſei. Als er dies gegen ſeine Freunde und Jünger ausſprach, machte er merkwürdige Erfahrungen. Die einen ergrimmten, andere hörten ihn wenigſtens an. Dieſe bat er, ihn entweder zu widerlegen, oder aber mit ihm Chriſten zu werden. Einige geſtanden, in ihrem Herzen ſeien ſie davon überzeugt, daß Mohammed ſeinen Anhängern nicht helfe und daß Chriſtus recht habe; es ſei ihnen aber unmöglich, ſich der Feindſchaft der Welt und den Vorwürfen und Flüchen unwiſſender Menſchen auszuſetzen. Sie drangen in ihn, ein öffentliches Bekenntnis zu vermeiden und ſeinen Herzensglauben an Chriſtus unter dem Gewand des Mohammedaners verſteckt zu halten. Andere ſagten, die Religion Chriſti ſei recht und vernünftig, aber ſie könnten die Dreieinigkeit und die Gottesſohnſchaft Chriſti nicht begreifen; wieder andere rechtfertigten ihre Ablehnung des chriſtlichen Glaubens mit dem Hinweis auf die ſchlechten Sitten mancher Chriſten.

Imad-ed-din ſchwankte nicht mehr gleich dem Rohr im Winde. Er befahl dieſe irrenden Freunde in treuer Fürbitte Gott und ging nach Amritſar zu Robert Clark, um ſich von ihm taufen zu laſſen. Zwar hatten die amerikaniſchen Miſſionare Forman und Newton (A. B.) in Lahore ihm treue Dienſte geleiſtet, und dankbar erwähnt er ſie in ſeiner Selbſtbiographie; aber zu Robert Clark hatte er ein beſonderes Zutrauen gefaßt, zunächſt deshalb, weil er der erſte Miſſionar war, welcher ihm die Botſchaft des Heils brieflich nach Lahore geſandt hatte, und auch darum, weil er ihn um ſeiner Frömmigkeit und ſeines Eifers willen beſonders achtete.

Koſtbar war der Friede nach dem langen innern Streit. Zwei Jahre nach Empfang der Taufe bezeugte er:

„Seit meinem Eintritt in die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti habe ich großen Frieden in meiner Seele. Die Aufgeregtheit und Ruheloſigkeit hat mich gänzlich verlaſſen; ſogar meine Geſundheit hat ſich gebeſſert, weil mein Gemüt von der Angſt befreit iſt. Durch das Leſen des Wortes Gottes

habe ich Freude am Leben gewonnen. Die Furcht vor Tod und Grab, die zuvor meine Krankheit war, iſt bedeutend gemildert. Ich bin ganz vergnügt in meinem Herrn, und meine Seele wächſt beſtändig in ſeiner Gnade. Der Herr gibt meiner Seele Frieden."

Nach außen freilich wurde nun erſt recht Unruhe ſein ſchmerzliches Los. Seine Verwandten, Freunde, Schüler und Verehrer wurden ſeine Feinde und betrübten ihn, wie ſie nur konnten. Unter ſeinen Angehörigen hielten einzig 2 Brüder, ein Verwandter und der Vater, etwelchen Verkehr mit ihm aufrecht. Aber in dem Maße, in welchem er geſchmäht wurde, vertiefte Gott den Frieden und die Freude in ſeiner Seele, und treue Fürbitte erlebte herrliche Erhörung: am 1. Januar 1868 wurden der faſt hundertjährige Vater und der Bruder Chair-ed-din mit ſeiner Gattin in Amritſar durch R. Clark getauft, und am 3. Dezember desſelben Jahres geleiteten die beiden Söhne den Greis ſorgſam an der Hand zu ihrer gemeinſamen Konfirmation. Er war ſchon bei dieſer Feier ſehr ſchwach und ſtarb bald darauf in Lahore. Der ältere Bruder, Karim-ed-din, ließ ſich zwar niemals taufen, gelangte aber als gelehrter, verſtändiger und weitherziger Mann wenigſtens dahin, daß ſein Intellekt die Wahrheit des Chriſtentums eingeſtand.

Imad-ed-din blieb nach ſeiner Taufe zunächſt an ſeiner Lehrſtelle in Lahore. Als ihm aber von der engliſchen Regierung der Poſten eines Extra-Aſſiſtent-Commiſſioner angeboten wurde und Ehre und Einfluß winkten, lehnte er dankbar und entſchloſſen ab und gab zu verſtehen, daß er frei zu werden wünſche für den Dienſt Chriſti. Er machte geltend, dadurch, daß Gott ihm die Erkenntnis des Heils geſchenkt, habe er ihm zugleich die Pflicht auferlegt, Chriſtus ſeinem Volke kundzuthun; ſeitdem er ſelbſt zum Frieden gekommen war, ſann er unabläſſig darüber nach, wie er Mohammedanern aus ihren Irrtümern heraushelfen könne. Er ſiedelte nach Amritſar über, um ſich hier auf das geiſtliche Amt vorzubereiten, und fand in dieſer Stadt ſeinen Wirkungskreis auf Lebenszeit. In derſelben Kirche, in welcher er die Taufe empfangen hatte, wurde er am 6. Dezember 1868 als Diakon, am 15. Dezember 1872 als Prieſter im Dienſt der engliſch-kirchlichen Miſſion ordiniert.

Die Mission in den deutschen Kolonien.[1]

Von P. Paul in Lorenzkirch.

Südsee.

Die deutschen Südseekolonien zerfallen geographisch in drei Gruppen: 1) Neuguinea mit Bismarckarchipel und Salomoninseln; 2) die Marianen-, Karolinen- und Marshallinseln; 3) die Samoainseln Sawaii und Upolu. Die bei dieser Aufzählung beobachtete Reihenfolge entspricht ungefähr den verschiedenen Stadien der Christianisierung. Auf Neuguinea steht die Mission in den ersten Anfängen und hat erst kleine Teile des Küstensaumes besetzt, in Samoa ist die Bevölkerung bis auf einen geringen Prozentsatz fürs Christentum gewonnen. Mit Ausnahme der Marianen ist die katholische Mission hier überall nach der evangelischen und meist in die von ihr schon besetzten Gebiete eingedrungen.

Bis jetzt hat nur Kaiser Wilhelmsland evangel. deutsche Missionare aufzuweisen. Die Neuendettelsauer Mission wirkt im Süden am Hüongolf, die Rheinische weiter nördlich an der Astrolabebai. Es waren an beiden Orten furchtbare Anfangsschwierigkeiten zu überwinden, ja die Missionare stehen noch mitten darin; das Mißtrauen der zum Teil sehr wilden Papuabevölkerung und die Gefahren des Klimas machen ihnen am meisten zu schaffen.

Die Neuendettelsauer Mission verlor in der jüngsten Zeit den Missionar Held und Frau Missionar Hansche. Bei anderen machte sich die Heimkehr oder wenigstens eine Erholungsreise nach Australien nötig. Daß Senior Flierl hier seit 16 Jahren und Bamler seit 14 Jahren in der Arbeit stehen, ist als etwas Großes zu bezeichnen. Die Missionare setzen ihre Hoffnung namentlich auf die Jugend des Landes, von der sie in Sattelberg und Simbang eine größere Zahl als Kostschüler unter beständigem Einfluß haben. Leider konnten sie im letzten Jahre nicht wieder so viele bekommen, wie vorher, weil die Neuguinea-Kompanie große Arbeiter-Anwerbungen am Hüongolf vornahm. In Simbang wurden vor einem Jahre wieder 6 von ihnen getauft. Es war den Beziehungen zwischen den Stationen und

1) Die ersten Abschnitte dieses Artikels enthält Jahrgang 1902 Oktober bis Dezember. D. H.

der umwohnenden Bevölkerung sehr förderlich, daß die Missionare bei Todesfällen jetziger oder ehemaliger Schüler sich am Begräbnis beteiligten. Daß die jungen Burschen auch anhänglich und dankbar werden, erfuhr Missionar Hoh von Tami, als er bei seinem Erholungsaufenthalt in Australien treugemeinte Briefe von 4 Tamijungen erhielt. Andrerseits kommt es doch noch vor, daß ein feindseliger Zauberer dem Missionar Keyßer zuruft: „Geh auf den Berg und komm nicht mehr herunter!" Zu den vier vorhandenen Stationen kam vor Jahresfrist eine fünfte im Zentrum des Yabim-Gebiets, eine weitere wird entstehen, wenn der allzugroße Sattelberg-Distrikt geteilt werden kann. Eine besondere Schwierigkeit bereitet die Sprachzerklüftung. Das am Küstensaum gesprochene Yabim und die in Sattelberg und weiter landeinwärts gesprochene Waldsprache (Katedong) sind gänzlich verschieden. In beiden sind auf dem Missionsfelde gedruckt: Fibel, Katechismus und Biblische Geschichten. Die sonst reichlich vorhandenen Dialekte werden bei der Missionsarbeit allmählich verschmolzen. Für Begriffe, die den Heiden völlig unbekannt waren, werden einzelne deutsche Worte eingeführt, z. B. danken.

Als dringendes Bedürfnis werden weibliche Hilfskräfte für die Missionsarbeit bezeichnet. Mit der Aussendung einer deutschen Lehrerin, Em. Heumann, ist ein Anfang dazu gemacht.

Die Neuendettelsauer Mission verfügt jetzt über 5 Stationen, 4 Nebenplätze, 10 Missionare, 1 Missionarin, 10 Getaufte, 4 Schulen und 90 Schüler.

Auch die Rheinische Mission sieht sich nach mühsam errungenen kleinen Fortschritten durch Sterbefälle und Krankheitsnot immer wieder zurückgeworfen. Namentlich die dadurch erzwungene Heimkehr ihres Dr. med. Frobenius wurde als ein harter Schlag empfunden. Als im vorigen Jahre zwei junge Brüder zur Verstärkung kamen, war endlich wieder einmal jede der drei Stationen Bogadjim, Bongu und Siar-Ragetta mit zwei Missionaren besetzt. Aber Missionar Nebe starb schon 6 Wochen nach seiner Ankunft, und sein Genosse Koolen mußte bald darauf das Land für immer verlassen. Seitdem sind aber wieder drei junge Brüder auf das Arbeitsfeld abgegangen.

Die Zahl der Stationen hat sich im vorigen Jahre dadurch um eine vermehrt, daß einer der beiden auf Siar stationierten Missionare nach der benachbarten Insel Ragetta übergesiedelt ist, die bis-

her als Nebenstation behandelt wurde. Auch die Rheinischen Brüder sehen die Schularbeit zur Zeit als hoffnungsvoller an als die Predigt unter den Heiden. Sie vermögen ihre Schüler sogar noch länger festzuhalten, als die Neuendettelsauer. Bei Missionar Hoffmann in Bogadjim stellen sich täglich mehr als 25 Knaben zum Unterricht ein und seine Frau unterrichtet 13 Mädchen. Als er am Ende vorigen Jahres 10 Schüler entließ, erklärte er, daß sie in der biblischen Geschichte besser Bescheid wüßten, als manche Kinder daheim. Leider vergessen sie aber das Gelernte bald. Mit Sammlung einer Christengemeinde ist noch kein Anfang gemacht. In Siar und Bogadjim traten vereinzelte Wünsche nach der Taufe hervor, aber zunächst ohne praktischen Erfolg. So muß man weiter auf Hoffnung aussäen. Nach den neusten Nachrichten haben die Siarleute die überraschende Erklärung abgeben lassen, daß sie ihren heidnischen Geheimkult aufgeben und dafür den Jesus, den die Missionare predigen, annehmen wollen. Möchten sie wirklich Ernst damit machen.

Der Bestand der Rheinischen Neuguinea-Mission ist: 4 Stationen, 5 Missionare, 4 Schulen mit 115 Schülern.

Die römische Mission (Vom heiligen Geiste) hat in der Nähe von Potsdamhafen eingesetzt und verfügt dort nach dem neuesten Weißbuch über 4 Stationen, 7 Priester, 6 Fratres, 4 Ordensfrauen, 4 Schulen, 65 Schüler und in einer zauberischen Kürze 220 Getaufte.[1])

Im Bismarck-Archipel hat das Christentum schon seit 25 Jahren Fuß gefaßt. Die zwischen Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg liegende kleine Insel Neu-Lauenburg und die benachbarte Gazelle-Halbinsel bilden den Mittelpunkt der auf die beiden großen Inseln sich erstreckenden Missionstätigkeit der australischen Methodisten. Ihre Eigenart besteht darin, daß sie Eingeborene von schon länger christianisierten Südsee-Inseln missionieren lassen, während die wenigen weißen Missionare sich auf deren Leitung und die Ausbildung eingeborner Gehilfen beschränken. Als diese Mission be-

1) Da heißt es immer: sie kommen, sie sehen, sie taufen! Die Mission war kaum 4 Jahre alt, die Herren konnten kaum der Sprachen mächtig sein und schon Anfang 1901 wurden 250 Getaufte gemeldet, von denen allerdings „nur noch 220 am Leben seien." „Gott will es" 1901, 180. Vermutlich sind es wesentlich Kinder, die getauft worden sind. — Jetzt soll die Zahl der Getauften schon auf 380 gestiegen sein! D. H.

gann, wurde die Arbeit von Witi-, Tonga- und Samoa-Lehrern getan, gegenwärtig ist aber der größte Teil der 101 Missionsplätze schon mit christlichen Lehrern aus dem Bismarck-Archipel selbst besetzt. Die reichliche Verwendung farbiger Pastoren und Lehrer bringt der Methodisten-Mission offenkundige Vorteile. Man braucht nur an die große Ersparnis zu denken. Ein unparteiischer Beobachter glaubt ihr auch besondere Missionserfolge zuschreiben zu sollen. Er schreibt: „Der bedeutende Einfluß der Missionare ist vornehmlich daraus zu erklären, daß die Witi-Lehrer wie Eingeborene unter Eingeborenen leben, an allen kleinen täglichen Vorkommnissen teilnehmen und es verstehen, bei kleinen Zwistigkeiten als Schiedsrichter aufzutreten. Da sie selbst auf einer höheren Stufe stehen als die Eingeborenen, so blicken diese bald zu ihnen als ihren natürlichen Ratgebern hinauf." Darin liegt sicher eine Wahrheit. Gleichwohl hat sich die Missionsgesellschaft veranlaßt gesehen, die Zahl ihrer weißen Missionare in der neuesten Zeit zu vermehren. An Stelle von Chambers, der in den australischen Kirchendienst zurückging, traten in den letzten Jahren drei andere, darunter der Laienmissionar Cox, und eine Missionarin, Mrs. Flockton, ein. Teilweise wird diese Verstärkung des weißen Personals durch die sehr heftige Konkurrenz der Römischen veranlaßt sein, vielleicht auch durch die sich mehrenden Berührungspunkte zwischen der Mission und den deutschen Beamten und Kolonisten. Es ist nur zu begrüßen, daß auf dem Missionsfelde selbst der Wunsch geäußert ward, sämtliche Missionare möchten deutsch verstehen, um besser mit den deutschen Behörden verhandeln zu können. Einer von ihnen, Fellmann, ist übrigens ein Deutscher. Er hat 8 Jahre die Leitung der Mission in Händen gehabt.

Zu den drei vorhandenen Zentralstationen (Ulu auf Neu-Lauenburg, Kabakada und Raluana auf Neu-Pommern) ist 1901 eine vierte in Erutubu (auch Eretubu geschrieben) an der Westküste von Neu-Mecklenburg gekommen. Der hier stationierte Mr. Pearson ist der erste dauernd auf dieser Insel wirkende Missionar. Der erst 1902 auf dem Missionsfelde angekommene Doley soll eine weitere Station auf der Ostseite von Neu-Mecklenburg anlegen. Gelegenheiten zur Erweiterung der Arbeit bieten sich auf allen Seiten. Mag auch das kleine Neu-Lauenburg, die Gazelle-Halbinsel von Neu-Pommern und die südwestliche Küste von Neu-Mecklenburg reichlich mit christlichen Niederlassungen übersäet sein, so gibt es doch

noch große Teile der beiden Hauptinseln, in denen das ungebrochene Heidentum herrscht. Dabei kommen beständig Bitten aus den ferner liegenden Gegenden, z. B. der Südküste von Neu-Pommern. Nach Kabakada kam ein Häuptling von Nakanai, um einen Lehrer zu erbitten. Als der Missionar ihm sagte, er könne keinen bekommen, ward der Heide ganz betrübt und äußerte, er hätte gemeint, die Christen freuten sich darauf, die zu lehren, die noch im Finstern säßen. Ein anderer Häuptling, Tomawi in Makurapai, machte kurzen Prozeß. Als ein eingeborener Lehrer, der für Ragaru bestimmt war, sein Gebiet durchzog, behielt er ihn zwangsweise zurück, weil er mit den Seinen nicht länger ohne Lehrer sein wollte. Missionar Fellmann, der Gelegenheit hatte, an einer Rekognoszierungsfahrt durch den nordwestlichen Teil des Bismarck-Archipels teilzunehmen, rät sogar zu einer baldigen Besetzung der Admiralitäts-Inseln.

Der Schultätigkeit scheint man verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit zu schenken, wenigstens ist in den Berichten selten davon die Rede. Über das Niveau der Elementarschulen erheben sich zwei von Missionaren geleitete Bezirksschulen für fortgeschrittene Schüler, namentlich aber das George Brown-College in Ulu, das jetzt 44 Zöglinge hat und damit voll besetzt ist. Die hier in der Ausbildung begriffenen Gehilfen sollen sich in Zukunft nicht nur durch Predigen am Orte üben, sondern auch im Raluana-Bezirk hier und da Gottesdienste halten. Missionar Crump, der für Selbstunterhalt der Mission eintritt, verfolgt den Plan einer Industrial Training Institution, die mit dem Ulu-Seminar verbunden werden soll. Er will junge Heiden aus Neu-Mecklenburg zusammenholen, die das Missionsland urbar machen und bepflanzen sollen. In fünf Jahren könnte alles mit Kokosnüssen bepflanzt sein, wozu schon ein Anfang gemacht ist. Man wird so den in der Ferne wohnenden jungen Leuten zu christlicher Beeinflussung und Unterweisung verhelfen, zugleich aber eine weite Wildnis in ein Fruchtgefilde verwandeln.

Die sprachlichen Arbeiten stehen noch in den Anfängen. Für Neu-Lauenburg und Neu-Pommern ist eine kleine Literatur vorhanden. Missionar Crump benutzte seinen vorjährigen Erholungsaufenthalt in Neu-Seeland zur Drucklegung des Neuen Testaments. Die Kosten trug der in Neu-Südwales bestehende Hilfsverein der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Als jüngst eine Deputation der

Methodisten dem Vicegouverneur Dr. Hahl ein Exemplar dieses Neuen Testaments überreichte, sprach sich derselbe überaus anerkennend über die von den Missionaren geleisteten literarischen Arbeiten aus; namentlich rühmte er die Tätigkeit des Missionars Rickard, dessen Lexikon von einem namhaften Sprachforscher Deutschlands sehr hoch bewertet worden sei. Was die Frucht der Missionstätigkeit in den bearbeiteten Gebieten betrifft, so sagte der 1900 beim 25jährigen Arbeitsjubiläum erstattete Bericht, der Erfolg habe auch die kühnsten Hoffnungen übertroffen. Vor 25 Jahren sei Neu-Pommern ein Land voll Unwissenheit, Grausamkeit, Mord, Krieg und Kannibalismus gewesen, dagegen sei heutigen Tages auf Neu-Lauenburg, Neu-Mecklenburg und der Gazellehalbinsel, wo der Einfluß der Mission sich am meisten zeigt, das Evangelium zu einer Macht geworden, die dem Volke zu Frieden, Sicherheit und Wohlstand verhelfe. Wo einst fortwährendes Kriegsgetöse erklang, höre man jetzt Lobgesänge eines dankbaren Volkes, das Gott den Herrn kennen und ihm dienen lernte. Mag man einige Töne dieses Jubellieds auch auf Kosten der Jubiläumsstimmung setzen, so sind die Fortschritte doch unverkennbar. Es sei in diesem Zusammenhang erwähnt, daß die Beiträge der Christen zur Missionskasse in den letzten fünf Jahren von 5000 auf 13000 Mk. stiegen, abgesehen von den fast ebenso hohen freiwilligen Liebesgaben.

Bemerkenswert ist auch, daß die Methodisten in den 25 Jahren nicht einen einzigen weißen Missionar auf Neu-Pommern verloren haben, während bekanntlich erst jüngst die Frau eines deutschen Pflanzers auf der Insel ermordet wurde, wofür 227 Eingeborene bei der nachfolgenden Strafexpedition das Leben lassen mußten, wenn man Zeitungsnachrichten glauben darf.

Die Statistik der Methodistenmission im Bismarck-Archipel verzeichnet: 106 Kirchgemeinden, 5 weiße Missionare, 1 unverheiratete Missionarin, 4 eingeborene Pastoren, 98 andere Gehilfen, 2442 Gemeindemitglieder, 12737 Anhänger, 101 Schulen und 3161 Schüler.

Die katholische Mission (Apostol. Vikariat Neu-Pommern), die sich unter Beiseitelassung der rein heidnischen Gebiete auf der von den Methodisten bereits reichlich bearbeiteten Gazellehalbinsel festgesetzt hat, verfügt über 13 Stationen (von denen jedoch 3 gerade nicht besetzt sind), 11 Nebenplätze, 17 Patres, 26

Fratres, 16 Schwestern, 8449 Katholiken, 25 Schulen und 1051 Schüler.[1])

Die Salomoninseln müssen wir hier übergehen, weil die dort wirkende melanesische Mission noch nicht bis Bougainville, der einzigen deutschen Insel dieser Gruppe, vorgedrungen ist. Die von ihr zum großen Teil schon christianisierte Insel S. Isabel war eine Zeit lang deutsch, ist es aber seit der letzten Grenzverschiebung nicht mehr.

Nördlich von Melanesien, zu dem die eben erwähnten deutschen Gebiete gehören, liegt die durch 40 Längengrade ausgedehnte mikronesische Inselflur: die Marshallinseln, Karolinen, Palauinseln und Marianen. Während die erstgenannte Inselgruppe schon nahezu 20 Jahre unter deutscher Herrschaft steht und an der politischen Verschiebung in der Südsee unbeteiligt war, sind die andern Inseln neuerworbener Besitz. Für die deutsche Verwaltung gehören sie mit Kaiser Wilhelmsland zusammen, die Marshallinseln dagegen dagegen bilden ein selbständiges Gebiet. Wir nehmen hier beide politische Bezirke zusammen; sie bilden ein einheitliches Missionsfeld, das unter der Leitung des American Board von der hawaiischen evangelischen Vereinigung bearbeitet wird.

Auf den Karolinen wirkt die evangelische Mission seit 50 Jahren, auf den Marshallinseln seit 45 Jahren; die Palauinseln und die Marianen sind von ihr noch unberührt. Im November 1900 landete aber auf der in den Besitz der Vereinigten Staaten gekommenen Insel Guam, welche die südlichste der Marianen ist, der erste amerikanische Missionar, dem inzwischen ein zweiter gefolgt ist.

Der Am. Board unterscheidet drei Bezirke auf seinem Arbeitsfeld im deutschen Mikronesien: die Marshallinseln, Ponape nebst Anhang im östlichen Teil der Karolinen und die Atolle von Ruk und Mortlock.

Bei der Kleinheit und großen Zahl der Inseln sind die Missionare viel auf den Schiffsverkehr angewiesen. Das aus den Sammlungen amerikanischer Sonntagsschulkinder angekaufte Schiff

1) Die neueste Statistik von Domkapitular Hespers verzeichnet im Bismarckarchipel: 19 katholische Stationen, 24 Priester, 24 Brüder, 15 Schwestern, 26 Schulen mit 1099 Schülern und 8078 Katholiken (bei letzterer Zahl sind die katholischen Christen von Jaluit mitgerechnet). Das schon sehr zahlreiche Personal erhält gerade jetzt wieder einen beträchtlichen Zuwachs.

„Morgenstern" leistete ihnen daher wertvolle Dienste. Es hat nach einander schon 4 Fahrzeuge dieses Namens gegeben; leider mußte das letzte vor einigen Jahren wegen Untauglichkeit verkauft werden, und da das als zeitweiliger Ersatz dienende Schiff „Rob. Logan" Schiffbruch gelitten hat, ist man zur Zeit auf den kleinen „Hiram Bingham" angewiesen. Die nicht eben zahlreichen weißen Missionare sehen sich dadurch ihrer freien Beweglichkeit beraubt, und das wirkt lähmend auf ihre Tätigkeit. Dies gilt namentlich für die aus spanischem Besitz herüber gekommenen Inselgruppen, auf denen die Arbeit neu organisiert werden muß. Die Mortlockinseln blieben zwei Jahre ohne den Besuch eines weißen Missionslehrers, wie der Berichterstatter im letzten Weißbuch klagt.

Auf den Marshallinseln tritt uns die Eigenart des Am. Board, den Missionsgemeinden möglichst schnell Selbständigkeit zu gewähren und sie ganz unter nur sporadisch kontrollierte farbige Pastoren zu stellen, am stärksten entgegen. Auf der ganzen Inselgruppe, die 2860 feste Kirchenglieder und über 8000 Anhänger der Mission aufweist, hat nicht ein einziger weißer Missionar seinen Wohnsitz. Der mit der Aufsicht über den Bezirk betraute Missionar Rife lebt ständig in Kusaie, der östlichsten Karolineninsel, die über 500 km von den nächsten Marshallinseln entfernt ist. Hier befindet sich auch das Seminar für diese Inseln und die nicht mehr zum deutschen Besitz gehörigen Gilbertinseln. Wie unzulänglich muß da, zumal beim Fehlen eines geeigneten Schiffes, die Aufsicht über die eingeborenen Pastoren sein! Mögen auch einzelne, wie z. B. der alte Pastor Jeremiah, der zuweilen an Stelle des Missionars eine Rundreise unternimmt und auf abgelegenen Inseln tauft, traut und die Abendmahlsfeier hält, das gespendete Lob verdienen, für andere ist der Mangel einer geordneten Anweisung und Aufsicht ohne Zweifel schädlich. Dazu kommt das sprunghafte Besetzen und Wiederverlassen einzelner Inseln. So wurden vor 14 Jahren von dem aus Kusaie kommenden Missionar einige Lehrer auf der früher Pleasant Island, jetzt Nauru genannten Insel, die auf halbem Wege zwischen den Salomoninseln und den Marshallinseln liegt, zurückgelassen. Sie blieben 6 Jahre lang und gingen dann weg, nicht wegen Erfolglosigkeit ihrer Arbeit, sondern jedenfalls, weil sie anderswo gebraucht wurden. Kürzlich ward nach Verlauf von weiteren 8 Jahren Missionar Delaporte dahin gesetzt. Er fand über 30 Leute, die un-

geachtet aller Schwierigkeiten regelmäßig ihre Gottesdienste weiter gehalten hatten, und sah schon nach Jahresfrist seine Schulen überfüllt und seine Gottesdienste von 4—500 Menschen besucht. Wieviel weiter könnte die Mission bei solcher Empfänglichkeit schon sein, wenn die Arbeit straffer gehandhabt worden wäre. Glücklicherweise ist der Am. Board, seitdem der 1894 eingetretene Wechsel in der Person des Landeshauptmanns die Härten der Anfangszeit des deutschen Regiments hat vergessen lassen, jetzt auf eine Vermehrung des weißen Missionspersonals bedacht.

Während die Arbeit auf den Marshallinseln sich in den letzten Jahrzehnten ungehindert entwickeln konnte, erfuhr die auf Ponape und den benachbarten Ostkarolinen eine bedauerliche Störung durch die spanische Invasion. Die einst von Gulick und Sturges begonnene und unter Doanes, Logans und Rands Händen hoffnungsvoll sich entwickelnde Arbeit ward von 1887 bis gegen Ende des Jahrhunderts unter der Mißwirtschaft spanischer Gouverneure und Mönche systematisch verwüstet. Der eingeborene Pastor Henry Nanpei konnte nur mit Aufbietung aller Kräfte ein Häuflein treuer evangelischer Christen zusammenhalten. Da kam mit dem Übergang der Inseln in deutschen Besitz die Erlösungsstunde. Ende September 1900 durften die evangelischen Missionare wieder landen, ja sie wurden vom Gouverneur Dr. Hahl und den andern deutschen Beamten aufs freundlichste begrüßt. Nachdem sie im Anwesen Henry Nanpeis in Kiti kurzen Aufenthalt genommen, siedelten sie nach dem alten Missionsplatz zu Oa über. Nun blüht neues Leben aus den Ruinen. Auf Ponape selbst gibt es jetzt Missionsniederlassungen in Oa, Kiti, Mant, Taman und Japalap; neben der Hauptinsel aber sind noch Mokil, Pingelap, Ngatik und Nukuor besetzt.

Auf den Ruk- und Mortlockinseln hat das spanische Interim zwar nicht direkt geschadet, aber auch zu ihnen kam seltener ein revidierender Missionar. Infolgedessen legte sich auch über diese Gemeinden, denen man wohl eine größere Selbständigkeit zumutete, als sie zu vertragen vermochten, eine gewisse Lähmung. Jetzt ist auch hier ein Aufschwung unverkennbar. Es werden eben zwei neue schöne Kirchen gebaut und die alten fast alle wieder in guten Stand gebracht. Auf ungefähr der Hälfte der besetzten Mortlockinseln erhalten die eingeborenen Christen ihre Pastoren selbst und sorgen auch sonst für ihre kirchlichen Bedürfnisse. Bedauerlicherweise

treibt ein gewisser Snelling, der früher im Dienst des Am. Board stand, hier sein Unwesen als Freimissionar. Er unterhält eine Schule auf Tarik und sucht seine Schülerzahl auf Kosten der andern Missionsschulen zu vermehren, selbst unter Anwendung unlauterer Mittel.

Die Statistik der evangelischen Mission in Mikronesien stellt sich folgendermaßen: In den 4 Distrikten von Kusaie, Ponape, Ruk und Guam, zu denen 63 Missionsplätze gehören, wirken: 9 ordinierte Missionare, 9 unverheiratete Missionarinnen, 1 hawaiischer Missionar, 20 ordinierte eingeborene Pastoren, 85 andere eingeborene Gehilfen; es werden 5024 Mitglieder und 17250 Anhänger gezählt. Es gibt 3 höhere (theologische) Schulanstalten mit 66 Zöglingen, 3 höhere Mädchenschulen mit 63 Schülerinnen und 90 gewöhnliche Schulen mit 2890 Kindern.

In der katholischen Mission sind hier drei Kreise zu unterscheiden: die den spanischen Augustiner-Rekollekten überlassenen Marianen, die seit 1768 christianisiert sein sollen, haben 8 Hauptstationen mit 7 Priestern. Die Seelenzahl wird auf 10826 angegeben, Schulen werden nicht erwähnt. Ein höchst bezeichnender Vacatschein. Auf den Karolinen, deren westliche Hälfte auch besetzt ist, wirken seit 1886 spanische Kapuziner. Sie haben: 12 Hauptstationen, 11 Patres, 16 Laienbrüder, 1400 Getaufte, 16 Schulen und 900 Schüler. Die Marshallinseln gehören zum Apostol. Vikariat Neu-Pommern. Auf der einzigen Hauptstation Jaluit gibt es 3 Priester, 3 Laienbrüder und eine Schule mit 23 weißen Kindern.

Auf den Samoainseln Upolu und Sawaii, deren Bevölkerung von Natur friedlicheren Charakter und mildere Sitten hat, als die aller andern deutschen Südseeinseln finden wir die Londoner Mission und noch einmal die australischen Methodisten. Die am 1. März 1900 in Apia erfolgte Hissung der deutschen Flagge bezeichnet Missionar Newell als das bedeutsamste Ereignis für Samoa seit Einführung des Christentums (1830). Er fügt die bemerkenswerten Worte hinzu: „Trotz aller Anstrengungen, die gemacht werden, uns das Volk zu entfremden und am protestantischen Glauben irre zu machen, hat sich die Zahl unsrer Anhänger nicht vermindert.“ Es ist damit offenbar die römische Konkurrenz gemeint, oder das Verhalten von missions- und besonders engländerfeindlichen Kolonisten, nicht das der deutschen Beamten. Mit den letzteren leben die Londoner Missionare vielmehr in gutem Einvernehmen. Bei Gelegen-

heit der jährlichen Preisverteilung im Malua-Institut unsern Apia erschien der Gouverneur, Dr. Solf, und gab die ausdrückliche Versicherung, daß das deutsche Gouvernement auf keine Weise die Londoner Mission zu stören oder zu schädigen gedächte. Es ist ja schlimm, daß es einer solchen Versicherung überhaupt bedarf, aber sie ist bei den vielen gehässigen Stimmen, die in deutschen Zeitungen und Büchern gerade über die Missionare von Samoa laut werden, immerhin wertvoll. Auch die Methodisten-Mission befindet sich unter dem deutschen Regiment wohl. Ihr in Sydney erscheinendes Organ betont: „Unsere Missionare haben in Samoa wie im Bismarckarchipel nur Ermutigung und Hilfe von den deutschen Beamten erfahren: die Bevölkerung wird mit Nachsicht und Schonung behandelt." An einer andern Stelle wird das beträchtliche Wachstum der methodistischen Gemeinden auf Sawaii geradezu als eine Frucht des politischen Friedens bezeichnet.

Die Londoner Mission, zu deren Gemeinden bei weitem die meisten Eingeborenen gehören, hat ungefähr den Umfang erreicht, den sie überhaupt erlangen kann. Sie findet in ihrem Bereich keine Heiden mehr. Infolgedessen kann die Zahl ihrer Anhänger nicht mehr wachsen, denn die Gesellschaft verschmäht es, Christen einer andern Konfession zu sich herüberzuziehen. Nur der engere Kreis der vollen Gemeindeglieder wird sich in Zukunft noch vermehren. Über die Ausgestaltung des Kirchenwesens auf Samoa schreibt Missionar Huckett: „Gegenwärtig haben die Samoaner so ziemlich alles, was zu ihrem geistlichen Gedeihen nötig ist: Bibeln, gute Kirchen, tüchtige Pastoren, eine treffliche Gemeindeorganisation, feste kirchliche Ordnungen, also alles, was sie fördern und in sittlicher Hinsicht heben kann. Es ist ihnen aber noch ein besseres Verständnis für die christliche Wahrheit und ein ernstlicheres Bestreben, die heilsame Lehre im Leben zu betätigen, zu wünschen."

Von größter Bedeutung für die Entwickelung der Londoner Gemeinden ist das schon erwähnte Seminar für eingeborene Prediger und Lehrer in Malua. Das ist ein ausgedehntes Gemeinwesen mit 235 Bewohnern, in dem auch die Frauen und Kinder der in der Ausbildung begriffenen Samoaner jahrelang Aufnahme finden. Es gingen im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts 145 Zöglinge nach beendetem Kursus aus ihm hervor; davon sind jetzt 53 in Samoa selbst tätig, die andern in Neuguinea und andern benachbarten Arbeitsfeldern der Londoner Mission. Auch auf eine bessere

Ausbildung des weiblichen Geschlechts wirkt die Mission mit Nachdruck hin. Von ihren 2 Missionarinnen ist eine, Fräulein Schultze, eine geborene Deutsche. Sie wurde darum bei ihrer Rückkehr vom Heimatsurlaub nicht auf einer der an Amerika gefallenen Samoainseln stationiert, wie schon beschlossen war, sondern in Papauta, wo ihre Schule gegen 100 Zöglinge hat. Die besten derselben werden beim Abgang als Hilfslehrerinnen zurückbehalten.

Die Londoner Mission bemüht sich nebenbei, Handwerk und Landkultur bei ihren Christen in Aufnahme zu bringen. Zu ersterem zeigen die Samoaner wenig Neigung. Für Plantagenbau sind sie eher zu gewinnen. Die Mission hat Sämereien und Pflanzen von Singapore und Australien eingeführt. Der Gouverneur unterstützte diese Bestrebungen mit einer Gabe von 1000 Mark.

Der letzte Jahresbericht der Londoner Mission verzeichnet: 6 Hauptstationen, 9 Missionare, 2 unverheiratete Missionarinnen, 146 ordinierte eingeborene Pastoren, 6227 volle Kirchenmitglieder, 20000 Anhänger; in 162 Schulen lernen 3440 Knaben und 2807 Mädchen.

Die methodistische Mission, die früher einen wenig angenehmen Wettbewerb trieb, jetzt aber mehr im Einvernehmen mit der evangelischen Schwestermission arbeitet, ist von geringerem Umfange. Sie hat nur 2 weiße Missionare hier, sucht aber deren Zahl zu vermehren, und wünscht namentlich zum Verkehr mit den Behörden einen deutschsprechenden Wesleyaner zu gewinnen. Ihre Statistik stellte sich im Jahre 1900 auf: 49 Kirchgemeinden, 4 eingeborene Geistliche, 99 Katecheten und Lehrer, 1680 volle Kirchenglieder, 6172 Anhänger und 1456 Schüler. Die Leitung der Mission erfolgt von dem auf Upolu gelegenen Lufilufi aus, wo sich auch das mit 30 Zöglingen besetzte Gehilfen-Seminar befindet. Auch hier wird neben der wissenschaftlichen praktische Arbeit in Landwirtschaft und Handwerk getrieben. Wie von den Londoner Gemeinden werden auch von den wesleyanischen jetzt viel neue Kirchen gebaut, zuweilen mit einem Kostenaufwand, der hinter deutschen Dorfkirchen nicht viel zurücksteht.

Die erst lange nach der evangelischen eingedrungene katholische Kirche hat in Samoa ein den Maristen übergebenes Apostolisches Vikariat. Sie verfügt über 13 Hauptstationen, 20 Priester, 8 Laienbrüder, 10 weiße und 13 einheimische Schwestern, 79 eingeborene Gehilfen (darunter 2 Priester), 5826 Katholiken und 96 Schulen mit 635 Schülern.

Die finanzielle Selbständigkeit der heidenchristlichen Gemeinen.

Eine Studie auf Grund der Erfahrungen der Brüdergemeine in Westindien, Süd-Afrika-West und Suriname.[1])

Von D. Buchner.

Im Jahrgang 1899 dieser Zeitschrift habe ich unter der Überschrift: „Missionarische Probleme auf einem alten Missionsfelde" das Thema der Verselbständigung eines alten Missionsgebietes behandelt und die dabei auftauchenden Schwierigkeiten beleuchtet. In jenem Aufsatz ist die finanzielle Seite der Frage nur gestreift worden, und doch verdient sie so gut wie die kirchliche eine eingehende Würdigung. Es ist mir darum Bedürfnis, nachdem ich mich in den letzten Jahren gerade mit diesem Problem praktisch beschäftigt habe, das Ergebnis meiner Erfahrungen und Beobachtungen in folgendem möglichst kurz darzulegen.

Es ist sehr verständlich, daß bei Behandlung des Themas der Verselbständigung alter Gebiete die Aufmerksamkeit und das Interesse vorwiegend sich der kirchlichen, weniger der finanziellen Seite zuwendet. Die wenigsten Missionsfreunde haben aber eine Ahnung von den Schwierigkeiten, die sich der Erreichung finanzieller Selbständigkeit in den Weg stellen, und welcher mühseligen Arbeit aus langer Hand es bedarf, ehe das Ziel erreicht werden kann.

Die Brüdergemeine als die älteste Missionskirche in Deutschland wurde naturgemäß zuerst vor die Aufgabe gestellt, die Lösung dieser Aufgabe praktisch zu versuchen. Sie war wie bei mancher anderen missionarischen Frage insofern in einer besonders schlimmen Lage, als keinerlei Erfahrungen andrer Gesellschaften vorlagen, die sie als willkommene Fingerzeige hätte benutzen können. Daß sie unter diesen Umständen auch manche Fehler gemacht hat, ist gewiß, aber nicht nur entschuldbar, sondern natürlich. Die Brüdergemeine hat von jeher nur wenig Theoretiker auf dem Missionsgebiete gehabt, sondern sie hat sich vorwiegend praktisch betätigt. Die zur Behandlung stehende Frage ist auch jedenfalls eine solche, deren

[1]) Genereller ist dieser wichtige Gegenstand behandelt in der eben erschienenen Schlußabteilung meiner „Evang. Missionslehre" Kap. 46. D. H.

theoretische Lösung ohne vorhergegangene praktische Erfahrung kaum möglich ist. Darum trat die Missionsdirektion zunächst ohne theoretische Voraussetzungen an die gestellte Aufgabe heran und suchte sie in Westindien praktisch zu lösen und zwar etwa vom Jahre 1879 an. Immerhin mußte aber die Zeit kommen, da man aus den zum teil vergeblichen Versuchen das Fazit zog und zu klaren theoretischen Grundsätzen zu gelangen suchte. Daß dieselben, eine Frucht langjähriger praktischer Arbeit, ihren bescheidenen Wert in positiver oder negativer Weise auch für andre Gesellschaften haben — und sie alle werden über kurz oder lang vor dieselbe Aufgabe gestellt werden — dürfen wir wohl ohne Überhebung sagen.

Doch zur Sache. Die Ausgaben auf den Missionsgebieten sind zweifacher Art, einmal sind es *persönliche*, d. h. solche, die durch die Person des Missionars verursacht, dann *sachliche*, d. h. solche, welche durch den sachlichen Betrieb der Mission an Ort und Stelle bedingt sind.

Die *persönlichen Ausgaben* umfassen im einzelnen die Unkosten für Ausbildung des Missionars vor seiner Aussendung, für seine Ausrüstung und Aussendung, für seinen Gehalt während des Dienstes und endlich für die Erziehung seiner Kinder sowie für seine Pensionierung nach seiner Rückkehr.

Die *sachlichen Ausgaben* setzen sich zusammen aus den Unkosten, welche verursacht werden durch Errichtung und Erhaltung der Kirchen, Schulen und Missionsgebäude sowie durch den gesamten Kirchen- und Schulbetrieb.

Es ist nun ersichtlich, daß von einer finanziellen Selbständigkeit im vollen Sinn erst dann die Rede sein kann, wenn diese sämtlichen Unkosten, sachliche und persönliche, von dem betreffenden Missionsgebiet übernommen sind. Ebenso aber ist klar, daß diese völlige Selbständigkeit nicht mit einem Male gefordert oder erreicht werden kann, sondern daß dies nur in allmählicher Entwicklung geschehen muß und wird. Ein Missionsgebiet muß sich auf finanziellem ebenso gut wie auf kirchlichem Gebiet nach und nach, vielleicht in langsamer, aber doch steter Entwicklung, zur Selbständigkeit herausarbeiten.

Es wird also zunächst gelten, nicht eine absolute, wohl aber eine *relative* Selbständigkeit zu fordern. Dabei wird zuerst zu erstreben sein, daß die heidenchristlichen Gemeinen lernen, die sach-

lichen Ausgaben allmählich in immer ausgedehnterem Maße auf sich zu nehmen, während die allgemeine Kasse zunächst noch die persönlichen voll trägt. Es ist schon viel erreicht, wenn bei den Pflegebefohlenen die Einsicht durchgedrungen ist, daß diese sachlichen Ausgaben zu bestreiten ihre Pflicht ist. Dieser Erkenntnis entsprang der Beschluß unsrer letzten Generalsynode, die Kirchenkollekten, die bisher der allgemeinen Kasse zugeflossen waren, künftig den einzelnen Gemeinen zu überlassen, ihnen aber dafür die Verpflichtung neuer Kirchbauten, Kirchreparaturen und die Unkosten des kirchlichen Dienstes aufzuerlegen. Die Durchführung dieser Neuerung hat keine Schwierigkeiten gemacht, die Gemeinen sind ohne weiteres darauf eingegangen. Auch in bezug auf die durch die Schulen verursachten Ausgaben haben sich keine besonderen Schwierigkeiten ergeben. Die Synode bestimmte, daß die Schulen neuentstandener Gemeinen oder sogenannte Evangelisationsschulen 10 Jahre lang von der Hauptkasse getragen werden, alle älteren Gemeineschulen dagegen von den Gemeinen selbst zu unterhalten sind. Mit Ausnahme der nordischen Gebiete und Australiens, wo aus ersichtlichen Gründen dies unmöglich, sind diese Bestimmungen entweder schon durchgeführt oder wenigstens in der Durchführung begriffen. Nur in Suriname bietet der Umstand, daß nach holländischem Gesetz kein Schulgeld gefordert werden darf, eine beträchtliche Schwierigkeit, der wir durch Gründung eines freiwilligen Schulfonds zu begegnen suchen. Am meisten Widerstand wird sich erheben, wenn wir einmal Ernst machen mit der Forderung, daß auch die Wohnungen der Missionare von den Gemeinen errichtet und instandgehalten werden sollen. Im allgemeinen finden Forderungen für Leistungen, die dem Missionar in irgend einer Weise persönlich zugute kommen, am wenigsten Verständnis. Dies hat seinen Grund zumeist in der schier unausrottbaren Meinung wenigstens der Naturvölker, jeder Weiße sei ein ungeheuer reicher Mann, der genug Geld habe. Indem nun jene Bestimmungen der Synode bezüglich der sachlichen Ausgaben in Zukunft schon von Beginn der Arbeit an auf einem Gebiete so weit als möglich zur Geltung kommen sollen, — so tun die Christen am Njassa schon manches für ihre Kirche — wird überall in ganz anders bewußter Weise als bisher der Grund gelegt zum Ausbau finanzieller Selbständigkeit.

Man sieht aus obiger Darlegung, daß es ein Fehler ist, wenn nicht von Anfang einer Arbeit an das Ziel ins Auge gefaßt

und der unerläßliche Grund gelegt wird. Man kann der Brüdergemeine mit Recht den Vorwurf machen, daß sie dies bei ihrer ersten Arbeit übersehen, doch sollten diejenigen, die diesen Vorwurf erheben, einmal klar legen, wie unsre Brüder ohne die Erfahrung, die uns heute zu Gebote steht und — man vergesse auch das nicht — unter Sklaven diesen Grund hätten legen können.

Drei Gebiete unsrer Brüdermission arbeiten schon in bewußter Weise auf das Ziel der finanziellen Selbständigkeit hin: Westindien, Süd-Afrika-West und Suriname. Es wird, ehe wir in unserer Darlegung weiter gehen, von Interesse sein, die Verhältnisse auf diesen Gebieten kurz darzulegen.

Westindien, als ältestes unsrer Missionsfelder, hat dadurch entschieden gelitten, daß es als Versuchsfeld dienen mußte, und daß es dabei an klaren und zielbewußten Grundsätzen, wie sie eben nur die Erfahrung geben kann, fehlte. Man meinte, zumal als die wirtschaftlichen Verhältnisse günstig lagen, in kurzer Zeit ohne jene oben geforderte Vorarbeit aus langer Hand das Ziel vollständiger finanzieller Selbständigkeit erreichen zu können, und übersah, daß sich die Entwicklung auch unter günstigen Verhältnissen nicht überstürzen läßt. Bereits im Jahre 1879 gewährte man Westindien aus der Hauptkasse nur eine bestimmt begrenzte Unterstützung, die sich jährlich um so viel verringerte, daß sie nach 10 Jahren völlig aufhörte, in der Meinung, dann werde das Ziel erreicht sein. Dabei aber sorgte man nicht für die nötigen Rücklagen. Und als sich noch dazu die wirtschaftlichen Verhältnisse verschlechterten, sah man sich 1889 genötigt, wiederum nicht nur eine bestimmte Summe zu zahlen mit derselben auf 10 Jahre berechneten Verringerung, sondern die Hauptkasse übernahm wieder allerlei von den Provinzen in der letzten Zeit getragene Ausgaben. Aber auch jetzt übersah man die Notwendigkeit, Westindien zu zwingen, für die Zeit, da jene Unterstützung aufhören sollte, die durchaus nötigen Rücklagen zu schaffen. So stand man im Jahre 1899 abermals vor der Tatsache, daß Westindien in keiner Weise finanziell fundiert war, trotzdem man anerkennen mußte, daß die Gemeinen taten, was sie konnten. Man mußte sich darum entschließen, wollte man nicht die Provinzen ihrem Schicksale überlassen oder an die englische Kirche abtreten, wiederm eine feste Unterstützung zu gewähren. Jetzt aber ward die Bedingung gestellt, daß diese nicht nur zur Bestreitung der laufenden Ausgaben benutzt

werden solle, sondern auch zur allmählichen Bildung eines die finanzielle Zukunft sichernden Kapitals. Um dies zu ermöglichen, ward von der vorher durchgeführten allmählichen Verringerung dieser Unterstützung abgesehen. Es ist trotzdem ersichtlich, daß bei der Kleinheit der ausgesetzten Summe — für beide Provinzen zusammen 28000 Mark, mehr durfte und konnte nicht gewährt werden — die Ansammlung eines Fonds nur sehr langsam vor sich geht. Es ist also noch sehr die Frage, ob Westindien in nächster Zeit die ihm von der Synode für die Zukunft zugemuteten Kosten, außer den laufenden Unkosten auch die Hälfte der persönlichen Ausgaben, wird tragen können, wenn nicht die wirtschaftliche Lage sich wesentlich bessert. Immerhin ist jetzt die Linie vorgeschrieben, auf welcher Westindien, wenn auch langsam, sich dem Ziele finanzieller Selbständigkeit nähert. Dabei muß hervorgehoben werden, daß die Leistungen der beiden Provinzen schon heute durchaus anerkennenswert sind. Das jährliche Budget beider Provinzen beträgt rund 268000 Mark, wovon an Regierungsunterstützung 109000 und an Unterstützung seitens der allgemeinen Missionskasse 28000, in Summa 137000 Mark, abgehen. Demnach steuern sie zu ihrem Bestehen aus eignen Kräften und dortigem Besitz 131000 Mark bei, eine recht stattliche Summe für etwa 38000 Menschen, unter denen 16000 Kommunikanten.[1])

Bedeutend günstiger liegen die Verhältnisse augenblicklich in Süd-Afrika-West. Nicht nur haben die Beiträge der Pflegebefohlenen sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben, sondern die Gemeinen haben auch sämtliche mit Kirchen- und Schulenverwaltung zusammenhängenden Ausgaben übernommen, und — was nicht zu übersehen ist — die dortigen kaufmännischen Betriebe haben unter vorzüglicher Leitung einen solchen Beitrag liefern können, daß im Augenblick die gegründete Hoffnung aufkommen kann, dieses Gebiet werde in absehbarer Zeit imstande sein, unter einer geringen Beihilfe seitens der Hauptkasse seine Ausgaben an Ort und Stelle alle

1) Bemerkenswert ist, daß die Methodisten ihre Mission in Westindien, die schon einen gewissen Grad von Selbständigkeit erlangt hatte, wiederum als eigentliche Mission kirchlich und finanziell von der Hauptleitung abhängig erklärt haben, ob aus inneren oder äußeren Gründen, ist mir nicht recht ersichtlich. Ein beklagenswerter Rückschritt! Jedenfalls erfuhr ich bei meinem Besuch in Westindien 1898, daß schon damals diese Mission allein etwa 1/2 Million Hypothekenschulden hatte.

zu tragen und vielleicht bald noch einen nicht unbedeutenden Zuschuß zu den durch Pensionierung u. s. w. entstehenden Unkosten zu stellen. Im Augenblick schweben Verhandlungen in dieser Richtung.

Am weitesten zurück ist Suriname, was schon aus dem Grunde erklärlich ist, daß in diesem Lande die Sklaverei am längsten bestanden hat. Auch hier arbeiten Geschäfte (Handel, Gewerbe, landwirtschaftliche Industrie), die mit ihren Überschüssen eine schöne finanzielle Hilfe geben, und auch die Leistungen der Gemeinen sind im Aufsteigen. Doch kann man mehr nicht sagen, als daß zunächst die Grundlagen zu einer weiteren Entwicklung gelegt sind.

Die Entwicklung in allen 3 Gebieten hat aber zwei allgemeine Gesichtspunkte klargestellt, die für uns in der Brüdergemeine von jetzt ab wohl bestimmende Bedeutung gewinnen werden. Fassen wir sie in folgendem kurz zusammen:

1. Wie schon oben gesagt, man kann nicht erwarten, daß ein Missionsgebiet die finanzielle Selbständigkeit eines Tages plötzlich erreiche, sondern der Weg dahin ist lang und mühselig, und die allmähliche Vorbereitung muß aus langer Hand und zwar schon bei Inangriffnahme eines neuen Gebietes bedacht und ins Werk gesetzt werden. Das klingt ungemein selbstverständlich; das wunderbare ist nur, daß das selbstverständliche oft zuletzt erkannt wird.

2. Es hat namentlich die Entwicklung Westindiens uns klar ergeben, daß die Erlangung der finanziellen Selbständigkeit allein auf Grund der Leistungen der heidenchristlichen Gemeinen ohne anderweitige Hilfe völlig unmöglich ist. Dieser Satz wird ebenfalls manchem selbstverständlich erscheinen; mancher wieder wird ihn nicht ohne weiteres als richtig anerkennen. Unsere Erfahrung hat uns aber gelehrt, daß dieser Satz einerseits doch nicht ohne weiteres selbstverständlich, daß er aber andrerseits durchaus richtig ist. Das ist eben der Fehler, der von Anfang an in Westindien gemacht wurde, daß man glaubte, auf den Leistungen der Heidengemeinen allein die finanzielle Selbständigkeit aufbauen zu können. Bei diesem Punkte müssen wir länger verweilen.

Ich habe die Meinung, daß unsre heidenchristlichen Gemeinen die finanzielle Selbständigkeit mit eigenen Mitteln ohne sonstige Hilfe erlangen müssen, früher selbst verfochten, bis mir allmählich klar wurde, daß damit etwas von den Heidenchristen verlangt wird,

was von unsrer heimischen Kirche zu verlangen wir uns wohl hüten werden. Was würde wohl aus der Brüdergemeine werden, wenn sie allein aus den Beiträgen ihrer Mitglieder den gesamten Bedarf ihrer kirchlichen Bedürfnisse bestreiten sollte? Und was würde wohl aus den Landeskirchen, wenn plötzlich alle Hilfsmittel an Staatsunterstützung, sonstigen aus Schenkungen oder Erwerb hervorgegangenen Geldern u. s. w. in Wegfall kämen? Würden sie ihren Bestand, wie er heute ist, aufrecht halten können? Warum soll aber das, was bei uns unmöglich ist, mit Recht von den Heidenchristen gefordert werden können?[1])

Dieser theoretischen Erwägung gesellt sich die praktische Erfahrung hinzu. Warum ist schließlich der Versuch, Westindien finanziell selbständig zu machen, mit so wenig Erfolg gekrönt gewesen? Weil keine anderen Quellen vorhanden waren als die Beiträge der Gemeinen und zwar, was nachdrücklich zu betonen ist, solcher Gemeinen, die in Opferwilligkeit das möglichste geleistet haben. Und warum hat Süd-Afrika in den letzten Jahren solche Fortschritte in dieser Richtung gemacht? Weil außer den erfreulich steigenden Kirchenbeiträgen hier noch andre Hilfsquellen erschlossen werden konnten.

Ist die Erreichung des Ziels ohne anderweitige Hilfe nicht möglich, nun so gilt es eben solche aufzusuchen. Dabei kann man vielleicht verschiedene Wege einschlagen; ich bleibe hier stehen bei dem, was die Brüdergemeine getan hat. Daß sie und zwar von Beginn ihrer Missionsarbeit in der Errichtung von Geschäften, d. h. Handelsgeschäften, Gewerben und landwirtschaftlichen Betrieben ihre Hilfe suchte, das ist einfach in ihrer Geschichte begründet, wie jeder Kenner derselben weiß, sowie ferner in der auf das Wort des Herrn: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst sollt ihr es auch geben" und auf das Beispiel des Apostels Paulus aufgebauten reli-

[1]) Soviel Wahrheit dieser Einwurf enthält, so ist er doch nicht allgemein zutreffend. Es giebt in der alten Christenheit allerdings Gemeinen und Kirchengemeinschaften die sich ganz aus eigenen Mitteln unterhalten. Und auch auf den Missionsgebieten kann man nicht generalisieren. In China und Japan z. B. wird man mit der Zeit erreichen können, was in Surinam und Westindien unerreichbar ist. Nur die Unterhaltung der Missionare wird überall — wenigstens für absehbare Zeit — den Missionskassen verbleiben müssen. D. H.

giösen Überzeugung der ersten Missionare. Es ist hier nicht der Ort, mich mit denjenigen auseinanderzusetzen, die überhaupt jeder Geschäftstätigkeit einer kirchlichen Gemeinschaft zum Besten der Reichsgottesarbeit das innere Recht absprechen und den Begriff „Glaubenswerk" so fassen, daß überhaupt bei aller Missionsarbeit, ob in ihrem Beginn oder auf alten Feldern, jedes menschliche Rechnen, Vorsorgen und Hantieren ausgeschlossen ist und sein muß. Auch würde eine Verteidigung des Geschäftsbetriebs auf der Mission mancherlei anderen Bedenken gegenüber, sowie ihres inneren und äußeren Segens für die Heidenchristen uns jetzt zu weit führen. Diese kann vielleicht einmal in einem eignen Aufsatz gegeben werden. Hier steht zunächst nur zur Besprechung der Nachweis, daß ohne irgend welche anderweitige Nachhilfe, sei es durch ähnliche Unternehmungen oder sonst wie, das angestrebte Ziel kaum zu erreichen ist. Ungemein lehrreich ist in dieser Beziehung wiederum die Geschichte Westindiens. Einst bestanden dort blühende Geschäfte, und die östliche Provinz hat zum Glück aus alter Zeit noch einige von diesen gesammelten Fonds zur Verfügung. Leider nahm gerade in Westindien im Anfang des vorigen Jahrhunderts das Geschäftswesen, namentlich die Plantagenbewirtschaftung, die mit Sklaven — anders war es damals nicht möglich — betrieben werden mußte, eine solche Entwicklung, daß der Beschluß, ein Geschäft nach dem anderen im Interesse der geistlichen Missionsarbeit aufzugeben, wie er namentlich durch amerikanischen Einfluß herbeigeführt wurde, sehr verständlich ist. Immerhin ist es bedauerlich, daß man dabei so radikal vorging. Vielleicht hätte eine Reform sich doch als möglich erweisen können. Die Folge dieses Beschlusses, mag er nun berechtigt gewesen sein oder nicht, ist jedenfalls, daß die Missionskasse für Westindien auf längere Zeit noch wird Opfer bringen müssen.

Aus der oben erörterten Überzeugung heraus gehen nun die Bemühungen der Brüdergemeine dahin, in den Missionsgebieten, wo dies überhaupt möglich ist, aus den Überschüssen der Geschäfte nach und nach einen Teil derjenigen Reserven zu hinterlegen, die dazu notwendig sind, den Gebieten, selbstverständlich unter Beihilfe der wachsenden Leistungen der heidenchristlichen Gemeinen, die Erreichung des gesteckten Zieles zu ermöglichen. Zur Unterstützung dieser Maßnahmen hat die General-Synode noch eine weitere wichtige Bestimmung getroffen. Von den in den einzelnen Gebieten jährlich einge-

henden Kirchenbeiträgen werden 10 Proz. einem dem betreffenden Gebiete gehörigen Provinzialfonds zugeführt, dessen Zinsen im Lauf der Jahre auch zu obigem Zweck gute Dienste leisten sollen.

Es dürfte aus dem Gesagten hervorgehen, daß die Brüdergemeine seit der Synode 1899 mit zielbewußter Energie und nach klaren Grundsätzen das Ziel der finanziellen Selbständigkeit für ihre älteren Gebiete anzustreben sucht und in den neu in Angriff genommenen die Grundlagen dazu von Beginn an legt. Wohl wissen wir, der Weg ist lang, und mühsam die Arbeit; ein Menschenalter langt nicht zur Erreichung desselben, und das scheint manchem in unsrer Zeit des Dampfes schier unerträglich. Ein Missionsmann muß aber vor allem warten können, und das Gesetz der gesunden Entwicklung ist einmal: was lange währt, wird gut!

Ich kann aber nicht schließen, ohne noch auf ein Bedenken einzugehen, das vielleicht manchem über alledem gekommen ist. Werden denn nicht durch jenen Abzug der 10% von den Beiträgen und durch die in den Geschäften angesammelten Reserven der laufenden Jahresrechnung zu viele Gelder entzogen? Kann ein solches Verfahren als richtig angesehen werden? Auch hier können wir auf die grundsätzliche Seite der Frage nicht eingehen. Dies würde zu weit führen, weil wir uns sofort in einer grundsätzlichen Auseinandersetzung zwischen zwei einander gegenüberstehenden Missionsanschauungen befinden würden. Darum sei es genug, das eine hier auszusprechen, daß unsrer Meinung nach dies Verfahren für die Missionskasse im letzten Grund eine bedeutende Ersparnis darstellt. Nichts — das hat uns die Erfahrung gezeigt — kommt teurer, als eine Provinz, die längst selbständig sein sollte und doch unbarmherzig von der allgemeinen Kasse versorgt werden muß. Denn für solche alten Felder immer wieder Opfer zu bringen, ermüdet die heimatliche Missionsgemeine, während sie für neuere Arbeit gern gibt. Und der moralische Eindruck, den die Tatsache, einem Gebiete tatsächlich ganz oder teilweise zur Selbständigkeit verholfen zu haben, auf die Direktion und die Missionsgemeine macht, ist mit einer momentanen, immerhin kleinen Einbuße für die laufende Rechnung nicht zu hoch bezahlt.

Jedenfalls ist es für unsre Brüdermission im Augenblick eine Lebensfrage, ob es ihr gelingen wird, in absehbarer Zeit eines und das andere alte Gebiet mehr und mehr zur finanziellen Selbstän-

digkeit zu bringen, und es wird nicht zu lange dauern, bis diese Frage auch für die anderen Gesellschaften zu einer brennenden sich gestaltet. Keine Gesellschaft wird auf die Dauer imstande sein, neue Gebiete energisch in Angriff zu nehmen, gelingt es ihr nicht, die alten finanziell wie kirchlich selbständig oder wenigstens selbständiger, als sie es im Augenblick sind, zu machen. Es gibt einmal eine Grenze der Leistungsfähigkeit für jede Gesellschaft.

Eines die Erreichung der finanziellen Selbständigkeit erschwerenden Umstandes haben wir aber noch gar nicht gedacht, der wenigstens erwähnt sei. Wirft man einen Blick auf die Missionskarte, z. B. der Kapkolonie, so sieht man, daß etwa 30 verschiedene Gesellschaften und Denominationen daselbst und zwar nicht sauber räumlich geschieden, sondern durcheinandergewürfelt, arbeiten, und leider zeigt uns die Praxis häufig genug nicht nur ein Neben-, sondern auch ein Widereinander. Wie viel leichter und natürlicher würde sich das Problem der Verselbständigung nach der kirchlichen wie finanziellen Seite seiner Lösung entgegenführen lassen, wären von vornherein große missionarische Komplexe vorhanden. Der Missionsfreund muß eigentlich im Interesse einer gesunden Entwicklung hoffen, daß einmal eine große kirchliche Bewegung diese kleinen Kirchensplitter zu einem großen Ganzen eine, dem die Kraft innewohnt, die volle Selbständigkeit nach allen Seiten hin zu erlangen. Nicht dankbar genug können wir daher sein, daß in Deutsch-Ostafrika die deutschen Missionsgesellschaften einander freien Spielraum lassen, so daß jede von vornherein ungestört einen großen zusammenhängenden Komplex in Angriff nehmen kann. Auch von diesem Gesichtspunkt aus ist es nur zu bedauern, daß die Zeit der Gründung neuer Missionsunternehmungen leider noch nicht vorüber zu sein scheint, denn jede neue, wenn auch noch so gutgemeinte Neugründung vermehrt, abgesehen davon, daß sie den alten Gesellschaften Kräfte und Mittel entzieht, die Schwierigkeiten, die sich dem letzten Ziel aller Missionsarbeit entgegenstellen, innerlich und äußerlich selbständige, kräftige kirchliche Organisationen zu schaffen, die als geeignete Gefäße dienen können, um den Schatz des Evangeliums zu hüten und immer wieder den einzelnen Seelen als die köstliche Perle anzubieten.

Die Arbeiterfrage in unsern Kolonien.[1])

Von J. K. Vietor-Bremen.

Das Thema meines Vortrages: „Die Arbeiterfrage in unseren Kolonien" führt uns in die sonnenbeschienenen, strahlenden Tropen. Sehen wir zunächst einmal an wie unsere Schutzbefohlenen dort heute leben.

Wir befinden uns auf einer Reise im Innern Afrikas. Es ist Nacht und wir schlafen in den kleinen, dumpfen Hütten des Häuptlings. Der erste Hahnenschrei weckt uns. Obgleich es noch ganz dunkel ist, hören wir doch schon allerlei Geräusch. Die Frauen stehen zuerst auf und zerreiben am Mahlstein die Maiskörner zu Mehl, während das knisternde Feuer im Backofen leicht den Raum erhellt. Eine andere kocht schon das schmackhafte Hirsebier in großen irdenen Töpfen, welches sie den rastenden Karawanen unter dem großen Schattenbaum vor dem Dorfe verkaufen will. Von der Straße hören wir den höflichen Morgengruß der Neger. In langen Reihen ziehen die Frauen und Mädchen des Dorfes, den Wassertopf auf dem Kopf zum nahen Flusse, um das Wasser für den Tagesverbrauch zu schöpfen.

Wir erheben uns auch, denn der Himmel beginnt sich im Osten weiß zu färben. Wir bummeln die Dorfstraße entlang. Überall ist schon reges Leben. Zu zweien und dreien gehen die Männer mit ihren Gewehren zum Dorfe hinaus auf die Plantagen, gefolgt von den halbwüchsigen Jungen, welche ihnen ihr Handwerkszeug nachtragen. Die Fischer ordnen am Fluß ihre Netze. Andere Männer rollen die schweren Palmölfässer die steilen Flußufer herunter, um sie nach der Küste zu bringen. Jungens tragen Palmkerne in Körben, in die bereit liegenden Kanus. Unter einem luftigen Dache sitzt ein Schmied mit seinen 3 Gesellen. Der Lehrling bedient den minimalen Blasebalg. Sie schärfen europäisches Handwerkszeug, verfertigen Ackerbaugeräte, auch Schmucksachen und Fetische aus Messing und Eisen, die bei den Buschleuten einen schlanken Absatz finden. Etwas weiter ist ein halbes Dutzend Leute mit dem Bau eines Hauses beschäftigt, den Lehm herzutragend und knetend. Der

1) Vortrag auf dem vorjährigen Kolonialkongreß.

Zimmermann nimmt gerade das Maß zu Tür und Fenstern, und handelt wegen der Preise der von seinen Leuten im Busch geschlagenen Agobalken.

In großen Trupps begegnen uns Männer und Weiber, schwere Lasten auf dem Kopf. Sie gehen auf den ca. 4 Stunden entfernten Markt, um den Überschuß ihrer Landesprodukte gegen die so beliebten, getrockneten Fische oder europäische Waaren auszutauschen, die von den Küstenweibern und Haussahhändlern dort feilgeboten werden.

Von der Straße begeben wir uns in die Höfe. Auch dort finden wir überall fleißige Arbeit. 5—6 Kinder sitzen auf der Erde vor einem großen Haufen Palmkerne und schlagen jeden einzelnen Kern mit einem Stein auf. Frauen sitzen in einer Ecke und ziehen Perlen auf Fäden, oder teilen den gekauften Tabak in kleine Päckchen, groß genug für eine Thonpfeife, die sie für einige Muscheln auf dem Markt verkaufen wollen. Andre reinigen den Hof, waschen und fegen. In einem anderen Gehöft finden wir einen Weber an seiner Arbeit. Er webt handbreite Streifen Zeug in buntem Muster. Ferner einen Töpfer, der die irdenen Gefäße für den Bedarf des Dorfes anfertigt. Andere spinnen Garn aus selbstgezogener Baumwolle. Wenn wir um 7 Uhr wieder auf die Straße kommen, erscheint das Dorf wie ausgestorben. Nur einige alte Leute sitzen auf dem Marktplatz und tauschen die Tagesneuigkeiten aus. Sonst ist jeder seiner täglichen Beschäftigung nachgegangen.

Dieses der Wirklichkeit abgelauschte Bild afrikanischen Dorflebens, wird bei Ihnen zunächst den Eindruck hervorgerufen haben, daß die Eingeborenen unserer Kolonien im allgemeinen arbeitswillige, betriebsame und fleißige Menschen sind, die sich aber heute noch wie etwa unsere großen Kinder zu Hause, unendlich quälen, ohne doch etwas Erkleckliches zu leisten. Glauben Sie aber nicht mit mir, daß diese Leute, genügend unterrichtet, praktisch angeleitet und förderlamst unterstützt, sich zu eben so nützlichen und in ihrer Arbeit erfolgreichen Bauern und Handwerkern ausbilden lassen würden, wie bei uns zu Hause der Bauern- und Handwerkerstand, die doch mit zu den produktivsten Ständen unseres Vaterlandes gehören? —

Ebenso interessant ist ein Besuch auf einer europäischen Plantage. Auch dort gibt es keinen langen Morgenschlaf. Schon kurz nach 5 Uhr langen die ersten Arbeiter aus den benachbarten Dörfern an. Sie warten auf den weißen Leiter, welcher nach dem

Namensaufruf den Vorarbeitern die Arbeiten zuteilt und das Handwerkszeug herausgibt.

Wir begleiten unseren Gastfreund auf seinem Rundgang durch die Plantage. Die Sonne ist kaum aufgegangen, und nachdem wir die großen Pflanzbeete in der Nähe des Gehöftes passiert haben, gelangen wir zu den älteren Pflanzungen, die uns schon genügend Schatten gegen die allmählich heißer werdenden Sonnenstrahlen geben. Etwas weiter treffen wir die Leute an der Arbeit, das hochwuchernde Unkraut aus den jüngeren Anpflanzungen zu entfernen. Wir sehen — im tropischen Afrika ein seltener Anblick — 4 Ochsen vor einem Pflug gehen. Weiter hinaus graben die Leute die großen Wurzeln der gefällten Bäume aus und am Ende der Plantage ist eine Sektion Arbeiter beschäftigt, den ursprünglichen Busch, der die Plantage früher bedeckte, mit scharfen Buschmessern und Äxten niederzulegen.

Es ist eine Freude mit dem Leiter durch die Anlagen zu gehen. Überall hat er seine Augen, ein aufmunterndes oder tadelndes Wort für die Leute. Er zeigt ihnen gelegentlich, wie sie eine Arbeit besser anfassen können. Er spricht mit den Vorarbeitern und gibt seine Instruktionen, und dabei hat er doch noch Zeit, uns auf alles aufmerksam zu machen und unsere vielfachen Fragen zu beantworten. Wir hören viel Interessantes von ihm. Er ist mit seinen Leuten sehr zufrieden. Er hat immer reichliches Angebot von Arbeitern, und sie lassen sich die nötigen Strafen ruhig gefallen. Die schlimmste Strafe, die sie kennen, ist die Entlassung.

Ich habe Ihnen dieses zweite Bild gezeichnet, um Ihnen zu veranschaulichen, daß auch die Anlage größerer Betriebe, wo der Eingeborene als Tagelöhner Beschäftigung findet, der Kolonie zum Nutzen, und dem Mutterlande zum Vorteil gereichen kann, ebenso wie bei uns neben dem freien Bauernstand der Großgrundbesitz und die kapitalistische Betriebsweise ihre gute Berechtigung hat. Sie werden aber auch bemerkt haben, daß ich Ihnen eine bekannte Plantage gezeichnet habe, wo das Verhältnis zwischen dem Herrn und seinen Leuten ein gutes und verständiges war, und nur in diesem Falle, und das möchte ich gleich ganz besonders betonen, sind die Plantagen ein Segen für das Land. Leider Gottes geht es auf allen deutschen Plantagen noch lange nicht so zu.

Man sollte nun nach diesen Ausführungen meinen, daß die

Regelung der Arbeiterverhältnisse in unseren Kolonien die denkbar einfachste Sache von der Welt sei. Man müsse nur fortfahren, auf den gegebenen Verhältnissen weiter zu bauen und

1. durch eine verständige, wohlwollende Regierung die vorhandenen, guten Eigenschaften der Schwarzen weiter entwickeln und die schlechten unterdrücken;

2. sie durch Anlage von Versuchsgärten zu belehren, wie sie ihre Arbeitsleistung in wirtschaftlicherer und damit für das Mutterland in steuerkräftigerer Weise verwenden können;

3. den nicht selbständigen, im Lohnverhältnis arbeitenden Schwarzen durch Gesetze, welche ihnen ein menschenwürdiges Dasein garantieren, den Weg zu einem freien und zufriedenen Arbeiterstande zu bahnen und

4. durch die Arbeit der Mission, die Leute sittlich und geistig so zu heben, daß sie zu Vorstehendem befähigt werden.

Meine langjährige, persönliche Erfahrung sagt mir allerdings, daß dies in der Tat der einzige Weg ist, den wir einschlagen können, um an unseren Kolonien in absehbarer Zeit auch einmal Freude zu erleben, und ihnen selbst und ihren Einwohnern zum Nutzen und zum Segen zu gereichen. Und weil wir diesen Weg nicht beschritten haben, deshalb haben wir an unserer Kolonialpolitik bisher so wenig Freude erlebt und deshalb brachte sie uns bisher so viele Enttäuschungen.

Wir haben den Kolonien selbst einen großen Dienst dadurch getan, daß wir sie deutsch gemacht haben, denn wo die deutsche Flagge weht, herrscht Frieden und Ruhe, während früher Überfälle, Mord und Todtschlag an der Tagesordnung waren. Ist es nun aber nicht geradezu erstaunlich, daß wir nun schon beinahe 20 Jahre unsere Kolonien haben, welche in Afrika allein, von mehr wie 10 Millionen Eingeborenen bewohnt werden, also ca. 1/6 der Einwohnerschaft Deutschlands aufweisen, und daß diese Millionen nach so langer Zeit, nach so viel Mühe, Arbeit und Ausgaben noch nicht einmal imstande sind, die Kosten ihrer eigenen Verwaltung zu decken, während doch in den gutgeleiteten englischen und französischen Kolonien bei ähnlichen Verhältnissen die freie Produktion der freien Neger dem Mutterlande jährlich 100000de und Millionen abwirft. Woher kommt dieser Mißerfolg? Meine Antwort lautet: Der Hauptgrund hierfür ist die falsche Behandlung der Eingeborenen, denn

ein Land kann in erster Linie nur durch seine eigenen Bewohner zum Blühen und Gedeihen gebracht werden.

Wer von uns hat denn bisher in der ganzen Kolonialpolitik an die Eingeborenen gedacht, außer wenn es sich um Zwang zur Arbeit handelte? Haben wir Deutsche die Eingeborenen bisher behandelt wie Menschen, die nur auf einer tieferen Stufe stehen wie wir und deshalb der Erziehung bedürfen? Wie armselig nehmen sich die paar Regierungsschulen und Versuchsgärten in unseren großen Kolonien aus! Hat nicht im Gegenteil geradezu vielfach die schlechte Behandlung der eingeborenen Arbeitskräfte dem Gedeihen unserer Plantagen-Kolonien selber im Wege gestanden? Wo gedeiht in unserem Vaterlande, sowohl Landwirtschaft wie Industrie am besten? Dort, wo die Herren begriffen haben, daß mit der Wohlfahrt und der Zufriedenheit ihrer Arbeiter ihr eigener Wohlstand und Vorwärtskommen auf das Innigste verknüpft ist. Ich brauche hier wohl nur die Namen Krupp und Lloyd zu nennen.

In Afrika, speziell in Kamerun in Ostafrika liegen die Verhältnisse viel besser, ist aber gegen dieses Prinzip viel gesündigt worden. Wissen Sie, um nur ein Beispiel anzuführen, daß auf unseren Kamerun-Plantagen, die teilweise schon 10 Jahre bestehen, mindestens 20 % der Eingeborenen jährlich sterben zum weitaus größten Teil, weil sie die Nahrung, schlecht gekochten Reis, nicht vertragen können? Jetzt geht durch die Zeitungen die Notiz, daß einige Plantagen angefangen haben, fahrbare Dampfkochkessel einzuführen, um der grassierenden Dysenterie Einhalt zu tun. Also nach so langer Zeit wendet man die Kosten auf, um hunderten, wenn nicht tausenden von Eingeborenen das Leben zu erhalten. Ist das nicht gelinde gesagt eine sehr kurzsichtige Kolonial-Politik?

Dadurch erklärt sich aber auch das Rätsel, daß unsere sonst so arbeitswillige Kolonialbevölkerung so wenig Neigung zeigt auf den meisten Plantagen zu arbeiten, denn Ausnahmen gibt es wie oben angedeutet auch. Und doch wäre es so leicht, daß diesen an so wenig Komfort gewöhnten Leuten, das Los eines Plantagenarbeiters viel goldiger erscheinen sollte, wie ihr bisheriges, wenn man sie nur besser nähren und behandeln, und genügend bezahlen wollte.

Man lasse doch endlich die Meinung fahren, daß wir es in unseren Kolonien mit einer stupiden Bevölkerung zu tun haben. Heute schon gibt es dort Millionen von Bauern, welche gerne, statt

ihres wertlosen Mais und Hirse, Kakao, Ölsaaten, Baumwolle oder andere wertvollere Kulturprodukte bauen würden, wenn sie es nur anzufangen wüßten. Heute schon drängen sich die Jungens in unseren Kolonien in die Missionsschulen, daß die Missionen nicht Lehrer genug auftreiben können.

Ja sogar im Innern Togos bezahlen die Leute heute 7—8 Mark für ein Kilo Kakao, dessen reeller Wert 30—40 Pfg. ist, nur um in die Lage zu kommen, sich selbst Kakaoplantagen anzulegen. Sind das nicht strebsame, unternehmende Eingeborene? und ist es nicht ein Jammer, daß die Regierung nicht schon vor 10 oder 15 Jahren einen Versuchsgarten in ihrer Mitte anlegte? Hätten wir dann nicht heute schon blühende Kulturen und neue Exportartikel in unseren Kolonien, und damit größere Zolleinnahmen und weniger Reichszuschuß? —

Aber das Bild, das ich Ihnen von den Arbeiter-Verhältnissen in unseren Kolonien entworfen habe, würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht noch zwei weiterer Kolonial-Einrichtungen hier gedenken wollte, der besten und der verderblichsten, die wir haben.

Ich meine zunächst die Arbeiten des kolonialwirtschaftlichen Komitees. Dasselbe 1896 begründet scheint berufen zu sein, den größten Teil zu einer gedeihlichen Entwickelung unserer Kolonien beizutragen. Unbekümmert um die politischen Verhältnisse hat es zunächst mit weitem Blick und mit einem Verständnis und mit einer Sachkenntnis, die mich immer wieder von neuem in Erstaunen setzt, die wissenschaftliche Erforschung unserer Kolonien erfolgreich in die Hand genommen. Ich erinnere nur an die Entdeckung des Kautschuk uud Guttapercha in Neu-Guinea und an die Herstellung größerer Bestände von Nutzhölzern, Gerbstoff, Medizinal- und Faserstoffen in Ostafrika. Wo ein Notstand sich zeigt, springt es ein. In Ostafrika befindet sich eine Expedition zur Untersuchung der Kaffeeschädlinge auf den Plantagen; in Südwestafrika eine Bohrkolonne zur Schaffung von Tränkstellen für das Vieh. Zielbewußt arbeitet es an der Einführung einer Baumwollkultur als Volkskultur in Ostafrika und Togo. Ja, da dem heutigen Reichstag das richtige Verständnis für die Wichtigkeit von Eisenbahnen für unsere Kolonien zu fehlen scheint, hat es sogar die Trassirung der so wünschenswerten Bahnlienie Lome-Palime in Togo selbst in die Hand genommen.

Es ist unmöglich in dem Rahmen dieses Vortrages die Verdienste des Komitees alle aufzuführen, welches bereits annähernd 1000 Partien Saatgut an die Interessenten und Gärten verteilte und über 150 Proben von Kolonialprodukten chemisch untersuchte. Ich möchte aber den verehrten Anwesenden den dringenden Rat geben, soweit sie es noch nicht sind, Mitglieder dieses Kolonialwirtschaftlichen Komitees zu werden, denn dann werden Sie durch sein Organ den „Tropenpflanzer" fortlaufend über den Gang seiner eben so hochinteressanten wie nützlichen Arbeiten unterrichtet bleiben.

Die andere Einrichtung ist die Vergebung der Konzessionen. Sie sind der größte Fehler unserer Kolonialpolitik, denn unsere Regierung hat das wertvollste Besitztum unserer Kolonien, den Grund und Boden, 10000 □ kilometerweise so zu sagen verschenkt, ohne sich die nötigen Kautelen zu schaffen, durch die die Interessen des deutschen Volkes und der Eingeborenen gewahrt werden. Was für Geschenke das sind, ersehen Sie am besten daraus, daß 1. allein an der Gründung der Südkamerungesellschaft in Brüssel 16 Millionen Franks verdient sein sollen, und 2. daß die beiden Gesellschaften Süd- und Nordwest-Kamerun heute schon dem deutschen Volk 60 Millionen Mark Pacht jährlich zu zahlen haben würden, wenn das von H. v. Wissmann 1896 in Ostafrika erlassene, nachher leider zurückgezogene Bodengesetz auf sie zur Anwendung gekommen wäre.

Aber nicht genug damit. Jetzt fordern die Inhaber der deutschen Konzessionen auch noch, daß ihnen die sämtlichen Naturprodukte aus den ungeheuren ihnen zugeteilten Gebieten, die sie mit den lächerlichen Summen von 2 und 4 Millionen erschließen wollen, zugesprochen werden, und daß jeder Mitbewerb anderer Unternehmer ausgeschlossen sei. Das heißt also mit anderen Worten, daß ihnen die Eingeborenen auf Gnade und Ungnade übergeben werden sollen. Wenn die Leute arbeiten wollen, dann werden sie spottwenig für ihre Arbeit bekommen, denn sie werden die Preise nehmen müssen, die die Gesellschaft ihnen vorschreibt. Wenn ihnen aber das Entgelt zu gering ist und sie nicht arbeiten wollen, dann wird man auf die faulen Neger, für die man den Ausdruck Beamte erfunden hat, schelten, und die Hilfe der Regierung anrufen, oder sie auf irgend eine Weise zu zwingen suchen. — So liegen die Verhältnisse heute in unseren Kolonien.

Zwei verschiedene Prinzipien stehen sich scharf gegenüber. Die einen sagen: Wir haben unser Geld auf die Entwickelung unserer Kolonien verwandt, und die Regierung muß uns helfen. „Das Kapital kann nicht warten," schrieb die Koloniale Zeitschrift neulich. Das ist der springende Punkt bei vielen unserer Kolonialpolitiker. Dividenden sollen bezahlt werden, und zwar so rasch wie möglich, wenn die Unternehmungen auch nach kaufmännischen Begriffen noch so übereilt und noch so unverständig angelegt sind. Deshalb müssen Arbeiter für die Plantagen beschafft werden, deshalb müssen die Eingeborenen von Platz zu Platz weichen, wenn die Plantagen kommen, und deshalb soll jeder Wettbewerb anderer Unternehmer in den Konzessionsgebieten ausgeschlossen sein. Deshalb ist jeder, der nicht auf den Plantagen arbeiten oder vielleicht sterben will, ein fauler Kerl und schwarzes Gesindel und deshalb endlich kümmert man sich auch nicht um die vielen Millionen anderer Eingeborenen; an denen ist ja doch kein Geld zu verdienen. —

Dem gegenüber kann das andere und meiner Meinung nach einzig richtige Prinzip gar nicht genügend klargestellt und empfohlen werden, daß die Hebung unserer Kolonien zum größten Teil von der Hebung der Eingeborenen abhängig ist. —

Vor allen Dingen sollte man den Leuten, die sich selbst nicht schützen können, ihre persönliche Freiheit bewahren. Wir verstehen unter persönlicher Freiheit nicht den Begriff der politischen Freiheit, wie er bei uns zu Hause zu gelten scheint, wo so oft der Ruhige und Bescheidene hinter dem anmaßenden Schreier zurücktreten muß. Wir sind vielmehr für stramme Zucht und Ordnung, aber wir verstehen unter persönlicher Freiheit, die Selbstbestimmung der Leute, daß sie ihr Leben einrichten dürfen, wie sie wollen; daß man sie nicht wider ihren Willen mit Gewalt zu unsympathischer Arbeit zwingen darf, und daß man ihnen, ich möchte sagen, ihre natürlichen Rechte, sich in ihrem eigenen Lande ihren Erwerb zu suchen, nicht ohne weiteres nehmen darf. Der einzige Zwang, den wir anerkennen, ist die Erhebung von Steuern, wie er dem Stande unserer Verwaltung entspricht. —

Wollen wir zu dem Segen, den wir den Ländern durch die Besitzergreifung gebracht haben, nun weitere Segnungen hinzufügen: die Leute heben, belehren und bekehren, oder wollen wir ohne weitere Schwierigkeiten einen großen Teil unseres kolonialen Besitzes den

Gesellschaften überliefern, damit sie damit mehr oder weniger schalten und walten können, wie sie wollen?

Noch sind unsere Kolonien weiches Wachs in unserer Hand. Wir können die Verhältnisse gestalten wie wir wollen. Wollen wir den Millionen Lohnarbeitern zu Hause noch ebensolche Millionen Proletarier in unseren Kolonien hinzufügen, oder wollen wir mit Energie und Verstand an der Schaffung eines freien Bauernstandes arbeiten, der auf seiner eigenen Scholle sitzend, seinen eigenen Acker baut, und friedlich und genügsam sein Leben genießt, froh des starken Schutzes des gewaltigen deutschen Reiches. —

Die Entscheidung über die Zukunft unserer Kolonialpolitik muß in den nächsten Jahren fallen, und damit wird das Los unserer Eingeborenen besiegelt sein. Gebe Gott, daß unser Kaiser und unsere Regierung und unser deutsches Volk das Richtige wählen.

Chronik.

Bevölkerungsstatistik Chinas. Wie Chinas Millions (1902, 153) mitteilen, hat die chinesische Regierung gelegentlich der Verteilung der Kriegsentschädigung auf die einzelnen Provinzen eine Art Zensus veranstaltet, nach welchem sich die Bevölkerung des Reiches folgendermaßen stellen soll:

Tschili	20 937 000	Einwohner
Schantung	38 247 900	„
Schansi	12 200 456	„
Honan	35 316 800	„
Kiangsu	13 980 235	„
Nganhwei	23 672 314	„
Kiangsi	26 532 125	„
Tschekiang	11 580 692	„
Fuhkien	22 876 540	„
Hupeh	35 280 685	„
Hunan	22 169 673	„
Kansuh	10 385 376	„
Schensi	8 450 182	„
Sitschuen	68 724 890	„
Kuangtung	31 865 251	„
Kuangsi	5 142 330	„
Kweitschau	7 650 282	„
Yunnan	12 324 574	„
Die 18 Provinzen:	407 337 305	Einwohner.

Die 18 Provinzen:	407 337 305	Einwohner.
Mandschurei	8 500 000	Einwohner
Mongolei	2 580 000	„
Tibet	6 430 000	„
Chinesisch-Turkistan . . .	1 200 000	„
Gesamtbevölkerung:	**426 047 325**	**Einwohner.**

Neue Wetterwolken in China. Unter vielem Erfreulichen, das die Missionsnachrichten aus China melden, sowohl über den unverkennbaren Umschwung der Stimmung gegen die Missionare in weiten Kreisen der Bevölkerung und gegen den oft überraschenden Eingang, den ihre Botschaft findet, wie über die Reformbestrebungen namentlich auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und ihrer Begünstigung durch verschiedene Vizekönige, mehren sich doch in der letzten Zeit wieder die Berichte über bedenkliche Gegenströmungen, welche zeigen, wie vulkanisch noch immer der Boden ist und wie sehr man sich vor zu optimistischen Erwartungen hüten muß. Es sind wieder bedeutende Boxerrebellionen ausgebrochen; in der Provinz Hunan sind denselben 2 Missionare der China-Inland-Mission, Bruce und Lewis, und in Sitschuen 20 protestantische und angeblich 1000 (?) katholische eingeborene Christen zum Opfer gefallen. Die unsinnigsten Gerüchte über Vergiftung der Brunnen, Augen- und Eingeweideausschneidung durch die Christen und dergleichen, wie über übernatürliche Kräfte der sog. Boxer waren in Umlauf gesetzt worden. Allerdings gelang es den chinesischen Behörden, die Aufstände zu dämpfen; auch veranstalteten dieselben ein feierliches Begräbnis der Opfer in Hunan, und verdammten in einem offiziellen Dokumente die Morde als schändliches Verbrechen; aber zur Ruhe waren damit die wilden Boxer nicht gebracht. Nur das scheint außer Zweifel zu stehen, daß diesmal die oberen Behörden selbst die Hand nicht mit im Spiele gehabt haben, die niederen haben die Greueltaten geschehen lassen, sind aber streng bestraft worden. Auch in andern Provinzen ist es zu Aufständen gekommen, welche aber wesentlich ihren Grund in der Habsucht unredlicher Beamten gehabt haben sollen, die die Erhebung der infolge der Wirren zu leistenden Entschädigung zu ihrer eignen Bereicherung benutzt haben. — Während auf der einen Seite die Hilfe namentlich der protestantischen Missionare zur Reform des Unterrichtswesens in Anspruch genommen wird, liegen auf der andern Seite Tatsachen vor, welche davor warnen, auf diese Schulreform für die Mission zu große Hoffnungen zu gründen. Es sind nämlich Verfügungen ergangen, welche von den Besuchern der höheren Schulen ohne Ausnahme die Teilnahme an der Verehrung des Konfuzius verlangen und dadurch christliche Jünglinge von dem Besuche dieser Schulen geradezu ausschließen. Ob der Protest des Missionar Richards gegen diese Verfügungen Erfolg gehabt, ist zur Zeit noch nicht bekannt. —

Industrie-Ausstellung der eingeborenen Christen in Indien. Vom 22.—24. Februar 1902 fand zu Lakhnau in Indien eine nur von eingeborenen Christen beschickte Industrie-Ausstellung statt, die die Indian Christian Association of the Northwest Provinces and Oudh veranstaltet hatte, und der die höchsten Beamten eine besondere Teilnahme zu-

wandten. Für Indien hat ja die Industrie-Mission nicht nur die allgemeine Bedeutung, „den Sinn für die Würde der Arbeit zu wecken," wie einer der Beamten bei der Eröffnung sagte, und die Empfindung wachzurufen, daß „ein Mensch, der keine ehrenhafte Arbeit tut, auch nicht weiß, was Selbstachtung ist, und daß Selbstachtung ein sehr wichtiges Element in dem Charakter und Leben eines Christen ist," sondern sie hat noch die besondere Bedeutung, einem Haupthindernis für die Ausbreitung des Christentums entgegenzuwirken, insofern bei dem Kastenwesen die zum Christentum Übertretenden häufig genug ihrer bisherigen Beschäftigungen und Subsistenzmittel beraubt werden. Dazu ist noch in der letzten Zeit die Sorge für die Tausende von Männern, Frauen und Kinder getreten, die durch die Hungersnot und die Pest brotlos geworden sind. Rechnet man doch, daß durch die letzten Hungersnöte den Missionen die Aufgabe auferlegt wurde, allein 25 Tausend Waisen zu versorgen. Das alles erhöhte das Interesse für die Ausstellung. Die meiste Anziehungskraft übte das Departement von Zimmerei-Arbeiten aus. Drei Gesellschaften waren hier miteinander in Wettbewerb getreten. Die Methodistenmission in Kahnpur, die Londoner Missionsschule in Mirsepur und die der Ausbreitungsgesellschaft. Die ausgestellten Artikel konnten getrost die Rivalität mit den eingeführten aushalten, so daß einer der Regierungsbeamten bedauerte, nicht früher die Leistungen gekannt zu haben; er habe leider gerade kurz vorher einen größeren Kauf abgeschlossen. Auch allerhand Weberei-Artikel fanden große Beachtung, z. B. waren persische Wollenzeuge, die Arbeit eingeborner Christen, ebensogut wie sie anderweits gefertigt werden, Handarbeiten von Knaben und Mädchen, die aus der letzten Hungersnot gerettet waren. Die Arbeit eines armen 13jährigen Mädchens gewann den zweiten Preis; ein anderes Mädchen hatte nicht weniger als 32 Artikel ausgestellt und gewann mehrere Preise. Höchst interessant war die Abteilung für Stenographie und Maschinenschreiben, weil sie für junge Leute beiderlei Geschlechtes mit besserer Bildung die Aussicht auf einen neuen Erwerbszweig vor Augen führte. Es wurde mitgeteilt, daß junge Leute, die stenographieren könnten und mit der Schreibmaschine Bescheid wüßten, sehr gesucht seien und gut bezahlt würden. Auch Bilder, Photographien, Näharbeiten waren ausgestellt. Da diese Ausstellung jedoch nur auf die genannten Bezirke (Nordwestprovinzen und Audh) beschränkt war, ist für das nächste Jahr eine Ausstellung für ganz Indien einschließlich Ceylon in Madras geplant, zu der auch die syrischen Christen und die Katholiken eingeladen werden sollen. Man hofft durch eine solche Ausstellung, die die Gesamtleistung der Industriemission zur Anschauung bringt, diese jetzt zu fördern und ihr weitere Absatzgebiete zum Besten der eingebornen Christen zu erschließen.

Wie die Katholiken ihre Gegner totbeten. In dem „Borkener Wochenblatt" Nummer 74 vom 20. September 1902 (3. Blatt) wird ein von dem Jesuiten-Pater Kipp aus Sangamner (in Indien) d. d. 26. August 1902 datierter Brief veröffentlicht, in dem wörtlich folgende Passage vorkommt: „Wir haben hauptsächlich mit zwei Feinden zu kämpfen. Zunächst sind es die Protestanten, die uns unsere christlichen Dörfer entreißen wollen. Wiewohl diese

(es sind deren vier verschiedene Sekten hier) sich gegenseitig hart bekämpfen, so sind sie doch einig im Kampfe gegen die katholische Mission. Sie mißbrauchen die Not der armen Leute, um sie für ihre Zwecke auszubeuten. Ihre Sendlinge, die protestantischen Lehrer, laufen in vielen unserer Dörfer herum, versprechen Geld, Getreide und Kleider, falls man ihnen unsere Kinder übergibt. Es ist ein wahres Wunder, daß unsere Kinder, die sich im äußersten Elend befinden, uns bisher treu geblieben sind. Wir können Gott für diesen seinen Schutz, den er uns seit Jahren angedeihen läßt, nicht genug danken. Zuweilen war er so auffällig, daß wir ihn wie mit Händen greifen konnten. Hierüber einige Beispiele: vor längerer Zeit erklärte ein protestantischer Prediger aus England unserer Mission offenen Krieg. Er ließ laut verkünden, daß er in kurzer Zeit die ganze Sangamner-Mission ruiniert haben werde. P. Weishaupt hörte von der Drohung, legte den Namen des betreffenden Herrn vor die St. Joseph-Statue und ließ unsere Kinder für die Rettung der Mission beten. Sieh da! nach wenigen Tagen kam die Nachricht, daß der Prediger infolge eines Blutsturzes plötzlich gestorben sei. Kurz darauf machte ein heidnischer Beamter auf den sogenannten Reliefcamps, wo die armen Leute gegen einen Hungerlohn Arbeit finden, unseren christlichen Kindern allerlei Schwierigkeiten. P. Weishaupt begann eine neuntägige Andacht zum heiligen Herzen Jesu mit den Kindern. Bereits am dritten oder vierten Tage der Andacht war der Beamte eine Leiche. Ein bösartiges Geschwür hatte Blutvergiftung herbeigeführt. So haben der heilige Joseph und das göttliche Herz Jesu zwei Feinde der Mission aus dem Wege geräumt. Ein Brahmine sollte gleichfalls die Strafe des Himmels in einer etwas milderen Weise erfahren. Er war der höchste Beamte auf einem Reliefcamp, wo zwischen 14 und 17000 Menschen arbeiteten. Seit mehr als einem Jahre war er der geschworene Feind unserer Christen. Einmal ging er in seinem Hasse so weit, daß er den katholischen Lehrer, der nach der Arbeit am Abende mit unseren Kindern eben den Rosenkranz beten wollte, mit seinem Spazierstock schlug. Ich hörte davon, legte seinen Namen vor die Statue des heiligen Herzens Jesu, und forderte unsere Kinder zum Gebete auf. Die Hilfe ließ nicht lange auf sich warten. Ein heftiges Fieber erfaßte den Brahminen, so daß er um Urlaub einkam, ja kurz darauf vollständig von dem Camp entfernt wurde. An seine Stelle trat ein Engländer, der, obwohl Protestant, uns sehr gewogen ist und unseren christlichen Kindern jede Vergünstigung gewährt."

Auf den ersten Teil dieses Berichts will ich mit Vergnügen antworten, sobald die Redaktion die angeklagten protestantischen Lehrer mit Namen nennt und angibt, zu welcher „Sekte" bezw. Missionsgesellschaft sie gehören. Allgemeine Verunglimpfungen dieser Art, die nun einmal traditionell zur katholischen Polemik gehören und zu dem Zwecke in Kurs gesetzt zu werden scheinen, um die eignen unschönen Proselytierungskünste zu vertuschen, verdienen keine Widerlegung. Und bezüglich des zweiten Teils genügt zum Gericht die bloße Veröffentlichung. Aber darauf darf man gespannt sein, ob z. B. die „Germania" oder die „Kölnische Volkszeitung" dieses Totbeten rechtfertigt.

Die amerikanischen Universitäten-Missionen.

Ein Brief Mr. Mott's an den Herausgeber.[1])

„Soeben habe ich Ihre Notiz in der November-Nummer der Allgemeinen Missions-Zeitschrift (1902, 530), Amerikanische Universitäts-Missionen betreffend, gelesen. Ich sende diesen Bericht, um allfälligen Mißverständnissen, die sich eingeschlichen haben mögen, vorzubeugen. Die Yale Universitäts-Mission hat absolut keinen Zusammenhang mit dem „Student Volunteer Movement for Foreign Missions." Die Anregung für eine solche Mission kam von den Studenten in Yale. Der Plan der Mission war von den Studenten und Professoren in Yale entworfen. Die Mission hängt durch ihre Verfassung mit dem „American Board of Commissioners for Foreign Missions" zusammen. Zur Zeit als die Studenten und Professoren in Yale beschlossen, eine solche Mission zu gründen, haben sie Herrn Beach, den „Educational Secretary" des „Student Volunteer Movement", berufen als Leiter ihrer Mission, weil sie in dieser Stellung einen Mann wünschten, der in Yale studiert und zugleich in China als Missionar tätig gewesen ist. Herr Beach ist ein wohlbekannter Graduierter von Yale und hat mehrere Jahre als Missionar in Nord-China für den „American Board" gearbeitet, ist somit[2]) ein erfahrener Missionar. Das „Student Volunteer Movement" sprach Herrn Beach seinen ernstlichen Wunsch aus, daß er diesen Antrag ablehnen und in seiner jetzigen Stellung fortfahren möchte; aber nach reifer Überlegung, und in Übereinstimmung mit einer Anzahl von Ratgebern, sah er es als seine Pflicht an, die Stelle als Leiter der Yale Universitäts-Mission anzu-

1) Ich drucke den Brief so wie er mir und zwar in deutscher Sprache zugegangen ist. Mein Bericht reproduziert genau den Inhalt der betreffenden amerikanischen Quellen. Das von Mr. Mott berichtigte Mißverständnis lag jedenfalls sehr nahe, da der Educational Secretary des Stud. Vol. Mov. mit der Leitung der Yale-University-Miss. betraut worden ist. — Ich halte Universitäten-Missionen für keine glücklichen Missionsbetriebe; die Universitäten sollen der Mission Arbeiter liefern, aber nicht selbst Missionsorgane sein, in derselben Weise wie sie der heimatlichen Kirche Arbeiter liefern, ohne Leitungsorgane der Kirche zu sein. — Ich freue mich, daß Mr. Mott bei seiner früheren Erklärung bleibt und wünsche sehr, daß es ihm gelingt, das Stud. Vol. Movement von der Gründung neuer Missionsorgane, unter welchem Namen und in welcher Form immer, wirklich abzuhalten. Gerade unsern amerikanischen Freunden kann nicht oft und nachdrücklich genug gesagt werden: not diffusion but concentration.

2) Ich bin weit entfernt davon, die Erfahrung des Herrn B. zu bezweifeln; aber in seiner Allgemeinheit beanstande ich den Schluß, daß lediglich darum, weil jemand „mehrere Jahre als Missionar gearbeitet hat", er auch ein erfahrener Missionar sei.

nehmen. Er wird jedoch aus seiner jetzigen Stellung nicht austreten, um seine neuen Pflichten für die Yale Universitäts-Mission aufzunehmen, bis etwa in einem Jahre oder später, zu welcher Zeit die Mission eine Gruppe Männer auszusenden gedenkt. Ich könnte auch beifügen, daß es dem „Student Volunteer Movement" so sehr daran gelegen war, allen Mißverständnissen vorzubeugen, die daraus entstehen möchten, wenn ihr „Educational Secretary" diesen Ruf angenommen von einer Gesellschaft, die einigerorts möglicherweise als eine unabhängige Mission betrachtet werden könnte, daß die Leitung des „Student Volunteer Movement" Herrn Beach beauftragte, seine Resignation einzuhändigen, die wirksam wird, sobald er die Pflichten seiner neuen Stellung übernimmt.

Harvard-Universität hat keine neue Mission ins Werk gesetzt, des ungeachtet, daß in verschiedenen Zeitschriften so gemeldet wurde. Alles was diese Universität bis jetzt getan hat, ist zu beschließen, daß sie zum Unterhalt eines ihrer neueren Graduierten als Sekretär des „Foreign Departement of the International-Comittee of Young Men's Christian Associations", beitragen wollen. Dieser Mann ist als Agent der genannten Organisation nach Indien gereist, um dort unter den Studenten der Staats-Hochschulen zu arbeiten. Das auswärtige Departement des „International-Comittee of Young Men's Christian Associations" ist eine Missionsgesellschaft, die seit dem Jahre 1889 auf dem Missionsfelde tätig gewesen ist. Diese Gesellschaft hat 30 Agenten (Sekretäre, wie wir sie nennen), die „Universitäts-Graduierte" sind, mit nur einer Ausnahme. Diese sind verteilt wie folgt: 5 in Japan, 1 in Korea, 6 in China, 1 in Hong-Kong, 1 in Ceylon, 13 in Indien, 1 in Mexiko, 1 in Brasilien und 1 in Argentinien. Jeder dieser Sekretäre wurde durch die „Young Men's Christian Association" ausgesandt, auf den ausdrücklichen Wunsch der Missionare, die als Agenten der Missionsgesellschaften auf dem betreffenden Missionsfelde handelten, zu welchem unser Sekretär gegangen. Die „Young Men's Christian Association" sendet niemals einen Sekretär bis die Missionare der Missionsgesellschaften auf dem betreffenden Felde die Anregung geben und den ernstlichen Wunsch aussprechen, daß sie dies tun möchten. Die christlichen Studenten von Harvard, nachdem sie erfuhren, daß ein Mann für Nord-Indien verlangt werde, beschlossen, daß einer ihrer Graduierten gesandt werden sollte für diese Stelle. Da der betreffende Mann für die Stelle geeignet war, hat ihn die „Young Men's Christian Association" angenommen, und die Studenten in Harvard haben sich verpflichtet, einen Teil der Kosten seines Unterhaltes zu tragen. Sie haben auch den Wunsch ausgesprochen, daß in Zukunft andere ihrer Graduierten durch die „Young Men's Christian Association" ausgesandt werden sollen, vorausgesetzt, daß sie verlangt werden, daß passende Männer da sind und die Universität Geld für deren Unterhalt liefern kann.

Sie waren im Recht in der November-Nummer Ihrer Zeitschrift anzuführen, daß ich Ihnen mündlich aufs bestimmteste versichert, man denke nicht daran, eigene Missionsunternehmungen in Angriff zu nehmen. Das „Student Volunteer Movement" hat niemals Missionare ausgesandt, und wird es niemals tun. Ihre Aufgabe ist die einer Rekruten-Agentur. Sie begnügt

sich damit, den bereits bestehenden Missionsorganisationen Arbeiter zuzuführen. Ihr einziger Wunsch ist, den bereits bestehenden Missionsgesellschaften behilflich zu sein.

In anbetracht dessen, was ich auf meinen zwei langen Reisen durch die hauptsächlichsten Missionsfelder der Welt gesehen und gehört, stimme ich herzlich Ihrer eigenen Überzeugung bei, daß es nicht wünschenswert ist, neue Missionsgesellschaften zu gründen, da die bestehenden Organisationen dadurch geschwächt werden.

Wollen Sie gefälligst diesen Brief in einer baldigen Nummer Ihrer Zeitschrift veröffentlichen. Andernfalls befürchte ich, daß Ihr Bericht unser „Student Volunteer Movement" beeinträchtigen wird, und ich bin sicher, daß dies weder Ihrem Wunsch noch Ihrem Zweck entspricht. Ich wünsche dies um so ernstlicher, da Ihre Zeitschrift als die beste Autorität der Welt betrachtet wird.

Erlauben Sie mir, Ihnen wieder unseren tiefgefühlten Dank auszusprechen für den großen Dienst, den Sie unserm „Student Volunteer Movement" und der Mission im allgemeinen durch Ihre „Allgemeine Missions-Zeitschrift", und durch Ihre Bücher erweisen."

Ich verbleibe hochachtungsvollst

John R. Mott.

New-York, den 4. Dezember 1902.

Literatur-Bericht.

Julius Richter: „Nordindische Missionsfahrten." Zweiter Band der „Erzählungen und Schilderungen von einer Missions-Studienreise durch Ostindien." Gütersloh. 1903. geb. 3,60 Mk. Was ich zur Charakteristik des ersten Bandes des literarischen Ertrags der Richterschen Studienreise durch Indien gesagt (1902, 394 f), das gilt auch von diesem zweiten: lebensvolle Gestaltung, lichtvolle Anschaulichkeit, der Wirklichkeit entsprechende Zeichnung, Besonnenheit des Urteils, gelungene Verbindung der Kleinmalerei mit großen Gesichtspunkten; ja was das Darstellungsgeschick betrifft und zum Teil auch inhaltlich, möchte ich diesem zweiten Bande vor dem ersten fast noch den Vorzug geben. Der Inhalt zerfällt in die 3 Hauptkapitel: 1. Deutsche Missionsarbeit in Nordindien (die Goßnersche Mission und die Arbeit des morgenländischen Frauenvereins); 2. nordindische Missions- und Städte-bilder (Kalkutta, Himalaya, Benares, Delhi); 3. brennende Missionsfragen (Indien als Missionsfeld, Hinduismus, Kaste, das Missionsschulwesen in Indien). Die beiden ersten Abteilungen enthalten — allerdings mit vielen reflektierenden Bemerkungen — Erzählungen aus den Missionsfahrten, die der Verfasser im Norden Indiens gemacht und zwar so malerisch, daß man mit ihm sieht, was er selbst gesehen hat, nicht nur die sehr verschieden gearteten landschaftlichen Bilder, die heidnischen Kultusstätten u. s. w., sondern auch die Mission an der

Arbeit, ihren Betrieb in seinen mannigfaltigsten Verzweigungen, die ihr entgegenstehenden Hindernisse wie die ihr die Wege bahnenden Volksbewegungen u. s. w. Die 3. Abteilung bildet zu den auf eignen Erlebnissen und Anschauungen beruhenden Schilderungen eine Art Anhang, der in 3facher Beziehung eine Charakteristik Indiens als Missionsfeld enthält: in geographischer und ethnographischer, in religions- und sozialgeschichtlicher und in kulturell erzieherischer. Dem Kundigen ist ja vieles in dieser Charakteristik nicht neu, je und je auch etwas anfechtbar, aber für den weiteren Leserkreis, auf den das Buch doch berechnet ist, ist die Klarheit, mit der sie gegeben wird, voll behaltlicher Belehrung, besonders die übersichtliche Darstellung der religiösen Entwicklung Indiens zum Brahmanismus und im Zusammenhange mit ihr der sozialen zur Kaste, auch der Einblick in das unter uns so wenig bekannte indobritische Schulwesen mit seinen Förderungen und Erschwerungen der Missionsarbeit. Kurz, das Buch ist eine missions-literarische Erscheinung von Bedeutung und darf samt dem ersten Bande wohl als eine instruktive Einführung in die indische Missionskunde bezeichnet werden.

Haas: „Geschichte des Christentums in Japan. I. Erste Einführung des Christentums in Japan durch Franz Xavier." Tokyo. 1902. 301 S. Gr. 8. 6 Mk. (Auch Berlin. Asher u. Co.). Der Verfasser, ein Missionar des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, bietet uns in diesem Werke eine auf dem sorgfältigsten Studium der Originalquellen, namentlich der Briefe Xaviers, beruhende Arbeit, welche allerdings nur die auf $2^1/_4$ Jahre beschränkte Tätigkeit des großen Pioniers der Mission in Japan umfaßt, die aber durch die Einbeziehung der Entdeckungsgeschichte Japans wie der eingehenden Schilderung der politischen, sozialen, religiösen und sittlichen Zustände des eben erst in den Gesichtskreis der abendländischen Welt tretenden Landes zu einem Geschichtsbilde in großem Rahmen wird. Sehr zu statten kam es ihm dabei, daß er das Buch an Ort und Stelle zu schreiben und so in der Lage war, viel Belehrung und Aufklärung sowohl von japanischen Buddhistenpriestern wie von kundigen Europäern zu erlangen, die die alte Geschichte Japans zum Gegenstande ihres Studiums gemacht hatten, so daß man seine Arbeit als die beste und zuverlässigste Monographie über die Anfangsgeschichte des Christentums in Japan bezeichnen darf. Mit historischer Objektivität ist maßvolle Kritik verbunden, so daß man ein Bild Xaviers erhält, welches seiner persönlichen Größe voll gerecht, ja vielleicht mehr als gerecht wird, aber doch die Mängel und Schattenseiten seiner Missionsmethode klar herausstellt. Selbstverständlich ist der Legendennimbus eliminiert, mit welchem die späteren Panegyriker den Heiligen glorifiziert haben, und sind die statistischen Übertreibungen auf ihr wirkliches Maß reduziert, mit denen der Erfolg Xaviers ins Maßlose gesteigert worden ist. Unwiderleglich ist seine Unkenntnis der Landessprache, die Flüchtigkeit seiner Bekehrungsmethode, die Abhängigkeit seines wenig bedeutenden Erfolgs — die Zahl der Getauften betrug nur einige Hundert — von der Gunst der Territorialherren und die Verbindung seiner missionarischen Tätigkeit mit der portugiesischen Handelspolitik dargetan. In großem Umfange werden die Originalquellen zitiert; besonders lehrreich ist das im Anhange (I) in extenso mitgeteilte

„Katechetische Sendschreiben an die Bewohner der Molukken," von welchem Haas, wie mir scheint, unter nicht zureichender Begründung, annimmt, daß es auch dem (durch Dolmetscher vermittelten) christlichen Unterrichte Xaviers in Japan zu Grunde gelegen habe. Je und je geht der Verfasser etwas sehr in die Breite und ins Minutiöse; wenn er ebenmäßig in dieser Weise fortfährt, wieviel Bände muß dann die beabsichtigte ganze Geschichte des Christentums in Japan umfassen! Besonders gespannt bin ich auf die nächste Fortsetzung, welche sowohl die Ausbreitung des Katholizismus in Japan wie seine Austreibung aus dem Lande und die Untersuchung über die Ursachen beider enthalten wird.

Dyer: „Pandita Ramabai, die Freundin der Witwen." Frei aus dem Englischen übersetzt von E. v. Feilitzsch. Witten. Jahreszahl fehlt; vermutlich 1902. Preis? 88 S. Die Heldin dieses von liebevoller Frauenhand auf Grund eigner Anschauung geschriebenen Buches ist ja den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt, aber sie verdient es, in viel weiteren, namentlich auch Frauenkreisen bekannt zu werden, und um diese Bekanntschaft zu vermitteln, ist das vorliegende Schriftchen wohl geeignet. Pandita Ramabai und ihre ebenso selbstlose wie gesegnete Arbeit an indischen Witwen und Waisen ist eine machtvolle Apologie der Mission, die niemand lesen kann, ohne für das Werk erwärmt zu werden, dessen Frucht eine solche gerettete Retterin ist.

Steiner: „Im Heim des afrikanischen Bauern, Skizzen aus der Basler Mission im Buschland." Basel 1903. Geb. 1,20 Mk. Ein kleines Kabinetstück, welches im Rahmen der detailierten, konkreten Darstellung des täglichen und festlichen Lebens und Treibens des westafrikanischen Bauern und seines Heidentums die Anfangsgeschichte der gesegneten Basler Missionsstation Abokobi und ihrer Umgebung auf der Goldküste in bilderreichen Zügen ebenso naturgetreu wie fesselnd schildert. Es verdient uneingeschränkte Empfehlung.

„Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten." Herausgegeben von dem Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen. Dritte, neubearbeitete Auflage. Berlin 1902. 1 Mk. Eine gute, übersichtliche und im Ganzen zuverlässige Orientierung über die sämtlichen evangelischen Missionen in den deutschen überseeischen Besitzungen. Die statistische Tabelle über die deutschen Missionen überhaupt (S. 7) ist nicht ganz vollständig und korrekt und bei einer neuen Auflage ist die Beigabe einer statistischen Übersichtstabelle über die Kolonialmissionen erwünscht.

„Missions-Weltkarte mit Begleitwort." Neunte umgearbeitete Auflage. Basel 1903. 25 Pfg. Die von etwas grellen, bunten Bildern umrahmte Karte stellt in Farben die Verteilung der Religionen auf der Erde dar, durch Striche und Punkte den Erfolg der Mission einzeichnend; eine graphische Anschauung, an die man freilich keinen strengen kritischen Maßstab anlegen darf. Der kurze erklärende Text, eine geschichtliche und geographische Missionsübersicht in nuce, ist nicht übel. Warneck.

Buchdruckerei Ernst Röttger, Kassel.

„Jesus Christus und die Weltmission nach den Evangelien."

Vom Herausgeber.

Unter dieser Überschrift behandelt Harnack im 4. Kapitel der Einleitung seines neuesten Werkes: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten"[1]) die Frage: ob die Heidenmission auf direkte Anweisung Jesu zurückzuführen sei? Seine Antwort lautet: nein; „die Heidenmission kann nicht im Horizonte Jesu gelegen haben;" „der Missionsbefehl ist aus den geschichtlichen Entwickelungen der Folgezeit einfach konstruiert worden" (S. 25. 28). Der Beweis wird sehr summarisch (auf kaum 6 Seiten) und ziemlich diktatorisch geführt, unter Wendungen, die den Evangelisten eine psychologisch nicht denkbare und ethisch höchst bedenkliche literarische Diplomatisierkunst unterlegen.

So heißt es: Sieht man von den Jesu „in den Mund gelegten Worten" Matth. 28, 19 ff., Mark. 16, 15. 20, von der Geschichte der Weisen aus dem Morgenlande und gewissen alttestamentlichen Zitaten (Matth. 4, 13. ff., 12, 18) ab, welche der erste Evangelist in seine Darstellung eingeflochten hat, „so muß man anerkennen, daß Markus und Matthäus der Versuchung, in die Worte und in die Geschichte Jesu die Anfänge der Heidenmission einzutragen, fast durchweg widerstanden haben" — „außer in der eschatologischen Rede und in einer nicht ganz vorsichtigen Wendung in der Salbungsgeschichte" (S. 25 u. 27). Was Matth. 28, 19 ff. betrifft, so möchte allerdings Harnack dem Schriftsteller „die Raffiniertheit" nicht zutrauen,[2]) erst die heidenchristlichen Leser mit jenen Sprüchen, die das Evangelium auf das Volk Israel beschränken, gleichsam auf die Folter zu spannen, um dann im letzten Satze der Schrift die Spannung zu lösen." Positive Gründe, die Stelle als eine Interpolation zu betrachten, seien allerdings nicht nachweisbar, aber es sei „doch ratsam, dem Verfasser die merkwürdige Historizität zuzutrauen, daß er den Rahmen der Verkündigung Jesu, so wie er ihm gegeben war, fast durchweg treu beibehalten hat, um ihn erst am Schlusse zu sprengen." Es sei nämlich „in der Zeit, da unsre Evangelien geschrieben worden sind, ein

1) Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung 1902. Eine ausführliche Besprechung des ganzen Buchs bleibt vorbehalten.

2) Es ist sehr überflüssig, den Matthäus vor dieser „Raffiniertheit" zu schützen; die Stellen 2, 1 ff.; 4, 14 ff.; 8, 11 f.; 12, 18 ff.; 13, 38.; 21, 43; 22, 7 ff.; 24, 14; 25, 32; 26, 13; 28, 19 ff. erweisen in harmonischer Reihe den Juden-Messias als der Heiden Heiland.

Herr und Heiland eine Unmöglichkeit gewesen, der seine Predigt auf das jüdische Volk beschränkt und auch nicht einmal den Befehl zur Weltmission gegeben habe." Darum: „hat er den Befehl nicht vor seinem Tode gegeben, so hat er ihn als der Verklärte erteilt" (S. 27 f.). „Einfacher ist Markus verfahren, indem er die Missionsfrage ausschied — denn so wird man sein Verhalten verstehen müssen" (S. 28). Markus hat in 6, 7 ff. „die Beschränkung auf das jüdische Volk fallen gelassen, aber eine universale Bestimmung doch nicht zu geben gewagt" (S. 25). 12, 9 „spricht er absichtlich[1]) nur von „anderen", denen (gegenüber Matth. 21, 43)[2]) der Weinberg gegeben werden wird. Ich sage absichtlich; denn gerade an dieser Allegorie, die nicht leicht Jesu selbst zugesprochen werden kann, läßt sich erkennen, wie streng Markus in der Fernhaltung der Heidenmission von dem Evangelium gewesen ist und wie streng Matthäus den Rahmen des jüdischen Volkes festhält. Die Parabel forderte geradezu auf, Jesus von der Heidenmission sprechen zu lassen, aber beide Evangelisten haben die Aufforderung abgelehnt" (S. 26). Lukas „hat die Vorgeschichte (2, 10) mit leiser Hand universalistisch gefärbt", „aber in diskreter Weise, ohne plump den Universalismus einzutragen; augenscheinlich hat er mit Bedacht seine Worte so gewählt, daß auch die universalistischen eine andere Deutung noch immer zulassen" (S. 28).[3]) Im übrigen erhält er das Zeugnis, „nirgendwo absichtlich korrigiert zu haben;" er biete keine Sprüche oder Erzählungen, in denen die Mission Jesu als universalistisch bezeichnet werde," außer am Schluß 24, 47 und Apg. 1, 8 (S. 28 f.). „In Bezug auf die Stelle 21, 24 = Mark. 13, 10 = Matth. 24, 14 ist Lukas sogar der vorsichtigste gewesen, der in seinem Gefühl den Stil der Propheten wieder herzustellen versucht hat" (S. 29). „Was die Samaritergeschichten betrifft, so scheint Lukas eine weitergehende religionsgeschichtliche Tendenz hier nicht im Sinne gehabt zu haben, während eine solche in Joh. 4 unverkennbar ist."

Eine solche, doch fast an „Raffiniertheit" grenzende diplomatische Überlegsamkeit der Evangelisten bei der Niederschrift ihrer

1) Der Sperrdruck in den Zitaten ist überall von Harnack.

2) „Die Worte Matth. 21, 43 (das Gottesreich wird einem Volke — ἔθνει — gegeben werden, das seine Früchte bringt) beziehen sich nicht auf die Heiden, sondern das „Volk" steht im Gegensatz zu dem offiziellen Israel." Eine von den willkürlichen exegetischen Behauptungen Harnacks; denn das Wort ἔθνος kommt nie in diesem Sinne vor; es wird dann ὄχλος gebraucht. Matth. 14, 5. 21; 26, 46; 27, 15; Luk. 5, 29; 6, 17 cf.; Joh. 7, 32. 49; 12, 9.

3) Im Widerspruch hiermit steht, was Harnack S. 40 und abermals S. 192 schreibt: „Niemand hat das Ergebnis der Verpflanzung (sc. „des Evangeliums von dem jüdischen Boden auf den Boden der Menschheit") erhabener ausgedrückt als Lukas in der Geburtsgeschichte Jesu (c. 2) und zwar in den Worten, die er dem Engel und den Engeln in den Mund legt." „Hinter dem irdischen Heiland (Augustus) läßt Lukas den himmlischen auftauchen — auch er ist der ganzen Oikumene geschenkt — und was er bringt ist der Friede (V. 14: ἐπὶ γῆς εἰρήνη)."

Evangelien ist das Kunstgebilde des modernen Geschichts-Konstruktors. Nun zur Sache.

Einen gewissen Universalismus in den Reden Jesu leugnet Harnack nicht, aber er beschränkt ihn darauf,

„daß Jesus die Sünder zu sich gerufen und mit den Zöllnern gegessen, daß er am Sabbath geheilt, daß er die Pharisäer mit ihrer Gesetzesbeobachtung bekämpft und die Barmherzigkeit und das Gericht in den Mittelpunkt gerückt, daß er den Untergang des Tempels prophezeit hat" (S. 25). Erst in der apostolischen Verkündigung „wurde man der partikularen Züge an dem geschichtlichen Bilde Jesu nicht mehr gewahr, und das war recht und gut. Eine Gottes- und Menschenliebe war ja hier[1]) lebendig, die man als intensiven Universalismus bezeichnen kann, ein Absehen von allem Äußeren (Stand, Person, Geschlecht, äußerem Kultus u. s. w.), welches notwendig zur Innerlichkeit zwang, ein Protest gegen das, was die „Alten" gelehrt hatten, der alles Alte unwert machte. Nur die Verkündigung des Untergangs des Tempels und das Gericht über das Volk und seine Leiter hat Jesus ausgesprochen. Er erschütterte das Judentum und stellte den Kern der Religion Israels ans Licht; damit, d. h. durch seine Verkündigung Gottes als des Vaters gründete er die Weltreligion, die zugleich die Religion des Sohnes wurde" (S. 30).

Ist das wirklich der ganze Universalismus in der Person und in den Reden Jesu? Es ist nicht meine Absicht, mich auf eine zusammenhängende Darstellung des menschheitlichen Charakters der Person Jesu und des großen universalistischen Zuges in seinen Reden und in seinen Handlungen einzulassen; ich darf dafür auf das betreffende (11.) Kapitel in meiner „Evangelischen Missionslehre" und auf Kählers Abhandlung über „den Menschensohn und seine Sendung an die Menschheit"[2]) verweisen; aber einige von Harnack gelassene erhebliche Lücken muß ich doch wenigstens andeuten. Ganz abgesehen von der Bedeutung, die auch in den Synoptikern Jesus seiner Person für jedermann beilegt (z. B. Matth. 9, 6; 10, 32 ff.; 11, 25 ff.; 18, 20; 25, 31 ff.; Luk. 4, 17 ff.; 19, 10 u. s. w.), so nennt sich der Juden-Messias nicht Davids Sohn, sondern — was Harnack auffallenderweise ganz übergeht — den Menschensohn. Doch wohl weil er der messianische König eines menschheitlichen Universalreichs, weil er wie der Richter so auch der Retter der Menschheit ist. Der aus dem Samen Davids nach dem Fleische

1) Es ist mir aus dem Zusammenhange nicht klar, ob Harnack meint: an dem (nach seiner Konstruktion) „geschichtlichen" oder an dem in der apostolischen Predigt gezeichneten Bilde Jesu? Doch wohl das letztere.

2) A. M. Z. 1893, 149 und „Dogmatische Zeitfragen" II: „Zur Lehre von der Versöhnung" 75.

Geborene war ein von dem partikularistischen Judentypus so freier Jude, daß er nicht erst entnationalisiert zu werden brauchte, um den Heiden als Heiland annehmbar gemacht zu werden. In einem Paulus mußte der Jude erst sterben, ehe er der Apostel der Heiden werden konnte; Jesus war als der Menschensohn der naturveranlagte Sendbote Gottes für jeden Menschen und darum für alle Menschen und damit der Begründer der Weltreligion und der Weltmission. Wenn der Gegenstand der Nächstenliebe, die Jesus predigt, der Mensch ist (Luk. 10, 30 ff.), so hat sich doch auch seine eigne Liebe keine engeren Grenzen ziehen können.

Und diesem menschheitlichen Charakter seiner Person korrespondiert der große universalistische Zug in seinen Reden. Das ganze Evangelium, selbst wie es nach Harnack „Jesus verkündigt hat," ist von universalistischen Gedanken durchzogen; insonderheit seinem Gebote der allgemeinen Menschenliebe, seiner Lehre vom Vater und vornehmlich seiner ganzen Lehre vom Himmelreich ist der Universalismus eingeboren. Die Aufnahmebedingungen in das Himmelreich sind ganz universalistisch, ohne jeden jüdisch-partikularistischen Zug (die geistlich Armen, die nach Gerechtigkeit Hungernden, die Kinder, die Mühseligen u. s. w.); zur Rettung des Verlorenen ist Jesus gekommen, wo immer es sich finde: im Haus, in der Wüste, in der Fremde (Luk. 15). Gehört das Verlorene Israel an, so ist das Rettungswerk nur noch besonders (auch vor dem Pharisäersinne) legitimiert (Luk. 19, 9 f.). Sein Wirkungsfeld ist die Welt,[1]) auch bei Matthäus (13, 38 cf. 47 und 5, 14).[2]) Nach Lukas (12, 49 f.) ist Jesus gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden und er wünschte sehr, daß es schon brennte; zuvor muß er aber mit der Leidenstaufe getauft werden. Worüber nachher. Und was eine noch viel deutlichere Sprache redet: vor seinem Richterstuhl werden alle Völker versammelt werden (Matth. 25, 32). Wie kann er aber der Richter sein über πάντα τὰ ἔθνη und von ihrem Verhalten ihm gegenüber ihr Urteil abhängig machen, wenn die nicht-israelitische Menschheit

1) Bei Johannes, den er als Geschichtsquelle freilich nicht gelten läßt, findet Harnack in dem Begriff κόσμος den universalistischen Gedanken, daß Jesus der Welt Heiland ist (S. 29); warum in demselbem Worte nicht auch bei Matthäus?

2) Ich übergehe Matth. 24, 31, weil die Sammlung der Auserwählten von einem Ende des Himmels zu dem andern möglicherweise auf die jüdische Diaspora gedeutet werden kann.

„nicht in seinem Horizont gelegen" hätte, noch mehr, wenn dem Gericht nicht eine Heilsanbietung als vorhergehend gedacht gewesen wäre? Vergl. die Heidenzeiten bei Luk. 21, 24 über welche gleichfalls später, und Matth. 21, 43, wo dem ἔθνος (bezw. den „anderen"), welchem der Weinberg übergeben wird, Zeit gelassen wird, daß es Früchte bringt.

Damit ist allerdings der Missionsgedanke noch nicht erwiesen, aber er ist durch diesen Universalismus so zu sagen organisch unterbaut; der Missionsgedanke ist seine logische, seine dogmatische und ethische Konsequenz. Und es sind nicht erst die Apostel, die diese Konsequenz gezogen haben. Lassen wir jetzt noch den Missionsauftrag und halten uns auch nicht bei denjenigen Stellen auf, die von der Übergabe des Gottesreichs an „andere" als Israel (Matth. 21, 43, Mark. 12, 9, Luk. 20, 16) deutlich reden oder die eine Einladung an außerhalb Israels Stehende wenigstens andeuten (Matth. 22, 9, Luk. 14, 23), so hat Jesus selbst diese Konsequenz schon vor seinem Tode gezogen, allerdings noch nicht in der Form des Befehls, aber geradeso wie bei dem Bau der Ekklesia (Matth. 16, 18: οἰκοδομήσω) in der Form der Prophetie: die Mission liegt vor seinen Augen als etwas, was in der Zukunft geschehen und zwar gewiß und mit seinem Wissen und Willen geschehen wird. Und so bereitet er vor auf den Missionsbefehl und erzieht er die Apostel für das Verständnis desselben.

Daß Jesus wiederholt von einem Kommen der Heiden bezw. von einer Gegenwart derselben im Himmelreich redet (Matth. 8, 11, Luk. 13, 29), das erregt Harnack „in Bezug auf seine Echtheit kein Bedenken," aber er begnügt sich damit, es einfach mit der Rede des Täufers zu parallelisieren (S. 27). Keine Andeutung findet sich bei Harnack, daß es eine alttestamentliche Prophetie gab, welche den Heiden die Anteilnahme an dem messianischen Reich in Aussicht stellte und daß Jesus diese Anteilnahme eine gewisse Sache gewesen ist. Die schwierige Frage ganz beiseite gelassen, wie er sich die Vermittlung der Aufnahme der Heiden in das messianische Reich gedacht hat, so müssen doch die Heiden selbst „in seinem Horizonte gelegen" haben. Es folgt das auch außer aus den Hinweisen auf die Witwe in Sarepta, den Syrer Naemann, die Niniviten und die Königin vom Mittag (Luk. 4, 26 f., Matth. 12, 41 f.) aus Mark. 11, 17, wo Jesus das prophetische Wort aufnimmt: mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern. Und es ist wieder eine Willkür Harnacks,

wenn er erklärt, von dieser Stelle „darf man absehen", da Markus allein den Zusatz habe: πᾶσιν τοῖς ἔθνεσιν. Diese Willkür ist um so größer, da der zweite Evangelist bezüglich seiner Glaubwürdigkeit in der Heidenmissionsfrage doch von ihm ein so gutes Prädikat erhält.

Auch der für die Missionsfrage doch gewiß bedeutungsvolle Apostelname wird als ein harmloses „Hysteron-Proteron" abgetan (S. 29). Daß „die Heidenmission im Gesichtskreise Jesu gelegen," geht am deutlichsten hervor aus den gelegentlich der Salbung in Bethanien und in der großen eschatologischen Rede gefallenen Worten über die Weltmissionspredigt, welche von dem ersten und zweiten Evangelisten übereinstimmend berichtet werden (Matth. 26, 13; 24, 14. Mark. 14, 9; 13, 10). Das erste beseitigt Harnack indem er das τοῦτο bei Matthäus preßt und auch bei Markus „geneigt ist, das τοῦτο wieder einzufügen", durch die Erklärung: „er (Jesus) spricht nicht von der Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Welt, sondern von der Verkündigung **dieses** Evangeliums. In dieser Gestalt ist das Wort nichts anderes als ein durch die Tatsache der späteren Weltmission leicht kolorierter Spruch — ein entschuldbares Hysteron-Proteron der Überlieferung."

H. betrachtet also die merkwürdige, den Stempel der Originalität unverkennbar tragende Stelle nicht geradezu als eine Interpolation, aber er sucht dasselbe zu erreichen durch eine Umdeutung des Begriffes Evangelium. Eine textkritische Untersuchung über das τοῦτο ist gar nicht nötig, denn auch Matth. 24, 14 steht τοῦτο τὸ εὐαγγέλιον, womit schon die ganze Harnackſche Beweisführung ihre Stütze verliert. Die Hauptsache ist: es gibt doch nicht zwei Evangelien: eins von der Salbung in Bethanien und eins von Jesu Christo. Jesus wertet die Tat der ihn salbenden Jüngerin so hoch, daß er ihr ein bleibendes Gedächtnis verheißt in der durch die ganze Welt gehenden Predigt des Evangeliums, aber er bezeichnet die so geehrte sinnige Liebestat nicht als Evangelium. Gelegentlich der Verteidigung einer von allen Jüngern unverstandenen Liebestat redet Jesus jedenfalls von der Predigt ἐν ὅλῳ τῷ κόσμῳ; wie sollte der Evangelist dazu gekommen sein, gerade diese unverstandene Tat zum Inhalte einer Weltpredigt zu machen! Die „leichte Kolorierung" und das „entschuldbare Hysteron-Proteron der Überlieferung" ist dieser Schwierigkeit gegenüber eine — sagen wir nur: sehr unbefriedigende Wendung. Das Jesusartige dieses Wortes ist so unverkennbar,

daß man den Versuch Harnacks, den in ihm enthaltenen Missionsgedanken Jesu abzusprechen, als völlig mißlungen bezeichnen muß. Und wenn hier ganz gelegentlich der Weltmissionspredigt gedacht wird, so darf wohl die Vermutung: daß Jesus mit ihr den Jüngern nicht etwas ihnen ganz Plötzliches und Ungeläufiges sagt, mehr Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen, als die Kolorierungs-Hypothese.

In ähnlicher Weise wird Harnack auch schnell fertig mit der von Jesu in der eschatologischen Rede mit den unmißverständlichsten Worten (ἐν ὅλῃ τῇ οἰκουμένῃ, εἰς πάντα τὰ ἔθνη) angekündigten Weltmissionspredigt, die vor dem Ende stattfinden müsse. „Diese Stelle" — sagt er — „legt ein geschichtliches Theologumenon in den Mund Jesu, welches vielleicht an einem prophetischen Spruche Jesu eine Grundlage hat, aber in dieser Fassung schwerlich von ihm stammt" (S. 26). Dann wird noch „als der vorsichtigste" Lukas gegen die beiden ersten Evangelisten ins Gefecht geführt: „Er (Lukas) sagt (21, 24) nichts davon, daß das Evangelium erst in aller Welt verkündigt sein müsse, bevor das Ende kommt, sondern schreibt: ἄχρι οὗ πληρωθῶσιν καιροὶ ἐθνῶν" (S. 29.) Damit ist die Sache abgemacht. Roma locuta, causa finita.

Wohl redet hier Lukas nicht direkt von der Weltmissionspredigt, aber schwerlich unterläßt er es aus überlegter „Vorsicht." Die Sache hat auch er; schreibt doch Harnack selbst: „Luk. 21, 24 = Mark. 13, 10 = Matth. 24, 14." Es ist doch das Natürlichste, die „Heidenzeiten" mit der Weltmissionspredigt ausgefüllt zu denken; jedenfalls konstatieren sie, daß reichlich Raum da ist für die Predigt εἰς μαρτύριον πᾶσιν τοῖς ἔθνεσιν. Von der größten Bedeutung sind sie für die Parusiefrage; sie verfernen das Ende, denn sie legen es zeitlich nicht blos hinter die Zerstörung Jerusalems (cf. auch Matth. 23, 38 f.), sondern auch hinter die Zerstreuung Israels unter alle Völker; nach diesen Ereignissen treten auch noch Heidenzeiten ein.

Die von Harnack nicht weiter aufgerollte Parusiefrage, welche in die Missionsfrage so stark hineinspielt, stellt uns vor zwei Reihen von Jesusworten, 1. vor solche, welche die Parusie noch in die Lebenszeit der Zeitgenossen Jesu zu legen scheinen, also sie so nahe rücken, daß für eine Weltmission keine Zeit bleibt: Matth. 10, 23, worauf Harnack das entscheidende Gewicht legt[1]); 16, 28; 24, 34; vielleicht

1) „Ist das Wort echt, wie ich nicht zweifle, so kann die Heidenmission nicht im Horizonte Jesu gelegen haben." Wir fragen: sollte nicht gerade hier ein Zweifel an der Echtheit bezw. an der richtigen Auffassung des wirklichen Ausspruchs Jesu berechtigt sein? Ist es denkbar, daß Jesus die Parusie er-

auch Luk. 12, 35 ff. und die Parallelen. 2. vor solche, welche die Parusie verfernen, vor der alsobaldigen Erwartung derselben warnen, jede Zeitbestimmung über sie ablehnen und universale Völkerbewegungen vor ihr ankündigen: Matth. 25, 19 (μετὰ δὲ πολὺν χρόνον ἔρχεται ὁ κύριος) vergl. Luk. 19, 11 (δοκεῖν αὐτοὺς ὅτι παραχρῆμα μέλλει ἡ βασιλεία ἀναφαίνεσθαι; Matth. 25, 5: χρονίζοντος τοῦ νυμφίου; 24, 36; Mark. 13, 22 cf. Apg. 1, 8; Luk. 21, 24; auch Matth. 24, 7. 31 u. Luk. 21, 10); Luk. 17, 22: „Er sprach aber zu den Jüngern: es werden Tage kommen, da ihr begehren werdet einen der Tage des Menschensohnes zu sehen und werdet ihn nicht sehen."

Wir stehen hier tatsächlich vor einer der größten exegetischen Schwierigkeiten. Für Harnack ist sie schnell gelöst: nur die erste Reihe der Jesusworte ist echt, die zweite ist später eingetragen. Wenn eine Eintragung stattgefunden hat, und es ist so, muß dann aber durchaus die Fernung der Parusie eingetragen sein? Haben doch die Jünger die so deutliche Ankündigung des Leidens Jesu nicht verstanden (Mark. 9, 32; Luk. 9, 45), weil dasselbe mit ihren messianischen Herrlichkeitshoffnungen nicht harmonierte (Matth. 20, 21 ff.), ist es da nicht um so näherliegend, daß sie auch die Aussprüche Jesu über seine Wiederkunft nicht richtig verstanden haben, als die baldige Aufrichtung des messianischen Königreichs ein sie ganz beherrschender Lieblingsgedanke war (Luk. 19, 11; Apg. 1, 8)? Wenn Harnack Missionsaussagen Jesu beseitigt, indem er erklärt, sie seien durch die Evangelisten „koloriert" oder „sie brauchten nicht so verstanden zu werden," darf er andern das Recht bestreiten, ähnliches von solchen Parusieaussagen Jesu anzunehmen, die sich nicht mit einer von ihm in Aussicht genommenen Heidenmission vertragen? Liegen hier nicht in Mark. 9, 1; Luk. 9, 27 („Von den hier Stehenden werden etliche den Tod nicht schmecken bis sie sehen das Reich Gottes kommen in Kraft" oder „bis daß sie das Reich Gottes sehen") Worte Jesu vor, welche zei-

wartet habe noch bevor die Zwölfe von ihrer Sendung durch das jüdische Land zurückgekehrt? Steht das nicht im direktesten Widerspruch zu Luk. 17, 25, daß Jesus zuvor leiden muß und zu den ganzen Parusiereden (21, 5 ff.; Matth. 23, 38 f.; 24, 1 ff.), welche einstimmig die Zerstörung des Tempels und Jerusalems der Parusie voraufgehen lassen? Das in der bezüglichen Sendungsinstruktion (10, 18) erwähnte Geführtwerden vor die ἡγεμόνες u. βασιλεῖς εἰς μαρτύριον αὐτοῖς καὶ τοῖς ἔθνεσιν bezeichnet Harnack ohne weiteres als spätere Hinzufügung; sollte es nicht mindestens ebenso berechtigt sein, den Vers 23 als eine Alterierung des wirklich von Jesus Gesagten zu erklären?

gen, daß er sich tatsächlich bezüglich des Kommens des Reiches und des Sehens desselben seitens der Lebenden sehr „vorsichtig" ausgedrückt hat, Worte, die wohl eine innerlichere und geistigere Auffassung zulassen, als die Parusiehoffnung der Jünger sie verdichtete? Unterscheidet Jesus nicht verschiedene Tage des Menschensohnes und warnt er die Jünger nicht vor Ungeduld (Luk. 17, 22)? Und wenn mit diesen Andeutungen auch die Schwierigkeiten der Parusiefrage keineswegs gelöst sind, so dürfte ein non liquet doch immer bescheidener sein, als das kategorische Verfahren Harnacks, welches mit der zweiten Reihe der Parusie-Aussagen Jesu und mit so vielen direkten und indirekten Missionszeugnissen unvereinbar ist.

Gegen eine von Jesu beabsichtigte Heidenmission beruft sich Harnack besonders auf die auf Israel beschränkte Aussendung der Zwölfe und auf die Erzählung vom Kananäischen Weibe.

Was die erstere betrifft, so schließt das Verbot: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte" jedenfalls nicht eine zukünftige Heidenmission aus. Für die jetzige Sendung bleiben die Zwölfe geradeso wie es Jesus der Kananäerin gegenüber von sich selbst erklärt, auf Israel beschränkt aus naheliegenden heilsgeschichtlichen und pädagogischen Gründen: Israel war nur das nächste Rettungsobjekt Jesu (Luk. 24, 47: ἀρξάμενοι ἀπὸ Ἱερουσαλήμ; Apg. 1, 8). Ohne viel Gewicht darauf zu legen, daß Jesus selbst durch Samaria gezogen ist und einen dankbaren und barmherzigen Samariter den Juden zum Vorbilde hingestellt hat, ist das Verbot selbst auch merkwürdig; denn es legt die Vermutung nahe, daß den Zwölfen der Gedanke: auch auf der Heiden Straße abzugehen, gar nicht so fremd gelegen haben kann.

Auch die Erzählung vom Kananäischen Weibe schließt eine künftige Heidenmission nicht aus. Schon, daß Jesus einem anderen Heiden, der allerdings ein Judenfreund, wenn nicht ein Proselyt gewesen, um seines außergewöhnlichen Glaubens willen Hilfe gewährt und gerade bei dieser Gelegenheit die künftige Aufnahme Vieler vom Morgen und vom Abend in das Himmelreich in sichere Aussicht stellt (Matth. 8, 5—13), ist des Zeuge. Nach der Lobpreisung des Glaubens der Kananäerin hätte er dasselbe tun können. Sehr merkwürdig ist, daß nach Markus 7, 27 Jesus sagt: „Laß zuvor die Kinder satt werden", was Harnack freilich sofort dadurch entkräftet, daß er erklärt: „das πρῶτον ist nicht zu pressen" (S. 25). Inhaltlich ist

es ganz richtig: Ἰουδαίῳ τε πρῶτον (Röm. 1, 16). Für seine Lebzeit weist seine Sendung Jesum nur an die Juden; das änderte sich mit seinem Tode. Dem Anzünden des Feuers auf Erden, von dem er wünschte, es brennete schon, mußte die Leidenstaufe voran gehen (Lukas 12, 49 f.). Damit ist inhaltlich dasselbe gesagt, was von Johannes gelegentlich des Wunsches der Hellenen, Jesum zu sehen, berichtet wird: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibts allein; wo es aber erstirbt, so bringts viele Früchte." „Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen" (12, 20 ff., 32).

Tod und Auferstehung Jesu mußte stattgefunden haben, dann erst kam mit der Vollendung des Werkes Jesu und nach dem durch Israel verschuldeten Bruche mit seinem Volke die Zeit und das Verständnis für den Missionsbefehl. In dem Harnackschen Jesusbilde fehlt der sühnende Tod und die Auferstehung (ὄντως ἠγέρθη ὁ κύριος Luk. 24, 34); und das ist es in letzter Instanz, warum bei ihm auch der Heiden-Missionsgedanke und der direkte Missionsauftrag ausgeschaltet ist. Harnack betrachtet ja diesen Auftrag nicht — wie z. B. die Paulinische und Johanneische Christologie — als eine verirrte Konstruktion der Folgezeit; er erklärt: „Ideal genommen, ist er wahr. Der Geist Jesu Christi ist es gewesen, der die Jünger zur Weltmission geführt hat, so haben sie empfunden" (S. 28); aber die Jesusautorität der Weltmission ist entwurzelt. Merkwürdig: der Geist Jesu hat zur Weltmission geführt und sie hat doch nach Harnack gar nicht im Horizonte dieses Geistes gelegen! Die Jünger korrigierten den Meister, sie waren größer als er. Ich gehe nun nicht weiter darauf ein, wie undenkbar das ist und wie absolut unerklärlich die apostolische Heidenmission bleibt, wenn Jesus nicht den Gedanken an sie in die Herzen seiner Boten gepflanzt und den Auftrag zu ihr gegeben hätte. Alle Evangelisten sind darin einig, speziell den Sendungsbefehl führen sie alle auf den Auferstandenen zurück; Jesus bleibt der Autor der Weltmission, selbst wenn das für uns autoritative Johanneische Zeugnis (Joh. 3, 16; 10, 16; 12, 20 ff.), wie Harnack tut, ausgeschaltet wird.[1]) Nie ist in der apostolischen Zeit

1) Von dem Johanneischen Evangelium erklärt Harnack: „es ist ganz von direkt universalistischen Aussagen durchzogen. Jesus ist der Weltheiland und Gott hat die Welt also geliebt, daß er ihn gesandt hat." Aber: — „von dem vierten Evangelium ist ganz abzusehen, denn es hat den Horizont der

ein Streit darüber gewesen, ob die Heiden in die Jüngerschaft Jesu aufgenommen werden dürften;[2]) und das setzt bei lauter Aposteln aus den Juden die Jesus-Autorität des Missionsauftrags voraus.[3])

Wird sie beseitigt, wie von Harnack geschieht, so wird wieder eine der Wurzeln abgegraben, aus denen unser Glaube und unser Gehorsam wächst; und zu einem Missionsantriebe wird diese Entwurzelungsarbeit der Christenheit gewiß nicht werden.

Aber die Worte Jesu führen ihren Echtheitsbeweis durch die Kraftwirkungen, die von ihnen ausgehen. Auf dem Gehorsam gegen das schlichte: „Gehet hin" beruht der Bestand der ganzen gegenwärtigen Christenheit; und neunzehnhundert Jahre nachdem er gegeben hat der Missionsauftrag wieder eine solche Bewegung in der Christenheit aller Nationen und Kirchenabteilungen zustande gebracht, daß tatsächlich eine Sendung an alle Völker im Gange ist und auch im Gange bleiben wird, trotz aller Kritik, die ihm die Authentie abzusprechen sucht.

Vergleichende Religionsstatistik.

Von Hermann Zeller, Direktor des K. Württ. statistischen Landesamts.

II.

Haben wir damit einen ersten Überblick gewonnen, der uns zeigt, daß das Christentum jetzt stark ein Drittel der ganzen Menschheit erfaßt hat, so sollen nun zunächst die einzelnen Erdteile vorgeführt werden in folgender, gleichfalls von Juraschek entlehnter Tabelle. Wir ordnen die Erdteile nach ihrer Volkszahl.

Predigt Jesu nach Maßgabe der in den beiden ersten christlichen Generationen so erfolgreich unternommenen Heidenmission erweitert" (S. 29). Also: die Heidenmissionstat erzeugte das Heidenmissionswort bezw. den Heidenmissionsgedanken! Das Umgekehrte erscheint uns das Historischere und das Logischere.

2) Um die Fortgeltung des Gesetzes bezw. um die Notwendigkeit der Beschneidung bewegte sich der das apostolische Zeitalter erschütternde Streit; wie kommt es denn, daß die Konstruktion der Überlieferung nicht ein Wort Jesu in den Mund gelegt hat, welches diesen Streit in heidenchristlichem Sinne entschied?

3) Auch Paulus dachte nicht sofort an Heidenmission, sondern glaubte sich nach Akt. 22, 17 ff. zum Judenapostel berufen, ein Wort, das ganz und gar den Stempel der Echtheit an sich trägt. Auch Harnack gibt die Möglichkeit zu, daß ihm erst allmählich sein Beruf zur Heidenmission „sich enthüllt" habe (S. 34).

B. Die 5 Weltteile nach ihrer religiösen Gliederung.[1])

Religion:	Summa in Millionen	Asien		Europa		Afrika		Amerika		Austral. u. Ozean.	
		Zahl in Millionen	auf 1000 Einwohn.	Zahl in Millionen	auf 1000 Einwohn.	Zahl in Millionen	auf 1000 Einwohn.	Zahl in Millionen	auf 1000 Einwohn.	Zahl in Millionen	auf 1000 Einwohn.
Christen	534,94	23,30	28	365,81	960	7,63	43	133,43	975	4,77	764
Israeliten	10,86	1,44	2	7,65	20	0,49	2	1,26	9	0,02	3
Mohammedaner	175,29	127,26	151	7,16	19	40,87	229	—	—	—	—
Brahmanen	214,57	214,37	254	—	—	0,20	1	—	—	—	—
Buddhisten	120,75	120,75	143	—	—	—	—	—	—	—	—
Konfutse-Anhänger	300,63	300,53	357	—	—	—	—	0,10	1	0,0	—
Shintoisten	14,00	14,00	17	—	—	—	—	—	—	—	—
Polytheisten	173,30	40,33	48	—	—	129,52	725	2,01	15	1,44	231
Andere	0,17	—	—	0,16	1	—	—	—	—	0,01	2
	1544,51	841,98	1000	380,78	1000	178,71	1000	136,80	1000	6,24	1000
Auf 1 qkm entfallen Einwohner	11,39	19,1		39,2		5,7		3,5		0,68	
Dag. Gef.-Einw.-Zahl nach:											
Wagner[1]) (1900)	1587	875	—	392	—	170	—	143	—	7	—
Sundbärg[2])	1637,09	899,71	—	400,47	—	180,45	—	150,00	—	6,46	—

1) Vgl. Brockhaus, Konv.-Lex., 14. Aufl., Bd. 6, 134. — 2) Statistik Tidskrift 1901, Nr. 3.

Asien, die Wiege des Menschengeschlechts, der höchst, wenn auch nicht dichtest bevölkerte Erdteil, hat die bunteste Mischung der Religionen. Mehr als ein Drittel seiner Bewohner hängt der Lehre des Konfuzius an, ein Viertel sind Brahmanen, je ungefähr ein Siebentel Mohammedaner und Buddhisten, auf die übrigen Religionen zusammen entfällt nicht ganz ein Zehntel der Asiaten. Mit Afrika hat es gemein die verhältnismäßig geringe Verbreitung des Christentums, ja Asien (28 Christen auf 1000 Einwohner) tritt darin sogar noch hinter Afrika (43 auf 1000) zurück. Nahezu drei Viertel der Bewohner Afrikas huldigen einem rohen Polytheismus, bezw. Animismus, der eben in dem „schwarzen" Erdteil seine zahlreichsten Scharen (mehr als zwei Drittel seiner Anhänger) verversammelt; von Bedeutung neben dem Polytheismus ist in Afrika nur die Lehre Mohammeds, welcher von 1000 Bewohnern nicht weniger als 229 anhängen, und nach den Angaben mancher Afrikaforscher soll er hier noch eine namhafte Werbekraft entfalten. Asien und Afrika bergen die Stätten der frühesten Kultur der Menschheit; ein kleines Ländchen Asiens hat Zeuge sein dürfen der in Jesus Christus erschienenen Offenbarung Gottes; breiten, und wie es schien, festen Fuß hatte das Christentum gefaßt in Asien und Afrika; auf spärliche Reste ist es dort zusammengesunken und erst seit 100 bis 150 Jahren bahnt sich das Kreuz langsam und mühevoll wieder seinen Weg. Die christlichen Länder, d. h. diejenigen, in denen die weit überwiegende Mehrheit der Bevölkerung dem Christentum angehört, sind heute Amerika, Europa und Australien mit Polynesien; und Europa und Amerika beherrschen die Weltpolitik, obwohl dem Christentum, wie erwähnt, nur ein Drittel der Erdbewohner angehört. Nicht die Zahl regiert die Welt, sondern der Geist.

Brahmanen, Buddhisten, Konfutse-Anhänger und Shintoisten befinden sich, von versprengten Teilchen abgesehen, die in andere Erdteile verschlagen sind, nur in Asien. Der Polytheismus hat seine Hochburg (129,5 Millionen) in Afrika und eine stattliche Anhängerzahl (40,33 Millionen) auch in Asien. Umgekehrt leben nahezu drei Viertel der Mohammedaner in Asien, nahezu ein Viertel in Afrika und nur ein Fünfundzwanzigstel in Europa, hier in völliger Defensive. Über sämtliche Erdteile aber haben sich verbreitet die Juden und die Christen. Dem Abraham ward verheißen: „in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde." Wahrhaft öku-

menische Bedeutung aber hat erst und allein die Lehre des nach dem Fleisch aus Abrahams Samen geborenen Gottes- und Menschensohnes Jesus Christus erlangt.

III.

Wären die Christen einig, so würden sie auch der Zahl nach die stärkste religiöse Gemeinschaft darstellen. In seiner letzten Fürbitte hat Christus für die Seinen gebeten, „daß sie alle eines seien," und von der ersten Gemeinde wird bezeugt, daß „die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele." Aber schon in der blühenden Korinthergemeinde muß Paulus über Rotten und Streit klagen, und heutzutage sind die sich Christen nennen, in unzählige Kirchen, Denominationen und Sekten zertrennt und leider vielfach so geschieden, daß sie nicht mehr Brüder, sondern grimme Feinde sind. Man faßt diese verschiedenen Bekenntnisse und Kirchen gewöhnlich in 4 große Gruppen zusammen. Von den nahezu 535 Millionen Christen der Erde zählen zu den

		auf je 1000 Christen	auf je 1000 Menschen
Römisch-Katholischen	254 500 000[1])	476	165
Griechisch-orientalisch-Katholischen	106 480 000[1])	199	69
Evangelischen	165 830 000[1])	310	107
anderen Christen[2])	8 130 000	15	5
zusammen .	534 940 000	1000	346

Ihre Verteilung auf die 5 Erdteile zeigt folgende Übersicht:

(Tabelle siehe nebenstehende Seite).

Unter den oben als christlich gekennzeichneten Erdteilen hat in Australien unter den christlichen Bekenntnissen der Protestantismus weitaus das zahlenmäßige Übergewicht (74,2%); in Amerika

1) Warneck, Abriß ꝛc. (7. Aufl.) S. 378 gibt für die 3 christlichen Hauptkirchen folgende Zahlen: Kath. 230 Mill., Griech. 115 Mill., Protest. 185 Mill.

2) Hauptsächlich koptische, armenische, nestorianische.

C. Die konfessionelle Gliederung der Christen.

Konfessionen:	Summe in Millionen	Europa		Asien		Afrika		Amerika[1])		Austral. u. Polyn.	
		Zahl in Millionen	auf je 1000 Christ.	Zahl in Millionen	auf je 1000 Christ.	Zahl in Millionen	auf je 1000 Christ.	Zahl in Millionen	auf je 1000 Christ.	Zahl in Millionen	auf je 1000 Christ.
Römisch-katholisch	254,50	175,65	481	8,72	374	1,71	224	67,39	505	1,08	216
Griechisch-katholisch . . .	106,48	97,12	265	9,22	396	0,04	5	0,10	1	0,00	—
Evangelische	165,83	92,40	252	3,16	136	1,28	168	65,45	490	3,54	742
Andere	8,13	0,64	2	2,20	94	4,60	603	0,49	4	0,20	42
Summe	534,94	365,81	1000	23,30	1000	7,63	1000	133,43	1000	4,77	1000

1) Der von Werner (Lyon 1886) veröffentlichte Atlas des Missions catholiques, der nach dem Zeugnis von Fournier de Flaix (s. o.) mit sehr großer Sorgfalt aufgestellt sein soll, berechnet die Zahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten zu 8.000.000, in Kanada zu 1.796 882, für Zentral-Amerika zu 15.329.000, für Südamerika zu 27.268.000, für ganz Amerika zu 52.393.882. Fournier de Flaix (1889) aber schätzt auf Grund neuerer Angaben die Zahl zu 58 Millionen Katholiken. Derselbe nimmt für die Protestanten 57 Millionen an, wovon entfallen sollen auf die Vereinigten Staaten 50 Millionen (vergl. die neueren Angaben S. 5 Anm. 1), Kanada 3 Millionen, Mittel- und Südamerika 4 Millionen.

erreicht er zwar in der Volkszahl (mit 49,0%) nicht ganz den Katholizismus mit (50,5%), ist aber politisch durch das Übergewicht der Vereinigten Staaten weit überlegen; in Europa gehört nahezu die Hälfte seiner christlichen Bewohner dem Katholizismus (48,1%) an, je ungefähr ein Viertel der griechisch-katholischen Kirche (26,5%) und dem Protestantismus (25,2%). Aber dem Protestantismus überwiegend gehören an: die erste Weltmacht, England, und der auf dem Kontinent nächst Rußland stärkste Staat, das Deutsche Reich.

IV.

Und damit werden wir nun zur Betrachtung der einzelnen Staaten geführt. Wir beschränken uns in der Hauptsache auf diejenigen, welchen in der heutigen Zeitgeschichte eine Rolle zugefallen ist, sei es eine aktive, sei es eine mehr passive. Die Religionsstatistik darf die Gliederung nach Staaten nicht ignoriren. Nur für zivilisierte Staaten stehen ihr zuverlässige Angaben zu Gebot, und nur insoweit kann sie den Zusammenhang der staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erscheinungen mit den religiösen Verhältnissen untersuchen und beleuchten, ist also eines weiteren Ausbaus fähig. Denn wenn in der Tat die Religion der mächtigste Faktor im Geistesleben ist, so muß die religiöse Gliederung und Farbe eines Volkes auch in seinem staatlichen und gesellschaftlichen Leben zum Ausdruck kommen.

In den folgenden Übersichten D und E, je mit Anhang, sind die Angaben Juraschecks und Kelties, zum Teil auch anderer Quellen, benützt, wobei da, wo diese Quellen nur Prozentangaben für die einzelnen Bekenntnisse enthalten, mit diesen Angaben aus der neuesten Bevölkerungszahl die absolute Zahl der Konfessionsangehörigen berechnet wurde. Weil die Religionsstatistik nicht auf die neueste Volkszählung sich stützen kann, ist unter den aus der Religionsstatistik sich ergebenden Bevölkerungszahlen je die neueste Zensusziffer zur Vergleichung in Kursivschrift beigesetzt. Übersicht D ist in zwei Gruppen (Kolonial- und übrige Länder) zerlegt, und bei der ersten Gruppe auch das Türkische Reich, in 3 Kontinente sich erstreckend, eingeteilt, ohne daß es damit als ein Kolonialreich bezeichnet werden soll. Übersicht E mit Anhang weist die englischen, französischen und nordamerikanischen Kolonien des näheren nach.

D. 1. Die Kolonialländer nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion.	Großbritannien.			China[2]).			Rußland m. Finland.			Bemerkungen.
	Stammland B. 1897[1])	Kolonien und Besitzungen. Zensus meist von 1891	Summe	Stammland S. 1900)	Nebenländer S.	Summe	Europäisches B. 1897 u. 1898[3])	Außereuropäisches auch Schutzstaaten B. 1885/90	Summe	B. = Berechnung vom Jahr. Z. = Zählung vom Jahr. S. = Schätzung.
	in Tausenden.									
1. Evangelische . . .	34656,1	10009,7	44665,8	100,0	—	100,0	6113,8	20,0	6133,8	1) Mit den von Juraschek angegebenen Prozentzahlen a. d. Gesamtvolkszahl berechnet.
2. Römisch-Katholische	5236,4	5020,1	10256,5	1000,0	—	1000,0	15033,9	70,0	15103,9	
3. Griechisch-Kathol.	—	158,4	158,4	—	—	—	78117,4	7040,0	85157,3	
4. Andere Christen .	—	417,5	417,5	—	—	—	62,2	840,0	902,2	
5. Ohne Angabe der Konfession . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Summe der Christen	39892,5	15605,7	55497,2	1100,0	—	1100,0	99327,3	7970,0	107297,2	
6. Juden	80,0	46,2	126,2	—	—	—	4250,8	40,0	4290,8	
7. Mohammedaner .	—	57596,2	57596,2	13800,0	12000,0	356150,0	2695,7	8700,0	11395,7	
8. Heiden	—	230807,6	230807,6	330350,0			31,1	—	31,1	
9. Andere Religionen	—	158,3	158,3	—	—	—	—	450,0	450,0	
10. Ohne bestimmte Angabe, Religionslos, unbekannt . .	—	40048,3	40048,3	—	—	—	—	1950,0	1950,0	
Summe	39972,5	344262,3	384234,8	345250,0	12000,0	357250,0	106304,9	19110,0	125414,9	
Neueste Bevölkerungszahl	41444,1	347877,7	389321,8	345250,0	12000,0	357250,0	106304,9	24651,9	130956,8	

2) Popow (Globus 1897 II, 68) berechnet die Gesamtbevölkerung zu 432½ Mill. Warneck Abriß S. 318 gibt die Zahl der ev. Christen für China auf 215000, die der getauft. chines. Kath. (S. 322) auf 616500 an.

3) Für Rußland und Polen mit der von Juraschek angegebenen Prozentzahl aus der Volkszahl (1897: 103667746) berechnet; für Finland nach der Zählung von 1898 angegeben (nämlich 2588500 Evangelische, 5000 Römisch-Kathol., 481000 Juden.)

D. 1. Die Kolonialländer nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion.	Vereinigte Staaten von Nordamerika.			Frankreich.			Deutsches Reich.			Bemerkungen.
	Stammland Zensus 1890[1])	Kolonien Z. 1897 1899 1900	Summe	Stammland B. 1896	Nebenländer u. Besitzungen	Summe	Stammland Z. 1890[2])	Schutzgebiete	Summe	B. = Berechnung vom Jahr. Z. = Zählung vom Jahr. S. = Schätzung.
	in Tausenden.									
1. Evangelische . . .	53157,0	28,3	53195,3	616,3	495,0	1111,3	31026,8	—	31026,8	1) Die Religionszahlen beruhen auf Schätzung. Die Zahlen von 1900 s. in Abschn. I.
2. Römisch-Katholische	8500,0	8838,6	17338,6	37747,6	468,2	38215,8	17671,9	—	17671,9	
3. Griechisch-Kathol. .	15,0	—	15,0	—	—	—	3,0	—	3,0	
4. Andere Christen .	—	—	—	—	—	—	145,6	—	145,6	
5. Ohne Angabe der Konfession . . .	—	—	—	—	1020,0	1020,0	—	—	—	2) 200000 Indianer, 104000 Chinesen, 6000 Japaner und Mongolen (von den Indianern sind weniger als 100 000 Heiden. D. H.)
Summe der Christen	61672,0	8866,9	70738,9	38363,9	1983,2	40347,1	48847,3	—	48847,3	
6. Juden	1000,0	—	1000,0	54,0	88,0	142,0	567,9	—	567,9	
7. Mohammedaner .	—	—	—	—	4748,0	4748,0	—			3) Die Zählung von 1900 im deutschen Reich ergab: 35231,1 Tsd. Ev., 20321,4 Tsd. Röm.-Kath. 6,5 Tsd. Griechisch-Kath., 203,7 Tsd. Andere Christ. (Zus. 55762,7 Christen), 586,9 Tsd. Juden, 11,6 Tsd. Bekenner anderer Religionen, 5,9 Tsd. ohne Angabe des Religionsbekenntnisses.
8. Heiden	310,0[2])	766,1	1076,1	—	37277,1	37277,1	—			
9. Andere Religionen	—	—	—	100,1	—	100,1	0,6	12466,3	12479,6	
10. Ohne bestimmte Angabe, Religionslos, unbekannt . .	—	—	—	—	—	—	12,7			
Summe	62981,0	9633,0	72615,0	38518,0	44096,3	82614,3	49428,5	12466,3	61894,8	
Neueste Bevölkerungszahl	**76308,4**	**9677,9**	86081,3	**38961,9**	**44405,8**	**83367,8**	**56367,2**	**12466,3**	**68833,5**	

D. I. Die Kolonialländer nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion	Japan			Niederlande			Italien			Türkisches Reich			Spanien			Portugal		
	Stammland Z. 1899	Nebenländer (Formosa u. Vulkan-Inf. 1899	Summe	Stammland Z. 1899	Kolonien	Summe	Stammland Z. 1896	Kolonien Z. 1899	Summe	Eur. Türk. G.	Außereur. Türkei Z. u. G.	Summe	Stammland Z. 1897	Besitzung. in Afrika, Z. 97, Z. 98. G.	Summe	Stammland Z. 1890	Kolonien	Summe
	In Tausenden																	
1. Evangel.	42,7	—	42,7	3068,0	54,5 [2]	3122,5	62,5	—	62,5	—	—	—	7,0	—	7,0	0,5	—	0,5
2. Römisch-Kathol.	54,0	—	54,0	1790,0	58,6 [3]	1848,6	31134,0	—	31134,0	304,3	—	304,3	17700,0	345,5	18045,5	5049,0	141,9	5190,9
3. Griech.-Kathol.	25,3	—	25,3	—	—	—	—	—	—	2373,7	—	2373,7	—	—	—	—	—	—
4 Andere Christen	—	—	—	8,7	—	8,7	47,0	—	47,0	—	3700,0	3700,0	1,0	—	1,0	—	—	—
5. Ohne Angabe der Konfess.	—	—	—	—	372,0	372,0	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	122,0	—	122,0	4866,7	485,1	5351,8	31243,5	—	31243,5	2678,0	3700,0	6378,0	17708,0	345,5	18053,5	5049,5	141,9	5191,4
6. Juden	—	—	—	107,0	2,6	109,6	47,0	—	47,0	146,1	500,0	646,1	1,0	—	1,0	0,3	—	0,3
7. Moham.	—	—	—	—			—	—	—	3164,9	14000,0 [4]	17164,9	—	—	—	—	—	—
8. Heiden	44138,6	3121,7	47260,3	—	34587,5	34587,5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
9. Andere Religion	—	—	—	155,0	16,8	171,8	—	—	—	97,3	—	97,3	24,0	—	24,0	—	—	—
0. Ohne bestimmte Angabe, religionslos, unbekannt	—	—	—	—	238,0	238,0	—	329,5	329,5	—	—	—	10,0	530,0	540,0	—	8492,7 [5]	8492,7 [5]
Summe	44260,6	3121,7	47382,3	5128,7	35330,0	40458,7	31290,5	329,5	31620,0	6086,3	18200,0 [4]	24286,3	17743,0	875,5	18618,5	5049,8	8634,6	13684,4
Neueste Bevölk.-Zahl	44260,6	3121,7	47382,3	5104,1	35330,0	40434,1	32449,8	329,5	32779,3	6086,3	18249,2	24515,5	17744,0	875,5	18619,5	5049,8	8634,6	13684,4

1) Nach Brockhaus Konversationslexikon (4. Aufl.), Bd. 9, S. 875. Die einheimischen Religionen sind der Shintoismus (Ahnen- und Naturkultus) und der Buddhismus. Obwohl der erstere 191,878, der letztere nur 71,977 Tempel zählt, gehört die ganz überwiegende Mehrzahl der Japaner einer der zwölf buddhistischen Sekten an. Dem Shintoismus gehören nur der Hof, die 15,446 Priester und die Bewohner einiger Gegenden an. Die Zahlen sind z. T. dem Résumé statistique de l'Empire du Japon, 6. Jahrg., 1902, entnommen. Hervorzuheben ist, daß hiernach in Japan nicht weniger als 23 protest. Sekten vertreten sind, die zusammen 1015 Geistliche (darunter 753 einheimische) und 784 Kirchen und Kapellen zählen. — 2) Warneck, Abriß S. 311 und 353, zählt in Niederländisch-Indien 373,000 evang. Christen, in Suriname (S. 201) 29,400. 3) Warneck, Abriß S. 201, zählt in Suriname 10,000 Angehörige der römisch-kath. Mission. — 4) Darunter afrikanische Türkei (Tripoli mit Bengasi) mit 1 Million mohammedanischer Bewohner. — 5) Vorwiegend Heiden, Mohammedaner, Christen.

D 2. Die übrigen Länder nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion	Europa												Asien	
	Oesterreich-Ungarn				Schwed.	Norw.	Belg.	Rum.	Bulg.	Schwz	Serb.	Dänem. mit Neben-Länd.[2]	Korea	Persien
	Cisleithanien Z. 1890	Ungarn Z. 1890[1]	Bosnien Z. 1895	Summe	V. 1899	V.. 1900	V. 1899	Z. 1899	V. 1893	Z. 1888	Z. 1895	Z. 1890	S.	S. 1880
	in Tausenden													
1. Evangelische	436,0	3429,1	—	3865,1	5091,8	2195,6	15,0	168,0	2,4	1717,0	1,0	2277,6	10,0	—
2. Röm.-Kathol.	21750,0	8820,8	334,0	30904,8	1,5	—	6726,5		23,0	1184,0	10,4	3,7	42,0	—
3. Griech.-Kath.	545,0	4303,0	673,0	5521,0	—	—	—	5409,0	2606,0	—	2281,0	—	—	—
4. Andere Christ.	13,0	61,7	4,0	78,7	0,5	35,8	—	7,0	—	9,0	—	11,6	—	66,0
5. Ohne Angabe der Konfession	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	22744,0	16614,6	1011,0	40369,6	5093,8	2231,4	6741,5	5584,0	2631,4	2910,0	2292,4	2292,9	52,0	66,0
6. Juden	1142,0	725,2	8,0	1875,2	3,6	—	3,0	269,0	27,5	8,0	5,0	4,1	—	19,0
7. Mohammed.	—	—	549,0	549,2	—	—	—	44,0	643,0	—	14,4	—	—	7600,0
8. Heiden	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10476,9[3]	—
9. Andere Relig.	9,0	9,6	—	18,6	—	—	—	16,0	7,3	—	0,5	2,6	—	8,0
10. Ohne bestimmte Angabe, Religionslos, unbek.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summe	23895,0	17349,4	1568,0	42812,4	5097,4	2231,4	6744,5	5913,0	3309,2	2918,0	2312,3	2299,6	10528,9	7693,0
Neueste Bevölkerungszahl	26107,3	19203,5	1703,0	47013,8	5097,4	2231,4	6744,5	5913,0	3733,2	3327,3	2493,8	2574,6	10528,9	9000,0

1) Nach dem ungarischen Statistischen Jahrbuch 1899. — 2) Die Nebenländer Dänemarks zählen 127 184 Einwohner, meist Lutheraner. — 3) Buddhisten, Konfutse-Anhänger.

D 2. Die übrigen Länder nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion	Afrika			Amerika						Bemerkungen
	Kongostaat	Ägypten	Marokko	Brasilien	Mexiko	Peru	Argentinien	Colombia	Chile	
	S.	Z. 1897	S.	Z. 1890	Z. 1900	V. 1896	Z. 1895	V. 1884	Z. 1895	
	in Tausenden.									
1. Evangelische . . .	—	11,9 [1]	—	143,7 [4]	42,0	9,1	—	? [5]	? [5]	1) Warneck, Abriß S. 263 zählt 23000 Presbyterianer.
2. Römisch-Katholische	—	56,3	—	14179,6	12518,0	4022,0	4090,0 [13]	3920,0 [13]	3264,0 [13]	
3. Griechisch-Kathol. .	—	53,5	—	1,7	—	—	—	—	—	
4. Andere Christen .	—	608,4 [2]	—	—	2,0	73,0	—	—	—	2) Kopten.
5. Ohne Angabe der Konfession . . .	—	—	5,0	—	—	—	—	—	—	
Summe der Christen .	—	730,1	5,0	14325,0	12562,0	4104,1	4090,0	3920,0	3264,0	3) Außerdem: Ägyptischer Sudan mit 10 Mill. Bewohnern, meist Mohammedanern.
6. Juden	—	25,2	150,0	—	—		—	—	—	
7. Mohammedaner .	14100,0	8978,8	7845,0	0,3	—		—	—	—	
8. Heiden		—	—	600,0 [4]	939,0		4,9 [5]	0,2 [5]	50,0 [5]	4) Gothaischer Hofkalender 1902; die wilden Indianer (600000) sind meist Heiden.
9. Andere Religionen	—	—	—	1,3	—	455,9	—	—	—	
10. Ohne bestimmte Angabe, Religionslos, unbekannt . . .	—	0,3	—	7,3	70,0		—	—	—	
Summe	14100,0	9734,4 [3]	8000,0	14933,9	13571,0	4560,0	4094,9	3920,2	3314,0	5) Meist Römisch-Katholische, wenige Heiden und Protestanten.
Neueste Bevölkerungszahl	14100,0	9734,4	8000,0	14933,9	13571,0	4560,0	4094,9	3920,2	3314,0	

Anhang zur Übersicht D, 2. Sonstige Länder:

In Europa:

Kreta 307369 Einwohner, wovon 87% Griechisch-Orthodoxe, 11% Mohammedaner, 2% Sonstige.

Montenegro 227841 Einw., wovon 88,2% Griechisch-Orthodoxe, 5,7% Römisch-Katholische, 6,1% Mohammedaner.

Luxemburg 236543 Einw., Römische Katholiken.

In Asien:

Siam 6,37 Millionen, Buddhisten, Brahmanen, Konfutseanhänger.
Afghanistan 5 Millionen, meist Mohammedaner, ungefähr 14000 Juden.
Himalaja-Staaten 3,26 Millionen, Hindus, Buddhisten.
Arabien unabhängiges 1,05 Millionen, Mohammedaner.
Oman 1 Million Mohammedaner.

In Afrika:

Unabhängiges Afrika 40 Millionen, Heiden, Mohammedaner, wenige Christen.

Abessinien 4,5 Millionen, vorwiegend koptische Christen, auch viele Mohammedaner, 200000 Juden (sogenannte Falaschas).

Liberia nach v. Juraschek: 2 Millionen, vorwiegend Heiden. Nach Warneck Abriß S. 210 ff.: etwa 20000 Christen und über 1 Million eingeborene Heiden.

In Amerika, Zentralamerika:

Guatemala 1,57 Millionen, Römisch-Katholische.
Haiti 0,96 Millionen, desgleichen.
San Salvador 0,80 Millionen, desgleichen.
Dominikanische Republik 0,50 Millionen, desgleichen.
Honduras 0,40 Millionen, desgleichen.
Nicaragua 0,35 Millionen, desgleichen.
Costarica 0,31 Millionen, desgleichen.

Südamerika:

Venezuela 1894:[1]) 2444816 Einwohner, davon 2434984 Römisch-Katholische, 3515 Protestanten, 411 Israeliten, 5906 Bekenner anderer Religionen.
Bolivia 2,27 Millionen, Römische Katholiken, wenige Heiden.
Ecuador 1,40 Millionen, Römische Katholiken, Heiden.
Uruguay 0,90 Millionen, Römische Katholiken.
Paraguay 0,66 Millionen, fast nur Römische Katholiken.

---

1) Gothaer Hofkalender 1902.

E. Die britischen Kolonien und Schutzgebiete.

Kolonien und Schutzgebiete. (Jahr der Zählung.)	Christen.				Juden	Mohammedaner	Heiden	Bekenner sonstiger Relig.	Unbekannt	Summe
	Evangelische	Römisch-Kathol.	Griechisch-Kathol.	Andere Christen						
Gibraltar u. Malta (99)	—	216,4 [1]	—	—	—	—	—	—	—	216,4
Cypern (91)	—	3,0	158,4	—	—	47,9	—	—	—	209,3
Britisch-Indien (91)	696,3 [2]	1315,3	—	201,7	17,2	57321,2	227557,9 [3]	42,7	71,1	287223,4
Ceylon (91)	32,0 [4]	270,1 [4]	—	—	—	212,0	2493,0	2,4	—	3009,5
Sonstiger indischer Besitz (98.99)	—	—	—	—	—	—	—	—	96,1 [5]	96,1
Kanada (91)	2645,1	1992,0	—	—	—	—	—	106,7	89,4	4833,2
Bermuda (91)	10,6	—	—	—	—	—	—	—	5,8	16,4
Neufundland und Labrador (91)	124,5	72,7	—	4,8	—	—	—	—	—	202,0
Westindien (99)	1581,3 [6]	—	—	—	—	—	—	—	—	1581,3
Brit.-Honduras (99)	—	35,2 [7]	—	—	—	—	—	—	—	35,2
Guayana (99)	185,0 [8]	103,0 [8]	—	—	—	—	—	—	—	288,0
Falkland Inseln (99)	—	—	—	—	—	—	—	—	1,8 [9]	1,8
Kapkolonie (91)	732,0	17,3	—	—	3,0	15,1	753,3	6,5	—	1527,2
Bish. Oranje Freist. (90)	101,2 [10]	—	—	—	—	—	—	—	106,3	207,5
Bish. Südafrik. Republik (98)	411,0 [11]	—	—	28,0	10,0	—	—	—	709,0	1158,0
Sonstige afrik. Besitzungen (97—99)	—	—	—	—	—	—	—	—	35628,3 [12]	35628,3
Australien (99)	2537,7	864,0	—	170,6	14,5	—	—	—	43,6	3630,4 [13]
Tasmanien (99)	137,8	32,3	—	12,4	—	—	—	—	—	182,5 [13]
Neuseeland (96)	545,2	98,8	—	—	1,5	—	3,4	—	16,0	664,9 [14]
Südsee (Ozeanien) (99)	270,0 [15]	—	—	—	—	—	—	—	409,9	679,9 [15]
Summe	10009,7	5020,1	158,4	417,5	46,2	57596,2	230807,6	158,3	40048,3 [16]	344262,3
	15605,7									

NB. Die Anmerkungen befinden sich auf der nächsten Seite.

Anhang zu Übersicht E.

I. In den französischen Besitzungen und Nebenländern wurden gezählt:

1. in Afrika: Algier (Zählung von 1891) 333 500 Mohammedaner, 478 000 Christen, 43 000 Juden; im ganzen 3 856 000 Einwohner. Die neueste Zählung von 1896 ergibt 4 789 331 Menschen; die Angaben von 1891 sind also wohl nicht ganz genau. Tunis hatte (1891): 1 413 000 Mohammedaner, 45 000 Juden, 42 000 Christen; zusammen 1 500 000 Einwohner, während die Zählung von 1899 eine Bevölkerung von 1 906 000 Menschen ergeben hat. Für Senegal, Sudan, Guinea, Elfenbeinküste, Dahome, Kongo wird die Bevölkerung zu 18,55 Millionen, vorwiegend Fetischdiener, für Somaliküste und Dependenzen zu 200 000 Heiden geschätzt.

2. Die Besitzungen in Asien (Vorderindien, Kambodscha, Cochinchina, Annam, Tonkin) werden zu 16 700 512 Bewohnern geschätzt beziehungsweise berechnet, darunter $^1/_2$ Million Christen, der Rest Ahnendiener, Konfutse-Anhänger, Laotse, Buddhisten.

---

1) Überwiegend Katholiken. — 2) Warneck, Abriß S. 353 gibt für Britisch-Indien die Zahl der der protestantischen Mission angehörigen Christen an wie folgt: Vorderindien 780 Tsd., Hinterindien 98 Tsd. Nach dem Census von 1901 für ganz Britisch-Indien 970 661. A. M. Z. 1902, 391. — 3) Darunter Hindus 207,7 Mill., Dämonisten 9,3 Mill., Buddhisten 7,1 Mill., Sikhs 1,9 Mill., Jains 1,4 Mill., Parsen 0,09 Mill. — 4) Gesamtzahl der Christen nach Keltie (Statesmans Yearbook 1902) 302127, Warneck (S. 353) zählt 32000 ev. Christen. — 5) Meist Mohammedaner, Buddhisten, Hindus u. andere Heiden. — 6) Fast durchaus Protestanten. — 7) Katholiken, wenige Protestanten. — 8) Unter der Gesamtbevölkerung von 288 Tsd. sind nach Warneck (S. 202. 203) etwa 185000 ev. Christen. — 9) Protestanten und Katholiken. — 10) Zu den 77716 Weißen (ev. Christen) sind hinzugerechnet die 23500 farbigen Protestanten (nach Warneck S. 240: Wesleyaner 15500, Anglikaner 2200, Berliner M. G. 5800). — 11) Von den 345 Tsd. Weißen sind 28 Tsd. als Andere Christen, 317 Tsd. als Evangelische angeschrieben. Zu den letzteren treten hinzu die farbigen Missionsgemeinden, deren Zahl nach Warneck S. 241 beträgt: bei der Hermannsburger M. 43300, bei der Berliner 18000, bei der holländischen 5000, bei der englischen 5000, bei den Wesleyanern ungefähr 20000, zus. rund 94000 farbige Christen. — 12) Fast durchaus Heiden und Mohammedaner. — 13) Die Zahlen der einzelnen Religionsgemeinschaften sind mittels der von Juraschek angegebenen Prozentzahlen berechnet. Für Tasmanien hatte der Zensus von 1891 ergeben: 130349 Ev., 30314 Röm.-Kath., 11705 Andere Christen, 107 Juden, zus. 172475 Einw. — 14) Summe der nach der Religionsangehörigkeit 1896 gezählten Bevölkerung Neuseelands laut Kelties Angaben; die Gesamteinwohnerzahl wird auf 703360 beziffert. — 15) Warneck S. 357 giebt für Polynesien 202000, Melanesien 50000, für Mikronesien 18000, zus. 270000 ev. Christen an. — 16) Darunter 215900 nicht näherbezeichnete Christen, nach deren Abrechnung bleiben 39 231 200 Menschen mit nicht näher festgestelltem Religionsbekenntnis.

3. In Nordamerika (Westindien, St. Pierre, Miquelon und Dependenzen, Cayenne) wird die Volkszahl der französischen Kolonien berechnet (1890/97) zu 418 154, vorwiegend römisch-katholische Christen.

4. Im indischen Ozean und in der Südsee ist die volkreichste Besitzung Madagaskar (geschätzt zu 2 515 745); nach Keltie's Angabe befanden sich darunter vor der französischen Besetzung (1895) etwa 450 000 Protestanten und 50 000 Katholiken, der Rest gehört dem Heidentum an. Seitdem hat nach Keltie eine starke katholische Propaganda stattgefunden, wodurch viele eingeborene Protestanten genötigt worden seien, sich als Katholiken anzugeben. Jetzt mögen es 250 000 Protestanten und 150 000 Katholiken sein.

Neukaledonien mit den Loyalty-, Wallis- und Futuna-Inseln zählt 45 000 Christen, unter ihnen 11 000 Protestanten, der Rest mit 22 752 (Berechnung von 1890/92) sind Heiden.

Die übrigen Besitzungen: Reunion, Mayotte (191 192 Einwohner), Komoren (67 000), Tahiti (29 880), Kerguelen, St. Paul-, Neuamsterdam-Inseln haben noch eine bedeutende heidnische Bevölkerung. Tahiti ca. 15 000 Protestanten. Reunion wesentlich katholisch.

II. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das jüngste Kolonialreich, haben folgende Kolonien:

Kuba (Zählung 1899) 1 572 797, Katholiken; Puerto-Rico mit Viegue 953 243, Katholiken; Philippinen und Sula-Archipel (Zählung 1887) 6 985 124, davon 90% Katholiken, 10% Mohamedaner und Heiden; Hawaii (Zählung 1900) 154 001, davon 24 000 Protestanten, 26 000 Katholiken, 59 000 Heiden und Bekenner anderer Religionen; Guam 8561, Heiden; Tutuila 4165 Christen, meist Evangelische.

Die gewaltigsten Bevölkerungsmassen unter einem Szepter vereinigen das Britische und das Chinesische Reich, ersteres mit 389 1/3, letzteres mit 357 1/4 Millionen Menschen[1]). Aber welche Gegensätze! China, in der überwiegenden Mehrzahl seiner Bewohner einem nüchternen moralistischen Konfuzianismus oder einem quietistischen Buddhismus ergeben, religiös weniger zersplittert als die abendländischen Völker, eine uralte Kultur in strenger räumlicher Abgeschlossenheit hegend und pflegend, hat sein Gebiet in kompakter Masse zusammengeballt und birgt so eine gewaltige Widerstandskraft in sich; aber der Initative entbehrend ist es im Beginn des Weltkampfs der Nationen um Geltung und Herrschaft durch die aktiveren Mächte Europas politisch zurückgeworfen und schon in seiner ureigensten Lebens- und Einflußsphäre, in Ostasien, bedroht. Umgekehrt hat in England ein europäisches, vorwiegend germanisches und

1) Nach Popow (s. Tabelle D. 1) sogar 432 1/2 Mill., nach China's Millions 1902, 153: 426 057 325. Vgl. A. M. Z. 1903. D. H.

protestantisches Volk von jetzt 40 Millionen Menschen kühn hinausgegriffen über die Meere, an allen Küsten sich niedergesetzt, große Kolonien gegründet und alte Reiche sich dienstbar gemacht und ist so im wörtlichen Sinn ein Weltreich geworden, das in der Tat die ganze Welt umspannt und alle Religionen der Welt und die reichstgegliederte Kulturwelt, von der alten Kultur Indiens und der modernsten Kultur Europas an bis zur primitivsten Lebensgestaltung der Naturvölker, in sich vereinigt und in der Tatsache, daß das christliche Siebentel der Reichsbevölkerung ein 330 Millionen Heiden und Mohammedaner zählendes Weltreich beherrscht, den augenfälligsten Tatbeweis erbringt für die geistige und sittliche Überlegenheit des Christentums. Mit Geschick haben seine Lenker die erwachenden zentrifugalen Kräfte der am meisten entwickelten Siedlungskolonien, namentlich Australiens und Kanadas, durch die imperialistische Idee zu fesseln verstanden. Ob aber freilich die Wehrmacht des Reiches den drohenden Kämpfen der Zukunft gewachsen sein wird, diese Frage wird nur dann bejaht werden können, wenn die herrschende, die weiße Bevölkernng die harte Zucht der allgemeinen Wehrpflicht auf sich nimmt und nicht auri sacra fames, sondern Gerechtigkeit die Politik leitet.

Mehr dem chinesischen Typus folgt, ganz gemäß seiner geographischen Situation, das Russische Reich, das fast 131 Millionen beherrscht. Den Spuren Englands aber gehen nach im Streben über See die 3 andern großen Kolonialmächte: Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, unter deren Sternenbanner jetzt 86 Millionen sich sammeln, ferner Frankreich, das die im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlittenen Kolonialeinbußen, namentlich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts reichlich wieder eingeholt hat, sodaß die Bevölkerung der französischen Kolonien und Nebenländer mit 45 Millionen bereits das Mutterland mit 38½ Millionen numerisch überflügelt hat und das ganze französische Reich jetzt fast 83⅝ Millionen Menschen zählt. Das Deutsche Reich dagegen steht erst am Anfang einer kolonialen Entwicklung und wäre in der Lage, mit dem Überschuß seiner jetzt auf 56⅛ Millionen herangewachsenen Bevölkerung des Mutterlands weite Kolonialgebiete zu besiedeln und wirtschaftlich zu befruchten.

Vorwiegend oder ausschließlich protestantische Staaten (die Kolonien und Nebenländer außer Betracht gelassen) sind: Die Ver-

einigten Staaten mit 65 Millionen[1]) Protestanten, Großbritanien 34⅔ Millionen, Deutsches Reich 35 Millionen, Schweden 5 Millionen, Niederlande 3 Millionen, Dänemark 2¼ Millionen, Norwegen 2⅕ Millionen, Schweiz 1¾ Millionen; vorwiegend oder ausschließlich katholische: Frankreich mit 37¾ Millionen Katholiken (die erste Tochter der römischen Kirche), Österreich-Ungarn rund 31 Millionen, Italien 31 Millionen, Spanien 17⁷/₁₀ Millionen, Brasilien etwas über 14 Millionen, Mexiko 12½ Millionen, Belgien 6¾ Millionen, Portugal 5 Millionen; endlich die kleineren Staaten in Zentral- und Südamerika mit zusammen 4⅖ beziehungsweise 17⁷/₁₀ Millionen; vorwiegend oder ausschließlich griechisch-katholisch: Rußland mit 78,12 Millionen Griechisch-Katholischen, Rumänien 5⅖ Millionen, Bulgarien nahezu 2⅔ Millionen, Serbien 2¼ Millionen.

Hervorzuheben uud zu beachten ist die Tatsache, daß in einer Reihe protestantischer Staaten starke katholische Minderheiten wohnen, so im Deutschen Reich 20⅛ Millionen Katholiken = 36,1 % der Bevölkerung, in der Schweiz 1,18 Millionen = 40,6 %, in den Niederlanden 1,79 Millionen = 35,1 %; auch im Vereinigten Königreich England, Schottland, Irland macht der katholische Bevölkerungsteil 5¼ Millionen = 13,1 %, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika über 10 Millionen = 13,3 % aus. Viel geschlossener sind die katholischen Staaten; denn in diesen gibt es, von Österreich-Ungarn abgesehen, das 3,87 Millionen Protestanten = 9 % der Bevölkerung zählt, nirgends numerisch starke protestantische Minderheiten. Es entspricht dies ganz der katholischen Kirchenauffassung, welche Toleranz und religiöse Gleichberechtigung prinzipiell nur da zulassen kann, ja verlangen muß, wo die katholische Kirche nicht die Staatsgewalt beherrscht und ohne das Toleranzprinzip sich selber in der Existenz gefährdet sähe.

Von den griechisch-katholischen Staaten hat nur Rußland eine numerisch erheblichere andersgläubige Minorität: 15 Millionen Römisch-Katholische, hauptsächlich in dem erst während der beiden letzten Jahrhunderte erworbenen Polen und 6,1 Millionen Protestanten, meist in den Ostseeprovinzen und Finland, sowie in den deutschen Ansiedlungen des südlichen Rußland.

Mohammedanische selbständige Staaten sind: das Tür-

1) Vgl. Abschn. I.

kische Reich mit 17⅛ Millionen Mohammedanern und einer starken christlichen Minorität von 6,4 Millionen, meist griechisch-katholischen und armenischen Glaubens; Marokko mit 7,8, Persien mit 7,6, Afghanistan mit 5,0, Arabien und Oman mit 2 Millionen Mohammedanern; daneben der Vasallenstaat Ägypten samt dem ägyptischen Sudan mit zus. gegen 20 Millionen Mohammedanern. Die übrige mohammedanische Welt lebt teils in den unabhängigen Staatengebilden Afrikas, teils unter englischer, chinesischer, russischer, französischer, niederländischer, österreichischer (Bosnien) Oberhoheit, gewiß eine kennzeichnende und bemerkenswerte Tatsache!

Die Juden, über die ganze Welt zerstreut, finden sich am zahlreichsten in

1. Rußland mit .	4,25 Mill.		7. Abessinien . .	0,20 Mill.	
2. Oest.-Ungarn .	1,88 „		8. Marokko . .	0,15 „	
(dar. Galizien	0,77 „		9. Niederlande .	0,11 „	
Nied.-Österr.	0,13 „		10. Fran. Kolonien	0,09 „	
Böhmen . .	0,09 „		11. Großbritannien		
Bukowina .	0,08 „		und Irland .	0,08 „	
Ungarn . .	0,73 „		12. Frankreich . .	0,054 „	
3. Ver. Staaten v.			13. Italien . . .	0,047 „	
Nordamerika .	1,00 „		14. Engl. Kolonien	0,046 „	
4. Türkisches Reich	0,65 „		15. Außereuropäisch.		
5. Deutsches Reich	0,59 „		Rußland . .	0,040 „	
6. Rumänien . .	0,27 „				

Unter dem Schutz der Toleranz und Parität sind sie in den westlichen Staaten Europas und in dem kulturverwandten Nordamerika trotz geringer Zahl nicht bloß zu Wohlstand und Reichtum, sondern auch zu Ansehen und Einfluß gelangt.

D. Imad-ed-din.

Ein Lebensbild aus der Mohammedaner-Mission in Indien.

Von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

II.

Der Christ.

Ein Blick auf das Arbeitsgebiet des Christen Imad-ed-din diene zur Orientierung. Das Pandschab, das Land der Zuflüsse des Indus, größer als Preußen, Württemberg und Baden zusammengenommen, gegen 30 Millionen Einwohner, darunter beinahe die Hälfte Mohammedaner, zählend, wurde durch Proklamation vom 29. März 1849 von den Engländern annektiert, nachdem in jahrelangem Ringen um den Besitz des Landes hüben und drüben viel Blut geflossen war. Kraftvolle und weise Administration brachte innerhalb von 8 Jahren eine völlige Beruhigung des neuen Territoriums zu stande. Eugene Stock entwirft in seiner Geschichte der englischen Kirchenmission (II, 201 f.) von der Haltung der damaligen Oberbeamten ein geradezu ideales Bild. Tolerant und unparteiisch durch und durch, schämten sie sich nicht, ihr persönliches Christentum vor der Welt zu bekennen und als Christen für die Verbreitung des Evangeliums in ihrem Herrschaftsgebiet tatkräftig einzustehen. Die amerikanischen Presbyterianer waren zuerst auf dem Plan. Ihnen folgte 1851 die englische Kirchenmission, indem sie T. H. Fitzpatrick und Robert Clark nach dem Pandschab entsandte. Sie war zum Eintritt in die Arbeit aufgefordert durch englische Offiziere und Staatsmänner in Indien, welche durch Gründung einer Mission im neugewonnenen Gebiet Gott ein Denkmal des Dankes für den errungenen Sieg und die Segnungen des erlangten Friedens aufrichten wollten.

Da Lahore, die Hauptstadt, das Zentrum des europäischen Einflusses, bereits durch die Amerikaner besetzt war, machte die Kirchenmission Amritsar zu ihrem Ausgangspunkt und bleibenden Hauptquartier. Diese Stadt kann das Herz des Pandschab genannt werden. Sie zählt am meisten Einwohner (1884: 151 896), besitzt das große Heiligtum der Sikhs, hat jeden Tag einen religiösen Jahrmarkt und ist zugleich die Handelskapitale, deren Verbindungen sich über Indien und Innerasien und bis nach Europa erstrecken. Zieht Lahore alle diejenigen an, welche mit der Regierung zu tun haben oder von ihr etwas erhoffen, so konzentriert sich das Interesse für alles, was die Eingeborenen angeht, auf Amritsar. — Diejenigen, welche die Mission hierher gerufen hatten, unterstützten sie tatkräftig. Der Regierungskommissar Saunders erbaute das erste Missionshaus und half eine Kirche errichten; der spätere Lord Napier of Magdala entwarf den Plan eines Schulhauses. 3 bekehrte Sikhs wurden die ersten Evangelisten. Langsam entstand eine Gemeinde, und als die Mission sich über das Land ausdehnte, blieb Amritsar der Ort, wo ihre Fäden zusammenliefen. „Das Zentrum des Pandschab ist unser großer Exerzierplatz; Christenknaben und -mädchen erhalten hier in unsern Schulen ihre Erziehung und kehren dann nach allen Himmelsgegenden heim; junge Leute aus allen Teilen des Landes stellen sich hier ein, um als christliche Lehrer, Katechisten

und Prediger ausgebildet zu werden. Hier sind auch die Gelegenheiten für die praktische Schulung der eingeborenen und ausländischen Arbeiter besonders günstig; von hier werden sie dann nach anderen Stationen zu Hilfe gesandt" (Bericht von R. Clark 1884).

Dieses wichtige Missionszentrum wurde nun für Imad-ed-din die Stätte lebenslänglicher Wirksamkeit, und an R. Clark, der von 1864 bis zu seinem Tode (16. Mai 1900) mit kurzer Unterbrechung am gleichen Orte tätig war, hatte er einen geistlichen Berater, Mitarbeiter und Freund. Er diente an derselben Kirche, in welcher er getauft, konfirmiert und ordiniert worden war, als Pfarrer der eingeborenen Gemeinde. R. Clark sagte gegen Ende seines Lebens von ihm: „Hätte Imad-ed-din sonst nichts getan, als seiner Gemeinde gepredigt, so wie er es nun über 30 Jahre lang getan hat, so hätte er großes getan." Und der Verfasser des Nachrufs in „Punjat Miss. News" (15. Sept. 1900) charakterisierte seine Predigttätigkeit mit den folgenden Worten:

„Seine Predigten waren in ihrer Ruhe, Kraft und Gedankentiefe bewundernswert; sie zeigten tiefe Einsicht in die göttlichen Dinge und in das Menschenherz. Der gesunde Menschenverstand, welcher ihn überhaupt auszeichnete, trat auch in seiner Predigtweise zu Tage. Der Verfasser erinnert sich heute noch dankbar an Predigten, welche er vor vielen Jahren von ihm gehört hat. Seine letzte Rede, die er in der Missionskirche hielt, war eine meisterhafte Darlegung der Not Indiens im Lichte des göttlichen Wortes. Kein Niedergang oder Mangel an Frische war im Verlauf der Jahre an seinen Predigten wahrzunehmen. Sein Geist schien nur immer tiefer und voller aus dem Brunnen des Heils zu schöpfen. War er groß als Prediger, so war er als Schriftsteller noch größer."

Der oben erwähnte Württemberger Karl Gottlieb Pfänder, 1825—1837 in dem damals persischen Georgien tätig, hatte einen literarischen Kampf mit dem Mohammedanismus eröffnet, indem er um 1833 den Mizzan-ul-Haqq („Wage der Wahrheit") ausgehen ließ. Er widerlegte im 1. Teil dieser Schrift die Behauptung Mohammeds, die Christen hätten die Bibel gefälscht und durch den Koran sei sie aufgehoben, gab im 2. eine Darlegung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und bestritt im 3. den Anspruch Mohammeds, er sei der Prophet und der Koran das Wort Gottes. Diese und andere Schriften aus seiner Feder kamen mit Pfander, als er, aus Georgien durch die russischen Eroberer vertrieben, 1838 in Nordindien zu arbeiten begann, unter die Mohammedaner des Pandschab und regten die Geister auf. Der Islam, stolz und ungebrochen, empörte sich gegen den frechen Angreifer. Gelehrte von Delhi und Agra vereinigten

ſich, um ihn mit gleichen Waffen aus dem Felde zu ſchlagen. Sie ſchöpften aus den Gruben abendländiſchen Unglaubens und ließen Gegenſchriften erſcheinen. Der junge, begabte Rahmat Allah in Delhi ſchrieb den „Zerſtörer der Einbildungen" und die „Widerlegung der Dreieinigkeit," und Dr. Waſir Chan verfaßte mit ſeiner Hilfe das berüchtigte Buch Idſchaz Iſawi (1853), in welchem er aus 116 chriſtlichen Schriftſtellern nachweiſen wollte, daß die Bibel in ihrer jetzigen Geſtalt lauter Irrtümer enthalte. Dieſe beiden Vorkämpfer des Mohammedanismus maßen ſich bei der berühmten Disputation zu Agra (1854) mit ihren chriſtlichen Gegnern, den Miſſionaren Pfander und French. Damit kam die Kontroverſe vollends in Fluß, und Imad-ed-din trat als der prädeſtinierte Apologet des Chriſtentums auf den Kampfplatz. Stock nennt ſeine und Pfanders polemiſche Schriften die wichtigſten (II., 533).

Der C. M. Intelligencer veröffentlichte im Oktober 1884 (S. 639 f.) eine von R. Clark zuſammengeſtellte Liſte der Werke Imad-ed-dins von 1866 bis Januar 1884. Sie umfaßt 23 Nummern mit 3322 Seiten und beweiſt ſchon durch dieſe Zahlen den Rieſenfleiß des Verfaſſers, der ſeit ſeiner Bekehrung die ganze Kraft ſeiner Liebe an die Gewinnung ſeiner früheren Religionsgenoſſen ſetzte. Den größten Raum nehmen in dieſem Verzeichnis die auf den Mohammedanismus bezüglichen Schriften ein.

Ihren Reigen eröffnete die „Unterſuchung des Glaubens" (1866, 150 S.), Beweiſe für das Chriſtentum und gegen den Islam enthaltend. Die Selbſtbiographie (1866, 18 S.) ſchrieb er, um die volle Wahrheit über ſeine Bekehrung allen denen kundzutun, welche entweder dieſelbe rundweg in Abrede ſtellten, oder das Streben nach Carrière als ihr Motiv ausgaben, oder den „Imad-ed-din", der nun chriſtliche Bücher ſchreibe, als einen falſchen Namen anſahen. Der „Wegweiſer für Mohammedaner" (1867, 390 S.) deckte die ſchiefen Darſtellungen und Trugſchlüſſe der Verfaſſer des Idſchaz Iſawi in ihrer ganzen Blöße auf und bewies, daß die in dieſem Buche — der vielgebrauchten Rüſtkammer des Islam für ſeine Angriffe auf das Chriſtentum — vorgebrachten Gegengründe, richtig ausgedrückt und logiſch entwickelt, in vielen Fällen nur die Zeugniſſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion vermehrten. Die „Geſchichte Mohammeds" (1870, 273 S.), nach arabiſchen Quellen bearbeitet, beleuchtete ſeinen Anhängern den wirklichen Lebenslauf und Charakter ihres Propheten. Die Schrift über „die Lehren des Mohammedanismus" (1870, 138 S.) verglich dieſelben mit denen des Chriſtentums. Eine Anzahl kleinerer Publikationen enthält Berichte über Diskuſſionen mit Mohammedanern oder gewährt Einblick in Korreſpondenzen, welche zwiſchen Imad-ed-din und Häuptern des Islam ſtattgefunden hatten.

Im März 1875 schrieb der wackere Streiter einen Aufsatz über: „Die Ergebnisse des literarischen Kampfes mit Mohammedanern in Nordindien" (C. M. Int. 1875, S. 276 ff.). Er konnte im Rückblick auf die 25 Jahre der durch Pfander eröffneten Kontroverse bezeugen: „Wir können nun sagen: der Streit ist nun tatsächlich zu Ende geführt und zwar mit Erfolg. Durch Gottes Gnade haben die Christen einen vollständigen Sieg davongetragen, während unsere Gegner augenscheinlich überwunden sind und die Nichtigkeit ihrer Beweisführung klar zu Tage liegt." Er führte aus: Alle Argumente aus dem Koran, welche der Islam gegen das Christentum vorzubringen liebte, seien ihm aus der Hand gewunden, der wahre Charakter seines heiligen Buches und seines Gründers sei dargetan und das Material zur Orientierung über die beiden Religionen vollständig herbeigeschafft, sodaß jeder Aufrichtige selber zu prüfen vermöge. Deshalb sehe sich der Gegner neuerdings zu einer Veränderung seiner Taktik genötigt. Da ihm der Koran, der alte Kampfesgrund, entzogen sei, suche er nunmehr die Hilfe der Vernunftgründe, verschanze sich hinter den Bollwerken, welche abendländischer Unglaube aufgeworfen habe, verspotte den Opponenten oder hülle sich gegen seine unwiderlegliche Beweisführung ins Schweigen. Während vor 30 Jahren noch jedermann in Indien in irgend einem Glauben sich geborgen wußte, habe sich nachgerade große Unruhe der Gemüter bemächtigt, in ganz Nordindien wimmele es von Atheisten, der Unglaube nehme überhand wie Meeresfluten, und die Mohammedaner seien zu Hunderttausenden von Haß gegen die Religion ihrer Väter erfüllt.

„Warum nun auf dem Leib eines gefallenen Feindes herumtreten? Es nützt wenig, auf die Abfassung von Streitschriften noch mehr Zeit zu verwenden. Laßt uns fortan aufbauen mit ganzer Hingabe! Sollte aber einer unserer Brüder abermals der Polemik sich zuwenden, so möge er die bereits erschienenen Bücher so verarbeiten, daß er die Einwände und ihre Beantwortung in einem handlichen Band zusammenstellt, zu einem brauchbaren Handbuch für die Mohammedaner-Kontroverse. So könnte das christliche Arsenal um eine Waffe bereichert werden, welche mehr ausrichtete, als alle bisher gebrauchten Kampfesmittel. Wäre ein solches Buch mit Geschick abgefaßt, so könnte es ins Puschtu, Persische, Arabische und Türkische übersetzt werden. Laßt uns nicht in Indien müßig sitzen, während der Kampf in anderen mohammedanischen Ländern tobt; laßt uns vielmehr auf solche Weise andern helfen!" Wertvoll sei es auch nunmehr, von den Kämpfen der christlichen Kirche in der Vergangenheit zu lernen, da der Gegner im Grunde immer und überall derselbe sei; wer dazu geschickt sei, solle sich umsehen in der christ-

D. 1. Die Kolonialländer nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion.	Großbritannien. Stammland B. 1897[1])	Kolonien und Besitzungen. Zensus meist von 1891	Summe	China[2]). Stammland S. 1900	Nebenländer S.	Summe	Rußland m. Finland. Europäisches Z. 1897 u. 1898[3])	Außereuropäisches auch Schutzstaaten B. 1885/90	Summe	Bemerkungen. B. = Berechnung vom Jahr. Z. = Zählung vom Jahr. S. = Schätzung.
	in Tausenden.									
1. Evangelische . . .	34656,1	10009,7	44665,8	100,0	—	100,0	6113,8	20,0	6133,8	1) Mit den von Juraschek angegebenen Prozentzahlen a. d. Gesamtvolkszahl berechnet.
2. Römisch-Katholische	5236,1	5020,1	10256,5	1000,0	—	1000,0	15033,9	70,0	15103,9	
3. Griechisch-Kathol.	—	158,4	158,4	—	—	—	78117,4	7040,0	85157,4	
4. Andere Christen .	—	417,5	417,5	—	—	—	62,2	840,0	902,2	
5. Ohne Angabe der Konfession . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Summe der Christen	39892,5	15605,7	55497,2	1100,0	—	1100,0	99327,3	7970,0	107297,2	
6. Juden	80,0	46,2	126,2	—	—	—	4250,8	40,0	4290,8	
7. Mohammedaner .	—	57596,2	57596,2	13800,0	12000,0	56150,0	2695,7	8700,0	11395,7	2) Popow (Globus 1897 II, 68) berechnet die Gesamtbevölkerung zu 432½ Mill. Warneck Abriß S. 318 gibt die Zahl der ev. Christen für China auf 215000, die der getauft. chines. Kath. (S. 322) auf 616500 an.
8. Heiden	—	230807,6	230807,6	330350,0			31,1	—	31,1	
9. Andere Religionen	—	158,3	158,3	—	—	—	—	450,0	450,0	
10. Ohne bestimmte Angabe, Religionslos, unbekannt . .	—	40048,3	40048,3	—	—	—	—	1950,0	1950,0	3) Für Rußland und Polen mit der von Juraschek angegebenen Prozentzahl aus der Volkszahl (1897: 103667746) berechnet; für Finland nach der Zählung von 1898 angegeben (nämlich 2588500 Evangelische, 5000 Römisch-Kathol., 481000 Juden.)
Summe	39972,5	344262,8	384234,8	345250,0	12000,0	357250,0	106304,2	19110,0	125414,2	
Neueste Bevölkerungszahl	41444,1	347877,7	389321,8	345250,0	12000,0	357250,0	106304,2	24651,2	130956,8	

D. 1. Die Kolonialländer nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion.	Vereinigte Staaten von Nordamerika.			Frankreich.			Deutsches Reich.			Bemerkungen.
	Stammland Zensus 1890[1])	Kolonien Z. 1897 1899 1900	Summe	Stammland B. 1896	Nebenländer u. Besitzungen	Summe	Stammland Z. 1890[2])	Schutzgebiete	Summe	B. = Berechnung vom Jahr. Z. = Zählung vom Jahr. S. = Schätzung.
	in Tausenden.									
1. Evangelische . . .	53157,0	28,3	53195,3	616,3	495,0	1111,3	31026,8	—	31026,8	1) Die Religionszahlen beruhen auf Schätzung. Die Zahlen von 1900 s. in Abschn. I.
2. Römisch-Katholische	8500,0	8838,6	17338,6	37747,6	468,2	38215,8	17671,9	—	17671,9	
3. Griechisch-Kathol. .	15,0	—	15,0	—	—	—	3,0	—	3,0	
4. Andere Christen .	—	—	—	—	—	—	145,6	—	145,6	
5. Ohne Angabe der Konfession . . .	—	—	—	—	1020,0	1020,0	—	—	—	2) 200000 Indianer, 104000 Chinesen, 6000 Japaner und Mongolen (von den Indianern sind weniger als 100 000 Heiden. D. H.)
Summe der Christen	61672,0	8866,9	70738,9	38363,9	1983,2	40347,1	48847,3	—	48847,3	
6. Juden	1000,0	—	1000,0	54,0	88,0	142,0	567,9	—	567,9	
7. Mohammedaner .	—	—	—	—	4748,0	4748,0	—			
8. Heiden	310,0[2])	766,1	1076,1	—	37277,1	37277,1	—			3) Die Zählung von 1900 im deutschen Reich ergab: 35231,1 Tsd. Ev., 20321,4 Tsd. Röm.-Kath. 6,5 Tsd. Griechisch-Kath., 203,7 Tsd. Andere Christ. (Zus. 55762,7 Christen), 586,9 Tsd. Juden, 11,6 Tsd. Bekenner anderer Religionen, 5,9 Tsd. ohne Angabe des Religionsbekenntnisses.
9. Andere Religionen	—	--	—	100,1	—	100,1	0,6	12466,3	12479,6	
10. Ohne bestimmte Angabe, Religionslos, unbekannt . .	—	—	—	—	—	—	12,7			
Summe	62981,0	9633,0	72615,0	38518,0	44096,3	82614,3	49428,5	12466,3	61894,8	
Neueste Bevölkerungszahl	**76308,4**	**9677,9**	**86081,3**	**38961,9**	**44405,8**	**83367,8**	**56367,2**	**12466,3**	**68833,5**	

D. I. Die Kolonialländer nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion	Japan			Niederlande			Italien			Türkisches Reich			Spanien			Portugal		
	Stammland 3. 1899	Nebenländer (Formosa u. Bulkan-Inf. 1899	Summe	Stammland 3. 1899	Kolonien	Summe	Stammland B. 1896	Kolonien B. 1899	Summe	Eur. Türk. G.	Außereur. Türkei B. u. G.	Summe	Stammland 3. 1897	Besitzung. in Afrika B. 97, B. 98. G.	Summe	Stammland 3. 1890	Kolonien	Summe
	In Tausenden																	
1. Evangel.	42,7	—	42,7	3068,0	54,5 [2]	3122,5	62,5	—	62,5	—	—	—	7,0	—	7,0	0,5	—	0,5
2. Römisch-Kathol.	54,0	—	54,0	1790,0	58,6 [3]	1848,6	31134,0	—	31134,0	304,3	—	304,3	17700,0	345,5	18045,5	5049,0	141,9	5190,9
3. Griech.-Kathol.	25,3	—	25,3	—	—	—	—	—	—	2373,7	—	2373,7	—	—	—	—	—	—
4 Andere Christen	—	—	—	8,7	—	8,7	47,0	—	47,0	—	3700,0	3700,0	1,0	—	1,0	—	—	—
5. Ohne Angabe der Konfess.	—	—	—	—	372,0	372,0	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	122,0	—	122,0	4866,7	485,1	5351,8	31243,5	—	31243,5	2678,0	3700,0	6378,0	17708,0	345,5	18053,5	5049,5	141,9	5191,4
6. Juden	—	—	—	107,0	2,6	109,6	47,0	—	47,0	146,1	500,0	646,1	1,0	—	1,0	0,3	—	0,3
7. Moham.	—	—	—	—	34587,5	34587,5	—	—	—	3164,9	14000,0 [4]	17164,9	—	—	—	—	—	—
8. Heiden	44138,6	3121,7	47260,3	—			—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
9. Andere Religion	—	—	—	155,0	16,8	171,8	—	—	—	97,3	—	97,3	24,0	—	24,0	—	—	—
10. Ohne bestimmte Angabe, religionslos, unbekannt	—	—	—	—	238,0	238,0	—	329,5	329,5	—	—	—	10,0	530,0	540,0	—	8492,7 [5]	8492,7 [5]
Summe	44260,6	3121,7	47382,3	5128,7	35330,0	40458,7	31290,5	329,5	31620,0	6086,3	18200,0 [4]	24286,3	17743,0	875,5	18618,5	5049,8	8634,6	13684,4
Neueste Bevölk.-Zahl	44260,6	3121,7	47382,3	5104,1	35330,0	40434,1	32449,8	329,5	32779,3	6086,3	18249,2	24515,5	17744,0	875,5	18619,5	5049,8	8634,6	13684,4

1) Nach **Brockhaus** Konversationslexikon (4. Aufl.), Bd. 9, S. 875. Die einheimischen Religionen sind der Shintoismus (Ahnen- und Naturkultus) und der Buddhismus. Obwohl der erstere 191,878, der letztere nur 71,977 Tempel zählt, gehört die ganz überwiegende Mehrzahl der Japaner einer der zwölf buddhistischen Sekten an. Dem Shintoismus gehören nur der Hof, die 15,446 Priester und die Bewohner einiger Gegenden an. Die Zahlen sind z. T. dem Résumé statistique de l'Empire du Japon, 16. Jahrg., 1902, entnommen. Hervorzuheben ist, daß hiernach in Japan nicht weniger als 23 protest. Sekten vertreten sind, die zusammen 1015 Geistliche (darunter 753 einheimische) und 784 Kirchen und Kapellen zählen. — 2) **Warneck**, Abriß S. 311 und 353, zählt in Niederländisch-Indien 373,000 evang. Christen, in Suriname (S. 201) 29,400. 3) **Warneck**, Abriß S. 201, zählt in Suriname 10,000 Angehörige der römisch-kath. Mission. — 4) Darunter afrikanische Türkei (Tripoli mit Bengasi) mit 1 Million mohammedanischer Bewohner. — 5) Vorwiegend Heiden, Mohammedaner, Christen.

D 2. Die übrigen Länder nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion	Europa												Asien	
	Oesterreich-Ungarn				Schwed.	Norw.	Belg.	Rum.	Bulg.	Schwz	Serb.	Dänem.	Korea	Persien
	Cisleithanien Z. 1890	Ungarn Z. 1890[1]	Bosnien Z. 1895	Summe	V. 1899	V.. 1900	V. 1899	Z. 1899	V. 1893	Z. 1888	Z. 1895	mit Nebenländ.[2] Z. 1890	S.	S. 1880
	in Tausenden													
1. Evangelische .	436,0	3429,1	—	3865,1	5091,8	2195,6	15,0	168,0	2,4	1717,0	1,0	2277,6	10,0	--
2. Röm.-Kathol.	21750,0	8820,8	334,0	30904,8	1,5	—	6726,5		23,0	1184,0	10,4	3,7	42,0	—
3. Griech.-Kath. .	545,0	4303,0	673,0	5521,0	—	—	—	5409,0	2606,0	—	2281,0	—	—	—
4. Andere Christ.	13,0	61,7	4,0	78,7	0,5	35,8	—	7,0	—	9,0	—	11,6	—	66,0
5. Ohne Angabe der Konfession	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	22744,0	16614,6	1011,0	40369,6	5093,8	2231,4	6741,5	5584,0	2631,4	2910,0	2292,4	2292,9	52,0	66,0
6. Juden . . .	1142,0	725,2	8,0	1875,2	3,6	—	3,0	269,0	27,5	8,0	5,0	4,1	—	19,0
7. Mohammed. .	—	—	549,0	549,2	—	—	—	44,0	643,0	—	14,4	—	—	7600,0
8. Heiden . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10476,9[3]	—
9. Andere Relig.	9,0	9,6	—	18,6	—	—	—	16,0	7,3	—	0,5	2,6	—	8,0
10. Ohne bestimmte Angabe, Religionslos, unbek.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Summe . . .	23895,0	17349,4	1568,0	42812,4	5097,4	2231,4	6744,5	5913,0	3309,2	2918,0	2312,8	2299,6	10528,9	7693,0
Neueste Bevölkerungszahl . . .	26107,8	19203,5	1703,0	47013,8	5097,4	2231,4	6744,5	5913,0	3733,2	3327,8	2493,8	2574,6	10528,9	9000,0

1) Nach dem ungarischen Statistischen Jahrbuch 1899. — 2) Die Nebenländer Dänemarks zählen 127 184 Einwohner, meist Lutheraner. — 3) Buddhisten, Konfutse-Anhänger.

D 2. Die übrigen Länder nach ihrer religiösen Gliederung.

Religion	Afrika			Amerika						Bemerkungen
	Kongostaat	Ägypten	Marokko	Brasilien	Mexiko	Peru	Argentinien	Colombia	Chile	
	S.	Z. 1897	S.	Z. 1890	Z. 1900	V. 1896	Z. 1895	V. 1884	Z. 1895	
	in Tausenden.									
1. Evangelische . . .	—	11,9 [1]	—	143,7 [4]	42,0	9,1	—	? [5]	? [5]	1) Warneck, Abriß S. 263 zählt 23000 Presbyterianer.
2. Römisch-Katholische	—	56,3	—	14179,6	12518,0	4022,0	4090,0 [13]	3920,0 [13]	3264,0 [13]	
3. Griechisch-Kathol. .	—	53,5	—	1,7	—	—	—	—	—	
4. Andere Christen .	—	608,4 [2]	—	—	2,0	73,0	—	—	—	2) Kopten.
5. Ohne Angabe der Konfession . . .	—	—	5,0	—	—	—	—	—	—	
Summe der Christen .	—	730,1	5,0	14325,0	12562,0	4104,1	4090,0	3920,0	3264,0	3) Außerdem: Ägyptischer Sudan mit 10 Mill. Bewohnern, meist Mohammedanern.
6. Juden	—	25,2	150,0	—	—		—	—	—	
7. Mohammedaner .	14100,0	8978,8	7845,0	0,3	—		—	—	—	
8. Heiden		—	—	600,0 [4]	939,0		4,9 [5]	0,2 [5]	50,0 [5]	4) Gothaischer Hofkalender 1902; die wilden Indianer (600000) sind meist Heiden.
9. Andere Religionen	—	—	—	1,3	—	455,9	—	—	—	
10. Ohne bestimmte Angabe, Religionslos, unbekannt . . .	—	0,3	—	7,3	70,0		—	—	—	
Summe	14100,0	9734,4 [3]	8000,0	14933,9	13571,0	4560,0	4094,9	3920,2	3314,0	5) Meist Römisch-Katholische, wenige Heiden und Protestanten.
Neueste Bevölkerungszahl	14100,0	9734,4	8000,0	14933,9	13571,0	4560,0	4094,9	3920,2	3314,0	

Anhang zur Übersicht D, 2. Sonstige Länder:

In Europa:

Kreta 307369 Einwohner, wovon 87% Griechisch-Orthodoxe, 11% Mohammedaner, 2% Sonstige.

Montenegro 227841 Einw., wovon 88,2% Griechisch-Orthodoxe, 5,7% Römisch-Katholische, 6,1% Mohammedaner.

Luxemburg 236543 Einw., Römische Katholiken.

In Asien:

Siam 6,37 Millionen, Buddhisten, Brahmanen, Konfutseanhänger.
Afghanistan 5 Millionen, meist Mohammedaner, ungefähr 14000 Juden.
Himalaja-Staaten 3,26 Millionen, Hindus, Buddhisten.
Arabien unabhängiges 1,05 Millionen, Mohammedaner.
Oman 1 Million Mohammedaner.

In Afrika:

Unabhängiges Afrika 40 Millionen, Heiden, Mohammedaner, wenige Christen.

Abessinien 4,5 Millionen, vorwiegend koptische Christen, auch viele Mohammedaner, 200000 Juden (sogenannte Falaschas).

Liberia nach v. Juraschek: 2 Millionen, vorwiegend Heiden. Nach Warneck Abriß S. 210 ff.: etwa 20000 Christen und über 1 Million eingeborene Heiden.

In Amerika, Zentralamerika:

Guatemala 1,57 Millionen, Römisch-Katholische.
Haiti 0,96 Millionen, desgleichen.
San Salvador 0,80 Millionen, desgleichen.
Dominikanische Republik 0,50 Millionen, desgleichen.
Honduras 0,40 Millionen, desgleichen.
Nicaragua 0,35 Millionen, desgleichen.
Costarica 0,31 Millionen, desgleichen.

Südamerika:

Venezuela 1894:[1]) 2444816 Einwohner, davon 2434984 Römisch-Katholische, 3515 Protestanten, 411 Israeliten, 5906 Bekenner anderer Religionen.
Bolivia 2,27 Millionen, Römische Katholiken, wenige Heiden.
Ecuador 1,40 Millionen, Römische Katholiken, Heiden.
Uruguay 0,90 Millionen, Römische Katholiken.
Paraguay 0,66 Millionen, fast nur Römische Katholiken.

---

1) Gothaer Hofkalender 1902.

E. Die britischen Kolonien und Schutzgebiete.

Kolonien und Schutzgebiete. (Jahr der Zählung.)	Christen.				Juden	Mohammedaner	Heiden	Bekenner sonstiger Relig.	Unbekannt	Summe
	Evangelische	Römisch-Kathol.	Griechisch-Kathol.	Andere Christen						
Gibraltar u. Malta (99)	—	216,4 [1]	—	—	—	—	—	—	—	216,4
Cypern (91)	—	3,0	158,4	—	—	47,9	—	—	—	209,3
Britisch-Indien (91)	696,8 [2]	1315,8	—	201,7	17,2	57321,2	227557,9 [3]	42,7	71,1	287223,4
Ceylon (91)	32,0 [4]	270,1 [4]	—	—	—	212,0	2493,0	2,4	—	3009,5
Sonstiger indischer Besitz (98.99)	—	—	—	—	—	—	—	—	96,1 [5]	96,1
Kanada (91)	2645,1	1992,0	—	—	—	—	—	106,7	89,4	4833,2
Bermuda (91)	10,6	—	—	—	—	—	—	—	5,8	16,4
Neufundland und Labrador (91)	124,5	72,7	—	4,8	—	—	—	—	—	202,0
Westindien (99)	1581,3 [6]	—	—	—	—	—	—	—	—	1581,3
Brit.-Honduras (99)	—	35,2 [7]	—	—	—	—	—	—	—	35,2
Guayana (99)	185,0 [8]	103,0 [8]	—	—	—	—	—	—	—	288,0
Falkland Inseln (99)	—	—	—	—	—	—	—	—	1,8 [9]	1,8
Kapkolonie (91)	732,0	17,3	—	—	3,0	15,1	753,3	6,5	—	1527,2
Bish. Oranje Freist. (90)	101,2 [10]	—	—	—	—	—	—	—	106,3	207,5
Bish. Südafrik. Republik (98)	411,0 [11]	—	—	28,0	10,0	—	—	—	709,0	1158,0
Sonstige afrik. Besitzungen (97—99)	—	—	—	—	—	—	—	—	35628,3 [12]	35628,3
Australien (99)	2537,7	864,0	—	170,6	14,5	—	—	—	43,6	3630,4 [13]
Tasmanien (99)	137,8	32,3	—	12,4	—	—	—	—	—	182,5 [13]
Neuseeland (96)	545,2	98,8	—	—	1,5	—	3,4	—	16,0	664,9 [14]
Südsee (Ozeanien) (99)	270,0 [15]	—	—	—	—	—	—	—	409,9	679,9 [15]
Summe	10009,7	5020,1	158,4	417,5	46,2	57596,2	230807,6	158,3	40048,3 [16]	344262,3
		15605,7								

NB. Die Anmerkungen befinden sich auf der nächsten Seite.

Anhang zu Übersicht E.

I. In den französischen Besitzungen und Nebenländern wurden gezählt:

1. in Afrika: Algier (Zählung von 1891) 333 500 Mohammedaner, 478 000 Christen, 43 000 Juden; im ganzen 3 856 000 Einwohner. Die neueste Zählung von 1896 ergibt 4 789 331 Menschen; die Angaben von 1891 sind also wohl nicht ganz genau. Tunis hatte (1891): 1 413 000 Mohammedaner, 45 000 Juden, 42 000 Christen; zusammen 1 500 000 Einwohner, während die Zählung von 1899 eine Bevölkerung von 1 906 000 Menschen ergeben hat. Für Senegal, Sudan, Guinea, Elfenbeinküste, Dahome, Kongo wird die Bevölkerung zu 18,55 Millionen, vorwiegend Fetischdiener, für Somaliküste und Dependenzen zu 200 000 Heiden geschätzt.

2. Die Besitzungen in Asien (Vorderindien, Kambodscha, Cochinchina, Annam, Tonkin) werden zu 16 700 512 Bewohnern geschätzt beziehungsweise berechnet, darunter $^1/_2$ Million Christen, der Rest Ahnendiener, Konfutse-Anhänger, Laotse, Buddhisten.

---

1) Überwiegend Katholiken. — 2) Warneck, Abriß S. 353 gibt für Britisch-Indien die Zahl der der protestantischen Mission angehörigen Christen an wie folgt: Vorderindien 780 Tsd., Hinterindien 98 Tsd. Nach dem Census von 1901 für ganz Britisch-Indien 970 661. A. M. Z. 1902, 391. — 3) Darunter Hindus 207,7 Mill., Dämonisten 9,3 Mill., Buddhisten 7,1 Mill., Sikhs 1,9 Mill., Jains 1,4 Mill., Parsen 0,09 Mill. — 4) Gesamtzahl der Christen nach Keltie (Statesmans Yearbook 1902) 302127, Warneck (S. 353) zählt 32000 ev. Christen. — 5) Meist Mohammedaner, Buddhisten, Hindus u. andere Heiden. — 6) Fast durchaus Protestanten. — 7) Katholiken, wenige Protestanten. — 8) Unter der Gesamtbevölkerung von 288 Tsd. sind nach Warneck (S. 202. 203) etwa 185000 ev. Christen. — 9) Protestanten und Katholiken. — 10) Zu den 77716 Weißen (ev. Christen) sind hinzugerechnet die 23500 farbigen Protestanten (nach Warneck S. 240: Wesleyaner 15500, Anglikaner 2200, Berliner M. G. 5800). — 11) Von den 345 Tsd. Weißen sind 28 Tsd. als Andere Christen, 317 Tsd. als Evangelische angeschrieben. Zu den letzteren treten hinzu die farbigen Missionsgemeinden, deren Zahl nach Warneck S. 241 beträgt: bei der Hermannsburger M. 43300, bei der Berliner 18000, bei der holländischen 5000, bei der englischen 5000, bei den Wesleyanern ungefähr 20000, zus. rund 94000 farbige Christen. — 12) Fast durchaus Heiden und Mohammedaner. — 13) Die Zahlen der einzelnen Religionsgemeinschaften sind mittels der von Juraschek angegebenen Prozentzahlen berechnet. Für Tasmanien hatte der Zensus von 1891 ergeben: 130349 Ev., 30314 Röm.-Kath., 11705 Andere Christen, 107 Juden, zus. 172475 Einw. — 14) Summe der nach der Religionsangehörigkeit 1896 gezählten Bevölkerung Neuseelands laut Kelties Angaben; die Gesamteinwohnerzahl wird auf 703360 beziffert. — 15) Warneck S. 357 giebt für Polynesien 202000, Melanesien 50000, für Mikronesien 18000, zus. 270000 ev. Christen an. — 16) Darunter 215900 nicht näherbezeichnete Christen, nach deren Abrechnung bleiben 39 231 200 Menschen mit nicht näher festgestelltem Religionsbekenntnis.

3. In Nordamerika (Westindien, St. Pierre, Miquelon und Dependenzen, Cayenne) wird die Volkszahl der französischen Kolonien berechnet (1890/97) zu 418 154, vorwiegend römisch-katholische Christen.

4. Im indischen Ozean und in der Südsee ist die volkreichste Besitzung Madagaskar (geschätzt zu 2 515 745); nach Kelties Angabe befanden sich darunter vor der französischen Besetzung (1895) etwa 450 000 Protestanten und 50 000 Katholiken, der Rest gehört dem Heidentum an. Seitdem hat nach Keltie eine starke katholische Propaganda stattgefunden, wodurch viele eingeborene Protestanten genötigt worden seien, sich als Katholiken anzugeben. Jetzt mögen es 250 000 Protestanten und 150 000 Katholiken sein.

Neukaledonien mit den Loyalty-, Wallis- und Futuna-Inseln zählt 45 000 Christen, unter ihnen 11 000 Protestanten, der Rest mit 22 752 (Berechnung von 1890/92) sind Heiden.

Die übrigen Besitzungen: Reunion, Mayotte (191 192 Einwohner), Komoren (67 000), Tahiti (29 880), Kerguelen, St. Paul-, Neuamsterdam-Inseln haben noch eine bedeutende heidnische Bevölkerung. Tahiti ca. 15 000 Protestanten. Reunion wesentlich katholisch.

II. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das jüngste Kolonialreich, haben folgende Kolonien:

Kuba (Zählung 1899) 1 572 797, Katholiken; Puerto-Rico mit Viegue 953 243, Katholiken; Philippinen und Sula-Archipel (Zählung 1887) 6 985 124, davon 90% Katholiken, 10% Mohamedaner und Heiden; Hawaii (Zählung 1900) 154 001, davon 24 000 Protestanten, 26 000 Katholiken, 59 000 Heiden und Bekenner anderer Religionen; Guam 8561, Heiden; Tutuila 4165 Christen, meist Evangelische.

Die gewaltigsten Bevölkerungsmassen unter einem Szepter vereinigen das Britische und das Chinesische Reich, ersteres mit 389 1/3, letzteres mit 357 1/4 Millionen Menschen[1]). Aber welche Gegensätze! China, in der überwiegenden Mehrzahl seiner Bewohner einem nüchternen moralistischen Konfuzianismus oder einem quietistischen Buddhismus ergeben, religiös weniger zersplittert als die abendländischen Völker, eine uralte Kultur in strenger räumlicher Abgeschlossenheit hegend und pflegend, hat sein Gebiet in kompakter Masse zusammengeballt und birgt so eine gewaltige Widerstandskraft in sich; aber der Initative entbehrend ist es im Beginn des Weltkampfs der Nationen um Geltung und Herrschaft durch die aktiveren Mächte Europas politisch zurückgeworfen und schon in seiner ureigensten Lebens- und Einflußsphäre, in Ostasien, bedroht. Umgekehrt hat in England ein europäisches, vorwiegend germanisches und

1) Nach Popow (s. Tabelle D. 1) sogar 432 1/2 Mill., nach China's Millions 1902, 153: 426 057 325. Vgl. A. M. Z. 1903. D. H.

protestantisches Volk von jetzt 40 Millionen Menschen kühn hinausgegriffen über die Meere, an allen Küsten sich niedergesetzt, große Kolonien gegründet und alte Reiche sich dienstbar gemacht und ist so im wörtlichen Sinn ein Weltreich geworden, das in der Tat die ganze Welt umspannt und alle Religionen der Welt und die reichstgegliederte Kulturwelt, von der alten Kultur Indiens und der modernsten Kultur Europas an bis zur primitivsten Lebensgestaltung der Naturvölker, in sich vereinigt und in der Tatsache, daß das christliche Siebentel der Reichsbevölkerung ein 330 Millionen Heiden und Mohammedaner zählendes Weltreich beherrscht, den augenfälligsten Tatbeweis erbringt für die geistige und sittliche Überlegenheit des Christentums. Mit Geschick haben seine Lenker die erwachenden zentrifugalen Kräfte der am meisten entwickelten Siedlungskolonien, namentlich Australiens und Kanadas, durch die imperialistische Idee zu fesseln verstanden. Ob aber freilich die Wehrmacht des Reiches den drohenden Kämpfen der Zukunft gewachsen sein wird, diese Frage wird nur dann bejaht werden können, wenn die herrschende, die weiße Bevölkernng die harte Zucht der allgemeinen Wehrpflicht auf sich nimmt und nicht auri sacra fames, sondern Gerechtigkeit die Politik leitet.

Mehr dem chinesischen Typus folgt, ganz gemäß seiner geographischen Situation, das Russische Reich, das fast 131 Millionen beherrscht. Den Spuren Englands aber gehen nach im Streben über See die 3 andern großen Kolonialmächte: Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, unter deren Sternenbanner jetzt 86 Millionen sich sammeln, ferner Frankreich, das die im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts erlittenen Kolonialeinbußen, namentlich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts reichlich wieder eingeholt hat, sodaß die Bevölkerung der französischen Kolonien und Nebenländer mit 45 Millionen bereits das Mutterland mit 38½ Millionen numerisch überflügelt hat und das ganze französische Reich jetzt fast 83⅔ Millionen Menschen zählt. Das Deutsche Reich dagegen steht erst am Anfang einer kolonialen Entwicklung und wäre in der Lage, mit dem Überschuß seiner jetzt auf 56⅓ Millionen herangewachsenen Bevölkerung des Mutterlands weite Kolonialgebiete zu besiedeln und wirtschaftlich zu befruchten.

Vorwiegend oder ausschließlich protestantische Staaten (die Kolonien und Nebenländer außer Betracht gelassen) sind: Die Ver-

einigten Staaten mit 65 Millionen[1]) Protestanten, Großbritanien 34⅜ Millionen, Deutsches Reich 35 Millionen, Schweden 5 Millionen, Niederlande 3 Millionen, Dänemark 2¼ Millionen, Norwegen 2⅕ Millionen, Schweiz 1¾ Millionen; vorwiegend oder ausschließlich katholische: Frankreich mit 37¾ Millionen Katholiken (die erste Tochter der römischen Kirche), Österreich-Ungarn rund 31 Millionen, Italien 31 Millionen, Spanien 17⁷/₁₀ Millionen, Brasilien etwas über 14 Millionen, Mexiko 12½ Millionen, Belgien 6¾ Millionen, Portugal 5 Millionen; endlich die kleineren Staaten in Zentral- und Südamerika mit zusammen 4⅖ beziehungsweise 17⁷/₁₀ Millionen; vorwiegend oder ausschließlich griechisch-katholisch: Rußland mit 78,12 Millionen Griechisch-Katholischen, Rumänien 5⅖ Millionen, Bulgarien nahezu 2⅜ Millionen, Serbien 2¼ Millionen.

Hervorzuheben uud zu beachten ist die Tatsache, daß in einer Reihe protestantischer Staaten starke katholische Minderheiten wohnen, so im Deutschen Reich 20⅓ Millionen Katholiken = 36,1 % der Bevölkerung, in der Schweiz 1,18 Millionen = 40,6 %, in den Niederlanden 1,79 Millionen = 35,1 %; auch im Vereinigten Königreich England, Schottland, Irland macht der katholische Bevölkerungsteil 5¼ Millionen = 13,1 %, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika über 10 Millionen = 13,3 % aus. Viel geschlossener sind die katholischen Staaten; denn in diesen gibt es, von Österreich-Ungarn abgesehen, das 3,87 Millionen Protestanten = 9 % der Bevölkerung zählt, nirgends numerisch starke protestantische Minderheiten. Es entspricht dies ganz der katholischen Kirchenauffassung, welche Toleranz und religiöse Gleichberechtigung prinzipiell nur da zulassen kann, ja verlangen muß, wo die katholische Kirche nicht die Staatsgewalt beherrscht und ohne das Toleranzprinzip sich selber in der Existenz gefährdet sähe.

Von den griechisch-katholischen Staaten hat nur Rußland eine numerisch erheblichere andersgläubige Minorität: 15 Millionen Römisch-Katholische, hauptsächlich in dem erst während der beiden letzten Jahrhunderte erworbenen Polen und 6,1 Millionen Protestanten, meist in den Ostseeprovinzen und Finland, sowie in den deutschen Ansiedlungen des südlichen Rußland.

Mohammedanische selbständige Staaten sind: das Tür-

1) Vgl. Abschn. I.

kische Reich mit 17⅛ Millionen Mohammedanern und einer starken christlichen Minorität von 6,4 Millionen, meist griechisch-katholischen und armenischen Glaubens; Marokko mit 7,8, Persien mit 7,6, Afghanistan mit 5,0, Arabien und Oman mit 2 Millionen Mohammedanern; daneben der Vasallenstaat Ägypten samt dem ägyptischen Sudan mit zus. gegen 20 Millionen Mohammedanern. Die übrige mohammedanische Welt lebt teils in den unabhängigen Staatengebilden Afrikas, teils unter englischer, chinesischer, russischer, französischer, niederländischer, österreichischer (Bosnien) Oberhoheit, gewiß eine kennzeichnende und bemerkenswerte Tatsache!

Die Juden, über die ganze Welt zerstreut, finden sich am zahlreichsten in

1. Rußland mit .	4,25 Mill.	7. Abessinien . .	0,20 Mill.
2. Oest.-Ungarn .	1,88 „	8. Marokko . .	0,15 „
(dar. Galizien	0,77 „	9. Niederlande .	0,11 „
Nied.-Österr.	0,13 „	10. Fran. Kolonien	0,09 „
Böhmen . .	0,09 „	11. Großbritannien	
Bukowina .	0,08 „	und Irland .	0,08 „
Ungarn . .	0,73 „	12. Frankreich . .	0,054 „
3. Ver. Staaten v.		13. Italien . . .	0,047 „
Nordamerika .	1,00 „	14. Engl. Kolonien	0,046 „
4. Türkisches Reich	0,65 „	15. Außereuropäisch.	
5. Deutsches Reich	0,59 „	Rußland . .	0,040 „
6. Rumänien . .	0,27 „		

Unter dem Schutz der Toleranz und Parität sind sie in den westlichen Staaten Europas und in dem kulturverwandten Nordamerika trotz geringer Zahl nicht bloß zu Wohlstand und Reichtum, sondern auch zu Ansehen und Einfluß gelangt.

D. Imad-ed-din.

Ein Lebensbild aus der Mohammedaner-Mission in Indien.

Von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

II.

Der Christ.

Ein Blick auf das Arbeitsgebiet des Christen Imad-ed-din diene zur Orientierung. Das Pandschab, das Land der Zuflüsse des Indus, größer als Preußen, Württemberg und Baden zusammengenommen, gegen 30 Millionen Einwohner, darunter beinahe die Hälfte Mohammedaner, zählend, wurde durch Proklamation vom 29. März 1849 von den Engländern annektiert, nachdem in jahrelangem Ringen um den Besitz des Landes hüben und drüben viel Blut geflossen war. Kraftvolle und weise Administration brachte innerhalb von 8 Jahren eine völlige Beruhigung des neuen Territoriums zu stande. Eugene Stock entwirft in seiner Geschichte der englischen Kirchenmission (II, 201 f.) von der Haltung der damaligen Oberbeamten ein geradezu ideales Bild. Tolerant und unparteiisch durch und durch, schämten sie sich nicht, ihr persönliches Christentum vor der Welt zu bekennen und als Christen für die Verbreitung des Evangeliums in ihrem Herrschaftsgebiet tatkräftig einzustehen. Die amerikanischen Presbyterianer waren zuerst auf dem Plan. Ihnen folgte 1851 die englische Kirchenmission, indem sie T. H. Fitzpatrick und Robert Clark nach dem Pandschab entsandte. Sie war zum Eintritt in die Arbeit aufgefordert durch englische Offiziere und Staatsmänner in Indien, welche durch Gründung einer Mission im neugewonnenen Gebiet Gott ein Denkmal des Dankes für den errungenen Sieg und die Segnungen des erlangten Friedens aufrichten wollten.

Da Lahore, die Hauptstadt, das Zentrum des europäischen Einflusses, bereits durch die Amerikaner besetzt war, machte die Kirchenmission Amritsar zu ihrem Ausgangspunkt und bleibenden Hauptquartier. Diese Stadt kann das Herz des Pandschab genannt werden. Sie zählt am meisten Einwohner (1884: 151 896), besitzt das große Heiligtum der Sikhs, hat jeden Tag einen religiösen Jahrmarkt und ist zugleich die Handelskapitale, deren Verbindungen sich über Indien und Innerasien und bis nach Europa erstrecken. Zieht Lahore alle diejenigen an, welche mit der Regierung zu tun haben oder von ihr etwas erhoffen, so konzentriert sich das Interesse für alles, was die Eingeborenen angeht, auf Amritsar. — Diejenigen, welche die Mission hierher gerufen hatten, unterstützten sie tatkräftig. Der Regierungskommissar Saunders erbaute das erste Missionshaus und half eine Kirche errichten; der spätere Lord Napier of Magdala entwarf den Plan eines Schulhauses. 3 bekehrte Sikhs wurden die ersten Evangelisten. Langsam entstand eine Gemeinde, und als die Mission sich über das Land ausdehnte, blieb Amritsar der Ort, wo ihre Fäden zusammenliefen. „Das Zentrum des Pandschab ist unser großer Exerzierplatz; Christenknaben und -mädchen erhalten hier in unsern Schulen ihre Erziehung und kehren dann nach allen Himmelsgegenden heim; junge Leute aus allen Teilen des Landes stellen sich hier ein, um als christliche Lehrer, Katechisten

und Prediger ausgebildet zu werden. Hier sind auch die Gelegenheiten für die praktische Schulung der eingeborenen und ausländischen Arbeiter besonders günstig; von hier werden sie dann nach anderen Stationen zu Hilfe gesandt" (Bericht von R. Clark 1884).

Dieses wichtige Missionszentrum wurde nun für Imad-ed-din die Stätte lebenslänglicher Wirksamkeit, und an R. Clark, der von 1864 bis zu seinem Tode (16. Mai 1900) mit kurzer Unterbrechung am gleichen Orte tätig war, hatte er einen geistlichen Berater, Mitarbeiter und Freund. Er diente an derselben Kirche, in welcher er getauft, konfirmiert und ordiniert worden war, als Pfarrer der eingeborenen Gemeinde. R. Clark sagte gegen Ende seines Lebens von ihm: „Hätte Imad-ed-din sonst nichts getan, als seiner Gemeinde gepredigt, so wie er es nun über 30 Jahre lang getan hat, so hätte er großes getan." Und der Verfasser des Nachrufs in „Punjat Miss. News" (15. Sept. 1900) charakterisierte seine Predigttätigkeit mit den folgenden Worten:

„Seine Predigten waren in ihrer Ruhe, Kraft und Gedankentiefe bewundernswert; sie zeigten tiefe Einsicht in die göttlichen Dinge und in das Menschenherz. Der gesunde Menschenverstand, welcher ihn überhaupt auszeichnete, trat auch in seiner Predigtweise zu Tage. Der Verfasser erinnert sich heute noch dankbar an Predigten, welche er vor vielen Jahren von ihm gehört hat. Seine letzte Rede, die er in der Missionskirche hielt, war eine meisterhafte Darlegung der Not Indiens im Lichte des göttlichen Wortes. Kein Niedergang oder Mangel an Frische war im Verlauf der Jahre an seinen Predigten wahrzunehmen. Sein Geist schien nur immer tiefer und voller aus dem Brunnen des Heils zu schöpfen. War er groß als Prediger, so war er als Schriftsteller noch größer."

Der oben erwähnte Württemberger Karl Gottlieb Pfander, 1825—1837 in dem damals persischen Georgien tätig, hatte einen literarischen Kampf mit dem Mohammedanismus eröffnet, indem er um 1833 den Mizzan-ul-Haqq („Wage der Wahrheit") ausgehen ließ. Er widerlegte im 1. Teil dieser Schrift die Behauptung Mohammeds, die Christen hätten die Bibel gefälscht und durch den Koran sei sie aufgehoben, gab im 2. eine Darlegung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und bestritt im 3. den Anspruch Mohammeds, er sei der Prophet und der Koran das Wort Gottes. Diese und andere Schriften aus seiner Feder kamen mit Pfander, als er, aus Georgien durch die russischen Eroberer vertrieben, 1838 in Nordindien zu arbeiten begann, unter die Mohammedaner des Pandschab und regten die Geister auf. Der Islam, stolz und ungebrochen, empörte sich gegen den frechen Angreifer. Gelehrte von Delhi und Agra vereinigten

sich, um ihn mit gleichen Waffen aus dem Felde zu schlagen. Sie schöpften aus den Gruben abendländischen Unglaubens und ließen Gegenschriften erscheinen. Der junge, begabte Rahmat Allah in Delhi schrieb den „Zerstörer der Einbildungen" und die „Widerlegung der Dreieinigkeit," und Dr. Wasir Chan verfaßte mit seiner Hilfe das berüchtigte Buch Idschaz Isawi (1853), in welchem er aus 116 christlichen Schriftstellern nachweisen wollte, daß die Bibel in ihrer jetzigen Gestalt lauter Irrtümer enthalte. Diese beiden Vorkämpfer des Mohammedanismus maßen sich bei der berühmten Disputation zu Agra (1854) mit ihren christlichen Gegnern, den Missionaren Pfander und French. Damit kam die Kontroverse vollends in Fluß, und Imad-ed-din trat als der prädestinierte Apologet des Christentums auf den Kampfplatz. Stock nennt seine und Pfanders polemische Schriften die wichtigsten (II., 533).

Der C. M. Intelligencer veröffentlichte im Oktober 1884 (S. 639 f.) eine von R. Clark zusammengestellte Liste der Werke Imad-ed-dins von 1866 bis Januar 1884. Sie umfaßt 23 Nummern mit 3322 Seiten und beweist schon durch diese Zahlen den Riesenfleiß des Verfassers, der seit seiner Bekehrung die ganze Kraft seiner Liebe an die Gewinnung seiner früheren Religionsgenossen setzte. Den größten Raum nehmen in diesem Verzeichnis die auf den Mohammedanismus bezüglichen Schriften ein.

Ihren Reigen eröffnete die „Untersuchung des Glaubens" (1866, 150 S.), Beweise für das Christentum und gegen den Islam enthaltend. Die Selbstbiographie (1866, 18 S.) schrieb er, um die volle Wahrheit über seine Bekehrung allen denen kundzutun, welche entweder dieselbe rundweg in Abrede stellten, oder das Streben nach Carrière als ihr Motiv ausgaben, oder den „Imad-ed-din", der nun christliche Bücher schreibe, als einen falschen Namen ansahen. Der „Wegweiser für Mohammedaner" (1867, 390 S.) deckte die schiefen Darstellungen und Trugschlüsse der Verfasser des Idschaz Isawi in ihrer ganzen Blöße auf und bewies, daß die in diesem Buche — der vielgebrauchten Rüstkammer des Islam für seine Angriffe auf das Christentum — vorgebrachten Gegengründe, richtig ausgedrückt und logisch entwickelt, in vielen Fällen nur die Zeugnisse für die Wahrheit der christlichen Religion vermehrten. Die „Geschichte Mohammeds" (1870, 273 S.), nach arabischen Quellen bearbeitet, beleuchtete seinen Anhängern den wirklichen Lebenslauf und Charakter ihres Propheten. Die Schrift über „die Lehren des Mohammedanismus" (1870, 138 S.) verglich dieselben mit denen des Christentums. Eine Anzahl kleinerer Publikationen enthält Berichte über Diskussionen mit Mohammedanern oder gewährt Einblick in Korrespondenzen, welche zwischen Imad-ed-din und Häuptern des Islam stattgefunden hatten.

Im März 1875 schrieb der wackere Streiter einen Aufsatz über: „Die Ergebnisse des literarischen Kampfes mit Mohammedanern in Nordindien" (C. M. Int. 1875, S. 276 ff.). Er konnte im Rückblick auf die 25 Jahre der durch Pfander eröffneten Kontroverse bezeugen: „Wir können nun sagen: der Streit ist nun tatsächlich zu Ende geführt und zwar mit Erfolg. Durch Gottes Gnade haben die Christen einen vollständigen Sieg davongetragen, während unsere Gegner augenscheinlich überwunden sind und die Nichtigkeit ihrer Beweisführung klar zu Tage liegt." Er führte aus: Alle Argumente aus dem Koran, welche der Islam gegen das Christentum vorzubringen liebte, seien ihm aus der Hand gewunden, der wahre Charakter seines heiligen Buches und seines Gründers sei dargetan und das Material zur Orientierung über die beiden Religionen vollständig herbeigeschafft, sodaß jeder Aufrichtige selber zu prüfen vermöge. Deshalb sehe sich der Gegner neuerdings zu einer Veränderung seiner Taktik genötigt. Da ihm der Koran, der alte Kampfesgrund, entzogen sei, suche er nunmehr die Hilfe der Vernunftgründe, verschanze sich hinter den Bollwerken, welche abendländischer Unglaube aufgeworfen habe, verspotte den Opponenten oder hülle sich gegen seine unwiderlegliche Beweisführung ins Schweigen. Während vor 30 Jahren noch jedermann in Indien in irgend einem Glauben sich geborgen wußte, habe sich nachgerade große Unruhe der Gemüter bemächtigt, in ganz Nordindien wimmele es von Atheisten, der Unglaube nehme überhand wie Meeresfluten, und die Mohammedaner seien zu Hunderttausenden von Haß gegen die Religion ihrer Väter erfüllt.

„Warum nun auf dem Leib eines gefallenen Feindes herumtreten? Es nützt wenig, auf die Abfassung von Streitschriften noch mehr Zeit zu verwenden. Laßt uns fortan aufbauen mit ganzer Hingabe! Sollte aber einer unserer Brüder abermals der Polemik sich zuwenden, so möge er die bereits erschienenen Bücher so verarbeiten, daß er die Einwände und ihre Beantwortung in einem handlichen Band zusammenstellt, zu einem brauchbaren Handbuch für die Mohammedaner-Kontroverse. So könnte das christliche Arsenal um eine Waffe bereichert werden, welche mehr ausrichtete, als alle bisher gebrauchten Kampfesmittel. Wäre ein solches Buch mit Geschick abgefaßt, so könnte es ins Puschtu, Persische, Arabische und Türkische übersetzt werden. Laßt uns nicht in Indien müßig sitzen, während der Kampf in anderen mohammedanischen Ländern tobt; laßt uns vielmehr auf solche Weise andern helfen!" Wertvoll sei es auch nunmehr, von den Kämpfen der christlichen Kirche in der Vergangenheit zu lernen, da der Gegner im Grunde immer und überall derselbe sei: wer dazu geschickt sei, solle sich umsehen in der christ-

lichen Apologetik aller Zeiten und den Ertrag ſeiner Forſchung für den Gebrauch im Geiſteskampf des Oſtens zugänglich machen. „Wollten wir auf den bisherigen Erfolgen ausruhen, ſo würde das Werk niemals fertig werden. Haben wir in dieſem Kampf die Herrlichkeit des göttlichen Wortes freudig wahrgenommen, ſind unſere Augen erleuchtet worden, haben wir etwas von den in Chriſto verborgenen Schätzen entdeckt, ſo wollen wir nun ſuchen, auch andere dieſelben freundlichen Pfade zu leiten, zu welchen wir ſelbſt geführt worden ſind, damit auch ſie die Freude und den Frieden finden, welche Gott uns gegeben hat."

Der unermüdliche Kämpe erfand weitere wuchtige Waffen im Krieg für Chriſtus. 1883 überſetzte er die „Apologie von Al Kindy," welche ein Chriſt aus edlem Geſchlecht im neunten Jahrhundert in Bagdad geſchrieben und Sir W. Muir neunhundert Jahre ſpäter wieder zu Tage gefördert hatte.[1]) Von größter Wichtigkeit war ſeine Ausgabe des Koran in Urdu. Sie befähigte jedermann, den faſt unbekannten wirklichen Inhalt des „heiligen" Buches kennen zu lernen. Sie erregte das größte Aufſehen. Zwei Männer, welche bei der Abſchrift des Manuſkripts geholfen hatten, wandten ſich mit Abſcheu vom Islam ab. Der Herrſcher von Tſchitral aber war empört über den kühnen Feind und ließ ihn wiſſen (1891), er habe einige ſeiner Bücher geleſen, der Verfaſſer ſei ein Kafir und verdiene den Tod, am liebſten würde er ihn eigenhändig umbringen. Der Bedrohte antwortete:

„Sagt bitte eurem Herrn, ich wiſſe es ihm Dank, daß er einige meiner Schriften geleſen hat, und es ſei mein Gebet, daß er in die Wahrheit geleitet werden möchte und daß, wenn er mich töten ſollte, aus dem vergoſſenen Blut 200 andere Imad-ed-dins aufſtänden."

Seine Schriften wirkten in weite Ferne. Sie fanden ihren Weg durch die verſchiedenen mohammedaniſchen Länder, und Briefe der Dankbarkeit und Anerkennung trafen ein aus Montenegro wie aus Java. Der große Apologet in Amritſar hat der Mohammedaner-Miſſion der Welt Dienſte geleiſtet, deren Erfolg nicht zu überſehen iſt.

Der Mann, welcher das Schwert ſo wuchtig führte, wußte auch aufzubauen. Diejenigen ſeiner Schriften, welche die Förderung chriſtlicher Erkenntnis unter Chriſten zum Ziele haben, ſind nicht gering an Zahl. Beſondere Erwähnung verdienen ſeine Kommen-

[1]) The Apology of Al Kindy, written at the court of Al Mamun a. d. 830, in defence of christianity against Islam, by Sir William Muir. 2d edition. London, S. P. C. K. 1887.

tare zu den Evangelien des Matthäus und Johannes, zur Apostelgeschichte und Offenbarung. Sie entstanden in gemeinsamer Arbeit mit Robert Clark. Über seinen eigenen Anteil am Werk sprach sich Imad-ed-din äußerst bescheiden aus (Int. 1900, S. 749):

„Unser geehrtes Haupt war der Verfasser, und den Großteil der Arbeit tat er. Ich übernahm die schriftliche Fixierung und sprach hie und da einen Gedanken aus, welcher Aufnahme fand; aber die Durchforschung der Werke großer Meister und die Komposition kamen ihm zu. Wohl 30 Kommentare wurden beraten und andere Schriften gründlich gelesen, bevor diese 4 Bände geschrieben wurden. Wir wollten durch sie den Kindlein in Christo, welche in diesem Lande geboren werden, dazu helfen, den Herrn kennen zu lernen und seine gesegneten und standhaften Jünger zu sein. Eine weitere Absicht war die, den Eingeborenen den Konsensus christlicher Schriftauslegung darzubieten, bequem zum Nachsehen und den Predigern zur Erleichterung."

Dem Schreiber dieser Zeilen liegen mancherlei Proben Imad-ed-din'scher Schreibweise vor, neben der Selbstbiographie verschiedene Aufsätze und Reden. Sie bilden eine Überraschung. Man möchte bei diesem Orientalen Blumen, Bilder und hohe Rhetorik vermuten. Nichts weniger als das! Klar, knapp und sachlich ist sein Stil, scharf logisch seine Beweisführung, und doch so, daß das warme Herz zu spüren ist. Die Einfalt des Gotteskindes und die feine Bildung des echten Gelehrten wirken in seiner Darstellungsweise Hand in Hand und schaffen literarische Leistungen vorzüglichster Art.

Die dankbare Anerkennung blieb nicht aus. Es war ein Ehrentag für die ganze Missionskirche in Indien, als Imad-ed-din als erster Eingeborener die Würde des D. D. empfing. Bischof French überbrachte sie ihm im Auftrag des Primas der anglikanischen Kirche, des Erzbischofs von Canterbury, und sagte in feierlichem Gottesdienst (Dezember 1884):

„Mit diesem Titel soll nicht allein unserm Bruder von seiten der Kirche von England Ehre und Auszeichnung zuerkannt sein, sondern es sei derselbe zugleich ein Band und Unterpfand der Gemeinschaft zwischen den beiden Kirchen von England und Indien, ein Zeichen dafür, daß Briten und Hindus, wenn sie gleich 2 Rassen bilden, doch kirchlich eins sind, verbunden durch ein unauflösliches Band der Liebe, Freundschaft und Gemeinschaft" (French II, 114 f.).

Wertvollere Auszeichnung jedoch, als ein Ehrentitel, war für Imad-ed-din die brüderliche Liebe, welcher Männer wie Bischof French und Robert Clark ihn würdigten. Als jener im Begriff war, sein bischöfliches Amt niederzulegen und Indien zu verlassen, wünschte er mit seinem braunen Freund eine Abschiedswoche zu verbringen, und lud ihn an die Ufer des Beas ein.

Ein leerer Polizeipoſten war ihr Obdach. Am erſten Abend war vom Koch keine Nahrung zu erhalten. „Wir gingen beide zu Bette. Nach einer Weile ſtand der Biſchof auf, trat zu mir und ſagte, es ſei ihm eingefallen, daß er in ſeinem Kleiderkoffer ſeit 2 Monaten von einer Abendmahlsfeier her ein Stück Brot haben müſſe; wir könnten es in Waſſer einweichen und teilen. Wir machten es ſo und legten uns dann wieder ſchlafen. Wir unterhielten uns während dieſer Woche über alle möglichen Gegenſtände. Die Moral unſerer Geſpräche war immer dies eine: man müſſe tragen und dulden, wobei der Biſchof mich an die Worte im Buche Hiob erinnerte: „Siehe, du haſt viele unterwieſen und laſſe Hände geſtärkt; nun es aber an dich kommt, wirſt du weich, und nun es dich trifft, erſchrickſt du“ (Hiob 4, 3—5). Wir redeten auch viel über Leben und Sterben nach ſufiſtiſchem und mohammedaniſchem Geſichtspunkt. Wir brachten den Tag gemeinſam mit Leſen und Schreiben zu. Gegen Abend ſpazierten wir ins Land hinaus. Oft ſetzten wir uns neben einander auf die Erde, und der Biſchof betete dann.“

Dieſe Tage und der edle Mann, der ſie ihm bereitet hatte, blieben Imad-ed-din in leuchtender Erinnerung. Der Nachruf, welchen er ſeinem Freunde gewidmet hat (French II, 111—113), iſt voll Zartheit und Liebe und ein Erweis tiefer Ehrerbietung vor dem, welchen er höher achtete, als ſich ſelbſt.

„Ich habe Biſchof French ſtets für einen beſonderen Freund Gottes auf Erden gehalten. Dieſer Gedanke entſtand von ſelbſt in mir. Einſt fragten mich Mohammedaner, ob ich irgend einen Chriſten kenne, welchen ich einen Freund Gottes nennen und als ſolchen ehrlich empfehlen könnte. Ich ſagte, es ſeien mir mehrere bekannt. Da ſie aber nur einen zu wiſſen wünſchten, ſagte ich ihnen, Biſchof French ſei ein ſolcher, indem er an unſer Ideal von den Heiligen Gottes, wie es in den Büchern des Oſtens enthalten ſei, durchaus heranreiche. Andere ſeien Diener Gottes.“

Fein und innig war Imad-ed-din's Verhältnis zu dem, der ihn getauft hatte, Robert Clark. 34 Jahre ſtanden ſie nebeneinander in Amritſar an der Arbeit, verbunden in ſeltener Einheit des Geiſtes. Clark's Tod war für ihn ein ſchwerer Schlag; er war nachher nicht mehr derſelbe wie zuvor, und die Worte, welche er dem entſchlafenen Freund und Bruder nachrief (Int. 1900, S. 748—750), verrieten das Heimweh nach ihm.

„Wir haben viele Miſſionare, und mehr noch werden kommen, und ſie alle ſind gute Männer und Diener Gottes; er aber war ein Mann ſonder gleichen, welchen Gott dem Pandſchab gab, und man darf wohl ſagen: er war ein Mann, wie es unter Tauſenden einen gibt. Es iſt, als ob ein Prophet Gottes von uns gegangen wäre, und wir ſprechen zu Gott: decke unſern Mangel und laß deine Gnade auf uns ruhen, damit wir ſein edles Beiſpiel nicht vergeſſen und das Vertrauen und die Freude der Hoffnung ſo feſthalten, wie wir es an dieſem Heiligen Gottes geſehen haben!“

Noch war Imad-ed-din, der wohl 78jährige, so rüstig am Werk, daß Junge ihn um seine Arbeitskraft beneiden konnten, fleißig, wann immer man zu ihm kam, und im Wechsel der Arbeit seine Erholung suchend. Da begann — im Sommer 1900 — seine Gesundheit zu wanken. Eine Operation wurde nötig. Sie verlief günstig; schon saß der Kranke wieder auf, und wenige Tage schienen die Genesung zu bringen. Da trat plötzlich ein neues Leiden auf, und die gewonnene Kraft zerfiel. Man brachte ihn ins Haus des Missionars Wade, um ihn besser pflegen zu können. Durch Schwankungen ging es dem Ende zu. Am Todestag lag er vom Mittag an mit geschlossenen Augen da. Des Nachmittags 1/24 Uhr öffnete er sie. Sie zeigten freudiges Entzücken. Im nächsten Augenblick war er nicht mehr hienieden. Er starb in demselben Zimmer, wo er vor 34 Jahren mit Robert Clark seine Taufe verabredet hatte. Sein letztes Wort an einen Freund, welcher den Sterbenden besuchte, lautete: „Laß mich dahin gehen, wo mein Vater auf dem Throne sitzt!" 14 Jahre vor seinem Scheiden hatte er den Wunsch ausgesprochen: „Ich bitte Gott, daß Mr. Clark und ich nebeneinander ruhen dürfen, daß unser Staub sich vermengt und wir im Tode vereinigt werden, wie wir im Leben eins waren." So geschah es auch: am Tage nach dem Sterben (29. August) ward die Hülle des Schülers neben dem Grab des Lehrers in die Erde gesenkt.

Wir schließen die Lebensskizze des D. Imad-ed-din, dieses großen Theologen, mit den Worten eines Nachrufs:

„Er war gerade, durchgreifend, weitblickend und besaß ein solches Maß von Unabhängigkeit des Urteils und Charakters, daß er in einer jeden Lebensstellung Meisterschaft errungen hätte. Seine Geistesgaben waren groß, und alles, was er war und hatte, setzte er ohne Rückhalt für Christus ein."

Zum Gedächtnis von H. P. Börresen.[1]

Von P. Berlin in Zabelsdorf.

Am 23. September 1901 starb auf seiner Missionsstation Ebenezer in Santalistan Hans Peter Börresen, ein Mann, dessen Name in der Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts einen dauernden Platz behalten wird als der Begründer der Indian Home Mission to the

1) Mußte aus Mangel an Raum leider bis jetzt zurückgestellt werden. D. H.

Santhals, einer Mission, welche die Blicke der evangelischen Missionskreise ganz besonders durch den ungemeinen Erfolg auf sich gezogen hat, der Börresens Arbeit begleitete. 35 Jahre seines Lebens sind der Santalsmission gewidmet gewesen, und ihr Ergebnis waren christliche Gemeinden mit 11 000 Mitgliedern, einem weithin in die heidnischen Volksgenossen reichenden Einflusse und einer beginnenden eigenen Missionsarbeit unter benachbarten Stämmen — in der Tat, ein großer Erfolg, der zu freudigem Danke treibt und ein Trost ist bei so mancher mühevoll und langsam fortschreitenden Missionsarbeit.

H. P. Börresen wurde am 29. November 1825 in Christianshavn in Dänemark geboren. Er stammte aus bescheidenen Verhältnissen und wurde nach seiner Konfirmation Schmiedelehrling. Eine gewisse Liebe zum Gottesdienst, eine schöne Stimme und ein eifriges Streben nach beruflicher Ausbildung zeichneten ihn aus. Unermüdlich an seiner Bildung arbeitend und nach einem höheren Wirkungskreise trachtend, kam er 1852 nach Berlin, wo er bald eine Stellung in einer Maschinenbauerei fand und endlich als Ingenieur eine Fabrik leitete. Bald nach seiner Ankunft in Berlin durch sein mitgebrachtes dänisches Neues Testament erweckt und 1855 mit Karoline Hempel, Tochter eines Fabrikbesitzers, verheiratet, trat er, noch unklar und unsicher in seiner inneren Stellung, in nähere Berührung mit Pastor Knak, dem Konfirmator seiner Frau, und so in Beziehung zu den christlichen Kreisen Berlins und zu innerer wie äußerer Mission. Arbeit in Unterstützungsvereinen und ganz besonders an seinen skandinavischen Landsleuten, denen sein Haus ein segensvoller Schutz und Halt war, und unter denen sein späterer Mitarbeiter Lars Skrefsrud war, nahm seine freie Zeit in Anspruch und ließ den Pastor Prochnow seinen Missionsberuf ahnen. Nachdem Skrefsrud 1863 im Dienste der Goßnerschen Mission ausgegangen war, folgte ihm Börresen 1864 nach; der Tod seiner drei Kinder hatte ihm den Weg frei gemacht. Aber er blieb nicht im Verbande der Goßnerschen Gesellschaft. Teils der politische Gegensatz zwischen Dänen und Deutschen, teils die damalige Spaltung in der Goßnerschen Mission waren einer gemeinsamen Arbeit hinderlich; dazu wollten Börresen und Skrefsrud durchaus beisammen bleiben. Sie boten sich der Dänischen Missionsgesellschaft an, aber diese wies sie ab, nnd so gingen sie ihre eigenen Wege als Freimissionare. Die Santals, Börresen schon in Berlin bekannt geworden, wurden ihr Ziel. Trotz aller Warnungen und

trotz mancher Mißdeutung, die ihr Schritt erfuhr, gedachten sie des Wortes: „So du glauben wirst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen" und gründeten 1867 die Station Ebenezer, die der Ausgangs- und Mittelpunkt einer großen und gesegneten Arbeit werden sollte.

Es ist hier nicht der Ort, die Entwickelung dieser Arbeit im einzelnen darzulegen.[1]) Schwierigkeiten und Gefahren fehlten nicht, ebensowenig ermunternder Fortgang, nicht Mißverständnisse und schiefe Urteile, auch nicht freudige Anerkennung und Mitarbeit. Englische Freunde in Kalkutta unterstützten Börresen, ebenso die amerikanisch-baptistische Missionsgesellschaft, die an anderen Orten unter den Santals arbeitete, aber den größten Teil der Mittel brachte Börresen durch seine jährlichen Kollektenreisen in Indien auf, die „den großen Bettler Indiens" weithin bekannt machten. Die Verbindung mit den Baptisten wurde wegen der daraus hervorgehenden Unklarheiten gelöst — Börresen stand allein, aber das Wachsen seines Werkes nötigte ihn, auf eine anderweitige Beschaffung der erforderlichen Mittel bedacht zu sein. Reisen nach Europa und später nach Amerika halfen dazu, in England, Schottland und Skandinavien und bei den Skandinaviern in Nordamerika Verbindungen anzuknüpfen und Unterstützungsvereine zu gründen, welche jährlich erhebliche Summen aufbrachten, ohne jedoch auf die Leitung Einfluß zu haben. In rastloser Arbeit 70 Jahre alt geworden, fing Börresen an, seine scheinbar unerschöpfliche Kraft schwinden zu sehen. Schlaganfälle, Gemütsbewegungen und endlich 1900 ein unglücklicher Sturz zehrten an seinem Leben, zunehmende Wassersucht machte ihm am 23. September 1901 ein Ende. Obwohl die Nachricht von seinem Tode nicht unerwartet kam, machte sie doch einen tiefen Eindruck auf die Santals, die ihren „Papa" verloren hatten, und unter einem Zustrom von Trauernden, daß die 3000 Menschen fassende Kirche von Ebenezer sie nicht alle aufnehmen konnte, wurde er am 24. September begraben.

„Ein Fürst und ein Großer ist gefallen in Israel" — so ging es durch die Herzen der Seinen. Worin lag die Größe des Mannes? Sie lag in seiner christlichen Persönlichkeit. Er war durch und durch ein Mann des Glaubens. Ihm war der Glaube gegeben im Sinne von 1. Kor. 12, 9. Ob er, ohne ängstlich zu rechnen, sein gutes Einkommen in Berlin „in Gottes Bank anlegte", ob er durch die gefahrvollen Dickichte Indiens reiste, ob er seine nächsten Angehö-

[1]) Vergl. Bahls Darstellung dieser Mission. A. M. Z. 1896, 220.

rigen auf einem schweren Krankenlager wußte oder ein Werk angriff, von dem viele ihm abrieten — er tat es im Glauben, und sein Glaube kannte keine Schwachheit, kein Zagen. „Fürchte dich nicht, glaube nur," das war sein Wahlspruch. In dieser unbeugsamen Energie des Glaubens eines erlösten Gotteskindes berührt er sich mit seinem Zeitgenossen Hudson Taylor, wenn er auch von dessen — wenn man so sagen darf — Trainierung im Glauben fern war und sich mit den Glaubensproben begnügte, die ihm die Wechselfälle seines Lebens auferlegten. Wie Taylor, so war er auch ein Mann des Gebets, er verschmähte es freilich auch nicht, Menschen zu bitten. Manche Gebetserhörung, geeignet den Glauben zu stärken und eine Ahnung von der väterlichen Fürsorge Gottes für seine Kinder im Großen wie im Kleinen zu geben, begegnet uns in seiner Lebensgeschichte. Und sein Glaube war tätig in der Liebe. Liebe war die Seele seines Wesens, sie gewann ihm die Herzen der Menschen, insonderheit seiner Santals. Er sorgte für sie in ihren Nöten, er erzog sie für ihren Christenstand, er half ihnen gegen ihre Bedränger, er begleitete sie mit seinen Gebeten auf ihren Wanderzügen, und die Liebe, die auf die Pflege der Bekehrten bedacht war, wurde die Ursache der Erweiterung der Mission nach Assam. Als „Papa" — das war sein Name schlechtweg — stand er unter seinen Mitarbeitern wie unter seinen Santals, ebenso angesehen, wie geliebt. Einst war in einer Volksversammlung ein Anschlag gegen das Leben der Missionare geplant. Da trat ein Oberhäuptling auf und sagte: „Diese Männer wagten ihr Leben für uns, damit wir gute Leute werden sollen. Sie nehmen nichts von uns, sondern sie lehren uns den rechten Weg. Sie lieben uns, erziehen unsre Kinder, machen uns zu guten Menschen, alles, ohne von uns etwas zu nehmen" u. s. w. — Das ist ein Zeugnis von dem Eindruck, den Börresens Liebe auf die Heidenherzen gemacht hat. Und einen Eindruck auf die Herzen der Menschen zu machen, das war ganz besonders Börresens Gabe. Wie er auf seinen „Bettelreisen" durch ein würdevolles I am a gentleman zudringliche Elemente fern zu halten wußte, so verstand er es auch mit seiner Liebe, die Herzen an sich zu ziehen, sie anzuregen, sie für den Herrn und des Herrn Sache zu gewinnen. Man merkte es, hinter seinem Worte stand eine lautere, geheiligte Persönlichkeit, schlicht und anspruchslos, aber voller Kraft, Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit. Diese Gabe, auf die Herzen einzu-

wirken, befähigte ihn zu einer leitenden Stellung; er ist, so lange er lebte, die geistliche Seele der Santalsmission gewesen, trotz aller tüchtigen Mitarbeiter, die er um sich hatte. Skrefsrud war ihm an sprachlicher Begabung und geschäftlicher Tüchtigkeit überlegen, die akademisch gebildeten jüngeren Genossen an theologischer Durchbildung, trotzdem blieb er der leitende Mann, ein Patriarch, dem alle sich gern unterordneten. Mit dieser seiner Eigentümlichkeit hing es zusammen, daß es ihm schwer wurde, im Verbande einer Mission zu arbeiten; er war ein Mann, der seine eigenen Wege gehen mußte.

Seine eigenen Wege ging er auch in der Mission. Ohne eine Missionsgesellschaft, die ihn stützte, im Rücken zu haben, begann er seine Arbeit in Santalistan, ähnlich wie Hudson Taylor sie in China angefangen hatte. Es ist interessant, beide Männer nebeneinander zu stellen. Der eine ärztlich vorgebildet, der andere als Ingenieur, sind sie gottbegnadete Missionare geworden. Taylor von Jugend auf voll des Missionsgedankens und seine ganze Ausbildung diesem Ziele dienstbar machend, Börresen erst in der Reife seiner Jahre in den Missionsdienst geführt und seine Berufsbildung im Missionsdienste verwertend. Beide haben sie neue Wege gesucht, der Engländer mit dem weiten Blicke seines Weltteile beherrschenden Volkes in die Weite gehend, die achtzehn Provinzen Chinas sich zum Arbeitsfelde wählend, der andere, halb Däne, halb Deutscher, engere Verhältnisse gewöhnt, auf ein einzelnes Volk, ja auf das abgegrenzte Gebiet eines Volksstammes von 200,000 Menschen sich beschränkend. Beide haben sie die Leitung ihrer Arbeit in selbständiger Hand gehalten, auch als sie bei weiterem Fortschreiten derselben in wachsendem Maße der Unterstützung ihrer Freunde bedurften, und beide haben Freunde weithin über die Grenzen ihrer Heimat in verschiedenen kirchlichen Lagern gefunden. Beide standen fest im Glauben an Jesum Christum, den gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn, aber fern von konfessioneller Schärfe, Taylor dem reformierten, Börresen dem lutherischen Bekenntnis angehörig, Taylor freilich seine Gehilfen, auch ohne theologische Ausbildung, aus allen kirchlichen Richtungen nehmend und bei der Weite seines Gebietes imstande, die Missionen der verschiedenen Denominationen und Nationalitäten zusammen zu gruppieren, Börresen meist von theologisch gebildeten Mitarbeitern aus den lutherischen Kirchen des Nordens umgeben und seine Mission wesentlich bei der lutherischen Lehre erhaltend, allerdings bei vielfach anderen

kirchlichen Gebräuchen. Beide trieben viel Reisepredigt und machten einen energischen Gebrauch von eingeborenen Gehilfen zur weiteren Verkündigung des Evangeliums, und zeigten, wie förderlich es für die Ausbreitung des Christentums ist, es einem Volke durch Volksgenossen, also als etwas mit dem Volksleben verträgliches, darzubieten; aber Börresen war es gegeben, bei den engen Grenzen seines Missionsgebietes schneller zu Erfolgen zu kommen und durch eine sorgfältige Gemeindepflege die Bildung einer Santalvolkskirche vorzubereiten.

Diese Erfolge mußten jeden Missionsfreund mit dankbarer Freude erfüllen. Es war klar, ein besonderer Segen Gottes ruhte auf dieser Arbeit. Da liegt die Frage nahe, welche Faktoren diesen reichen Segen ermöglichten. Zum Teil müssen wir sie — ähnlich wie bei den stammverwandten Kols — in den natürlichen Verhältnissen des Volkes suchen: was sonst in Indien die Mission so erschwert, die Kaste, die traurige Stellung des Weibes, die Unwahrhaftigkeit, das fällt bei den Santals weg. Sie haben kein Kastenwesen, das Weib nimmt eine freiere und geachtetere Stellung ein und die Leute haben eine gewisse Scheu vor der Lüge. Auch die politisch-soziale Lage des Volkes war für ein Eingreifen günstig; die von Gutsbesitzern gedrückten, von Wucherern ausgesogenen, allerlei Lastern anheimgefallenen Leute bedurften der Hilfe und waren bereit, sich helfen zu lassen. Aber daneben muß auch Börresens Persönlichkeit und Missionsweise in Anschlag gebracht werden; daß er ein Herz hatte für des Volkes Not und praktische Weisheit zu helfen, ebenso Entschiedenheit wie Maßhalten beim Eintreten für sie, das gewann ihm bald Zuneigung und Vertrauen. Er lebte mit dem Volke, fern von jeder kühlen Zurückhaltung, er teilte ihre Fröhlichkeit und wußte doch den christlichen Ernst aufrecht zu erhalten, er ging auf ihre Gedanken ein und suchte überall Anknüpfungspunkte für das Christentum in alten Überlieferungen und Volksgebräuchen. Er eiferte nicht gegen ihren Geisterglauben, sondern erinnerte sie daran, daß ihre Vorväter an Einen Gott im Himmel geglaubt hätten — so suchte er dem Christentum einen festen Boden zu verschaffen. Überall ging er darauf aus, die Volkstümlichkeit zu bewahren, in Kleidung, Ernährung, Sitten, in der Leitung und Pflege der Gemeinden; von Anfang an hielt er es fest im Auge, nicht blos Einzelne, sondern das ganze Volk zu gewinnen. Dazu sollte jeder Bekehrte ein Verkündiger des Evangeliums wer-

den, und viele sind es in weitem Umfange geworden. Noch ein Umstand drängt sich auf: neben Börresen standen als seine Mitarbeiter seine Frau und sein Freund Skrefsrud. Andere Gehilfen kamen und gingen; diese drei haben seit 1867 immer eng nebeneinander gestanden und in schöner Weise sich ergänzt. Während Skrefsrud bei seiner sprachlichen Begabung namentlich die literarische Tätigkeit pflegte, lag die gesamte Arbeit an den Frauen und Mädchen, die für ein christliches Familienleben, für die Christianisierung des Volkslebens so wichtig ist, Frau Börresen ob, die neben dem „Papa" als „Mama" dastand und in deren Schule viele Mädchen zu christlichen Frauen erzogen wurden. Dieser Kontinuität einer einheitlichen Leitung verdankt die Mission viel von ihren Erfolgen.

In der Stille war das Werk begonnen und in der Stille hat es sich entwickelt. Die Augen der christlichen Welt wendeten sich ihm erst zu, als einige Reisende in englischen Blättern von der gesegneten Arbeit in Ebenezer berichteten, und als dann später Börresen und Skrefsrud nach Europa kamen, um für ihr Werk um Teilnahme und Unterstützung zu werben. England und Schottland fielen ihnen zu. In seiner Heimat Dänemark war Börresen unbekannt, und es wurde ihm nicht ganz leicht, sich Sympathien zu verschaffen, desto dauernder sind sie nachher geworden. Nach Deutschland ist er nicht gekommen. Wenn man bedenkt, daß Deutschland ihm viel für sein geistliches Leben uud christliches Wirken gegeben, daß es ihm den Weg zur Mission bereitet und ihm in seiner Frau eine so gesegnete Gehilfin für seine Arbeit geschenkt hat, so möchte man sich wohl wundern, daß er an Deutschland so vorübergegangen ist. Aber wir müssen an seinen Bruch mit der Goßnerschen Mission, wir müssen an seine Verbindung mit der baptistischen Mission denken, dann begreifen wir, daß ihm die Herzen in Deutschland entfremdet worden sind, vielleicht, um mancher falschen Auffassung, um manches Mißverständnisses willen noch mehr als es recht war. Jedenfalls ist er in Deutschland weniger bekannt gewesen, als das gesegnete Werk in Santalistan es verdiente, und Unterstützung hat er von Deutschland wohl nur sehr wenig empfangen. Desto wichtiger ist seine Verbindung mit den nordischen Kirchen geworden. Durch seine Ordination in der dänischen und Skrefsruds in der norwegischen Kirche ist diese Verbindung zum Ausdruck gebracht, durch die Bildung von Unterstützungsvereinen ist sie praktisch wirksam geworden, namentlich

was Dänemark und Norwegen angeht. Die Santalsmission ist ein Vereinigungsband für die nordischen Christen geworden. Die Gedanken an eine gemeinsame nordische Missionsarbeit sind ein Traum gewesen, die Gegensätze zwischen den nordischen Ländern waren zu stark. Nur langsam hat sich eine Annäherung vollzogen. Die Santalsmission im fernen Indien hat an ihrem Teile mit dazu geholfen, und so hat Börresen, der seiner Heimat so früh den Rücken wandte, doch durch sein Lebenswerk ihr einen großen Dienst erwiesen. Vielleicht dient sein Werk in späterer Zeit noch mehr dazu, die Gemeinsamkeit des Nordens auf dem Gebiete der Heidenmission zu befördern, wenn — wie man wenigstens in beteiligten Kreisen annimmt — Leitung und Eigentum der Santalsmission, die jetzt bei Stresbrud liegen, einmal einem nordischen Vorstande übergeben werden. Als eine Freimission hat Börresen sein Werk angefangen. Freimissionen haben einen Vorzug vor den gesellschaftlichen Missionen voraus: sie geben einem begabten, gottbegnadeten Missionar Raum, seine Kraft zur Geltung zu bringen, neue Gebiete zu öffnen, neue Wege zu bahnen. Aber sie haben auch einen Nachteil: sie stehen auf wenigen Augen, und wer bewahrt dann, wenn diese Augen sich schließen, was gewonnen ist? Man sieht es an der Santalsmission: eine innige Verbindung der Mission mit einer heimischen Christenheit ist unbedingt notwendig um ihrer Zukunft willen. Und mit dem Blicke auf eine — menschlich geredet — gesicherte Zukunft blickt man noch einmal so froh und dankbar auf das Lebenswerk eines Mannes wie Börresen, an dem das alte Wort sich neu erfüllt hat: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein."

Literatur-Bericht.

Johannes Kreyher: „Die Weisheit der Brahmanen und das Christentum. Darstellung und Kritik der Vedantaphilosophie." Gütersloh. 1901. 3 Mark.

Julius Happel: „Die religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Inder, aus den Sanskritquellen vom völkergeschichtlichen Standpunkte des Christentums aus dargestellt und beurteilt." Gießen. 1901. 252 S. 10.— Mark.[1])

1) Durch widrige Umstände leider verspätet. D. H.

Das Ausschreiben der sächsischen Missionskonferenz vom Juli 1899 hat außer der gekrönten Preisschrift von Missionar W. Dilger, die in der Februarnummer letzten Jahres in dieser Zeitschrift besprochen worden ist, noch zwei weitere Bearbeitungen desselben Themas hervorgerufen. Es sind dies die beiden obengenannten Schriften von Kreyher und Happel. Gewiß darf die Erscheinung dieser drei Arbeiten als eine wertvolle Bereicherung der wissenschaftlichen Missionsliteratur bezeichnet werden; sie sind Beiträge zu der von Warneck gewünschten „missionarischen Apologetik", demjenigen Zweige der Missionskunde, dessen Aufgabe es ist, „den im praktischen Missionsdienst stehenden Streitern zur Verteidigung der christlichen Glaubenswahrheit gegenüber den noch herrschenden nichtchristlichen Religionen brauchbare Waffen zu liefern."

Was speziell den Hinduismus betrifft, so hat es bisher, wenn auch nicht in englischer so doch in deutscher Sprache, an Werken gefehlt, die beides darboten: eine eingehende, auf wissenschaftlichen Studien beruhende Darlegung der Grundgedanken der indischen Religion und eine Beurteilung der letzteren vom christlichen, bezw. missionarischen Standpunkt. Schriften dieser Art sind nicht nur für den Missionar, sondern auch für die Missionsgemeinde von Wert, da sie der letztern zeigen können, was für geistige Mächte die Missionspredigt in Indien sich gegenüberstehen hat. Ein Einblick in den Geisteskampf mit dieser auf allen Punkten dem Christentum entgegengesetzten Weltanschauung ist die Voraussetzung für eine verständnisvolle Mitarbeit an dem Werke der Mission und insbesondere für eine gerechte Beurteilung seiner Erfolge.

Der Missionswert der genannten drei Schriften ist freilich ein verschiedener, wie denn auch der Standpunkt, von dem aus die Bearbeiter ihre Aufgabe zu lösen versucht haben, nicht derselbe ist. Dilgers Arbeit ist die einzige, die mit klarem Bewußtsein der der Missionspredigt in Indien gestellten Aufgaben den Gegenstand erfaßt und den missionarischen Standpunkt unzweideutig und konsequent zum Ausdruck bringt. Durch diesen rein praktischen Zweck, den Dilger bei aller wissenschaftlicher Gründlichkeit verfolgt, unterscheidet sich seine Schrift scharf von den beiden andern, die einem mehr theoretischen Interesse dienen.

Kreyher stellt sich auf den Standpunkt der theologischen, nicht der eigentlich missionarischen Apologetik. Er setzt als Leser Christen voraus, und zwar teils solche, welche die indische Gedankenwelt noch nicht kennen, teils solche, die sich von derselben haben beeinflussen lassen. Wiederholt weist er hin auf „die Geister der modernsten Bildung, die zu den Ansichten eines halb barbarischen Volkes zurückkehren". Dabei scheint er einen doppelten Zweck zu verfolgen. Dieser falsch-berühmten Philosophie gegenüber, die das Wesen Gottes in den toten Begriff des reinen Seins auflöst, die Persönlichkeit des Menschen leugnet und in dem Auslöschen des Bewußtseins das höchste Ziel des Menschenlebens sieht, weist er nach, wie in der christlichen Anschauung von einem persönlichen Gott, von der Sünde als der Menschen Verderben und von dem Erlösungsratschluß Gottes in Christo die Lösung all der Rätsel des Daseins gegeben sei, an denen das Denken der indischen Philosophen sich ver-

gebens zerarbeitet hat. Auf der andern Seite hebt er mit Vorliebe diejenigen Punkte in der indischen Anschauung hervor, die als unwillkürliche Vorahnungen der christlichen Lehre und als Zeugnisse für dieselbe bezeichnet werden können. Was der Verfasser über die christliche Weltauffassung im Gegensatz zur indischen sagt, ist durchweg anregend und lehrreich. Namentlich gilt dies von denjenigen Abschnitten, in denen er dem bodenlosen Idealismus der indischen Philosophie die Grundzüge einer die Realität der Erscheinungswelt anerkennenden und doch im besten Sinne des Worts idealistischen Philosophie entgegenstellt. Es sind die Kapitel, welche die Überschriften tragen: Gott und der Raum; der philosophische Idealismus; die physikalische Theorie der Sinneswahrnehmung: Gott und die Zeit; die Geschöpfe als Ideen Gottes. Die hier behandelten Probleme berühren freilich nicht den Kernpunkt der Sache; dennoch enthalten sie lehrreiche Beiträge zu einer Widerlegung einiger Grundanschauungen der indischen Philosophie vom philosophischen Standpunkt aus. — Was die Darstellung der indischen Gedankenwelt betrifft, so fehlt es vor allem an einer zusammenfassenden prinzipiellen Erörterung der Grundgedanken der Vedantaphilosophie in ihrem innern Zusammenhang. Die Einteilung, die der Verfasser seiner Schrift zugrundegelegt, hat zur Folge, daß wohl die Grundgedanken nacheinander zur Sprache kommen, aber man erhält keinen zusammenfassenden Einblick in das System. Sodann gibt der Verfasser wohl eine lange Liste von Zitaten aus den Upanischad, aber man vermißt eine geschichtliche und genetische Entwicklung der einzelnen Gedanken. Endlich noch ein Bedenken materieller Art. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß es sich bei der Vedantaphilosophie um eine Weltanschauung handle, die als reiner Idealismus die reale Welt lediglich als Vorstellung des Geistes gelten lasse. Die Mâjatheorie legt allerdings diese Auffassung nahe. Aber die Vedantaphilosophie geht nicht, wie der Idealismus abendländischer Philosophen, von erkenntnistheoretischen Prinzipien aus. Sie ist eine pantheistische Weltanschauung; ihr Grundgedanke ist reiner Monismus und ihre Auffassung von der Welt Akosmismus. Die Mâjatheorie ändert an dem pantheistischen Grundgedanken des Systems nichts; im Gegenteil, sie — die, was viel zu wenig beachtet wird, einer spätern Entwicklungsstufe der Vedanta angehört, — wurde eben zu dem Zwecke aufgestellt, um das ursprüngliche System, dadurch seine grob materialistische Verwandlungslehre in Widerspruch mit dem monistischen Grundgedanken derselben getreten war, vor einem verhängnisvollen Dualismus zu retten. Sie tut dies dadurch, daß sie die Welt als Gaukelspiel der Mâja, als nicht seiend erklärt. Eine Widerlegung des Systems muß an den pantheistischen Grundgedanken derselben den Hebel anlegen; und was die Mâjatheorie betrifft, so schießt jede Widerlegung neben das Ziel, welche sich die geschichtliche und prinzipielle Stellung derselben innerhalb des Systems nicht klar vor Augen stellt, sondern dieselbe nach abendländischen Anschauungen umdeutet.

Liegt der Schwerpunkt der Kreyherschen Schrift in der positiven Darlegung der christlichen Anschauung, während seine Darstellung der indischen Gedankenwelt für ein tieferes Eindringen in dieselbe nicht genügt, so hat

Happel eine Arbeit geliefert, die auf eingehenden Studien der Originalquellen beruht und sich in seltenem Grade in die indische Gedankenwelt eingelebt hat. Das Buch ist voll von zutreffenden Beobachtungen und Aufschlüssen über die indische Religion. Der Verfasser hat sich viel Mühe gegeben, die Grundanschauungen derselben in ihrer Eigentümlichkeit zu erfassen, ihrer Entstehung und Entwicklung nachzugehen und dieselben in ihrem inneren Zusammenhang darzustellen. Leider ist das Buch nicht leicht zu lesen; der Gedankengang ist viel zu sprunghaft, die Sprache zu gewunden, um klar zu sein. Der Standpunkt, auf den sich der Verfasser stellt, ist der „völkergeschichtliche und völkerpsychologische"; er selbst bezeichnet dies als einen Vorzug seiner Arbeit. Wir können hinzufügen, daß auch manche Mängel derselben mit diesem Standpunkt zusammenhängen. Interessant sind die Vergleiche, die er aus andern Religionen zur Beleuchtung der indischen Religionsgeschichte herbeizieht. Aber das Bestreben, ähnliche Erscheinungen auf dieselbe Ursache zurückzuführen, verleitet ihn manchmal dazu, die Parallelisierung auch da anzuwenden, wo sie nach den vorliegenden Verhältnissen nicht angebracht ist. Wenn er z. B. den hohen sittlichen Gehalt der vedischen Lichtgötter hervorhebt, so geht er weit über das hinaus, wozu die vorhandenen Texte berechtigen. Wir haben weder ein geschichtliches noch ein exegetisches Recht, den ethischen Begriff des Lichts, wie ihn die heilige Schrift auf Gott anwendet, auf die vedischen Lichtgötter überzutragen. (S. 4.) — So zutreffend auf Seite 28 ff. die Bemerkungen über die bedeutende Rolle sind, welche der Religion als solcher in der indischen Vorstellung zugeschrieben wird, so mißverständlich ist die Äußerung, daß die Religion (objektiv und subjektiv) die höchste Gottheit der Inder sei. Denn nicht nur bei den Indern, sondern bei allen heidnischen Völkern ist es im Grunde die Religion, der die wechselnden Göttergestalten ihr Dasein verdanken. Das Eigentümliche bei den Indern aber ist, daß sie den objektiven Weltbestand von der subjektiven Religion, von der menschlichen Religiösität abhängig denken. Auf jeden Fall aber ist die Entstehung des den Veden eigentümlichen Henotheismus nicht durch die Tatsache erklärt, daß die Religion „etwas gar viel mehr und bedeutenderes ist, als die jeweilige Götterwelt" (S. 29). — Sehr lehrreich und zutreffend sind des Verfassers Bemerkungen über den verhängnisvollen Einfluß, den das Aufkommen des Indrakultus auf die „Materialisierung" der indischen Götter ausgeübt hat (S. 36 ff.); ferner der Nachweis der Spuren eines ungezügelten Geisterglaubens in den jüngeren Schichten der vedischen Religion (112 ff.); sowie seine Schilderung des Banns der Kastenordnung und des „Weltgefängnisses", in dem sich das Leben des orthodoxen Hindu bewegt (157, 162); ergreifend der Abschnitt (S. 171), welcher die „Errungenschaften" aufweist, die „der gewaltige Geisteskampf des edlen Hindustamms mit den Mächten der Finsternis ihm selbst und der übrigen Welt eingebracht hat," und als solche besonders hervorhebt: 1) Das negative Resultat, — wie die finstere Weltordnung nicht überwunden werden kann; 2) die tiefe Empfindung von dem Strom der Vergänglichkeit; 3) die Unterscheidung zwischen dem wahren und falschen Ich des Menschen; 4) die Anschauung von einer Erbschuld als dem Grunde dieses leidenden Daseins, und 5) von der seufzenden Kreatur; 6) die Idee von der

vergeltenden Gerechtigkeit. In allen diesen Punkten, so sehr sie verzerrt sind durch die dem Hinduismus eigene Gottes- und Weltanschauung, finden sich Anklänge an die christliche Lehre und Anknüpfungspunkte für die Missionspredigt. —

Was des Verfassers Auffassung von der Mâja und Avidja betrifft, so hat auch er sich zu sehr von dem Bestreben leiten lassen, diese vedantistischen Begriffe für unser abendländisches Denken rationell zu gestalten. So, wenn er von der Mâja sagt, sie sei „nur die Beschränktheit unseres Denkens“ (S 151), und von der Avidja, sie dürfe „nicht blos subjektiv, als ein dem erkennenden Subjekt anhaftender Mangel, als Nichtwissen, sondern müsse objektiv, als die dem Objekt eigene Nichtideellität, als das gedankenlose Dasein gegenüber dem reinen Sein begriffen werden“ (S. 153). Aber Mâja sowohl wie Avidja sind beide nicht etwas rein subjektives, sondern objektiv als kosmische Prinzipien gedacht. Was die Inder darunter verstehen, hat Dilger meines Erachtens richtig dargestellt. Aus seinen Ausführungen geht auch hervor, welche Schwierigkeiten die Definition dieser Begriffe für das logische Denken darbietet. Man muß, um ihre Stellung im System zu verstehen, zunächst ihre geschichtliche Entstehung ins Auge fassen. Es ist eine Eigentümlichkeit der indischen Spekulation, daß sie das, was empirisch als Ursache einer Erscheinung erkannt wird, gerne als Abstraktum objektiviert und zu einer kosmischen Potenz erhebt. Beispiele hierfür sind z. B. Gebet und Askese; andere Beispiele naivster Art finden sich bei Dilger S. 159 ff., wo Nahrung, Wasser, Feuer nach Analogie ihrer empirischen Wirkungen zu Weltpotenzen erhoben werden. So ist auch Avidja zu verstehen. Ursprünglich ein dem erkennenden Subjekt anhaftender Mangel, ist dieselbe zu einem kosmischen Prinzip objektiviert worden (Dilger S. 210). Ein weiteres Eingehen auf diese Begriffe würde zu weit führen.

Auch des Verfassers Auffassung des Begriffs Nirvâna scheint mir nicht zutreffend zu sein. Er kombiniert denselben mit dem, was nach populärer indischer Anschauung der höchste Genuß ist, nämlich die Stellung eines Selbstherrschers, der sich alle erdenklichen sinnlichen Genüsse verschaffen kann (S. 96 u. 246 ff.), und findet in demselben das non plus ultra einer auf die höchste Potenz gesteigerten sinnlichen Seligkeit. Aber in Indien weiß auch das populäre Bewußtsein wohl zu unterscheiden zwischen der sinnlichen Seligkeit eines Indra- oder Vischnu-himmels und der aller Sinnengenüsse baren, rein geistigen Seligkeit der Vereinigung mit dem Brahman im Nirvâna. Letzteres kann im Sinne der indischen Spekulation nichts anderes bedeuten als das Aufhören der endlichen Existenz, wie denn auch der Zustand desjenigen, der in dasselbe eingeht, mit dem jenseits des Tiefschlafs liegenden vierten Zustand verglichen wird, in dem von Bewußtsein und sinnlichem Genuß überhaupt keine Rede mehr sein kann. Der Verfasser hat hier wie an andern Orten nicht genügend unterschieden zwischen populärer und philosophischer Anschauung.

Das Bild, das der Verfasser von der indischen Weltanschauung entwirft, ist nichts weniger als schmeichelhaft. Er braucht die stärksten Ausdrücke, um die Materialisierung des Gottesbegriffs in der Vedareligion, die pan-

theistische Verflüchtigung desselben in dem abstrakten Brahman, die wilde und finstere Gestalt des indischen Weltordnungsglaubens, den Banne der Vorstellung eines großen „Weltzellengefängnisses", die sinnliche, allen ethischen Gehalts bare Auffassung der Seligkeit zu charakterisieren. Er erhebt gegen die Vedantaphilosophie die schwere Anklage, daß sie „vermittelst der Unterscheidung des attributhaften und attributlosen Brahman es nicht nur fertig gebracht habe, sich von dem Gottesglauben ihres Volkes zurückzuziehen und denselben verwildern zu lassen, anstatt ihn aus dem bessern Gewissen ihres Volkes über sich selbst hinauszuführen, wie die hellenischen Weisen getan haben, sondern sogar durch Zusammenfassung aller unvereinbarsten Gestalten und unversöhnlichsten inneren Gegensätze in ein einziges Universalwesen den widernatürlichsten und abscheulichsten Götterfratzen ihres Volkes die Bahn frei gemacht und Vorschub geleistet habe" (S. 108). Wiederholt betont er, daß die indische Religion mit ihrer finstern Weltanschauung auf der Stufe der barbarischen Naturvölker stehen geblieben sei. Um so eigentümlicher wird man berührt durch die jedem der 5 Kapitel vorgesetzten Überschriften: „Die tiefsten und unvergänglichsten Wahrheiten der indischen Religion" (in ihrem Gottesglauben u. s. w.). Es geht ein eigentümlicher Selbstwiderspruch durch das ganze Buch, hervorgerufen sowohl durch diese Überschriften, die mit dem Ergebnis der betreffenden Kapitel mit Ausnahme etwa von Kapitel 2 seltsam kontrastieren, als auch durch das Bestreben des Verfassers, den sittlichen Gehalt des ursprünglichen Gottesglaubens des Hinduvolkes möglichst hoch hinaufzuschrauben.

Am wenigsten befriedigen die Ausführungen des Verfassers über die christliche Anschauung. Nicht nur sind dieselben kurz, fast skizzenhaft ausgefallen, auch sein völkergeschichtlicher Standpunkt hat ihn gehindert, die Lehren des Evangeliums in ihrem vollen biblischen Gehalt zu erfassen. Wenn er davon redet, daß der prophetisch-israelitische Gottesglaube auf menschen- und völkergeschichtlicher Bahn erworben worden sei (S. 58), wenn er in der Menschwerdung des Sohnes Gottes nur eine Offenbarung der Majestät der Liebe, und zwar der Feindesliebe Gottes, wie der Kindesliebe des Geschöpfes und der Bruderliebe (S. 240), wenn er in dem Reiche Gottes eine Verwirklichung der Bruderliebe Christi mit ihren Gütern und Freuden sieht (S. 249), so sind das alles Aussagen, die bis zu einem gewissen Grade wahr sind, aber sie bringen nicht die volle Wahrheit des Evangeliums zum Ausdruck, das die Apostel verkündigt haben und das doch allein, und nur in seinem Vollgehalt, die Kraft Gottes ist zur Seligkeit allen, die daran glauben.

Pastor M. Hoch, früherer indischer Missionar.

Buchdruckerei Ernst Röttger, Kassel.

Pionierarbeit der englischen Baptisten am Kongo.

Von P. Richter-Werleshausen.

Die evangelische Mission am Kongo vollendet soeben das erste Viertel-Jahrhundert ihrer missionarischen Arbeit in dem ausgedehnten Gebiet dieses bis vor kurzem noch fast unbekannten afrikanischen Riesenstromes. Welch einen Umfang hat sie in diesem verhältnismäßig doch noch kurzem Zeitraum angenommen! Es scheint, daß das Missionsinteresse vieler Kreise sich mit besonderer Energie gerade auf diesen so lange vernachlässigten Teil des dunkeln Erdteils geworfen hat, um die ehemalige Vernachlässigung nun durch verdoppelten Eifer wett zu machen. Im Januar 1878 betraten die beiden ersten evangelischen Missionare Grenfell und Comber als Kundschafter die Gestade der Kongomündung; und nun stehen schon gut 250 Missionsgeschwister an der Arbeit, die zu 9 größeren oder kleineren Verbänden gehören oder sog. Freimissionare sind. Sie haben circa 50 Hauptstationen angelegt, über das ganze ungeheure Gebiet zerstreut. Die um diese Stationen gesammelten Gemeinden zählen circa 6000 Glieder; in Hunderten von Schulen werden 7000 und mehr Schüler unterrichtet; das Neue Testament oder doch einzelne Teile desselben sowie andere christliche Bücher sind in eine ganze Reihe der im Kongogebiet gesprochenen Sprachen übersetzt, und ein kultureller Umschwung ist in der Anbahnung.

Was es gekostet hat, solche Resultate zu erzielen, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, durch welche Nöte es hindurch gegangen ist, welche schmerzlichen Opfer gebracht werden mußten: von dem allen gibt das zweibändige Werk des trefflichen Baptistenmissionars W. H. Bentley: Pioneering on the Congo, einen lebendigen Begriff. Der Verfasser, einer der ältesten und erfahrensten Kongomissionare, schildert in diesem überaus anschaulich geschriebenen Buche die Tätigkeit seiner — der baptistischen — Missionsgesellschaft, der bedeutendsten auf diesem Arbeitsfelde; mit dem Titel deutet er gleich an, was diese Tätigkeit bisher im wesentlichen gewesen ist:

bahnbrechende Pionierarbeit. Wen sollte es nicht interessieren, den kühnen, tätigen Pionieren auf ihren Bahnen zu folgen, immer tiefer hinein in das Herz des dunklen Erdteils!

1. Die baptistische Missionsgesellschaft geht daran, eine Mission am Kongo zu begründen.

Mit brennender Teilnahme verfolgte der bekannte generöse Missionsfreund Rob. Arthington die von Jahr zu Jahr fortschreitende Erforschung des innern Afrika, und mit großartigen Gaben ermutigte er wieder und wieder die englischen Missionsgesellschaften, ihre Boten dem Entdecker auf dem Fuße folgen zu lassen. In diesem Sinne richtete er im Mai 1877 an das Komitee der baptistischen Mission zu London ein Schreiben, in dem er auf den Kongo hinwies.

„Schon lange — schrieb er darin — habe ich mein Auge auf ein Gebiet in Afrika gerichtet, nicht zu fern von welchem Sie, wie ich denke, bereits Stationen haben; und mein lebhaftes Verlangen ist, daß ihm die Segnungen des Evangeliums zu teil werden möchten. Es ist das Kongoreich, ein altes Königtum; einst besaß es sogar schon ein gewisses Maß von Zivilisation und war wenigstens in den äußeren Formen des Christentums unterrichtet. 3 Jahrhunderte gaben, wie es scheint, römische Missionare dem Kongovolke einigen Unterricht in der christlichen Religion, von dem Spuren bis auf den heutigen Tag übrig geblieben sind.[1]) Zu Livingstones Zeiten bekannte sich der Herrscher des Reiches zum Christentume, und es wurde berichtet, daß einige Kirchen im Bau unterhalten würden und manche Einwohner lesen und schreiben könnten." — Weiter macht er Mitteilung von Informationen, die er bei dem Kommandanten Grandy eingezogen habe, der 1872 eine Expedition in das Kongoreich gemacht hatte. Dieser habe ihm unter anderm mitgeteilt, in verschiedenen Orten, wo sie Sonntags Gottesdienst hielten, hätten die Eingeborenen daran ruhig und aufmerksam teilgenommen; der alte König habe nachdrücklich die Hoffnung ausgesprochen, daß einige Engländer (Weiße) zu ihnen kommen möchten. — Indem Arthington der Baptisten-Mission für den Kongo 20000 Mk. zur Verfügung stellt, schließt er sein Schreiben mit einem Ausblick in die Zukunft: „Allmählich mögen wir, falls tunlich, die Mission ostwärts den Kongo hinauf bis zu den Fällen ausdehnen. Bald werden wir, hoffe ich, auf dem Kongo einen Dampfer haben, sollte dies für nötig befunden werden, und dann das Evangelium nach Osten, Süden und Norden tragen; wenn der Weg offen ist, bis nach Njangwe. Die Londoner Mission faßt 20 Meilen westlich vom Tanganjika-See Fuß."

Die Gesellschaft nahm dies Anerbieten an und veröffentlichte in einer der nächsten Nummern ihres Missionsblattes einen Appell,

1) Allerdings; doch nur überraschend wenige und diese durchweg unerfreulicher Art.

in dem sie zur Aufbringung der für Ausrüstung einer ersten Rekognoszierungsexpedition erforderlichen Mittel und zur Meldung geeigneter Missionspioniere aufforderte. Wenige Wochen nach Erscheinen dieses Aufrufs wurde die ganze zivilisierte Welt durch die Nachricht überrascht, Stanley habe Afrika durchquert und das Rätsel der Kongofrage gelöst. Jahr und Tag, seit er vom Tanganjika aufgebrochen, hatte man nichts von ihm gehört, nun tauchte er plötzlich an der Kongomündung auf, nachdem er den Riesenstrom auf eine Strecke von über 3000 km befahren hatte. Dies merkwürdige Zusammentreffen von Arthingtons Brief und Stanleys Entdeckung konnte die Missionsgesellschaft in ihrem Vorhaben natürlich nur bestärken. Tat sich doch vor ihr ein fast unbegrenztes Gebiet auf, das des Evangeliums harrte; und tief ins Innerste hinein führte eine große Wasserstraße, der Kongo!

Wieder einige Monate später sehen wir 2 erprobte Missionare Grenfell und Comber unterwegs, um die erste Rekognoszierung des neuen Gebietes zu unternehmen. Sie hatten schon länger in Kamerun gearbeitet und durch manche Inlandreise dort Erfahrungen im Pionierdienst gesammelt. Ihre wichtigste Aufgabe bestand vor allem darin, eine gangbare Route in das Innere des großen Kongobeckens ausfindig zu machen. Der Unterlauf des Kongo selbst ist bekanntlich nicht schiffbar; zahlreiche Wasserfälle und Stromschnellen bilden für die Schiffahrt unüberwindliche Hindernisse.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat in längst vergangenen Jahrhunderten das ganze Innere einen riesigen See gebildet, der im Westen durch hohe Gebirgsketten abgeschlossen war; durch diese Barriere haben sich die Wassermassen dann gewaltsam einen Durchbruch gebahnt: das heutige untere Kongotal; der Binnensee hat sich entleert bis auf einige übrig gebliebene stattliche Seen und das breite Sumpfgebiet, von dem der Mittellauf des Kongo begleitet ist, und das alljährlich während der Regenperiode sich wieder in einen See verwandelt. Das ganze Durchbruchstal vom Stanley-Pool bis einige Meilen vor der Mündung ist von steilen, oft über 1000 Fuß hohen Bergen eingeengt, durch die sich der Fluß mit reißendem Gefälle hindurchzwängt. Ebenso wenig wie der Fluß auf dieser 400 km langen Strecke befahren werden kann, bietet sich am Ufer entlang ein passierbarer Weg. Die Felsberge erheben sich direkt aus dem Wasser, ohne für einen noch so schmalen Pfad Raum zu lassen. Stanley-Pool und damit der obere Kongo können also nur auf einem Umwege erreicht werden.[1])

1) Heutzutage führt von dem Hafenplatze Matadi eine Eisenbahn, ein Kunstwerk moderner Technik, in zweimal 12 Stunden über das Gebirge nach

Grenfell und Comber beschlossen den Versuch zu machen, ob sich dies Ziel vom Süden her auf dem Wege durch das alte Kongoreich erreichen ließ. Zu diesem Zwecke statteten sie dem Kongokönige Dom Pedro V. in seiner Residenz San Salvador einen Besuch ab. Sie fanden eine sehr freundliche Aufnahme bei der schwarzen Majestät, die nichts lieber gesehen hätte, als wenn sie sich auf der Stelle bei ihm niedergelassen hätten, wozu ihnen jede Hilfe zugesagt wurde. Unter diesem günstigen Eindrucke kamen die beiden Missionare zu dem Schluß, San Salvador jedenfalls zur Operationsbasis für das ganze Missionsunternehmen zu machen. Doch ihr Verlangen war weiter nach Osten gerichtet. Der wesentlich von egoistischen Gedanken erfüllte König wollte sie zunächst nicht dorthin ziehen lassen, gab ihnen auf ihr Drängen aber schließlich doch Führer und Träger zur Fortsetzung ihrer Rekognoszierungstour nordostwärts. Bereits nach 8 Tagen fand diese indes bei dem Orte Makuta (etwa 120 km von San Salvador) an dem Widerstande der dortigen Bevölkerung ihr Ende. In ihrer abergläubischen Furcht glaubte sie, die Erscheinung der Weißen möchte allerlei verderbliche Wirkungen im Gefolge haben: Dürre, Hungersnot, Pestilenz und Tod. So mußten die Kundschafter vorläufig von weiterem Vordringen Abstand nehmen; immerhin war das Resultat, mit dem sie heimkehrten — Grenfell nach Kamerun, Comber nach England —, ermutigend.

Als letzterer im Dezember desselben Jahres in London vor dem Komitee darüber Bericht erstattete, beschloß dieses, mit allem Nachdruck an das verheißungsvolle Unternehmen zu gehen, Comber mit 2—3 Genossen zur Besetzung von San Salvador, als der Basisstation, auszusenden und kein Mittel unversucht zu lassen, so schleunig wie möglich den oberen Kongo bei Stanley-Pool zu erreichen, von wo man einen Wasserweg, frei von allen Hindernissen, ununterbrochen beinah bis nach Njangwe mehr als 2000 km habe. Die Missionsfreunde nahmen den Plan mit großer Begeisterung auf. Die erforderlichen Mittel wurden binnen kurzem aufgebracht; auch die erbetenen Pioniere meldeten sich, außer Comber: Bentley, Crudington und Hartland.

Am 25. April 1879 ging die Reisegesellschaft in See; an der

Leopoldville am Pool. Ist die Fahrt mit ihr auch teuer — pro km circa 1 Mk., die ganze Tour 360 Mk.! — so ist sie dafür auch desto bequemer.

Krukküste (östlich von Liberia) mietete man eine Anzahl von Kruleuten, deren man sich als Träger und beim Bau der Stationen bedienen wollte. In Kamerun nahm man zur persönlichen Bedienung einige eingeborene baptistische Christen an Bord, auch Misilina, einen eingeborenen Evangelisten, der einst aus Loanda geraubt, als Sklave nach Fernando Po gekommen und von dort nach Kamerun geflohen und Christ geworden war; ihn hoffte man in der ersten Zeit als Dolmetscher zu gebrauchen. Banana an der Mündung des Kongo wurde am 9. Juni erreicht, von wo es den Fluß hinauf bis Musuku, damals dem vorgeschobensten Handelsposten, ging. Hier begann die beschwerliche Karawanenreise über die Berge, am 14. Juli zog man in San Salvador ein, zur großen Genugtung Dom Pedros.

2. Die Mission faßt festen Fuß im Lande.

Nicht oft mögen Missionare einen so leichten Eingang gefunden haben wie diese vier bei Dom Pedro; konnte derselbe doch kaum die Zeit erwarten, bis sie mit der Verkündigung ihrer Botschaft den Anfang machten. Daß sie Unkenntnis der Sprache als Hinderungsgrund angaben, wollte er nicht gelten lassen; könnten sie sich beim Tauschhandel verständlich machen, warum nicht bei der Predigt? So wurde auf den nächsten Sonntag, den 4. ihres Dortseins, der erste öffentliche Gottesdienst anberaumt, zu dem des Königs Herolde durch Trommelsignale einluden. Der König mit seinem Hofstaat und etwa 80 Leute stellten sich ein. Nach dem Gesang einiger englischer Lieder sprach Misilina in dem besten Kongo, das er aufbieten konnte, ein Gebet, ein Missionar radebrechte in Portugiesisch das Gleichnis vom verlorenen Sohn, Dom Garcia, „der Minister" des Königs, dolmetschte, und der König selbst hielt eine zusammenfassende Schlußansprache. In gleicher Weise wurde an den folgenden Sonntagen Gottesdienst gehalten. Auch wurde es zur festen Regel, daß Sonntag nachmittags ein Missionar dem König noch privatim religiösen Unterricht erteilte, wobei er stets ein aufmerksamer Hörer war und verständige Fragen stellte. Recht erfreut waren die Missionare weiter darüber, daß manche junge Burschen großen Eifer zeigten, lesen und schreiben zu lernen.

Wie sich später herausstellte, hatte es damit freilich eine drollige Bewandtnis. Sie hielten nämlich das Schreiben für zauberische Kunst und meinten ein beschriebener Zettel sei ein Fetisch, durch den man die mancherlei begehrenswerten Gaben des Weißen erlangen könne. Pflegten sie doch drunten

auf den Handelsstationen an der Küste, wenn sie ihre Tauschwaren dorthin brachten, von dem Weißen, dem sie diese übergaben, nur einen solchen Zettel zu bekommen; und wenn sie den einem zweiten Weißen vorzeigten, bekamen sie ohne weiteres was sie wünschten. Also dachten sie, die Mühe, unsere Produkte zur Küste herabzubringen, können wir künftig sparen, wir schreiben uns selbst den Fetischzettel, zeigen ihn vor und erhalten, was wir wollen. Jedenfalls dienten aber die törichten Vorstellungen dazu, den Missionaren gleich von Anbeginn an lernbegierige Schüler zuzuführen; später lernten diese den wahren Nutzen des Unterrichts selbst besser erkennen und schätzen.

Stand so die Mission in der Gunst der öffentlichen Meinung, so wurde sie gleichzeitig im geheimen auch wieder mit Mißtrauen und abergläubischer Furcht angesehen. Die weisen Leute rings umher waren ganz sicher, daß die Einwohner von San Salvador sehr bald von Plagen aller Art heimgesucht sein würden. Glücklicherweise geschah nichts von alledem; Gottes Hand war sichtlich mit den Weißen. Es starb niemand an Behexung — merkwürdigerweise ereignete sich $7^1/_2$ Monate lang überhaupt kein Todesfall; — anstatt dessen wurden die Kranken, die anfingen zu den Missionaren zu kommen, gesund: zur gewohnten Zeit stellten sich die Regen ein, reichlich wie nur je; Kinder wurden geboren; an Ziegen und Hühnern war kein Zeichen von Behexung wahrzunehmen. Da wich allmählich die unausgesprochene Furcht und man fing an, die Anwesenheit der Weißen nicht als ein Übel, sondern als einen Vorteil zu empfinden; brachten sie doch eine Fülle von Zeug, Perlen, Messern und andern guten Dingen ins Land.

Nachdem die Missionare in San Salvador einigermaßen heimisch geworden waren, fingen sie an sich im Lande weiter umzusehen. Da erregte wohl ihr erster Anblick vornehmlich bei Frauen und Kindern Entsetzen, doch im allgemeinen fanden sie gute Aufnahme; man brachte ihnen die Kranken, und es konnte ein gut Teil ärztliche Tätigkeit entfaltet werden, wodurch man sich das Vertrauen der Leute erwarb. In dem Orte Mwala, wo sich die Einwohner besonders zutraulich zeigten, wurde sogar schon ein Außenposten besetzt, auf dem abwechselnd ein Missionar oder Missilina wohnte. Den Sprachstudien lag man mit solchem Eifer und Erfolg ob, daß man schon Ende 1880 anfangen konnte, in der Kongosprache zu predigen.

So erfreulich sich aber die Entwicklung der Mission in San Salvador und seiner Umgegend anließ, so verloren die Missionare darüber doch ihr eigentliches Ziel, den oberen Kongo, nicht aus dem

Auge. Aber bei Verfolgung dieses Zieles stießen sie auf Schwierigkeiten über Schwierigkeiten.

Es hielt schon überaus schwer, für weitere Expeditionen Träger und Führer zu bekommen. Es traut dort kein Nachbar dem andern. Da nämlich in früheren Jahren die Einwohner von San Salvador sich als Sklavenjäger einen üblen Leumund gemacht haben, so fürchten sie nun, wenn sie in jene einst von ihnen verwüsteten Gegenden kommen, daß man an ihnen Rache nehmen möchte. Ein anderes Hindernis ist dies: man wollte verhindern, daß die Missionare sich mit den Inlandstämmen in direkte Verbindung setzten; als Zwischenhändler zwischen den Weißen an der Küste und den Binnenstämmen hatte man einen erklecklichen Gewinn, den man zu verlieren fürchtete, wenn die Weißen weiter vordrängen. Dazu kamen noch jene abergläubischen Befürchtungen von dem bösen Einfluß der Weißen.

Trotzdem versuchten die Missionare wieder und wieder den Vormarsch in nordöstlicher Richtung zum Stanley-Pool. Nicht weniger als 13 Expeditionen unternahmen sie; aber eine nach der andern scheiterte, fast ausnahmslos im Gebiet des Makutavolkes, eines eifrig Handel treibenden Stammes, der auch schon Grenfell und Comber auf ihrer ersten Rekognoszierungsreise nicht durchgelassen hatte. Bei einem der letzten Versuche gerieten zwei Missionare in die größte Gefahr, sie wurden von einem erregten Volkshaufen angegriffen; der eine erhielt einen Schuß in den Rücken, der andere einen Steinwurf an die Schläfe, nur eine Flucht Hals über Kopf rettete sie aus den Händen der Wilden. Solche Erfahrungen mußten sie am Ende zu der Überzeugung bringen, daß dieser Weg zum Stanley-Pool noch verschlossen sei. Sie mußten sich nach einem andern umsehen.

3. Der Weg zum Stanley-Pool wird erschlossen.

Die „Internationale Association" zur weiteren Erforschung des Kongo war inzwischen in Wirksamkeit getreten. Stanley war vom König Leopold von Belgien mit der Führung einer Expedition zur Erschließung des Innern beauftragt, und war mit einer großen Karawane daran, am Nordufer des Kongo eine gangbare Straße herzustellen, eine Riesenarbeit, die nur langsam von der Stelle rückte. Zur nämlichen Zeit war eine französische Expedition De Brazza vom Ogowe her zum Stanley-Pool durchgedrungen, und dann gleichfalls am Nordufer des Kongo zur Mündung herabmarschiert.

Hierdurch wurden auch die Augen der Missionare auf das Nordufer des Stromes gerichtet; vielleicht daß sie auf diesem Wege eher das ersehnte Ziel erreichten. Mitte Januar 1881 brachen

zur Ausführung dieses Planes Missionar Bentley und Crudington mit einer Karawane von 20 Trägern von Matadi auf, setzten dort über den Strom, und hinein ging's in die unbekannte, unwegsame Wildnis. Der Marsch war überaus strapaziös. Fortwährend gab es steile, dichtbewaldete Berge hinaufzuklimmen, um, sobald die Höhe erreicht war, wieder abgrundtief hinabzusteigen. Unten in der Tiefe brauste in der Regel ein reißender Strom, über den im besten Falle eine schwankende, aus Lianen geflochte Hängebrücke führte, oft auch das nicht. Drüben ging's dann wieder steil in die Höhe, bisweilen stiegen die Berge so jäh an, daß es unmöglich schien, hinaufzukommen. In dieser Weise ging es Tag aus, Tag ein in der heißen afrikanischen Sonnenglut. Auf der ersten Strecke hatte an den schlimmsten Stellen Stanleys Expedition schon etwas Bahn gemacht. Bei den Fällen von Isangila holte man sie ein und gönnte sich 2 Ruhetage. Als man sie aber dann hinter sich ließ, hatte man ein absolut unbekanntes Gebiet zu durchqueren; dazu mußte man sich auf den Widerstand seiner Bewohner gefaßt machen. Zwar war auch der Franzose De Brazza des Weges gezogen, aber sein Marsch war abwärts gegangen, sie zogen aufwärts: das machte einen großen Unterschied. Denn, da De Brazzas Weg abwärts zum Lande des weißen Mannes ging, hatten ihn die Eingeborenen wohl passieren lassen, die Missionare hingegen zogen hinauf in das Land des Elfenbeins, der Quelle alles Reichtums, es war also gegen das Interesse der eingeborenen Händler sie durchzulassen. Denn, wenn diesen das Unternehmen gelang, würde es dann nicht in Zukunft von andern wiederholt werden? In der Tat, es war ein aufreibender Zug. Zu den körperlichen Strapazen des endlosen Auf- und Abklimmens über Berge und durch Täler, durch Urwald, wo erst die Axt Bahn brechen mußte, und durch das übermannshohe Steppengras kamen die Schwierigkeiten, die das Passieren eines Gebietes mit einer höchst unfreundlichen oder geradezu feindseligen Bevölkerung bereitete. Oft war es nicht möglich einen Führer zu bekommen: ein andermal führte sie der Führer böswillig in die Irre, und ließ sie dann ohne Weg und Steg in Stich. Wieder und wieder versuchte man in der unverschämtesten Weise Erpressungen gegen sie; man weigerte sich ihnen Lebensmittel für ihre Träger zu verkaufen. Am schlimmsten war es beim Durchmarsch durch das Gebiet der Basundi, die schon Stanley als das bösartigste, hinterlistigste, verkommenste Volk beschreibt, stets

zum Streit aufgelegt und geneigt, sich für beleidigt zu halten. Während die Missionsexpedition dieses Gebiet durchkreuzte, hörten die Kriegstrommeln nicht auf ihre dumpfen Töne erschallen zu lassen, eine Stadt gab das Warnungssignal an die nächste weiter, und wohin die Reisenden kamen, wurden sie von erregten, mit Flinten bewaffneten Leuten empfangen. Wie froh waren sie, als sie endlich nach fast 4wöchiger Reise fern am Horizont den Spiegel des Sees aufblitzen sahen! Der Rest des Weges führte durch friedlicheres Gebiet; die Leute, zum Stamm der Bateke gehörig, zeichneten sich sehr vorteilhaft vor den Basundi aus, sie waren freundlich und hilfreich, brachten bereitwillig Nahrungsmittel zum Kauf, gaben ihnen Führer und herbergten sie gern.

So erreichten sie den Pool. Der mächtigste Häuptling war dort Nga Liema; seine Residenz lag am Südufer, da wo der Kongo aus dem Pool ausfließt. Den mußten die Missionare also aufsuchen, um seine Genehmigung zur Niederlassung auszuwirken. Der launische Potentat empfing sie zuerst recht unwirsch: wenn sie nicht gekommen seien, Elfenbein von ihm zu kaufen, so begreife er nicht, was sie bei ihm zu suchen hätten. Jedoch die reichlichen Geschenke, mit denen er und seine Unterhäuptlinge am folgenden Tage bedacht wurden, stimmten ihn etwas freundlicher, wenn er freilich auch von einer Niederlassung bei ihm nichts hören wollte. Schließlich schieden sie doch als leidlich gute Freunde. Die Rückreise ging bedeutend schneller und mit weniger Hindernissen von statten, da man ein gut Stück Weges zu Wasser zurücklegen konnte, allerdings die Stromschnellen hinab keine gefahrlose Sache.

Es galt nun die Erfahrungen dieser Orientierungstour praktisch zu verwerten. Stanley, den sie auf der Rückreise getroffen hatten, gab ihnen folgende Ratschläge: durch Träger sollten sie ihre Vorräte bis zu den Isangila-Fällen befördern, dann sich die 150 km schiffbaren Weges von Isangila bis Manjanga zu Nutze machen, indem sie ein zerlegbares Stahlboot nach Isangila schafften und dort ins Wasser ließen, wie er es selbst getan habe. Die letzte Strecke Weges von Manjanga bis zum Stanley-Pool werde er selbst in Stand setzen und halten. Diese Vorschläge befolgten die Missionare. Um aber auf der bezeichneten Strecke die Verbindung zwischen der Küste und Stanley-Pool aufrecht erhalten zu können, erschien eine feste Besetzung jener Zwischenposten durchaus erforderlich. Es

wurde also eine Etappenkette aus folgenden Stationen geschaffen: Musuku, bis wohin der untere Kongo schiffbar war — dieser Posten, schon 1880 gegründet, bildete auch zugleich die Transportstation für den Karawanenverkehr nach San Salvador, — dann Isangila und Manjanga, beide am Norduser gelegen. Zwischen Musuku, das bald darauf nach einem günstigeren Punkte, Underhill, verlegt wurde, und Isangila wurde ein Jahr später noch die Station Vainestón eingeschoben. Den Verkehr zwischen Isangila und Manjanga vermittelte ein Stahlboot, das ein Missionsfreund aus Plymouth schenkte. Am Stanley-Pool hatte inzwischen Stanley den Grund zu der Stadt Leopoldville gelegt; nahe dabei überließ er der baptistischen Mission einen geeigneten Platz zur Stationsanlage, wo sich 1883 die Station Arthington (nach dem freigebigen Förderer der Mission genannt) erhob. Dies Ziel war damit nach Überwindung aller Schwierigkeiten erreicht.

Während die Missionare mit diesen neuen Unternehmungen beschäftigt waren, hatte zeitweise San Salvador ganz verwaist gestanden. Dies hatte sich die römische Gegenmission zu Nutze gemacht, um sich bei Dom Pedro einzunisten. Die römischen Sendlinge waren von Portugal gesandt, das damit auch politische Zwecke verfolgte, sie waren deswegen auch mit sehr kostbaren Geschenken für Dom Pedro vom König von Portugal erschienen. Auf alle Weise suchten sie die Vertrauensstellung, die sich die evangelische Mission schon beim Volke erworben hatte, zu untergraben; die evangelischen Missionare seien gar keine rechten Missionare, es seien Lügenlehrer, sie suchten nicht das Wohl des Volkes, sie seien nur auf eigenes Wohlleben bedacht. Als sie mit ihren Geschenken und Verleumdungen nicht zum Ziel kamen, griffen sie zu Drohungen; sie wiesen darauf hin, daß sie vom König von Portugal gesandt seien, und drohten, Soldaten von Loanda kommen zu lassen. Unter diesen Umständen waren die baptistischen Missionare doppelt erfreut, als sie bei ihrer Rückkehr nach San Salvador von der ganzen Bevölkerung mit einmütigem Willkommensjubel begrüßt wurden. Der König war so herzlich als je zu ihnen, und vor allem standen die Besten des Volkes ganz auf ihrer Seite. Bei manchen zeigte sich schon ein rechter Ernst des Forschens und mit etwa ½ Dutzend konnte der Taufunterricht begonnen werden. Die Arbeit befand sich hier also schon in einem Stadium hoffnungsvoller Entwicklung.

4. Der Oberlauf des Kongo wird erforscht.

Die nächste Phase der baptistischen Kongomission (1883—86) wird durch die Rekognoszierungsreisen zur Erforschung des oberen Kongo und seiner schiffbaren Nebenflüsse ausgefüllt. Da hierzu wie überhaupt für die spätere Missionstätigkeit auf dem Strome ein Dampfer unerläßlich war, so hatte in Voraussicht dessen Rob. Ar-

thington der Gesellschaft schon 1880 die Mittel dazu, 20000 Mk., zur Verfügung gestellt, ebenso weitere 60000 Mk. zur Anlegung neuer Stationen im Kongobecken.

Der Dampfer, „Peace" (Friede) genannt, wurde in England gebaut, mußte dann aber wieder auseinander genommen werden, da er nur in Stücken über die Region der Katarakte des unteren Kongo geschafft werden konnte. Es war keine kleine Aufgabe, diesen Transport, 800 Trägerlasten, 360 km weit über Berg und Tal zu bewerkstelligen. Aber er glückte in überraschend kurzer Zeit, ohne daß ein Teilchen verloren gegangen wäre. Nun war der Dampfer zusammenzusetzen, wozu 2 Ingenieure ausgesandt wurden. Leider starben sie, als sie kaum den Boden Afrikas betreten hatten. Was nun? Missionar Grenfell, der 1880 von Kamerun nach dem Kongo übergesiedelt war, besaß von seiner ehemaligen kaufmännischen Tätigkeit in Birmingham her einige Kenntnis im Maschinenwesen, hatte in der Kamerunmission einen kleinen Dampfer geführt, und war beim Bau der „Peace" in England zugegen gewesen. So unternahm er in Gottes Namen ihre Zusammensetzung. Sie gelang ihm, und im Juni 1884 lag sie flott in der kleinen Bucht bei der Station Arthington.

Ohne Verzug traten Grenfell und Comber mit ihr die erste, 5 Wochen währende Fahrt an, auf der der Kongolauf auf eine Strecke von 800 km befahren wurde. Die Aufgabe der Expedition war, die Punkte festzustellen, welche sich zur Anlegung von Missionsstationen empfehlen würden, wo dazu die Bevölkerung dicht genug war, sie sich auch willig zeigte, die Missionare aufzunehmen; des weiteren sollte durch diesen wie nachfolgende periodische Besuche nach und nach Bekanntschaft mit den Wilden gemacht, ihr Mißtrauen überwunden, womöglich freundschaftliche Beziehungen angeknüpft werden.

Die Erfahrungen, die die Reisenden machten, waren verschiedener Art. Bisweilen fanden sie freundliche Aufnahme, und man brachte ihnen auf ihre Bitte zum Tausch Lebensmittel und Holz zur Feuerung für den Dampfer; dies hauptsächlich da, wo die Eingeborenen Weiße schon gesehen hatten und mit ihrem Anblick schon vertrauter waren. An andern Plätzen, besonders wenn die „Peace" irgend einen Nebenfluß hinauffuhr, wohin noch kein Weißer gekommen war, erregte ihre Erscheinung große Furcht; mit dem Schreckensruf: bidimo, bidimo! (Geister) stob die ganze Einwohnerschaft davon und atmete erst wieder erleichtert auf, wenn das schwimmende Ungetüm außer Sehweite war. Wieder an andern Plätzen war der Empfang geradezu feindselig; drohend rottete sich das Volk am Ufer zusammen und führte wilde Kriegstänze auf, jede Annäherung zurückweisend. Oft genug wurde der Dampfer auch mit

einem Hagel von Pfeilen — einmal sogar vergifteten — und Speeren überschüttet, und das Fallgitter, mit welchem er für derartige Vorkommnisse ausgestattet war, mußte schleunigst heruntergelassen werden. Ein Umstand, der die Anknüpfung von Beziehungen sehr erschwerte war, daß die Missionare die Sprachen der Eingebornen nicht kannten. Wenn irgend angängig, nahmen sie Dolmetscher mit an Bord; oft mußten sie ihrer jedoch entraten. Dann mußte die Zeichensprache aushelfen; sie ließen etwa an einem Platze, von wo die Bevölkerung geflohen war, allerlei Gastgeschenke, Perlen, Kaliko u. s. w. zurück, um die ängstlichen Gemüter von ihren freundlichen Absichten zu überzeugen, und hofften, daß diese handgreiflichen Zeichen schon ihre Wirkung tun würden.

Mehrere wichtige Punkte wurden schon auf der ersten Tour für etwaige spätere Stationen ins Auge gefaßt; zuerst Bolobo, ein sehr bevölkerter Distrikt. Die Einwohner gehörten zu den Bobangi, einem Händlerstamm, der weithinauf am Flusse seine Kolonien hat; sie zeichneten sich durch Trunksucht, Unsittlichkeit und Grausamkeit wenig vorteilhaft aus. Die Missionare wurden gerade Zeugen eines Begräbnisfestes; eine Häuptlingsfrau war gestorben, ihr zu Ehren wurden 4—5 Tage lang ausschweifende Orgien gefeiert, 4 Sklaven mußten zur Erhöhung des Festglanzes ihr Leben lassen.

Weiter stromaufwärts kamen sie zu einem andern volkreichen Bezirk, Lukolela, der meilenweit von dem großartigsten Urwald bedeckt war. Die Bewohner waren von milderen Sitten und freundlicher gegen die Weißen. Sie gaben auch ihre Zustimmung zu deren Niederlassung bei ihnen, zu welchem Zwecke dann gleich 3 Kamerunchristen, die man an Bord hatte, ausgeschifft wurden, um den Urwald zu lichten und den Stationsbau vorzubereiten. Auf eine anscheinend noch dichtere Bevölkerung stießen sie weiter aufwärts bei Irebu an der Mündung des Ausflusses des Matumbasees. Auch diese Leute nahmen die Missionare freundlich auf; ihr Häuptling wollte mit ihnen gleich Blutsbrüderschaft machen, was diese jedoch ablehnten, da das dort eine ganz bedeutungslose Handlung geworden ist.

An die erste Fahrt schloß sich unmittelbar eine zweite an, auf der man zunächst die schon besuchten Punkte wieder anlief und die Bekanntschaft erneuerte. Dann ging's weiter den Strom hinauf. Da, wo er anstatt der bisherigen nördlichen Richtung eine östliche annimmt, liegt der Bangala-Distrikt, eins der bestbevölkerten Gebiete, aber auch einer der finstersten Örter der Erde, denn seine Bewohner sind dem scheußlichsten Kannibalismus ergeben.

Bis dahin hatten die Missionare wohl schon öfter von diesen Greueln gehört, aber, je weiter sie stromaufwärts vordrangen, desto weiter wichen auch die Gerüchte dieser Art vor ihnen zurück, so daß sie schon anfingen die schreckliche Tatsache zu bezweifeln. Hier stießen sie aber auf unwiderlegliche Spuren der Menschenfresserei; ja, was sie darüber in Erfahrung brachten, überstieg alles, was sie gehört. Die Bangala veranstalteten richtige Menschenjagden, wie man sonst Wild jagt; sie treiben dann mit ihren erbeuteten Opfern wie mit Schlachtvieh Handel, halten dazu eigene „Viehmärkte", ja sie mästen ihre Opfer erst, bis sie zum Schlachten fett genug sind; und was dergleichen haarsträubende Greuel mehr sind. Und so tief eingewurzelt ist bei ihnen der Kannibalismus, daß sie jede Spur der Scham darüber verloren haben. „Ihr esset Hühner, wir Menschen; was ist dabei für ein Unterschied?" sagten sie ganz harmlos zu den Missionaren.

Bei Basoko erreichten sie einen andern wichtigen Punkt; dort mündet der Aruwimi in den Kongo. Die Anwohner sind äußerst kriegerisch. Stanley hatte hier auf seiner ersten Entdeckungsreise 1876 die gefährlichsten Angriffe zu bestehen. Auch die Missionare fanden einen sehr feindseligen Empfang und verlebten in der Nachbarschaft von 12 vollbemannten Kriegskanus, die ihnen ein durchaus unerbetenes und fragliches Geleit gegeben hatten, eine bange Nacht; das Getöse der Kriegstrommeln, die die ganze Nacht nicht schwiegen, ließ sie an Schlaf nicht denken. Kurz zuvor hatten die Aruwimileute die Stanleysche Station in Basoko überfallen und die 2 Insassen aufgefressen.

Weiter stromaufwärts fahrend, passierten die „Peace" Hunderte von Kanus, die eilig stromab ruderten, auch allerlei zertrümmerter Hausrat kam den Fluß herabgetrieben. Was dies alles zu bedeuten hatte, wurden die Missionare an den nächsten Tagen gewahr; sie kamen an zahlreichen zerstörten und noch rauchenden Ortschaften vorbei: die Spuren der Tätigkeit arabischer Sklavenjäger, die ihre Raubzüge bis hierher ausdehnten. Das Ziel der Reise bildeten diesmal die Stanley-Fälle, die sie gerade Weihnachten erreichten. Sie machten einen Besuch bei dem berüchtigten Sklavenhändler Tippu Tip, der sie übrigens ganz freundlich empfing und ihnen anbot, etwaige Briefe nach Udschidschi und der Ostküste von Afrika zu befördern, wohin er einen 14tägigen Postverkehr unterhielt. Eine interessante Entdeckung, die die Missionare hier machten, war, daß das Suaheli, die ostafrikanische Verkehrssprache, schon bis hierher vorgedrungen ist.

In der Folgezeit wurden diese Reisen wiederholt und nach

einem Hagel von Pfeilen — einmal sogar vergifteten — und Speeren überschüttet, und das Fallgitter, mit welchem er für derartige Vorkommnisse ausgestattet war, mußte schleunigst heruntergelassen werden. Ein Umstand, der die Anknüpfung von Beziehungen sehr erschwerte war, daß die Missionare die Sprachen der Eingebornen nicht kannten. Wenn irgend angängig, nahmen sie Dolmetscher mit an Bord; oft mußten sie ihrer jedoch entraten. Dann mußte die Zeichensprache aushelfen; sie ließen etwa an einem Platze, von wo die Bevölkerung geflohen war, allerlei Gastgeschenke, Perlen, Kalliko u. s. w. zurück, um die ängstlichen Gemüter von ihren freundlichen Absichten zu überzeugen, und hofften, daß diese handgreiflichen Zeichen schon ihre Wirkung tun würden.

Mehrere wichtige Punkte wurden schon auf der ersten Tour für etwaige spätere Stationen ins Auge gefaßt; zuerst Bolobo, ein sehr bevölkerter Distrikt. Die Einwohner gehörten zu den Bobangi, einem Händlerstamm, der weithinauf am Flusse seine Kolonien hat; sie zeichneten sich durch Trunksucht, Unsittlichkeit und Grausamkeit wenig vorteilhaft aus. Die Missionare wurden gerade Zeugen eines Begräbnisfestes; eine Häuptlingsfrau war gestorben, ihr zu Ehren wurden 4—5 Tage lang ausschweifende Orgien gefeiert, 4 Sklaven mußten zur Erhöhung des Festglanzes ihr Leben lassen.

Weiter stromaufwärts kamen sie zu einem andern volkreichen Bezirk, Lukolela, der meilenweit von dem großartigsten Urwald bedeckt war. Die Bewohner waren von milderen Sitten und freundlicher gegen die Weißen. Sie gaben auch ihre Zustimmung zu deren Niederlassung bei ihnen, zu welchem Zwecke dann gleich 3 Kamerunchristen, die man an Bord hatte, ausgeschifft wurden, um den Urwald zu lichten und den Stationsbau vorzubereiten. Auf eine anscheinend noch dichtere Bevölkerung stießen sie weiter aufwärts bei Irebu an der Mündung des Ausflusses des Matumbasees. Auch diese Leute nahmen die Missionare freundlich auf; ihr Häuptling wollte mit ihnen gleich Blutsbrüderschaft machen, was diese jedoch ablehnten, da das dort eine ganz bedeutungslose Handlung geworden ist.

An die erste Fahrt schloß sich unmittelbar eine zweite an, auf der man zunächst die schon besuchten Punkte wieder anlief und die Bekanntschaft erneuerte. Dann ging's weiter den Strom hinauf. Da, wo er anstatt der bisherigen nördlichen Richtung eine östliche annimmt, liegt der Bangala-Distrikt, eins der bestbevölkerten Gebiete, aber auch einer der finstersten Örter der Erde, denn seine Bewohner sind dem scheußlichsten Kannibalismus ergeben.

Bis dahin hatten die Missionare wohl schon öfter von diesen Greueln gehört, aber, je weiter sie stromaufwärts vordrangen, desto weiter wichen auch die Gerüchte dieser Art vor ihnen zurück, so daß sie schon anfingen die schreckliche Tatsache zu bezweifeln. Hier stießen sie aber auf unwiderlegliche Spuren der Menschenfresserei; ja, was sie darüber in Erfahrung brachten, überstieg alles, was sie gehört. Die Bangala veranstalteten richtige Menschenjagden, wie man sonst Wild jagt; sie treiben dann mit ihren erbeuteten Opfern wie mit Schlachtvieh Handel, halten dazu eigene „Viehmärkte", ja sie mästen ihre Opfer erst, bis sie zum Schlachten fett genug sind; und was dergleichen haarsträubende Greuel mehr sind. Und so tief eingewurzelt ist bei ihnen der Kannibalismus, daß sie jede Spur der Scham darüber verloren haben. „Ihr esset Hühner, wir Menschen; was ist dabei für ein Unterschied?" sagten sie ganz harmlos zu den Missionaren.

Bei Basoko erreichten sie einen andern wichtigen Punkt; dort mündet der Aruwimi in den Kongo. Die Anwohner sind äußerst kriegerisch. Stanley hatte hier auf seiner ersten Entdeckungsreise 1876 die gefährlichsten Angriffe zu bestehen. Auch die Missionare fanden einen sehr feindseligen Empfang und verlebten in der Nachbarschaft von 12 vollbemannten Kriegskanus, die ihnen ein durchaus unerbetenes und fragliches Geleit gegeben hatten, eine bange Nacht; das Getöse der Kriegstrommeln, die die ganze Nacht nicht schwiegen, ließ sie an Schlaf nicht denken. Kurz zuvor hatten die Aruwimileute die Stanleysche Station in Basoko überfallen und die 2 Insassen aufgefressen.

Weiter stromaufwärts fahrend, passierten die „Peace" Hunderte von Kanus, die eilig stromab ruderten, auch allerlei zertrümmerter Hausrat kam den Fluß herabgetrieben. Was dies alles zu bedeuten hatte, wurden die Missionare an den nächsten Tagen gewahr; sie kamen an zahlreichen zerstörten und noch rauchenden Ortschaften vorbei: die Spuren der Tätigkeit arabischer Sklavenjäger, die ihre Raubzüge bis hierher ausdehnten. Das Ziel der Reise bildeten diesmal die Stanley-Fälle, die sie gerade Weihnachten erreichten. Sie machten einen Besuch bei dem berüchtigten Sklavenhändler Tippu Tip, der sie übrigens ganz freundlich empfing und ihnen anbot, etwaige Briefe nach Udschidschi und der Ostküste von Afrika zu befördern, wohin er einen 14tägigen Postverkehr unterhielt. Eine interessante Entdeckung, die die Missionare hier machten, war, daß das Suaheli, die ostafrikanische Verkehrssprache, schon bis hierher vorgedrungen ist.

In der Folgezeit wurden diese Reisen wiederholt und nach

allen Seiten ausgedehnt, bis ziemlich alle schiffbaren Nebenflüsse erforscht waren. Darüber wurde von Grenfell eine sorgfältige Karte aufgenommen, eine wertvolle geographische Arbeit, die ihm die goldene Medaille der englischen Königlichen Geographischen Gesellschaft eintrug.[1]) Das wiederholte Erscheinen der „Peace" machte, wie man gehofft, die Flußanwohner mit ihr vertrauter, und so wurde sie allmählich auch freundlich empfangen, wo man sie zuerst mit Pfeilschüssen begrüßt hatte.

Von einer späteren Reise schreibt Grenfell z. B.: „Die Feindschaft, welche uns auf der ersten Reise an so manchen Punkten entgegentrat, steht in bemerkenswertem Gegensatz zu den Erfahrungen unserer letzten 4monatlichen Reise. Am Aruwimi, wo uns damals 400 bewaffnete Leute verfolgten, waren wir imstande, an Land zu gehen und Holz zu kaufen; einige Eingeborene halfen uns sogar beim Holzschlagen."

(Schluß folgt.)

Vergleichende Religionsstatistik.

Von Hermann Zeller, Direktor des K. Württ. statistischen Landesamts.

VI.

Nun wäre noch die weitere Frage zu beantworten, wie steht es mit dem zeitlichen Gang der numerischen Entwicklung der verschiedenen Religionen? Auf eine Berechnung für die ganze Erde muß zum Voraus verzichtet werden, weil aus früherer Zeit vollständige und zuverlässige Angaben über die einzelnen christlichen Bekenntnisse nicht vorliegen. Aber auch für Europa haben wir nur zu einem kleinen Teil exakte Zählungen, vielmehr meist nur Schätzungen, welche bloße Näherungswerte geben können. Wir stellen im folgenden die uns vorliegenden aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zusammen.

---

1) Von 1891—93 fungierte Grenfell im Auftrage des Königs Leopold als Grenzkommissar im Süden des Kongostaates — ein Zeichen, welcher hohen Wertschätzung seine geographischen Leistungen sich erfreuten.

Die Stärke der Religionen Europas nach den Zählungen von 1856—1897.

Zählung von	Gesamtbev. Europas Zahl	Evang. Zahl	Röm.-Kath. Zahl	Griech.-Kath. Zahl	Isral. Zahl	Mohammed Zahl	Sonst. Zahl
1. 1856 (Kolb)	265,5	60,0	132,5	63,0	3,0	5,0	2,0
2. 1871 (Kolb)	292,4	67,8	144,4	68,3	4,2	6,6	1,1
3. 1880 (Brockhaus)[1]	329,8	79,3	156,0	81,5	6,0	6,4	0,6
4. 1888 (Fournier)	344,5	80,8	160,2	89,2	6,5	6,6	1,2
5. 1890—97 (Juraschek)	380,8	92,4	175,7	97,1	7,7	7,1	0,8

In ganz Europa würde hiernach, die sämtlichen Feststellungen von 1856, 1871, 1880, 1888 und die neueste als gleich zuverlässig vorausgesetzt, was freilich kaum zutreffen dürfte, die Bevölkerungszunahme betragen

in der Zeit von	bei der europäischen Gesamtbevölkerg.	bei den Israeliten	bei den Griechisch-Katholisch.	bei den Evangelischen	bei den Römisch-Katholisch.	bei den Mohammedanern
1856—1897	43,4 %	156,7 %	54,1 %	54,0 %	32,6 %	42,0 %
1871 1897	30,2 %	83,3 %	42,8 %	36,3 %	21,7 %	7,6 %
1888—1897	10,5 %	18,4 %	8,9 %	14,3 %	9,7 %	7,6 %

Mit andern Worten: Ueber den durchschnittlichen Gesamtbevölkerungszuwachs erhebt sich das Wachstum des Judentums und des Protestantismus, auch, wenigstens in den beiden ersten Abschnitten unseres nahezu 1/2 Jahrhundert umfassenden Zeitraums, die griechisch-katholische Kirche. Aber die Zahl der Juden und Mohammedaner und wohl auch diejenige der Griechisch-Katholischen ist mindestens bei den früheren Zählungen nicht zuverlässig ermittelt. Wahrscheinlich sind sie früher zu nieder angegeben, für die Mohammedaner dagegen vielleicht früher zu hoch. Die Zahl der russischen Juden ist wohl erst durch die Zählung von 1897 mit einiger Zuverlässigkeit ermit-

1) Brockhaus, Konversationslexikon (14. Aufl. 1902) Bd. 6. S. 312.

telt worden. Hinter dem Durchschnittszuwachs bleibt zurück die numerische Zunahme des Katholizismus und des Mohammedanismus.

Genauere, das Wesen und die Ursachen der Erscheinungen aufklärende Untersuchungen aber lassen sich nur für solche Staaten anstellen, welche entweder exakte Zählungen über die Religionsbekenntnisse vornehmen oder wo doch sorgfältige Berechnungen vorliegen. So giebt v. Fircks für die 20jährige Periode zwischen dem 7. und 9. Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts folgende Verschiebungen der römisch-katholischen Bevölkerung an:

Land	unter je 1000 Personen waren Katholiken			
in England mit Wales . .	1871:	44,1	1891:	51,7 Zunahme
„ Schottland	„	74,4	„	90,7 „
„ Irland	„	765,4	„	754,0 Abnahme
„ Vereinigte Staaten von Nordamerika	1870:	91,9	1890:	99,8 Zunahme
„ Oesterreich	1869:	918,9	„	910,6 Abnahme
„ Ungarn	„	589,6	„	604,5 Zunahme
im Deutschen Reich . . .	1871:	362,1	1895:	357,0 Abnahme
in Preußen	„	335,0	„	345,0 Zunahme
„ Bayern	„	712,0	„	707,0 Abnahme
„ Sachsen	„	21,0	„	41,0 Zunahme
„ Württemberg	„	304,0	„	298,0 Abnahme
„ Baden	„	645,0	„	613,0 „
„ Elsaß-Lothringen . . .	„	797,0	„	757,0 „
„ Hessen	„	280,0	„	300,0 Zunahme
„ Hamburg	„	23,0	„	42,0 „
„ Stadt Berlin	„	63,0	„	93,0 „

Von Fircks bemerkt dazu (a. a. O. S. 66): „Im Deutschen Reiche sind die in der Verteilung der Bevölkerung nach dem Religionsbekenntnisse neuerdings eingetretenen Veränderungen eine Folge der Wanderungen aus den vorwiegend von Römisch-Katholischen bewohnten Landesteilen des Südens und Westens sowie den preußischen Provinzen Westpreußen, Posen und Schlesien nach den in der Mitte, beziehungsweise im Norden des Reichsgebietes gelegenen Staaten und Provinzen, deren Bevölkerung überwiegend protestantisch ist. In Deutschland und Österreich ist der auf Römisch-Katholische entfallende Bevölkerungsanteil gesunken, in Ungarn dagegen gestiegen.

In England haben auch viele Übertritte aus protestantischen Kirchen zur römisch-katholischen stattgefunden, in Schottland sowie den Vereinigten Staaten von Amerika ist die starke Zunahme der Römisch-Katholischen vorzugsweise durch die starke Einwanderung von Irländern veranlaßt, und in Irland, dessen Bevölkerung überhaupt stark zurückgeht, sind nur Iren ausgewandert, wodurch sich der auf Römisch-Katholische entfallende Bevölkerungsanteil etwas vermindert hat."

Wir haben versucht, in einem internationalen Überblick die notwendige Grundlage einer Religionsstatistik, nämlich die Zahl der Bekenner der verschiedenen Religionen, festzustellen. Diese Feststellung ist die unerläßliche Voraussetzung für eine als wirkliches Bedürfnis immer wieder sich aufdrängende zahlenmäßige Untersuchung über den Einfluß des religiösen Bekenntnisses auf das wirtschaftliche, intellektuelle und moralische Verhalten der Massen eines Volkes, also für wichtige Gebiete der Wirtschafts-, Gewerbe-, Berufs-, Unterrichts-, Bildungs- und Kriminalstatistik. Dann auch wird Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Konfession und Religion mit Stamm und Rasse nachgegangen werden können. Unser Versuch hat ergeben, daß schon diese notwendige Grundlage noch an großen Mängeln leidet. Vor allem kann man für diejenigen Völker, welche nicht geordneten Volkszählungen unterworfen werden, die numerische Stärke der Religionen nur mittelst einer mehr oder minder zuverlässigen Schätzung annähernd ermitteln. Aber es ist uns auch eine Reihe von Kulturstaaten begegnet, welche sich einer sonst wohl geordneten Bevölkerungsstatistik erfreuen, aber unterlassen, bei den Volkszählungen die Frage nach dem Religionsbekenntnis zu stellen, und somit der Religionsstatistik nicht exakte Zahlen zu bieten vermögen. Aber nur da, wo genaue, im Weg der Individualfeststellung gewonnene Zahlen vorliegen, ist der schon von Wappäus geforderte und oben angedeutete Ausbau der Religionsstatistik möglich. So hat z. B. D. Sell in seinem Vortrag über „Verlust und Gewinn des Protestantismus an der Jahrhundertwende" (bei der XIII. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Halberstadt 1900) auf den Zusammenhang des religiösen Bekenntnisses und der Schulbildung hingewiesen und dabei — um nur diese Zahlen auch hier anzuführen — erwähnt, daß Analphabeten unter den ausgehobenen Rekruten waren in: Italien 47%, Österreich 38, Frank-

reich 14, Deutschem Reich 1, Schweden 0,39 %, Dänemark 0,36 %, und daß im Deutschen Reich auf je 10000 Religionsgenossen als Schüler höherer Lehranstalten gezählt wurden: bei den Katholiken 32, Protestanten 55, Dissidenten 49, Israeliten 333 Jünglinge. Der Stand der Schulbildung ist ja wesentlich mitbedingt durch die wirtschaftliche Lage. Eben deshalb ist es von Wichtigkeit, die Religionsstatistik auch mit der Berufsstatistik in Beziehung zu setzen, wie dies im Deutschen Reich bei der großen Zählung vom Juni 1895 geschehen ist. Von hier aus wird auch manches klärende und beruhigende Licht fallen auf die Kriminalstatistik, welche durch leidenschaftliche Voreingenommenheit in Gebrauch und Abwehr vielfach diskreditiert ist.

Der internationalen Religionsstatistik, welche gerade im Hinblick auf das nach seinem Prinzip über die nationalen Schranken sich erhebende Christentum ganz besonders wertvoll und erstrebenswert erscheint, winkt eine große Aufgabe, von deren Lösung sie noch weit entfernt ist. Aber eines hat sie, wie uns däucht, doch klar erwiesen: Die sieghafte Überlegenheit der Geistes- und Kulturmacht des Christentums. Vergessen wir nicht: nur die sittlich-religiöse Kraft baut Staaten und Völker, und diese Kraft zieht ihre Nahrung aus dem Evangelium von der rettenden Gnade Gottes in Christus.

Die zivilisatorische Arbeit der Rheinischen Mission in Deutsch Südwest-Afrika.

Eine Entgegnung auf die Angriffe in der „Kolonialen Zeitschrift“ [1]).

Von Missionar Irle in Otjosazu.

In der „Kolonialen Zeitschrift“ No. 15, 1902 ist ein von einem Herrn Gentz unterzeichneter Artikel: „Arbeitszwang in Deutsch Südwest-Afrika“ erschienen, der nicht ohne Entgegnung bleiben darf.

1) Der nachstehende Artikel war — aber nicht unter der Überschrift, die er jetzt trägt, diese ist von mir — an die Redaktion der genannten Zeitschrift mit der Bitte um Abdruck gesandt von ihr aber zurückgeschickt worden. In dem die Rücksendung motivierenden Schreiben hieß es u. a.: „Den Aufsatz des Herrn J. haben wir mit großem Interesse gelesen und aus demselben er-

Leider kam mir die betr. Nummer der „Kolonialen Zeitschrift" erst jetzt (Ende Oktober) in die Hände. Ich fühle mich jedoch verpflichtet, auch jetzt noch den Artikel um seiner Unrichtigkeiten willen einer Kritik zu unterziehen.

Was die Polemik gegen die Regierung anlangt, die sich reichlich in dem Artikel findet, so ist es nicht meine Sache, darauf des Näheren einzugehen. Ich habe es im wesentlichen nur mit der Beurteilung der Missionare und ihrer Arbeit von seiten des Herrn Gentz zu tun. Herr Gentz schreibt:

„Es gehört zu den freiwillig übernommenen Berufspflichten der Missionare — oder wenigstens bilden sie es sich ein — die Eingeborenen gegen die „Uebervorteilungen" der weißen Rasse in Schutz zu nehmen und für die Wahrung der Rechte ihrer schwarzen und braunen Schützlinge einzutreten."

Die Landesregierung dagegen muß nach Ansicht des Herrn Gentz das Ziel haben,

„die Eingeborenen einesteils ihres Grund und Bodens zu enteignen, um Land für die Farmer zu schaffen und ihnen einen Teil (und zwar einen beträchtlichen) ihrer Freiheiten zu nehmen, um dem weißen Farmer und Ansiedler eingeborene Arbeitskräfte zu sichern, ohne die er verloren ist."

Hierauf ist zu erwidern: Die Rheinischen Missionare sehen es in erster Linie als ihre Pflicht an, die Eingeborenen für das Christentum zu gewinnen, sodann freilich auch ihre Gemeinden vor schäd-

---

sehen, daß Ihre Mission Erfolge unter den Farbigen Ihres Wirkungskreises erzielt hat. (sic!) Diese sind nun keineswegs, wie der Herr Einsender anzunehmen scheint, dem großen Publikum unbekannt. Es dürfte sich daher eine Veröffentlichung auch über die Art der Missionstätigkeit und deren Nutzen wohl erübrigen." Dasselbe sagt — vermutlich mit Beziehung auf die Nichtaufnahme der Irle'schen Zuschrift — die K. Z. 1903 S. 29: „Es gehen bei uns häufig aus Missionskreisen Zuschriften ein, die neben der Polemik gegen Aufsätze, die in der K. Z. erschienen sind, längere Ausführungen über die Missionstätigkeit enthalten. Diese letzteren müssen wir als bekannt voraussetzen, zumal ja die Mission über eine sehr bedeutende Anzahl von Blättern verfügt. Kurze, tatsächliche Einsendungen und Erwiderungen werden wir dagegen immer gern zum Abdruck bringen."

Ich habe solche Abdrücke noch nicht in der K. Z. gefunden, aber vielleicht habe ich sie übersehen. Eine noble Gepflogenheit ist es jedenfalls nicht: anzugreifen und dann dem Angegriffenen die Verteidigung zu versagen. Und sehr überraschend ist die Motivierung. Gewiß, in den Kreisen, in welche die Missionsorgane gelangen, ist man mit den die Mission betreffenden Tatsachen bekannt; darum machen in diesen Kreisen die selten substantiierten Angriffe auch wenig Eindruck; aber neu ist es, daß in dem Leserkreise der „Kolonialen Zeitschrift" diese Bekanntschaft als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Wir

lichen Einflüssen von seiten der Weißen zu bewahren. Würden die Missionare ihre Bemühungen, durch Einführung christlicher Sitte und Zucht die Herero zu heben, aufgeben, so würde die alte, heidnische Hererowirtschaft mit ihrer Rechtlosigkeit, der Unterdrückung des Schwächeren von seiten des Stärkeren und dergl. bald wieder aufleben. Ich denke, kein verständiger Kolonialpolitiker wird leugnen, daß dadurch auch der wirtschaftlichen Hebung des Landes unzählige Hindernisse erwachsen würden.

Wenn ferner die Rheinischen Missionare (ich denke übrigens, daß die katholischen Missionare in diesem Punkte keine anderen Grundsätze haben) es mit zu ihren Berufspflichten rechnen, ihre Pflegebefohlenen gegen eventuelle Übervorteilung von Angehörigen der weißen Rasse in Schutz zu nehmen, so befinden sie sich dabei in Übereinstimmung mit der Regierung und den deutschen Gesetzen.

Leider muß man unter den Weißen hier im Lande einen großen Unterschied machen.

Es gibt Elemente in der weißen Rasse, die für die Kolonisierung des Landes weniger als nichts wert sind. Dieselben bringen den guten Ruf der Regierung und überhaupt den deutschen Namen in Mißkredit bei den Eingeborenen, und berauben die letzteren jeden Vertrauens zu der Regierung und der weißen Rasse. Die Missionare

nehmen uns die Freiheit, an der Richtigkeit dieser Voraussetzung ganz ernstlich zu zweifeln. Daß bei dem Herrn Einsender die Bekanntschaft nicht vorhanden war, obgleich er aus dem Hererolande seinen Angriff datiert hat, zeigt die tatsachenreiche Entgegnung des Missionsveteranen Irle. Es ist ein bescheidener Wunsch, daß die Herren Missionskritiker zuvor sich bemühen, missionarische Sachkenntnis sich anzueignen, ehe sie Verdammungsurteile über die Mission in die Welt schreiben. Und wenn sie das im Ernst tun, so werden sie wohl endlich zu der Erkenntnis kommen, daß gerade die Kolonialpolitiker und Kolonisten viel mehr Grund haben, sich als Schuldner der Mission zu fühlen, denn als ihre Beschuldiger aufzutreten. Es ist eine unverantwortliche Undankbarkeit gegen die Männer, die ein Menschenalter hindurch des Tages Last und Hitze getragen und durch ihre aufopferungsvolle Tätigkeit der Zivilisation gerade auch in Deutsch Südwest-Afrika erst die Wege gebahnt haben, wenn vor einem — trotz der gegenteiligen Behauptung der K. Z. — mit den Missionstatsachen wenig oder gar nicht bekanntem heimatlichen Publikum diese Tätigkeit einer Kritik unterzogen wird, die nur auf ihre Herabsetzung berechnet ist. Irle hat sehr Recht, wenn er die Herren auf die Beschaffenheit hinweist, in der die Missionare das Volk gefunden haben. Kennten die Kritiker das Sonst und verglichen sie es mit dem Jetzt, so würden sie vielleicht gerecht zu urteilen endlich lernen. D. H.

müßten weder Missionare noch Deutsche sein, wenn sie zu den Vergewaltigungen und Übervorteilungen von seiten dieser schlechten Elemente stille schweigen würden. Denn diese schlechten Elemente sind es, die die Eingeborenen verderben, sie zu Heuchlern, faulen, unbrauchbaren Menschen, Säufern ꝛc. machen.

In dem Artikel des Herrn Gentz heißt es weiter:

„Es wird auch hier im Lande viel darüber geklagt, daß die evangelischen Missionare die Eingeborenen verderben, indem sie sie zum Singen und Beten (d. h. für 75 Prozent derselben heucheln) anstatt zur Arbeit erziehen und ihnen von der Gleichberechtigung aller Menschen, nicht aber von ihren Pflichten predigen."

Ich möchte wissen, wie viele der Weißen, die in dieser Weise klagen, auch nur einen Sonntag auf einer unserer Herero-Missionsstationen gewesen sind und die Missionare haben predigen hören. Die Zahl der Weißen dürfte sehr gering sein, die sich der Mühe unterziehen, die schwere Sprache der Eingeborenen so zu erlernen, daß sie imstande sind, im Hererogottesdienst zu verstehen, was die Missionare den Leuten predigen und wie sie dieselben belehren und zur Arbeit erziehen.

Diejenigen Weißen, die des Eingeborenen-Idioms mächtig sind, sind freundlichst eingeladen, sich zu überzeugen, daß die rheinischen Missionare in ihren Predigten und sonst die Eingeborenen nicht nur lehren, was sie glauben, sondern auch, was sie als Christen *tun* sollen.

Übrigens stimmt es zu der Klage, daß die Eingeborenen durch die Missionare verdorben und zur Arbeit untauglich gemacht werden, schlecht, daß gerade unsere Christen so sehr von den Weißen zur Arbeit begehrt werden. Warum nehmen sich denn die Weißen, wenn unsere Pflegebefohlenen wirklich für die Arbeit verdorbene Leute sind, nicht lieber die nackten hungerleidenden Heiden und erziehen dieselben *selber* besser als wir Missionare? Der Vorwurf, daß die christlichen Herero nicht zur Arbeit erzogen seien, ist ungerecht. Was z. B. die eingeborenen Bahnarbeiter angeht, so haben die Bahnbeamten mir gegenüber unsern Christen immer Lob gespendet.

In einer Anmerkung zu seinem Artikel schreibt Herr Gentz:

„Die katholische Mission hat in richtiger Erkenntnis des Negercharakters einerseits und des hohen erzieherischen Wertes der Arbeit andererseits das Prinzip, die Eingeborenen zunächst zur Arbeit zu erziehen und durch die Arbeit auf eine höhere Kulturstufe zu bringen, die sie für Lehren des Christen-

tums empfänglicher macht. Auch hier in Südwest-Afrika unterscheidet sich hierin die katholische Mission sehr vorteilhaft und zum Wohle des Landes und der Eingeborenen selbst von der evangelischen; deshalb erfreuen sich die katholischen Missionare auch bei der Bevölkerung der Kolonie größerer Beliebtheit als die evangelischen, speziell die rheinischen Missionare, denen mit Recht vorgeworfen wird, daß sie die Eingeborenen zur Arbeit untauglich machen."

Es würde hier zu weit führen, wenn ich mich über die Grundsätze der römischen Mission und ihrer Resultate im Vergleich zur evangelischen Mission im allgemeinen verbreiten wollte. Es ist genug darüber geschrieben worden und verweise ich hier nur auf das Buch von Professor D. Warneck: „Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission." Was an der katholischen Mission in Windhuk gerühmt wird, hat die rheinische Mission schon seit 1863 getan, also längst vorher, ehe es die katholische Mission unternahm, auch hier in Südwest-Afrika in evangelisches Missionsgebiet einzudringen. Herrn Gentz scheint es übrigens unbekannt zu sein, daß die meisten Zöglinge der katholischen Mission in Windhuk keine Herero, sondern Betschuanen und zwar frühere evangelische Christen aus Kuruman sind, und daß diese zum Abfall verleiteten Christen meist in den Instituten der evangelischen Londoner Mission gewesen sind. Die evangelische Londoner Mission hat dort in Kuruman nicht allein ein Lehrer- und Prediger-Seminar, sondern auch Werkstätten für Wagenmacher, Schreiner, Schmiede, Schuhmacher, Buchdrucker, Buchbinder ꝛc., in denen die jungen Betschuanen zur Arbeit angeleitet werden. Dazu kommt, was in diesem Fall von Wichtigkeit ist, daß die Betschuanen, Bassuto u. s. w. ein höchst intelligentes Volk und Ackerbauer sind, also von vornherein weit höher stehen in der Kultur, als unsere Herero-Nomaden, die vor 60 Jahren noch keine Idee hatten von dem, was wir Arbeit nennen. Die katholische Mission hat es also hier (wie auch z. B. in Natal) mit einem ganz anderen Menschenschlag zu tun, als die rheinischen Missionare es hier hatten und teilweise noch haben. Will man die Arbeitsfreudigkeit und Willigkeit der Herero richtig taxieren, so darf man das nicht vergessen.

Ausgehend von dem Grundsatz, daß die Erneuerung und Hebung eines Heiden in erster Linie eine inwendige sein muß, haben die rheinischen Missionare doch durchaus nicht versäumt, ihren schwarzen Leuten die biblische Wahrheit, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen soll, einzuprägen. Die rheinischen Mis-

sionare hatten im Hererolande einen furchtbar schweren Anfang ihrer Arbeit. Die Jahre 1844—1861 waren Kriegsjahre, in denen die Herero von den Nama völlig in den Staub getreten wurden. Erst als die Herero von 1861 bis Ende 1868 sich ihre Freiheit wieder erkämpft hatten, konnte die rheinische Mission beginnen, auf das Volk im Ganzen einzuwirken. Die rheinische Missionsgesellschaft sandte dann als Laienbrüder nach Otjimbingue 1 Büchsenmacher, 2 Wagenbauer, 2 Schmiede, 1 Schreiner und einen Ökonomen. Diese Missionskolonie in Otjimbingue hatte die Aufgabe, dem nackten, tiefgesunkenen, an keine Arbeit denkenden Hirtenvolk das Christentum in Arbeit und Vorbild vorzuleben.

Und welchen Erfolg hatte diese Missionskolonie? Söhne wohlhabender Herero wurden von ihren Eltern geschickt, um in den Werkstätten in den Künsten der Weißen unterrichtet zu werden. Diese nackten, an keine Arbeit gewöhnten Jünglinge, brachten es mit der Zeit durch Geschick und Fleiß unter der Aufsicht ihrer Meister soweit, daß sie z. B. neue Wagen bauen halfen. Auch der Landbau entwickelte sich binnen einigen Jahren, so daß jährlich das ganze Flußbett von Uitdrai bis hinunter nach Ahnawood, Horebis, Salem mit Weizen von den Eingebornen bebaut wurde. Im Jahre 1865 verkauften die Eingeborenen an die englischen Kupfergräber an 500—800 Müd Weizen und in den Jahren 1870—77 brachten die Eingeborenen ihre Ernten so hoch, daß sie jährlich 1500—2000 Müd verkauften à Müd für 40 Mk.

Die bis zum Jahr 1861 ganz nackten Heiden lernten sich kleiden, kauften sich Pflüge, Wagen, Schüppen, Eimer, überhaupt allerlei Hausgeräte und lernten Frachtfahren für die Weißen und die Kupferminen.

Sie lernten Lehmsteine formen und bauten sich Lehmsteinhäuser nach europäischem Muster und wohnten darin; sie kauften sich Tische, Stühle, Kisten, Türen, Fenster und bauten im Jahre 1867 mit eigenen Händen und Mitteln eine Kirche und ein Schulhaus in Otjimbingue. Auch ein Lehrerseminar wurde eröffnet, in welchem damals meist Söhne reicher Häuptlinge zu Lehrern ihres Volks herangebildet wurden.

Von Otjimbingue aus verbreitete sich der Einfluß der Mission und Zivilisation nach und nach auf alle Stationen, wie Otjikango, Omaruru, Okahandja, Otjosazu, Otjizeva, Waterberg und noch weiter

hinaus auf das ganze Volk, so daß, wo auch nur ein Stückchen Korn- oder Gartenland sich fand, es von den Eingeborenen bebaut wurde. Die einzelnen Missionare auf den anderen Stationen, denen keine Laienbrüder zur Seite standen, hatten es freilich viel schwerer; sie mußten sich der Mühe unterziehen, ihre Stationsleute wenigstens im Weizenbau, Gärten- und Häuserbau u. s. w. selbst anzulernen. Als wir jetzt alten Missionare d. h. Schreiber dieses und sein Kollege Diehl im Anfang 1870 nach Okahandja kamen, fanden wir ein rohes, über alle Maßen freches, nacktes Heidentum vor und unter den 3000 Heiden, die dort wohnten, waren kaum 20, die Kleider trugen. Da, wo die jetzige Station liegt, war kein Haus noch Garten. Im Verlauf von 10 Jahren standen dort gegen 20 Lehmsteinhäuser, sowie Kirche und Schule. Wohlhabende Herero am Platze, der Oberhäuptling Maharero und seine Hauptleute ließen sich von ihren Leuten schöne Häuser bauen. Wir alten Missionare haben bei Gründung unserer Stationen anfangs oft genug mit eigenen Füßen den Lehm getreten und mit eigenen Händen die Steine geformt neben unseren Eingeborenen, bis wir sie so weit angelernt hatten, daß sie allein ihre Häuser und Kirchen bauen konnten.

Wir haben auch oft genug hinter den Eingeborenen her denselben Pflug geführt, bis sie es gelernt hatten, eine gerade Furche zu ziehen. Die Lehmsteinhäuser und Kirchen wie Schulen auf allen Stationen zeugen noch heute von dem damaligen Fleiß der Eingeborenen, zu dem wir Missionare sie angeleitet haben. Bei dem hiesigen Kirch- und Schulbau haben die Eingeborenen auch nicht eine Wagenfracht Lehmsteine oder Lehm mit meinem Wagen gefahren, sondern sie haben die 65 schweren Dachbalken eine Tagereise von hier mit ihren eigenen Wagen geholt und bearbeiteten sie hier, ebenso schön, wie das nur ein Meister kann; Kanzel, Altar, Türen, Fenster, und Bänke kauften sie sich für ihre eigenen Ochsen von Kapstadt. Ebenso ließen sie auf eigene Kosten ein Harmonium von Deutschland kommen. Ein Sohn des Feldhauptmanns Riarna leitete die Schule hier, ein anderer Sohn des Häuptlings Tjetjo versah die Schule in Okahandja, und zwar zu unserer Zufriedenheit. Beide fielen im Jahre 1881 als tapfere Krieger gegen die Nama. Alle diese äußern Arbeiten geschahen natürlich unter unserer Anleitung. Und wie hier, so ging es auf allen Stationen. Gleich zu Anfang wurden in sämtlichen Missionarshäuseru 2—4 Heidenmädchen, meist

Töchter wohlhabender Herero, zur Erziehung aufgenommen. Diese Mädchen lernten unter Anleitung der Missionarsfrauen sich kleiden, rein halten, lernten an Ordnung und Fleiß sich gewöhnen, lernten kochen, waschen, bügeln, nähen, und Gartenarbeit. Nähschulen für die Töchter der Stationsleute wurden von den Missionarsfrauen auf allen Stationen eingerichtet. Und alles dies geschah nicht mit Anwendung von „Arbeitszwang“[1]), sondern aus freiem Entschluß der Leute. Freilich die Mühen, Nöte, Geduld, Nachsicht und Ausdauer der Missionare, stehen in keiner Zeitung geschrieben[2]), und die allermeisten erst kurz im Lande befindlichen Ansiedler hier wissen nichts von dieser mühevollen Arbeit der rheinischen Missionare[3]).

Auf allen Stationen fanden sich bis zum Ausbruch des 3. und letzten Krieges mit den Nama die blühendsten Gärten; selbst Kartoffeln und Weinstöcke pflanzten die Leute.

Seit der Besitzergreifung des Landes durch Deutschland ging es hiermit abwärts, weil die Leute auf leichtere Weise ihre Nahrung fanden.

Herr Gentz könnte nun vielleicht sagen: Ja, das war damals! Aber es ist auch heute noch so, überall wo es die Zustände des Landes an die Hand geben. Bis in die neueste Zeit hinein haben die rheinischen Missionare nicht aufgehört, ihre Leute zur Arbeit anzuhalten. Die Kirchen auf Otjituezu und auf Okatumba, die aus Lehmsteinen erbaut sind, die Holzkirchen auf vielen anderen Filial-Stationen haben die Leute mit eigenen Händen und aus eigenen Mitteln gebaut. Auch bauen sich die Christen hier in Otjosazu für sich selbst Lehmhäuser und wohnen darin. Wenn Herr Gentz im Juni in Windhuk gewesen wäre und gleich wie ich es sah, gesehen hätte, wie die sämtlichen 70—100 Schulkinder täglich, nicht in Eimern, sondern in zusammengelesenen Bierflaschen sämtliches zum Bau nötige Wasser 10 Minuten weit her zur Baustelle herzutragen, und wie alle Frauen, braune wie schwarze, täglich sämtliche Lehmsteine ebenso weit auf ihren Köpfen herbeitrugen und dafür nichts erhielten als pro Person am Abend einen Becher Mehl für den knurrenden

1) Für welchen die „Koloniale Zeitschrift“ mit einem förmlichen Fanatismus agitiert. D. H.

2) Am allerwenigsten in der „Kolonialen Zeitschrift.“ D. H.

3) Der Sperrdruck ist von mir. D. H.

Magen, so würde er den Missionaren und den Leuten vielleicht nicht mehr solche unbegründete Vorwürfe machen.

Wir Missionare kennen die Klagen so mancher Weißen über unsere Eingeborenen. Ich frage mich aber immer wieder, weshalb begehren denn diese klagenden Weißen so sehr unsere Stationsleute zu Knechten und Mägden, wenn dieselben wirklich so unbrauchbare, arbeitsscheue Vagabunden sind? Weshalb nehmen sie sich nicht lieber nackte Eingeborene in ihren Dienst zum Waschen, Bügeln, Kochen 2c.?

Nun ist nicht abzuleugnen, daß es auch berechtigte Klagen über Faulheit der Eingeborenen gibt. Auch wir Missionare müssen oft bitter klagen, daß so viele unserer Leute bei dem Freiheitsleben unter den Weißen verlottern, ans Schnapstrinken gewöhnt werden, in Unehrlichkeiten geraten und mancherlei sonstigen Versuchungen unterliegen. Aber wenn nun christliche Eingeborene von dem Besuch der Gottesdienste und Schule und von der Sonntagsheiligung abgehalten werden, dann ist es kein Wunder, wenn solche im Christentum noch schwachen Leute am Christentum irre gemacht werden und zu Klagen Anlaß geben. Aber wer trägt daran die Schuld?

Sodann bringt das unverständige auf Kreditgeben von seiten mancher Händler und das baldige Einfordern der Schulden mit Gewalt die Eingeborenen auf faule und schlechte Wege. Sie laufen dann Monate lang in beständiger Furcht vor ihren Gläubigern im Feld herum und betteln sich etwas zusammen, um den Händler zu befriedigen. Der Raum erlaubt es nicht, hier Tatsachen, die ich selbst gesehen habe, vorzubringen. Nun sagt man, die Leute sollten Gärten anlegen und Weizen bauen und vergißt dabei ganz, mit welchen Mühen die Gartenarbeit jetzt besonders hier im Osten verknüpft ist und wie leicht es jetzt den Faulen gemacht wird, auch ohne schwere Gartenarbeit zu leben, mit welcher Leichtigkeit sie immer genug auf Borg bei den Weißen erhalten können. Übrigens, wie sollen und können die Leute jetzt bei dem Zustand des Landes arbeiten? Gelingt es doch selbst den arbeitsamen, mit reichlichen Mitteln versehenen Weißen nicht, ihre Gärten rentabel zu machen, so daß sehr viele, die, wenn es die Zustände des Landes erlaubten, sich auf Gartenbau legen würden, jetzt sich nur kümmerlich vom Handel ernähren müssen. Ja, was und wo sollen und können jetzt die vielen hungernden Eingeborenen arbeiten, wo es am Allernötigsten, am Wasser fehlt?

„Arbeitszwang" braucht wahrlich nicht eingeführt zu werden. Jeder Weiße, der die Eingeborenen nur etwas gut behandelt, kann Arbeiter genug bekommen. In menschlicher Macht liegt es aber überhaupt nicht, die so drückenden Zustände des Landes, den Unsegen, der auf so vielen Dingen liegt, in Segen zu verwandeln. Das kann nur geschehen, wenn Weiße und Schwarze wieder mehr daran denken, daß ohne des Himmels Segen alle menschliche Arbeit und Mühe vergebens ist.

Gutscheng, ein eingeborener Pionier der Londoner Neu-Guinea-Mission.

Von Pastor Kriele, Barmen.

Als die Rheinische Mission ihre Arbeit auf Neu-Guinea beginnen wollte, vor nun 16—17 Jahren, hatte Inspektor Dr. Schreiber u. a. eine Unterredung mit dem Londoner Missionar Macfarlane, einem der bekannten Pioniere der Londoner Neu-Guinea-Mission, über die Erfahrungen, die er und seine Kollegen mit ihren aus der Südseemission nach Neu-Guinea verpflanzten eingeborenen Gehilfen gemacht habe. Macfarlane war ihres Lobes voll. Ein Satz aber vor allen, den er mit trauernder Stimme sagte, hat sich Dr. Schreiber unvergeßlich eingeprägt: „They died like the sheep" — sie starben wie die Schafe. Irren wir nicht, so sind mehr als 130 dieser Südsee-Insulaner auf ihrem Posten gefallen. Wir denken bei der „Saat der Mohren" gewöhnlich nur an die Pioniere aus der alten Christenheit, die im Dienst der Mission in fernem Heidenland ein frühes Ende gefunden haben. Wahrlich nicht geringeren Gedächtnisses sind die Schwarzen und Braunen aus der jungen Christenheit wert, die jenen gleich um der Mission willen Heimat und Leben zum Opfer gebracht haben. „Wie wenig kennt doch die Welt ihre wahren Helden!" hat Macfarlane im Blick auf die wackere Schar seiner ozeanischen Mitarbeiter in Neu-Guinea gesagt. Einer der trefflichsten unter ihnen war Gutscheng.

Die nördlichste der drei größeren Loyalitätsinseln war Gutschengs Heimat. Am Strand von Uvea tummelte er sich umher inmitten der großen Schar nackter Bürschlein, die dort mit kleinen Speeren und Keulen ihre Kriegsspiele vollführten, genau so, wie sie

es den Alten abgelauscht hatten, deren größte Freude der männermordende Krieg war, dessen Abschluß ein echtes Kannibalenfest zu bilden pflegte. Noch in jungen Jahren siedelte aber Gutscheng mit seinen Eltern nach dem benachbarten Lifu über. Auf der westlichen Hälfte dieser größten der Loyalitätsinseln hatte der Häuptling tyrannische Gelüste gezeigt, deren Folge gewesen war, daß seine Untertanen mit ihm nach Kannibalenweise kurzen Prozeß gemacht hatten. Sie hatten sich einen andern Häuptling erkoren, und der Mann ihrer Wahl, ein kleiner Häuptling von Uvea, siedelte zu ihnen über. Gutschengs Vater war dessen Premierminister.

Um eben jene Zeit kamen die ersten eingeborenen Lehrer aus der Londoner Mission von Samoa und Rarotonga nach Lifu. Den Kannibalen klangs wie eine neue Offenbarung, was sie erzählten, daß der „große Geist" nicht ein Tyrann sei, sondern ein Gott der Liebe; daß er nicht der Urheber der Krankheit, der Hungersnot und des Todes sei und nicht durch Opfer besänftigt zu werden brauche, sondern daß er alle Menschen lieb habe und wolle, daß auch die Menschen sich untereinander liebten, wie er sie liebe. Viele konnten nicht genug hören von dieser trenge eweka kai loi (guten Kunde) und folgten ihnen von Dorf zu Dorf, und der Eifrigsten und Lernbegierigsten einer war Gutscheng. Er war der erste, der sich Macfarlane, nachdem dieser sich 1859 in Lifu niedergelassen, zum Dienst anbot und bat, immer bei dem Missionar leben zu dürfen. Er wurde von Stund an bis zu seinem Tode die rechte Hand Macfarlanes.

Macfarlane bekennt, daß er einen guten Teil seiner Erfolge auf die Rechnung dieses seines schwarzen Freundes zu setzen habe. Er erwies sich in hohem Maße als bildungsfähig, auch anstellig und geschickt in äußeren Arbeiten, worin er in Macfarlane einen trefflichen Meister hatte. Er half ihm, dem wunderbaren Tier, das der Missionar eines Tages nach Lifu brachte und das die Eingebornen für einen großen Hund hielten, „eiserne Schuhe anzuziehen;" er half ihm, den ersten Brunnen auf der Insel zu graben und die Streikgelüste seiner Landsleute dabei zu überwinden, die durch die Erzählungen ihrer Kinder von dem, was sie in der Schule über die Kugelgestalt der Erde gehört hatten, stutzig geworden waren und meinten, der Missionar wolle sich durch die Erde hindurch den nächsten Weg in seine Heimat machen und sie würden dann die schwere Arbeit haben, ihn mit Seilen hinunterzulassen und heraufzuziehen; er

half ihm, das Missionshaus, die Werkstatt, die Schule, das kleine Seminar und die kleinen Hütten rings um dasselbe herum bauen, auch das Boot, das der Kapitän Fraser vom Dayspring „für das bemerkenswerteste erklärte, welches er je gesehen habe;" vor allem war er aber der unzertrennliche Begleiter, wenn Macfarlane die Dörfer des Innern besuchte. Wenn der Missionar sich dann zur Nachtruhe zurückgezogen hatte, dann saßen die Eingebornen Zuckerrohr kauend und Kokosnußmilch trinkend noch stundenlang mit Gutscheng zusammen um das Holzfeuer in den Kokosnußhainen, und er wurde nicht müde, alle Fragen über die Religion, die Sitten und Gewohnheiten der weißen Leute zu beantworten, für Macfarlane oft ein Anlaß zur Heiterkeit, wenn Gutscheng ihm den Inhalt und Verlauf dieser Abendunterhaltungen wiedergab.

Gutscheng, in allem unterrichtet, was die Missionsstation bieten konnte, ward „unstreitig der am besten ausgebildete Eingeborene auf der ganzen Insel." Ihm konnte Macfarlane eine besondere Aufgabe zuweisen: die Anlage einer Art von Musterdorf und die Bildung einer selbständigen Filialgemeinde. Inmitten einer Gegend, wo die Leute in einzelnen Hütten so weit von einander wohnten, daß es unmöglich war, die Kinder zur Schule zusammenzubringen, wurde ein Platz ausgewählt, auf dem sich Gutscheng niederließ. Es gelang ihm wirklich, immer mehr Leute zu bewegen, sich in seiner Nähe anzusiedeln. Er selbst war, allen voran, unermüdlich tätig, die Axt zu schwingen und aus Korallen Kalk zu brennen. Die Zuziehenden wetteiferten miteinander, Häuser zu bauen, jedes einzelne für sich stehend, vorn mit einem kleinen Gärtchen, hinten mit einer größeren Pflanzung. Ein Dorf entstand inmitten der ehemals wilden Landschaft und zog von allen Teilen der Insel Leute an, die es mit eigenen Augen sehen wollten, und die dann das, was sie gesehen, daheim erzählten, natürlich mit den nötigen Übertreibungen. Nach einigen Jahren war die ganze Ansiedelung fertig, und es fand eine große Versammlung statt, um die aus Korallen erbaute Kirche und Schule einzuweihen. Macfarlane erzählt:

„Die Eingebornen strömten von allen Seiten herbei, ihre besten Kleider unter dem Arm tragend, um sie zur Feier dann anzuziehen. Es war ein herrlicher Anblick und konnte wohl das Herz des Dankes und Lobes Gottes voll machen, der die Arbeit so reich gesegnet hatte, einen solchen Wechsel unter Leuten, die ehemals Wilde und Menschenfresser waren, zustande zu bringen. Die breite Straße, die quer durch das Dorf führte, war fein geebnet und mit

Gras bepflanzt, und als die glückliche Menge sich durch sie bewegte, hier die Kirche und die Schule bewundernd, dort den eben fertiggestellten Brunnen anstaunend und von seinem köstlichen frischen und kalten Wasser kostend, hier und da einen Blick in die verschiedenen Häuser werfend: da bot das ein Gesamtbild, von dem ich wünschte, ich könnte es unsern heimatlichen Freunden einmal zeigen."

Bis 1870 hatte Gutscheng auf diese Weise als Evangelist der Londoner Mission gearbeitet. Das Werk in Lifu war fest fundamentiert. „Nun war es" sagt Macfarlane, „ein ungeschriebenes Gesetz in der Londoner Südsee-Mission, daß, wenn eine Inselgruppe das Evangelium empfangen hatte, sie bereit sein mußte, es zur nächsten zu tragen." So hatte die Londoner Mission im äußersten Osten auf Tahiti begonnen und war immer weiter westwärts gedrungen. Mit den Loyalitätsinseln war der äußerste Westen erreicht. Wie nun weiter? Das zunächst gelegene Neu-Kaledonien war als französischer Besitz verschlossen. Es lag nahe an Britisch Neu-Guinea zu denken. In der Jahreskonferenz der Missionare der Loyalitätsinseln ward die Frage erwogen, und der Vorstand in London beauftragte Macfarlane mit der Ausführung. Er legte in einer großen Gemeindeversammlung von Lifu den Plan vor und fand allgemeine und freudige Zustimmung. Es ist gewiß ein gutes Zeichen für die Christen von Lifu, daß auf den Ruf nach Freiwilligen sich sämtliche eingeborne Gehilfen mit Einschluß der Seminarzöglinge meldeten. Die acht gediegensten wurden ausgewählt, an ihrer Spitze Gutscheng, der tüchtigste von allen. Die andern blieben in Reserve, und wie oft hat in den folgenden Jahren auf diese Reserve zurückgegriffen werden müssen, und nie versagte der Appell.

So siedelte Macfarlane 1871 mit seinen 8 Lifu-Lehrern nach Neu-Guinea über, um die Arbeit im westlichen Teil der britischen Besitzung, im Papuagolf und auf dem gegenüberliegenden Festland zu beginnen, während ein Jahr nach ihm Murray mit Evangelisten aus Rarotonga die Mission auf der langgezogenen östlichen Halbinsel begann. Wir haben es hier nur mit der Arbeit Macfarlanes zu tun. Es ging ihm darum, einen möglichst günstigen und gesunden Platz zu finden, der nicht nur Ausgangspunkt und Basis des Unternehmens sein konnte, sondern auch eventuell Gesundheitsstation und Zufluchtsort. Er glaubte einen solchen Platz in der Darnley-Insel, etwas seitwärts von der Torresstraße und gegenüber der Mündung des größten Flusses von Neu-Guinea, des Fly-River, gefunden

zu haben; denn Darnley war Anlegeplatz der englischen Dampfer nach Australien und verhältnismäßig hoch gelegen. Zudem sicherte die Regierung von Queensland der Londoner Mission die eine Hälfte des Eilandes zu, und versprach in der andern Hälfte keine europäische Handelsniederlassung zulassen zu wollen. Macfarlane beschloß, die Darnley-Insel zum „Jona für die Neu-Guinea-Mission" zu machen. Hier auf der Zentralstation siedelte er Gutscheng mit einem andern Lifu-Lehrer an, während er von hier aus die 6 andern, je zwei und zwei, auf drei andern Plätzen, auf kleinen Inselchen vor und auf dem Festland selbst ansiedelte.

Unvergeßlich ist Macfarlane der Sonnabend Abend geblieben, an dem er mit seiner kleinen Schar vor Darnley Anker warf. Der Name „Bai des Verrates" war nicht gerade verheißungsvoll. Vor nicht zu langer Zeit war hier die Mannschaft eines Bootes überfallen und erschlagen worden. Es galt auf der Hut zu sein. Niemand war, der sie hätte bei dem Volke einführen können; sie mußten sich selbst einführen. Da erschien ein Mann auf dem gegenüberliegenden Hügel, offenbar ein Vorkämpfer und Kundschafter. Macfarlane und seine Genossen winkten ihm zu, er möchte näher kommen; er tats zögernd und vorsichtig, ließ sich aber schließlich bewegen, das Boot zu besteigen. Der Weg zum Herzen geht bei einem Papua durch den Magen. Es wurde ihm ein gutes Essen vorgesetzt; dann gab man ihm kleine Geschenke und durch Zeichen zu verstehen, er möchte am andern Morgen wiederkommen und recht viele seiner Genossen mitbringen. Und sie kamen in stattlicher Anzahl. Freilich mußten alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden; der hintere Teil des Schiffes war abgesperrt; an geeigneten Stellen waren etliche von der Schiffsmannschaft postiert, die alle Bewegungen der Wilden scharf beobachten mußten; alle beweglichen Gegenstände, die das Gelüste der Besucher hätten reizen können, waren beseitigt. Und nun stelle man sich die Scene vor: an Bord eine Schar halbnackter Wilder, geschmückt mit Farbe, Federn und Muscheln, alle durcheinander schwatzend in einer Sprache, die niemand von den Schiffsinsassen verstand, alles anfassend, in jedes Winkelchen hineinguckend, hier einige versuchend, die Sperre zu übersteigen, dort andere in die Takelage zu klettern, um einen besseren Überblick zu haben, wobei es geschah, daß der eine oder der andere zum großen Gaudium seiner Freunde über Bord ins Wasser fiel u. s. w.

„Was konnten wir tun mit solch einer Versammlung an diesem denkwürdigen Sonntag Morgen?“ erzählt Macfarlane. „Wie verlangte ich darnach, zu ihnen reden zu können! Alles, was wir hoffen konnten zu erreichen, war ein günstiger Eindruck auf sie, indem wir ihnen zeigten, daß wir ganz andere Leute seien als die, die sie bisher besucht hatten. Zu diesem Zwecke hielt ich unsere Morgenandacht in der Lifu-Sprache. Die Menge umgab unsere 8 Lehrer und deren Frauen, die alle im Sonntagskleid waren. Ein seltsamer und interessanter Anblick! Nie zuvor hatte ich vor solch einer Zuhörerschaft geredet. Wir sangen zum Staunen und Entzücken der Eingebornen „Jesus wird herrschen,“ und die Hügel brachten die Antwort zurück in feierlichem und herrlichem Echo: „Jesus wird herrschen.“ Wir beteten mit einander, daß Gott seine Diener bei dem großen Werke, daß sie beginnen wollten, leiten, schützen und segnen möge; denn vielleicht nie hat Jemand die völlige Abhängigkeit von Gottes Hilfe so gefühlt wie wir in dieser Stunde. Die Wilden sahen das alles an in tiefer Stille und Verwunderung.“

Das Vertrauen war nicht zum wenigsten durch diesen improvisierten Gottesdienst gewonnen, und die geschlossene Freundschaft wurde durch einige Geschenke besiegelt. Macfarlane konnte es wagen, mit seiner Schar den Wilden in ihren Dörfern einen Gegenbesuch zu machen und wurde freundlich aufgenommen. Es gelang sogar, von den Eingebornen einen Platz zu erwerben, auf dem Gutscheng und der andere für Darnley bestimmte Lifu-Lehrer ihre kleinen vorläufigen Grashütten errichteten. Die erste Missionsniederlassung war zustande gekommen, und Macfarlane war im Begriff weiter zu fahren, um auch die anderen Lehrer zu placieren. Am Abend vor seiner Abreise sollte er noch Zeuge eines ergreifenden Zwiegesprächs sein. Er näherte sich unbemerkt der kleinen Niederlassung und hörte die Frau Gutschengs jämmerlich schluchzen: „O meine Heimat, meine Heimat! Warum nur haben wir unser glückliches und schönes Dorf verlassen? Ach, daß wir doch wieder in Lifu wären! Die Leute hier werden uns töten, wenn das Missionsschiff abfährt, oder sie werden uns alles fortnehmen, was wir besitzen.“ Schon wollte Macfarlane eintreten, um sie zur Rede zu stellen, da hörte er, wie ihr Mann, Gutscheng, mit zitternder Stimme sagte: „Wir müssen daran denken, warum wir hierher gekommen sind, nicht um Perlen, Muscheln oder irgend welchen andern irdischen Reichtum zu erlangen, sondern um diesem Volk etwas von dem wahrhaftigen Gott und dem lieben Heiland zu erzählen. Wir müssen immer daran denken, was er für uns gelitten hat. Wenn sie uns töten oder unsere Güter stehlen, was wir auch immer erleiden, es ist sehr wenig im Vergleich zu dem,

was er für uns erlitten hat." Macfarlane hatte genug gehört. Mit solchen Leuten konnte er die Mission in Neu-Guinea beginnen.

Wenn nur das Fieber nicht gewesen wäre! Alle Plätze, wohin er seine Lehrer stellte, erwiesen sich als ungesund, so sehr er auch die verschiedensten Inseln und Inselchen und das Festland absuchte. Es schnitt ihm ins Herz, die eingeführten Lehrer nur so dahinsterben zu sehen. Auch Darnley war weit entfernt, ein fieberfreier Platz zu sein. Nicht anders ging es dem andern Zweig der Neu-Guinea-Mission auf der östlichen Halbinsel. Und trotzdem wurde in den folgenden Jahren das Werk fest fundamendiert — dank der bewunderungswürdigen Bravour der polynesischen Lehrer. Immer wieder kamen neue Freiwillige, um die Lücken auszufüllen, und unermüdlich reiste Macfarlane umher, um überall Missionsniederlassungen zu gründen. Doch diese Art der Pionierarbeit entsprach wenig seiner Neigung. Er war darum froh, sie nach etlichen Jahren ganz dem neu in die Arbeit eintretenden, jüngst so tragisch ums Leben gekommenen Chalmers, der gerade dafür wie geschaffen war, überlassen zu können. Er selbst beschloß, sich an einem Punkt fest niederzulassen und ein Seminar und eine Industrieschule zu gründen. Das war seine alte Liebhaberei. Zugleich hoffte er, auf diese Weise mit der Zeit aus den Papua selbst Gehilfen heranbilden zu können, wodurch die Zufuhr von polynesischen Lehrern eingeschränkt werden könnte. Denn er glaubte die Verantwortung kaum noch tragen zu können, Südsee-Insulaner auf einen Platz zu bringen, auf dem die Hälfte von ihnen starb.

Das „Papua-Institut" wurde errichtet, und zwar auf dem Inselchen Murray, unweit Darnley. An Mitteln fehlte es nicht. Dieselbe schottische Miß Baxter, die schon das Missionsschiff, die Ellengowan, gestiftet hatte, trug die Baukosten und gab jährlich 2000 M. Vor allen Dingen war nun Gutscheng wieder in seinem Element. Mit ihm besuchte Macfarlane sämtliche Missionsniederlassungen des Papuagolfes, um Zöglinge für das Institut zu erhalten. Erst wollten die jungen Leute nicht ihre Heimat verlassen; aber schon nach dem ersten Jahr war es keine Schwierigkeit mehr, Zöglinge genug zu bekommen. Auf dem Murray-Eiland herrschte bald ein lebendiges Treiben. Häuser wurden errichtet, und eine große, vorzüglich eingerichtete Werkstatt mit Zimmerei, Schmiede, Tischlerei, Kreissägen u. s. w. in Betrieb gesetzt. Alle Werkzeuge zur Bearbeitung

von Holz und Eisen waren auf das vollständigste vorhanden. Der eigentliche Werkmeister war Gutscheng. Drei Stunden am Tage wurde in der Werkstatt gearbeitet, drei Stunden in der Schule unterrichtet.

Das war einige Jahre so fortgegangen. Macfarlane hatte aber bei dieser Arbeit immer nur das eine Ziel vor Augen geschwebt, „Pioniere für das Evangelium aus dem Volke selbst" zu gewinnen. Als Arbeitsfeld für diese Pioniere dachte er vor allem schon längst an den Fly-River und seine Ufer; auf ihm hoffte er dann allmählich immer weiter ins Inland vordringen zu können. Die Bevölkerung galt als ganz besonders gefährlich und verräterisch. Eine reiche Tränensaat war in jenen Gegenden bereits ausgestreut. Wiederholt waren Lifu-Lehrer dort stationiert gewesen und ein Opfer des Fiebers geworden. Auch Gutscheng hatte eine Zeitlang dort gearbeitet und hatte seine Frau daselbst ins Grab betten müssen. Die Insel Bampton an der Mündung des Fly-Rivers rief die Erinnerung an den schrecklichen Märtyrertod zweier jener ersten 8 Lifu-Lehrer samt ihren Frauen wach, deren Schädel nach Landessitte von den Eingeborenen dort noch aufbewahrt wurden. Jetzt schien die Zeit gekommen, die Arbeit, so weit sie hatte aufgegeben werden müssen, wieder aufzunehmen. Denn schon seit einigen Jahren waren nicht nur die Erstlinge getauft, sondern seit 1880 gab es bereits auch Evangelisten aus dem Volke der Papua selbst, also Leute, die das Klima gewohnt waren. Sechs von ihnen wurden ausgewählt, die sämtlich das Papua-Institut auf Murray durchlaufen hatten. Mit ihnen wollte Macfarlane seinen Plan ausführen. Doch war die Sache so gedacht, daß Gutscheng mit einem anderen Lifu-Lehrer die Oberleitung des Unternehmens haben sollte; für ihn sollte eine Zentralstation angelegt werden, von der aus dann andere Plätze mit den Papuas besetzt werden sollten.

Am ersten Septembersonntag des Jahres 1883 wurden in einem feierlichen Gottesdienst der Christen- und Institutsgemeinde von Murray die Sendboten abgeordnet. Mit den beiden Lifu-Lehrern waren es wieder acht, wie vor 12 Jahren in Lifu. Jeder hielt eine kurze Ansprache, in der er über seine Bekehrung berichtete sowie, was ihn bewogen habe, ein Prediger des Evangeliums zu werden, und wie er zu arbeiten gedächte. Am folgenden Tage geleiteten alle die Scheidenden an den Strand und die „Ellengowan" dampfte ab dem

Fly-Fluß zu. Hart an seiner Mündung liegt eine große Ortschaft Kiwai und ihr gegenüber, durch die Insel Mibu und zwei andere Eilande gebildet, ein herrlicher Hafen, den der Kapitän der „Ellengowan" für den schönsten in Neu-Guinea erklärte und Fort Spicer taufte.

Die Insel Mibu aber schien der geeignetste Platz für das geplante Hauptquartier der Flyfluß-Mission. Hier also errichtete Gutscheng seine Station. Das Haus, das man bereits von Murray mitgebracht hatte, war schnell inmitten einiger hoher Bäume nahe am Strand, doch auf Pfosten, 7 Fuß über dem Erdboden, aufgerichtet und an seinem Dach die Londoner Missionsflagge mit der Taube und dem Ölblatt unter dreifachem Hurra aufgezogen, zum Zeichen, daß der Platz „nicht für irgend ein irdisches Reich, sondern für den Herrn Jesus annektiert sei." Gleichzeitig wurden drei andere Posten mit den mitgebrachten Papualehrern besetzt resp. wiederbesetzt: Katan, Tureture, wo Gutscheng seine Frau begraben hatte, und das durch Märtyrerblut geweihte Bampton. Für Gutscheng selbst, als den „Oberinspektor" des Flyfluß-Unternehmens, wurde die „Venture" zurückgelassen, ehemals ein altes Wrack, das Macfarlane für 600 M. erstanden hatte, und das dann die Industrieschüler von Murray zu einem noch trefflich funktionierenden Schiff ausgebaut hatten. Jetzt sollte es Gutscheng dazu dienen, um mit den Lehrern in regelmäßige Verbindung treten und mit den Stämmen zu beiden Seiten des Flyflusses Beziehungen anknüpfen zu können, unter Umständen aber auch, um bei drohender Gefahr, die gar nicht ausgeschlossen war, sich und die Lehrer in Sicherheit bringen zu können.

Nachdem so alles geordnet war, fuhr die „Ellengowan" mit Macfarlane wieder ab.

„Am Abend vor unserer Abfahrt" erzählt Macfarlane, „hatten wir noch eine erquickende Gebetsstunde, die mir noch lebhaft in Erinnerung ist. Es war eine herrliche Mondscheinnacht; alles um uns herum sah so friedlich aus; nur die Lichter von Kiwai und den andern Dörfern erinnerten uns an die Eingeborenen und deren traurige Lage. Wir aber gedachten der Botschaft, die wir ihnen zu bringen gekommen waren, und dankten Gott für alles, was er schon an ähnlichen Stämmen getan hatte und was er sicherlich auch an diesen tun würde. Als wir am anderen Morgen absegelten, lag die Venture so friedlich vor Anker und die Taube mit dem Ölblatt flatterte vom Hauptmast herab, und unser neues kleines Missionshaus blitzte im Schein der Morgensonne durch die Bäume hindurch: der Platz hatte bereits ein ganz zivilisiertes Ansehen, eine Weissagung auf die Umwandlung, die mit den heidnischen Dörfern längs der Ufer des großen Flußes, wills Gott, geschehen sollte."

Gutscheng rechtfertigte durchaus das in ihn gesetzte Vertrauen. Er und die Papualehrer wurden schnell mit den umwohnenden Stämmen bekannt, besonders mit dem wichtigen Kiwai, und der Name „misonare" hatte bald bei den berüchtigten Schädeljägern einen guten Klang.

Als Macfarlane nach einigen Monaten wieder einmal nach dem Rechten sah, fand er das Werk im schönsten Fortschritt begriffen; ja er konnte nicht nur die wilden Stämme von Kiwai und Samari besuchen, sondern einige Eingeborene aus diesen Orten wünschten sogar, mit ihm zu ziehen, um auf Murray „mehr von der Jesus-Religion zu sehen, von der sie so viel gehört hätten." Macfarlane nahm sie mit Freuden mit und verabredete mit Gutscheng, sie nach einiger Zeit wieder zu bringen und durch sie dann auch Lehrer in Kiwai und Samari einzuführen.

Und so geschah es. Aber als nach einiger Zeit Macfarlane auf der „Ellengowan" mit jenen Flyfluß-Eingeborenen und einigen neuen Lehrern sich wiederum Fort Spicer näherte, sah er schon von Weitem die Flagge auf dem Missionshaus halbmast wehen. Gutscheng, der erste Lifu-Lehrer auf Neu-Guinea, war gestorben. Auf einer kleinen Insel inmitten des Flyflusses hatten ihn liebende Hände bestattet. Er hat die Errichtung der Stationen Kiwai und Samari nicht mehr erlebt, noch weniger den schönen Aufschwung, den in den folgenden Jahren die Mission im Delta des Flyflusses nahm; und doch, urteilt Macfarlane, „hat niemand mehr getan als er, sie möglich zu machen und zu beginnen."

Eine Zuschrift aus dem katholischen Lager.

„Der ungenaue Bericht über die katholische Mission in Kaiser Wilhelmsland und die kritischen Bemerkungen über die Taufen dieser Mission in Nr. 1, S. 20 der A. M. Z. veranlassen den Unterzeichneten zu einer kurzen Entgegnung. Die katholische Mission hat nicht (zuerst) in Potsdamhafen, sondern weit nordwestlich von dort auf der Insel Tumleo eingesetzt und in nächster Nähe noch zwei andere Stationen, an der Lemingküste und auf der Insel Aly gegründet. Der zweite Missionsbezirk befindet sich allerdings bei Potsdamhafen, wo die Stationen Momumbo (Nov. 1899) und Bogia (1901) erstanden. Die Gesamtzahl der Schulkinder der Mission beträgt nicht 65, son-

dern es sind deren allein auf Tumleo, Aly und Momumbo zusammen 200, dabei sind 18 kleine Besucher der Verwahrschule auf Tumleo mitgerechnet.

Die verletzenden Bemerkungen über ihre Taufmethode haben die Steyler Neu-Guinea-Missionare nicht verdient. Ein großer Teil — nach meiner Schätzung etwas mehr als die Hälfte — der Getauften besteht aus Kindern. Diese werden, wenn die Eltern zustimmen, möglichst bald nach der Geburt getauft, weil manche unerwartet schnell sterben. Da die Kinder durchweg später die Missionsschulen besuchen und gründlichen Religionsunterricht empfangen, ist diese Praxis gewiß unbedenklich. Wie der Leiter der Mission über zu frühzeitiges Taufen Erwachsener denkt, zeige folgender Auszug aus einem mir gerade vorliegenden Privatbrief desselben: „Wir könnten schon bedeutend mehr, mindestens über 1000 Getaufte haben, wenn wir uns bestimmter Mittel bedienen wollten. Aber wäre das eine naturgemäße Entwicklung und wäre nicht mancher Wasserschößling und manche taube Blüte zu fürchten? Man könnte die Erwachsenen wohl durch kleine Geschenke und halbe Gewalt in den Teich Bethesda hineinschieben, aber wir würden dadurch nur Namenchristen erhalten, die sich großenteils als wandelnde Ärgernisse erweisen würden." — So weit der Auszug. Die rein polemischen Bemerkungen der Kritik in gleicher Weise zu beantworten, unterlasse ich um des Friedens willen. Denkenden wird vielleicht schon der Unterschied in der Schülerzahl der verschiedenen Missionen unter Berücksichtigung der Zeit ihrer Wirksamkeit nahelegen, worin man die Ursache des mehr oder minder großen Erfolges zu suchen hat.

Nebenbei sei noch bemerkt, daß (vergl. Jahrg. 29, S. 556 der A. M. Z.) in der Mission von Südschantung nicht italienische Franziskaner, sondern deutsche (Steyler) Missionare wirken, und daß das deutsche Pachtgebiet und die deutsche Interessensphäre einen Teil dieses Missionsgebietes bilden."

F. Schwager,
Redakteur des Steyler Missionsboten.

Nachschrift des Herausgebers.

1) Was zuerst die statistische Berichtigung des Herrn Einsenders betrifft, so dreht sie sich um wirkliche Kleinigkeiten und ich würde nie eine Feder angesetzt haben, wenn in der katholischen Missionsliteratur über die evangelische Mission nur ähnliche Minutien zu beanstanden gewesen wären. Wie meine „Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission" zeigt, handelt es sich da aber um ganz andere Dinge.

2) Mein Mitarbeiter hat auf Grund des offiziellen Weißbuchs von 1902 berichtet, nach welchem als Gesamtzahl der noch lebenden Getauften 220 und der Schüler 65 angenommen werden mußte[1]). Und da er 4 Stationen angibt, so ist er auch nicht der Meinung gewesen, daß die beiden Stationen bei Potsdamhafen die einzigen

1) Er setzt das in einem Privatbriefe sehr detailliert auseinander, aber es verlohnt sich nicht der Mühe diese Kleinlichkeiten zum Abdruck zubringen.

seien. Meine Zahlenangabe in der Anmerkung, war der dort angegebenen katholischen Quelle entnommen. Übrigens betrug, wie mir Herr P. Paul mitteilte, nach der Statistik des Domkapitulars Hespers vom Herbst 1902 die Gesamtzahl der Schüler nur 150. Die Zahlen herabsetzen zu wollen, ist uns entfernt nicht in den Sinn gekommen.

3) Den Hauptanstoß hat dem Herrn Einsender meine Bemerkung gegeben: „Sie kommen, sie sehen, sie taufen!" Diese Bemerkung findet er „verletzend." Nun, sie konstatiert eine Tatsache, nämlich daß schnell, sehr schnell getauft worden ist. Selbst wenn man annehmen wollte, was mir durchaus unwahrscheinlich ist, daß die Papua innerhalb des katholischen Missionsgebietes mehr Verständnis und Empfänglichkeit für das Christentum besäßen als die innerhalb der beiden evangelischen Missionsgebiete, deren religiöser, sittlicher und kultureller Tiefstand uns genau bekannt ist, so machen es — von allem anderen abgesehen — schon die Sprachschwierigkeiten unmöglich, in der kurzen Zeit, die die katholischen Missionare auf Neu-Guinea verweilten, in einer den Papua wirklich verständlichen Weise die christliche Heils-Botschaft auszurichten. Und daran muß ich festhalten, selbst wenn die Steyler Missionare, was zu beurteilen ich mir nicht anmaße, sprachenbegabter sein sollten als die evangelischen. Ich besitze einigen Einblick in das missionarische Sprachproblem; aber wer auch nur Kunze's vortreffliches Buch: „Im Dienste des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden" gelesen hat, der hat die Beweise dafür in der Hand, daß im Handumdrehen weder die betreffende Papuasprache erlernt noch zu einem Organ für die Verkündigung des Evangelii gemacht werden kann. Marschall behauptet zwar, „die katholischen Missionare seien den evangelischen an Begabung so hoch überlegen, wie der Himmel höher ist denn die Erde;" aber die Steyler Missionare werden diese lächerliche Großsprecherei schwerlich vertreten. Das Faktum bleibt: sie haben bald nach ihrer Ankunft, also sehr schnell getauft.

4) Was nun die Entschuldigung dieser schnellen Taufen betrifft, daß — nach der Schätzung des Herrn Einsenders — „etwas mehr als die Hälfte der Getauften aus Kindern (heidnischer Eltern) besteht," so ist das ein Kontroverspunkt, über welchen die evangelische mit der katholischen Mission sich nie verständigen wird. Wir verurteilen eben diese Taufen von Kindern heidnischer Eltern als unevangelisch. Jedenfalls ist es kein Beweis für den größeren Erfolg der katholischen

Mission, daß sie zu hunderten, tausenden, ja zehntausenden Kinder heidnischer Eltern tauft. Das könnten wir auch, wenn wir es wollten; aber wir wollen es nicht, weil wir es für unerlaubt halten.

5) Das Zitat aus dem Privatbriefe des Leiters der Steyler Mission in Neu-Guinea ist ganz nach dem Herzen auch eines evangelischen Missionsmannes. Wenn nur immer darnach gehandelt würde! In der ersten Nummer der Jahrbücher 1903, die mir soeben zugeht lese ich folgendes im Berichte eines P. Bossus aus der Kongregation vom h. Geiste (S. 61):

„Diese Reisen des Missionärs sind immer von Erfolg gekrönt, aber dazu sind Geld und andere Sachen erforderlich. Der Neger ist taub, wenn man mit leeren Händen zu ihm kommt. Stopft man ihm die Pfeife, dann hört er aufmerksam zu und viele Leute, die man sonst nie zu Gesicht bekommen würde, finden sich ein. Will man die Fetische von dem Halse des Wilden wegnehmen, dann muß man sie durch Medaillen und Kreuze ersetzen. Hat man einen Kranken getauft, dann muß man ihn verpflegen, ihm Nahrung verschaffen. Nur so kann man ihn vollständig gewinnen. Daher muß man beständig etwas haben, um austeilen zu können. Ich bitte also um eine kleine Gabe, damit ich die Pfeife meiner Wilden stopfen kann."

6) Weitere polemische Bemerkungen sind in dem kurzen beanstandeten Passus der A. M. Z. nicht enthalten. Ich verstehe darum den folgenden Satz nicht, daß der Herr Einsender „um des Friedens willen es unterlassen will, sie in gleicher Weise zu beantworten." Wohl aber verstehe ich den feinen Hieb gegen die evangelische Mission, welcher an diese Bemerkung sich anschließt, nämlich, daß die „Denkenden" aus der seitens der katholischen Missionare in kürzerer Zeit gewonnenen größeren Schülerzahl die Inferiorität der länger an der Arbeit stehenden evangelischen Missionare erkennen müßten. Ein solcher Hieb ist nicht fein in demselben Augenblick, in dem die Friedensglocke geläutet wird, abgesehen davon, daß er auch nicht sitzt; denn auf einer ganzen Reihe von Missionsgebieten läßt sich mit sicherer Statistik nachweisen, daß trotz ihrer längeren, in Indien z. B. um Jahrhunderte längeren Arbeitszeit die Zahl der Schüler der Katholiken eine viel geringere ist als die der Protestanten.

7) Die eingangs wörtlich sehr gern abgedruckte Entgegnung war begleitet von einem als „vertraulich" bezeichneten Schreiben, von dem ich nur mitteilen darf, daß es in einem wohltuenden Tone den Wunsch aussprach, der heftigen und unchristlichen Polemik in der Presse ein Ende gemacht zu sehen. In diesem Wunsche kann niemand mehr

mit dem Redakteur des Steyler Missionsboten übereinstimmen als der Herausgeber dieser Zeitschrift, der ihn schon vor 25 Jahren ausgesprochen und seitdem oft die Bitte wiederholt hat: die Polemik wenigstens sachlich und im anständigen Tone zu führen. Aber der Steyler Briefschreiber erblickt die unchristliche Polemik wesentlich in der protestantischen Presse. Das ist eine kindliche Befangenheit, die einem Manne unverständlich bleibt, der die katholische Presse aus jahrzehntelanger Lektüre ziemlich genau kennt. Schon die offiziellen Kundgebungen von der päpstlichen Brandmarkung der evangelischen Missionare an, daß sie „trügerische Männer seien, die nur die Herrschaft des Fürsten der Finsternis ausbreiten" bis zu den zahllosen Verunglimpfungen der protestantischen Missionsarbeiter und ihrer Arbeit in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens und anderen katholischen Missionsorganen, des Marschall'schen von Janssen für klassisch erklärten bösen Tendenzromans ganz zu geschweigen, müssen auch einem die unchristliche Polemik verurteilenden Katholiken über die Tatsache die Augen öffnen, daß diese Polemik vornehmlich von der katholischen Seite ausgegangen ist und noch ausgeht. Wir wollten ein Tedeum singen, wenn im katholischen Lager endlich ein Sonnenaufgang stattfände über das Maß der eigenen Verschuldung in der Verbitterung der gegenseitigen Polemik; und wenn ein dieser Erkenntnis entsprechendes Handeln einträte, werden wir redlich das Unsere tun, daß es zu einem erträglichen Schieblich-Friedlich kommt.

Kurz ehe ich die Steyler Zuschrift erhielt, ist mir das 2. und und 3. Heft des 34. Jahrgangs (1903) der Bonifazius-Broschüren zugegangen mit der Aufforderung, ihm eine protestantische Beleuchtung zu widmen. Zugegeben, daß diese Broschüre nicht ganz unprovoziert war, so ist sie doch in einem so häßlichen Tone geschrieben und enthält eine solche Fülle von unrichtigen Tatsachen und falschen Beschuldigungen, auch persönlichen Verunglimpfungen der evangelischen Missionare, daß sie ihrerseits zur schärfsten Entgegnung herausfordert. Aber weil ich den Friedenston aus Steyl nicht mit einer solchen beantworten will, lege ich die Broschüre einstweilen zu den Akten. Hoffentlich verhindert man von Steyl aus für die Zukunft ähnliche Streitschriften.

Chronik.

Eine Unterredung des Missionars Griffith John mit dem Vizekönig Tschang Tschi Tung. In den in China erscheinenden North China Daily News berichtet der bekannte Londoner Missionar Griffith John von einer einstündigen Unterredung, die er mit dem Vizekönig Tschang Tschi Tung, dem „größten Staatsmann des gegenwärtigen Chinas“ gehabt hat, wie folgt:

„Am 11. November d. J. 1902 erhielt ich von unserem Generalkonsul Fraser einen Wink, daß Seine Exzellenz Tschang Tschi Tung mich vor seiner Abreise nach Nanking zu sehen wünsche. Auf meine Anfrage, wann die Unterredung gewünscht werde, benachrichtete mich Herr Fraser dahin, daß der Vizekönig mich am 14. um halb 10 Uhr zu sehen wünsche. Bei meiner Ankunft wurden die Tore des Yamen weit geöffnet und Liang, der Dolmetscher des Vizekönigs, hieß mich willkommen. Da ich eine halbe Stunde vor der vom Vizekönig bestimmten Zeit mich eingestellt hatte, hatte ich erst noch ein sehr interessantes Plauderstündchen mit Herrn Liang über den Vizekönig. Herr Liang ist ein Kantonese und steht schon seit vielen Jahren mit dem Vizekönig in Verbindung. Er ist ein tüchtiger Gelehrter, in England ausgebildet, sehr intelligent, und vom Kopf bis zum Fuß ein Gentleman. Er genießt augenscheinlich in hohem Maße die Achtung und das Vertrauen des Vizekönigs, der durch ihn, über alles, was in der Welt vorgeht, stets auf dem Laufenden gehalten wird.

„Pünktlich auf die festgesetzte Minute stellte sich der große Vizekönig selbst ein und hieß mich herzlich willkommen. Obgleich ich schon seit Jahren den Wunsch gehegt hatte, Seine Exzellenz zu sehen, so hatte ich mir doch fest vorgenommen, nie selber eine Audienz bei ihm nachzusuchen. Andere hatten sich um die Ehre bemüht, und hatten sich sagen lassen müssen, daß Se. Exz. ‚sehr in Anspruch genommen‘, oder ‚gar nicht wohl sei‘. Da ich eine entschiedene Abneigung gegen derartige Abfertigungen habe, so hatte ich es für besser gehalten, mich einer solchen lieber überhaupt gar nicht auszusetzen.

„Als der Vizekönig mir entgegentrat, mich zu begrüßen, hatte ich einige Schwierigkeit, mir zu vergegenwärtigen, daß ich dem größten Vizekönig Chinas und seinem berühmtesten Manne gegenüberstand, denn seit dem Tode Lan K'un Yi's (er starb als Vizekönig von Nanking im Oktober dieses Jahres) hat Tschang Tschi Tung keinen Rivalen unter den Staatsmännern Chinas mehr. Wer von den Beiden wohl der Größere gewesen ist? Im Verkehr mit chinesischen Beamten hatte ich wiederholt die Frage aufgeworfen, und die Antwort war jedesmal dieselbe gewesen: „Lan Kun Yi ist ein großer Mann, und ein großer Staatsmann; aber Tschang Tschi Tung ist in jeder Beziehung groß.“ Im letzten Jahr hatte ich an einer Festlichkeit teilgenommen, die der Taotai (Reg. Präs.) von Heng-tschau gab. Unter den Geladenen waren der Präfekt und andere Beamte. Die Unterhaltung drehte sich um die Verdienste chinesischer Staatsmänner. Als man mich um meine Meinung befragte, bezeichnete ich Lan K'un Yi und Tschang Tschi Tung als die verdienstvollsten. „Sie haben recht,“ sagte der älteste und weiseste unter den Gästen, nur müssen Sie die Reihenfolge umkehren, nicht Lan K'un Yi und Tschang Tschi Tung, sondern

Tschang Tschi Tung und Lan K'un Yi. Wäre Tschang Tschi Tung nicht gewesen, so würde das chinesische Reich während der Boxer-Unruhen im Jahre 1900 aus den Fugen gegangen sein. Lan K'un Yi, Tuan Fong u. a. haben sich damals ja auch ganz gut gehalten, aber Tschang Tschi Tung war doch die Seele des Ganzen, und sein starker Wille war es, dem sich alles beugte." Der Alte hatte mit starker Betonung und Wärme gesprochen, und wir alle fühlten, daß er recht hatte. Der Dienst den Tschang Tschi Tung seinem Vaterland und den fremden Interessen in China im Jahre 1900 geleistet hat, gibt ihm ein Anrecht auf die Dankbarkeit und die Bewunderung nicht nur Chinas, sondern der ganzen zivilisierten Welt.

„Das alles ging mir durch den Kopf, als mir Tschang Tschi Tung entgegentrat.

„Nach zwei Minuten schon fühlte ich mich vollständig unbefangen in der Nähe dieses großen Mannes. Seine Erscheinung ist nicht gerade imponierend. Seine Figur ist klein und unscheinbar, sein Anzug äußerst einfach, und in seinen Gewohnheiten ist der Vizekönig die Anspruchslosigkeit selber. Das Einzige was an ihm hervorragend ist, ist sein schöner Kopf. Auf dem schmächtigen Körper ruht ein gewaltiges Haupt. Es gibt schwerlich in China einen anderen Kopf, der so mit chinesischer Gelehrsamkeit gefüllt ist, und der sich mit so vielen Plänen für das Wohl des Volkes trägt, wie dieser. In seinen Umgangsformen fand ich den alten Herrn sehr liebenswürdig und ebenso bereit zu reden, als zu hören. Er gab mir zu verstehen, daß mein Name ihm längst bekannt sei, und daß er schon lange den Wunsch gehegt habe, mich kennen zu lernen. Als von seinem Buch „Chinas only hope" (vgl. Allg. M. Z. 1902, S. 45) die Rede war, dankte er mir für die freundlichen Worte, die ich in der Einleitung der englischen Übersetzung über das Buch und seinen Urheber geschrieben hatte. Es schien ihm Vergnügen zu machen, von mir zu hören, daß sein Buch Aufsehen gemacht habe in der Welt, wollte es aber nicht gelten lassen, daß ihm irgendwelche Ehre dafür gebührt. Obgleich er kein Wort englisch versteht, zeigte er sich sehr vertraut mit dem Inhalt der North China Daily News und anderen in China erscheinenden englischen Blättern, wofür ohne Zweifel Liang der Dank gebührt.

„Wir hatten eine interessante Unterhaltung über Missionsangelegenheiten. Er äußerte sich sehr freimütig über einige Punkte, die sein Interesse zu erregen scheinen, und war sehr darauf aus, auch meine Meinung darüber zu hören. Die missionarische Frage schien ihm nicht so viele Sorge zu machen, wie ich vermutete. Ich bemühte mich, ihm die Grundsätze der protestantischen Kirchen in China so klar als möglich auseinander zu setzen, und er drückte seine vollständige Befriedigung darüber aus. Ja, er ging weiter und sagte, so viel er wisse, hätten wir in diesem Mittelpunkt (Hankau ist gemeint) stets nach diesen Grundsätzen gehandelt. Nur eines schien ihm schwer verständlich, daß nämlich die protestantische Kirche in so viele Denominationen gespalten sei. Es sei ihm zwar gesagt worden, daß diese alle im Grunde eins seien, um so weniger wolle es ihm einleuchten, daß wir bei grundsätzlicher Übereinstimmung so verschiedene Namen führten. Besonders schien er sich für die Baptisten zu

interessieren, die sich in China „Tschinli-hui", die Untertaucher-Gemeinde, nennen. Als ich ihm klar zu machen suchte, worin die Eigentümlichkeit dieser Denomination bestehe, lachte er und meinte, das müsse doch recht ungemütlich sein, sich untertauchen zu lassen. Während der Vizekönig vor dem Protestantismus als einer Kirche allen Respekt zu haben schien, ließ er deutlich durchblicken, daß in seinen Augen die vielen Sekten bedauerliche und überflüssige Auswüchse seien.

„Als die Rede auf seine Versetzung kam, versicherte er mir, daß er sehr ungern Wutschang (seine Residenz) mit Nanking (dem durch Lan K'un Yi's Tod vakant gewordenen Posten) vertausche. „Ich habe hier, wo ich Jahre lang geweilt, Wurzel geschlagen und spüre kein Verlangen anderswohin zu gehen. Auch habe ich hier eine ganze Anzahl von Projekten ins Leben gerufen, die ich gerne der Vollendung entgegengeführt hätte. Ich hänge aber vom Willen des Kaisers ab. So weit ich selber in Betracht komme, blieb ich viel lieber hier, und ich hoffe, daß meine Abwesenheit nur zeitweilig sein wird. Wenn mir die Wahl gelassen wird, werde ich bald wieder auf meinem alten Posten zu finden sein." So urteilte der Vizekönig über diesen Punkt, und ich glaube es war ihm Ernst als er das sagte.

„Bevor wir uns trennten, gab er mir seine Photographie. „Sie ist zwar nur klein", sagte er, „ich werde Ihnen aber eine größere zustellen, ehe ich von hier fortgehe." Am 2. Dezember verließ er Wutschang und am Abend des 1. Dezember also unmittelbar vor seiner Abreise hatte ich die versprochene größere Photographie in Händen. Es ist die beste Photographie, die ich je von Tschang Tschi Tung gesehen habe, in großem Format und treffend ähnlich. Weil direkt von ihm kommend, und weil er sie ausdrücklich für mich hat herstellen lassen, ehe er sich nach seiner neuen Residenz begab, ist sie mir viel wert.

„Während der Audienz erhob ich mich einigemale, um zu gehen, Se. Exz. bestand aber darauf, ich müsse noch bleiben. Es schien ihm einerlei zu sein, daß einige „Rotknöpfe" in der Vorhalle ungeduldig darauf warteten, vorgelassen zu werden. Als ich denn endlich mich entschlossen zeigte zu gehen, erhob er sich auch von seinem Sitz und geleitete mich eine Strecke. Ehe ich meine letzte Verbeugung machte, dankte ich ihm für die Unterredung, die er mir gewährt hatte, und sagte dann: „Es tut mir sehr leid, daß Ew. Exzellenz im Begriff sind, uns zu verlassen, und ich hoffe, daß wir bald wieder die Freude haben werden, Sie hier zu sehen. Ehe wir scheiden, möchte ich gerne noch eines aussprechen. Seit Jahren bete ich für Sie regelmäßig. Einerlei, ob Sie wiederkommen werden oder nicht, ich werde nicht aufhören, für Sie weiter zu beten. Es soll mein ernstliches Gebet sein, daß des Himmels reichster Segen allezeit auf Ihnen ruhen möge." „Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank," war des alten Mannes Antwort. Und ich glaube es war ihm Ernst mit diesen Worten. Als wir den Ausgang erreicht hatten, machte mich Liang, der mich geleitet hatte, darauf aufmerksam, daß der Vizekönig an der Türe, die wir eben passiert hatten, stehen geblieben sei. Ich wendete mich um und sah, wie der alte Herr mir noch eine letzte Abschiedsverbeugung machte. Ich erwiderte das Kompliment und trat ins Freie.

„Das ist ein kurzer Bericht meiner ersten Unterredung mit Seiner Exzellenz Tschang Tschi Tung. Seine Exzellenz ist 66 Jahre alt und ich bin 71. Diese Tatsache schien auf ihn Eindruck zu machen. Das Alter wird in China respektiert, und ich möchte glauben, der Umstand, daß ich 5 Jahre älter bin als er, hat dazu beigetragen, die Unterredung für mich so angenehm als möglich zu machen. Ob ich je das Privilegium haben werde, Seine Exzellenz wieder zu sehen, weiß ich nicht. Es sei dem wie ihm wolle, ich werde stets auf diese Unterredung mit wahrer Freude nnd Dankbarkeit zurückblicken.

„Tschang Tschi Tung mag seine Schwachheiten und Einseitigkeiten haben, nichts destoweniger muß zugestanden werden, daß er heute einer der größten Männer Chinas ist, wenn nicht der größte. Einen treueren Patrioten oder einen tüchtigeren Staatsmann besitzt China nicht. In einer Hinsicht gilt er bei der chinesischen Beamtenwelt als eine phänomenale Erscheinung. Von Geldliebe scheint er vollständig frei zu sein. Er könnte einer der reichsten Männer im Lande sein, er ist aber tatsächlich ein armer Mann. Alle Gelder, die in sein Yamen strömen, läßt er öffentlichen Arbeiten und Wohltätigkeitsanstalten zu gute kommen.

„So ist Tschang Tschi Tung. Wir nehmen Abschied von ihm mit traurigem Herzen. Unsere besten Segenswünsche folgen ihm!"

Missionar Genähr.

Jubiläum des Missionsseminars in Depok. In diesem Jahre kann das bekannte Seminar in Depok auf Java auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken. Da verdient ein kleines Schriftchen Beachtung, das das Zentralkomitee „voor de oprichting en de instandhouding van een Seminarie nabij Batavia" veröffentlicht hat und in dem die Frage aufgeworfen wird, ob das Seminar seinen Zweck erreicht hat. Es wird zugegeben, daß der ursprüngliche Gedanke seines Stifters, des Domine Schuurmann, selbständig arbeitende, inländische Missionare heranzubilden, sich nicht verwirklicht hat und sich auch gar nicht verwirklichen konnte. Der Gedanke war verfrüht und darum schon unausführbar. Dagegen kann das Schriftchen darauf hinweisen, daß das Seminar, wenn auch in bescheidenerem Maße als ursprünglich gedacht, dennoch seinen Zweck erfüllt hat und noch erfüllt, den in Niederländisch-Indien arbeitenden Missionen tüchtige eingeborene Arbeitskräfte zuzuführen. Ein nicht geringer Bruchteil der im Dienst der verschiedensten Gesellschaften stehenden inländischen Lehrerschaft verdankt dem Seminar zu Depok seine, und zwar vollkommen kostenlose, Ausbildung, daß die meisten von ihnen sich trefflich bewährt haben, zeigen die Zeugnisse ihrer Missionare, die das Schriftchen veröffentlicht. Diese Zeugnisse sind um so bemerkenswerter, als es ein den Seminar-Unterricht sehr erschwerender Umstand ist, daß er nicht in der Muttersprache der den verschiedensten Völkerstämmen entstammenden Zöglinge erfolgen kann, sondern in der malayischen Sprache erteilt wird, dieser lingua franca des Archipels. Im ganzen haben bis jetzt 185 Zöglinge das Seminar durchlaufen, die zum größten Teil heute noch in gesegneter Arbeit stehen, unter diesen allein 65 Bataker, 26 Dajakken und 11 Niasser, also weit über die Hälfte aus den rheinischen Missionsgebieten; weiter 25 Sangineſen, 17 Javaner, 14

Sundaneſen, 13 aus der Minahaſſa und ſo fort. Gegenwärtig zählt das Seminar 42 Zöglinge, darunter 9 Bataker und 3 Dajakken. Die Seele des Inſtitutes iſt bis heute noch ſein erſter Direktor, der mit dem Seminar in dieſem Jahre ſein 25jähriges Direktorjubiläum feiern kann, der ehemalige Borneſiſche Miſſionar der Rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft Hennemann, ein Deutſcher. Die in Niederländiſch-Indien arbeitenden Miſſionsgeſellſchaften haben allen Grund, dem Depoker Seminar, das Coolsma in ſeiner jüngſt erſchienenen Geſchichte der evangeliſchen Miſſion in Niederländiſch-Indien „eine der köſtlichſten Gaben“ nennt, „die die Liebe der Miſſion im verfloſſenen Jahrhundert in Indien hervorgebracht hat,“ von Herzen ein weiteres fröhliches Gedeihen zu wünſchen. Es hat heute noch ſeinen Wert und ſeine Bedeutung, auch wenn die einzelnen Geſellſchaften, die größeren zumal, jetzt ihre eigenen Seminare haben, von allem anderen abgeſehen ſchon dadurch, daß durch dasſelbe ein nicht zu unterſchätzendes Einheitsband um die verſchiedenen in der Entſtehung begriffenen Volkskirchen geſchlungen wird.

Literatur-Bericht.

Warneck: „Evangeliſche Miſſionslehre. Dritte Abteilung. Schlußabſchnitt: Das Miſſionsziel. Gotha. 1903. 4,40 Mk. Endlich liegt der vor 10 Jahren begonnene Verſuch einer das Ganze der evangeliſchen Miſſion umfaſſenden Theorie vollendet vor. Jetzt, wo ich die abgeſchloſſene Arbeit überſchaue, bezeichne ich ſie erſt recht als einen Verſuch, gerade ſo wie ich ihr hiſtoriſches Pendant nur als Abriß einer Geſchichte der proteſtantiſchen Miſſionen zu titulieren gewagt habe. Miſſionsgeſchichte und Miſſionstheorie konſtituieren die Miſſionskunde, und die genannten beiden Hauptarbeiten meines Lebens erheben keinen anderen Anſpruch als den, eine Einführung in die wiſſenſchaftliche Miſſionskunde zu ſein. Beide ſind die erſten Verſuche, ihren Gegenſtand in einer ihn umfaſſenden und wiſſenſchaftlichen Anforderungen in beſcheidenem Maße behandelnden Form zu bearbeiten. Als Aufgabe ſtellte ich mir: der wiſſenſchaftlichen Miſſionskunde einigen Pionierdienſt zu leiſten, und wenn dieſer Dienſt dazu Anregung gibt, daß anderee, denen die Nacharbeit nun weſentlich erleichtert iſt, dieſen Erſtlingsverſuchen gründlichere und gediegenere Arbeiten folgen laſſen, ſo betrachte ich das als ſeinen ſchönſten Erfolg. Unterdes bitte ich, mit meiner Gabe ſich zu begnügen und in der Kritik die Nachſicht zu üben, welche Erſtlingsverſuchen zuteil werden zu laſſen billig iſt.

Es ſind 3 Hauptabteilungen, in welche (von der Einleitung abgeſehen) meine Miſſionslehre zerfällt: die ſachliche Begründung, die Organe und der Betrieb der Miſſion. Die letztere nimmt weit den breiteſten Raum ein. In 4 Abſchnitten behandelt ſie das Miſſionsgebiet, die Miſſionsaufgabe, die Miſſionsmittel und das Miſſionsziel. Der 4. dieſer Abſchnitte liegt in dem angezeigten Schlußbande vor. Er umfaßt nur 6 aber umfangreiche

und mit wichtigen Missionsfragen sich beschäftigende Kapitel. Das erste (im Ganzen das 43.) gibt eine Übersicht über das komplizierte „Problem", das im Frage steht. Das zweite, das die Überschrift trägt: „Die Mitarbeit der Eingeborenen als allgemeine Dienstpflicht" versucht die soliden Grundlagen zu skizzieren, auf denen eine wirkliche Selbständigkeit der heidenchristlichen Kirchen erstrebt werden muß. Das dritte hat es mit der gesunden Heranbildung eines „eingeborenen Lehrstandes" in seinen verschiedenen Verzweigungen zu tun. Das vierte behandelt „die finanzielle Selbstunterhaltung der heidenchristlichen Kirchen"; das fünfte (neben dem dritten das ausführlichste) „die Organisation der Gemeinde" und das sechste (das schwierigste) „den kirchlichen Verband."

Um zweierlei habe ich mich nach Kräften bemüht: 1. die vielen großen und schweren Probleme klar herauszustellen, um die es sich handelt, und 2. möglichst einfach, den tatsächlichen Missionsverhältnissen entsprechend und für den praktischen Missionsbetrieb brauchbar die Beiträge zu geben, welche zur Lösung der gestellten Probleme zur Zeit mir die geeignetsten scheinen. So viel auch im einzelnen voraussichtlich beanstandet werden wird, die Anerkennung hoffe ich gerade bei den Kundigen und speziell bei den erfahrenen Missionaren zu finden, daß ich mich der Nüchternheit befliſſen, mit den konkreten Dingen gerechnet, vor Phrasen und bloßen Schlagworten mich gehütet und nicht Träumereien nachgejagt, sondern auf das Nächstliegende und Erreichbare mich beschränkt habe.

Das Hauptinteresse an dem Buche haben natürlich die im praktischen Missionsdienste stehenden und in denselben eintreten wollenden Männer; aber auch für diejenigen heimatlichen Missionsarbeiter, denen es ein Bedürfnis ist, sich ein wirkliches Verständnis des Missionsbetriebs anzueignen und auf Grund dieses Verständnisses in der heimatlichen Missionsgemeinde das Missionswissen zu vertiefen, die Missionsanschauungen zu weiten und den Missionseifer zu vergrößern, ist es ein instruktives Lehrbuch. Und vielleicht fällt bei seinem Studium auch mancher Brocken für die heimatkirchliche Arbeit ab.

Lepsius: „Et Oriente lux. Jahrbuch der deutschen Orientmission." Berlin. 1903. geb. 2,80 Mk. Zum ersten Male erscheint dieses vornehme, auch mit 70 meist schönen Illustrationen ausgestattete Jahrbuch auf dem Büchermarkte und täuscht nicht alles, so darf man ihm eine gute Karriere prophezeien. Der fast durchweg gediegene, allerdings nicht durchweg originale, d. h. zum ersten Male publizierte Inhalt ist sehr reichhaltig. Er gliedert sich in 7 verschieden lange, und in mehr oder weniger von mir nur kurz skizzierte Unterabteilungen gegliederte, Hauptabschnitte: 1. Die deutsche Orientmission (ihre Geschichte bis zur definitiven Konstituierung am 11. Mai 1900). 2. Der Islam (seine Lehre, sein heutiger Zustand, seine eigene Mission und die christliche Mission an ihm). 3. Biblische Stätten (Ararat, Urfa, Patmos). 4. Die Bagdadbahn. 5. Aus Armenien (Erinnerungen aus der Zeit der Metzeleien und Bilder aus der Rettungsarbeit). 6. Ärztliche Mission und 7. Einige humoristische Geschichten. Sehr zu empfehlen.

Rhiem: „Jeschoda. Eine indische Geschichte aus der Pestzeit." Braunschweig. 1902. 1,80 Mk., geb. 2,50 Mk. Eine ergreifende, spannend

erzählte Geschichte, mit der die Verfasserin von „Hinter den Mauern der Senana“ uns wieder einen höchst instruktiven Einblick in das indische Leben bezw. in das Elend dieses Lebens tun läßt. Die begabte Schriftstellerin muß sich aber den zu häufigen Gebrauch von Fremdwörtern (wie Inkarnation, Pantheon, Transmigration ꝛc.) abgewöhnen, die einfachen Leuten die Lektüre erschweren und die vielen ihr selbst ganz geläufigen, aber dem großen deutschen Publikum nicht verständlichen Ausdrücke wie z. B. Monsun, Schasters, Sepoys, Guru, Schiwiten, Wischnuiten u. s. w. wenigstens kurz erklären.

Müller: „Entwicklung und Stand der evangelischen Missionsarbeit in den deutschen Kolonien.“ 4. Heft der (Berliner) Beiträge zur Missionskunde. Berlin. 1903. Eine gute, knappe Übersicht namentlich über die Geschichte der deutschen Kolonialmission von dem Beginne der deutschen Kolonialära an durch alle Phasen ihrer Verwicklung und Entwicklung hindurch.

Schlatter: „Die Apostelgeschichte, ausgelegt für Bibelleser.“ Calw. 1902. Eine in ihrer Schlichtheit und Kürze (S. 384) vorzügliche Auslegung des Missionsbuchs des N. T.'s, die durch geschickt in eine erklärende Umschreibung eingeflochtene Bemerkungen oft überraschend lichtvolle Gedanken enthält, welche mehr zum Verständnis beitragen, als lange gelehrte Erörterungen. Manche Missionsbeziehungen hätte der Missionsmann allerdings ausgiebiger behandelt gewünscht.

Meinecke: „Deutscher Kolonial-Kalender und statistisches Handbuch für das Jahr 1903.“ Nach amtlichen Quellen bearbeitet. 15. Jahrgang. Berlin 1902. Geb. 1,50 Mk. Ein alter Bekannter, der über die Kolonien, die Kolonialbehörden, kolonialen Erwerbs- Agitations- und Wohltätigkeits-Gesellschaften und die Missionen die übliche Übersicht gibt, und die Bedingungen für die Aufnahme in den Kolonialdienst, die Gehälter der Kolonialbeamten und die Aussichten für die Auswanderer und Stellung-Suchenden in den Kolonien mitteilt. Den Missionen ist ein ziemlich breiter Raum gewidmet; leider sind aber die Angaben über die evangelischen Missionen weder lückenlos noch durchgehends korrekt, während die über die katholischen vollständig nud genau zu sein scheinen.

v. Seydlitz: „Geographie.“ Ausgabe C: Großes Lehrbuch der Geographie. Der sog. „Große Seydlitz.“ 23. Bearbeitung von Professor Oehlmann. Ausgestattet mit 284 Karten und erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 9 Tafeln in vielfachem Buntdruck. Breslau. 1902. 700 S. geb. 5,25 Mk. Die beste Empfehlung dieses Lehrbuchs ist, daß es zum 23. Male in neuer Bearbeitung erscheint. In inhaltsvoller Kürze behandelt es in der vielseitigen Weise, die jetzt die Geographie charakterisiert, seinen weltumfassenden Gegenstand, so daß es die verschiedenen Bedürfnisse, die die verschiedenen Lebensberufe an die Erdkunde stellen, befriedigt und als eine Art geographischer Encyklopädie bezeichnet werden darf. Unter den Karten haben wir aber eine vermißt, die doch mindestens ebenso wertvoll ist wie die 3 im Anhange gegebenen (geologische, Vegetations- und handelsgeographische), nämlich eine Religionskarte der Erde. Im Text ist ja sehr häufig, wenn auch nicht

konsequent, die Religionsstatistik berücksichtigt worden, aber eine allgemeine kartographische Übersicht über die Verbreitung der Religionen wäre doch eine schätzenswerte Bereicherung des schönen Buches. Auch auf die Mission ist nicht durchgängig hingewiesen worden, selbst nicht in dem Abschnitt über die deutschen Kolonien. Bei einer neuen Bearbeitung würde es sich empfehlen, daß der Herausgeber auch einen Missionsfachmann, etwa den durch seine geographischen Leistungen besonders dazu legitimierten Dr. Grundemann, als Mitarbeiter, hinzuzöge. Von Korrigendis erlaube ich mir folgende zu notieren: S. 150 Anm. 1: die Herrnhuter haben ihre grönländischen Missionare an die dänische Kirche (nicht Regierung) abgetreten (nicht verkauft). In Jamaika (S. 165) sind noch andere und größere Missionen als die der Brüdergemeine tätig. Auf Madagaskar (S. 200) gibt es nur ca. 1/4, nicht 1/2 Million evangelische Christen. In Indien (S. 226) beträgt die Zahl der Christen nicht 2,3, sondern 2,9 Millionen. Über Sumatra (S. 234) bedarf der ganze Passus der Korrektur. Die Batakker sind nicht mehr „fast unberührt von fremden Einwirkungen", eine große christliche Volkskirche ist hier im Werden und nicht sie (die Batakker) „behaupten in Atjeh ein selbständiges Reich." Die Japaner (S. 237) bekennen sich nicht „bis auf 40000 Christen zum Buddhismus." China (S. 242) zählt über 400 Millionen (nicht 319) Einwohner, und neben höchstens 700000 (nicht 1 Million) Katholiken gibt es dort reichlich 200000 evangelische eingeborene Christen. — Der Preis ist erstaunlich niedrig.

Von dem **Brockhaus'schen Konversations-Lexikon** (14. vollständig neubearbeitete Auflage) sind seit unsrer letzten Anzeige wieder 5 Bände (6—10 erschienen, die an Inhaltsfülle, Zuverlässigkeit und Reichtum wie Schönheit der Illustrationen einander fast überbieten. Alle Wissens- und Lebensgebiete sind fast lückenlos vertreten, aber besonderer Fleiß ist auf den Fortschritt der Naturwissenschaften und der Technik verwendet. Zahlreich sind schöne Karten und Pläne und unter den sonstigen (auch im Buntdruck) gehäuften Abbildungen finden sich nicht wenige, die man als Musterleistungen bezeichnen darf. Von besonderem Interesse für uns ist die im 6. Band enthaltene Religionskarte der Erde, obgleich die im Text beigefügte knappe Religionsstatistik nicht durchgehends richtig ist (Vergl. A. M. Z. 1903, 3 ff.: „Vergleichende Religionsstatistik"). Auch Missionsbeziehungen finden sich reichlich, wenn auch noch nicht lückenlos, so z. B. fehlt bei den Karenen die gerade hier sehr erfolgreiche Mission. Missionsmänner wie Graul und L. Harms sind sehr kurz abgefertigt, andere wie beispielsweise Gundert, Hebich, Heldring, Jänicke, Judson, French, Kalkar und van der Kemp sind ganz übergangen. Gobat wird irrtümlicherweise als Sendbote der Londoner Missionsgesellschaft bezeichnet, er stand aber im Dienste der englischen Kirchen-Missionsgesellschaft. Sonst bin ich beim Durchblättern auf Irrtümer nicht gestoßen. Warneck.

Buchdruckerei Ernst Röttger, Kassel.

Zur 25. Tagung der Missions-Konferenz in der Provinz Sachsen.

Bericht des Vorsitzenden.

Die Gründung unsrer Konferenz, die heute ihre 25. Tagung hält, fiel kurz nach der Zeit, von welcher an die Mission der Gegenwart ihren größten Aufschwung nahm. Dieser Aufschwung setzte etwa um die Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts ein und wie bedeutend er ist, das macht schon die statistische Tatsache ersichtlich, daß seitdem die Gesamtzahl der männlichen evangelischen Missionare von etwa 2300 auf 6500, die Höhe der Missionseinnahmen von $22^1/_2$ auf 65 Millionen Mk. und die Zahl der evangelischen Heidenchristen (ungerechnet die $7^1/_4$ Mill. Neger der Ver. St.) von $1^1/_2$ auf $4^1/_4$ Millionen gestiegen ist. Auch die deutschen Missionen haben Teil an diesem Aufschwung. Aus ihren 520 Missionaren in der Mitte der 70er Jahre sind 950 geworden, ihre Einnahme ist von $2^1/_4$ auf fast 6 Millionen Mk. gestiegen, und die in ihrer Pflege stehenden Heidenchristen haben sich von 130000 auf 450000 vermehrt.

Es wirkte vieles zusammen, um diesen Aufschwung herbeizuführen: Der Tod des großen Livingstone; der beginnende Kampf gegen den afrikanischen Sklavenhandel; die Entdeckung des Kongolaufes durch Stanley; der Anbruch der neueren Kolonialära; die wachsende Einbeziehung der ärztlichen und der Frauentätigkeit in den Missionsbetrieb; die von dem Gründer der China Inland-Mission, Hudson Taylor, von den Keswickversammlungen, von der durch Moody begonnenen Evangelisationsbewegung und von der späteren student. Missionsbewegung ausgegangene missionarische Belebung; und endlich das in allen Kirchenabteilungen immer machtvoller sich durchringende Verständnis für die Missionsaufgabe der Kirche.

Der Umschwung der kirchlichen Organe in ihrer Stellung zur Mission war ja schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Gange; aber erst nach dieser Zeit hielt die noch immer mit dem Makel einer bloßen Liebhaberei der Pietisten behaftete Mission im

beständig zunehmenden Maße aus den Konventikeln ihren Einzug in die Kirchenhallen. Die Kirchenregierungen, die ihre frühere Missionsgegnerschaft längst aufgegeben, traten jetzt auch aus ihrer scheuen Zurückhaltung immer mehr heraus und unter den Pastoren wurde es allmählich eine Majorität, die die Pflege der Mission in die Hand nahm. Fast durchgehends standen sie an der Spitze der Missionsvereine, die sich selbst je länger je mehr in den kirchlichen Organismus eingliederten. Auch die Tagespresse begann von der bis dahin ihrerseits fast ganz ignorierten Mission immer häufiger Notiz zu nehmen, wenn auch zunächst vorwiegend im abgünstigen Sinne. Dagegen fand sich keine Kolonialregierung mehr, die nicht wenigstens den zivilisatorischen Wert der Mission schätzen gelernt hätte.

Aus dieser Situation ließ sich unschwer dreierlei erkennen: 1. daß eine bedeutende Ausdehnung der Mission in Sicht war; 2. daß diese Ausdehnung eine beträchtliche Steigerung der bisherigen Missionsleistungen notwendig machte; und 3. daß diese Steigerung nur ermöglicht werden könnte, wenn die Missionskenntnis, das Missionsverständnis und die Missionsarbeit unter uns allgemeiner würde. Die Frage war nun: Wie kann eine intensivere Arbeit für die Mission bewirkt werden?

Nicht die Antwort, aber eine Antwort auf diese Frage war die Gründung unserer Konferenz. Ein neues Rädchen sollte sie sein in dem großen heimatlichen Missionsbetriebe, ein den Bedürfnissen der Gegenwart rechnungtragendes und in die große Öffentlichkeit tretendes Missionsorgan, das eine Arbeitergenossenschaft sammelte, welche auf Grund sowohl geistlicher Beeinflussung wie missionsgeschichtlicher und missionstheoretischer Belehrung Antrieb und Anweisung empfing, das heimatliche Missionsleben kraftvoller als bisher zu wecken und zu pflegen. Diese Arbeitergenossenschaft sollte sich aus solchen Mitgliedern zusammensetzen, die den aufrichtigen Willen haben, für das Werk der Ausbreitung des Christentums unter den Heiden in der Heimat tätig zu sein, welcher kirchlichen Partei sie auch angehören und welcher Missionsgesellschaft sie sich auch angeschlossen haben. Auf dem neutralen Boden der gemeinsamen Arbeit für die Mission sollten sie sich alle brüderlich die Hand reichen, um mit vereinten Kräften ihr Dienst zu tun.

Das war unser einfaches Programm. Wir haben keine Reklame gemacht; aber mit demütigem Dank gegen den, der allein Gedeihen

geben kann, dürfen wir heute bekennen: unser schüchterner Versuch hat einen unsre bescheidenen Erwartungen weit übersteigenden Erfolg gehabt. Gott hat der Konferenz eine seltene Anziehungskraft geschenkt; die zahlreichen — jetzt mehr als 1700 — Mitglieder, die sich ihr angeschlossen haben, sind in wachsendem Prozentsatz auch bei den jährlichen Versammlungen gegenwärtig gewesen, und wenn die Missionsleistungen unsrer Provinz seit ihrem Bestehen auf das dreifache gestiegen sind, so darf wohl ein bescheidener Anteil an dieser Steigerung auch den Anregungen zugeschrieben werden, die von dieser Konferenz ausgegangen sind. Und mehr noch. Es steht heute weithin durch ganz Deutschland ein Kreis von 18 ähnlich konstituierten Konferenzen — von den 6 oder 7 noch nicht konstituierten, von den Missionslehrkursen und der Herrnhuter Missionswoche abgesehen — um die ältere Hallesche Schwester herum. Wir haben von hier aus direkt wenig darauf hingearbeitet. Weil sich die Sache selbst empfahl, reizte unser Vorgang zur Nachfolge.

Unsere Hauptwirksamkeit lag in unseren Jahresversammlungen. Eine sehr mannigfaltige Fülle von bedeutenden, den heimatlichen wie den auswärtigen Missionsbetrieb betreffenden Fragen, unter ihnen viele, die auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion standen, sind in diesen Versammlungen von sachkundigen Männern behandelt worden, und diesen sachkundigen Referenten verdankt es unsere Konferenz vornehmlich, daß sie bis heute eine lebenskräftige Institution ist. Ihnen allen, auch denen, die uns in den schönen, die Konferenz eröffnenden Gottesdiensten und in den biblischen Ansprachen, welche die Hauptversammlung einleiteten, mit geistlicher Nahrung gespeist haben, gebührt unser herzlicher Dank. Mit Wehmut gedenke ich unter diesen Männern eines Freundes, der viele Male der Speisemeister unsrer Konferenz gewesen und nun von uns genommen ist, des D. Michael Zahn.

Die Konferenz hat ja auch noch manches andere getan: sie ist literarisch tätig gewesen; sie hat Missionspredigtreisen organisiert; sie hat die Anregung gegeben zur Einrichtung eines kirchlichen Missionstages und zur ständigen Missions-Berichterstattung auf der Kreis-, der Provinzial- und der Generalsynode; sie ist auch je und je mit einem Appell vor die große Öffentlichkeit getreten. Aber über das alles will ich nicht reden; Sie finden es in chronistischer Trockenheit zusammengestellt in der soeben veranstalteten 4. Ausgabe unsres

„Hilfsbüchleins“, das jedem Mitgliede gratis zugestellt werden wird, und das auch für Nichtmitglieder käuflich zu haben ist[1]).

Die Zukunft unserer Konferenz beruht auf dem jungen Geschlechte. Die meisten von der kleinen Schar, die die Konferenz begründete, sind nicht mehr unter den Lebenden. Auch aus dem allmählich erweiterten Vorstande haben wir 5 werte Männer durch den Tod verloren: Pastor Stier-Eisleben, Buchhändler Fricke-Halle, Direktor Dr. Frick-Halle, Pastor Eger-Nienstedt, Pastor D. Hoffmann-Halle. Und wie lange wird es dauern, so ist die ganze alte Garde nicht mehr da. Die Diener des Herrn kommen und gehen, aber die Werke des Herrn bleiben. Auch diese Konferenz wird das Werk Gottes forttreiben, wenn ein junges Geschlecht sein Träger wird. Die große Missionszeit kommt erst. Die Ausbreitung des Christentums ist in einem unaufhaltsamem Wachstum begriffen. Das junge Geschlecht wird größere Erfolge sehen als wir Alten sie gesehen haben; darum wird von ihm auch mehr gefordert werden als von uns gefordert worden ist. Und darum lasset uns alle, sonderlich ihr jungen Brüder, in das zweite Vierteljahrhundert unsrer Konferenzarbeit hinübergehen gehorsam der Mahnung des Apostels der Heiden: Nehmet immer zu in dem Werke des Herrn.

Pionierarbeit der englischen Baptisten am Kongo.

Von P. Richter-Werleshausen.

5. Der Todesengel hält seine Ernte.

Ein weites Gebiet hatten die im letzten Abschnitte erzählten Rekognoszierungsfahrten der „Peace“ erschlossen, es harrte der missionarischen Besetzung. Das Missionskomitee faßte zur Bewältigung der großen Aufgabe gleichfalls einen weitschauenden Plan. 10 Stationen sollten vom Stanley-Pool bis zu den Stanley-Fällen angelegt werden, jede mit 2 Missionaren besetzt; 6 neue Missionare sollten zur Anlegung der fürs erste Jahr (1885) geplanten 3 neuen Stationen ausgehen. Herr Arthington spendete aufs neue 40000 Mark, auch die übrigen Missionsfreunde gaben ihrem Interesse, ja

1) Für 50 Pfg. bei Wischan u. Wettnagel. Halle, Breitestraße 30.

ihrer Begeisterung in reichlichen Gaben Ausdruck; ebenso gingen der Missionsleitung Meldungen mit Angeboten für den Dienst am Kongo fort und fort zu. Es ist kein Jahr vergangen, in dem nicht Verstärkungen hinausgesandt wurden. Besonders stark wurden die Nachschübe in den Jahren von 1883 an. Nachdem bis dahin insgesamt 10 Missionare in der Arbeit gestanden hatten, folgten in den Jahren von 1883—86 Aussendungen von 4, 5, 8 und 7 neuen Arbeitern, so daß bis Ende 1886 nicht weniger als 34 Missionare ausgesandt waren.[1]) Wie viele von ihnen standen aber am Ende des nächsten Jahres noch auf dem Posten? Insgesamt 14! In höchst schmerzlicher Weise bekam in diesen Jahren die Mission etwas von dem ungesunden Fieberklima zu verspüren. In den ersten 4 Jahren der dortigen Arbeit war die kleine Arbeiterschar von Todesnot fast verschont geblieben, nur Frau Missionar Comber war gleich im Anfang heimgegangen. Ein großer Segen war es, daß die Pioniere der Mission länger erhalten blieben, Bentley und Grenfell bis auf den heutigen Tag. Furchtbar wurden aber von 1883 an die Reihen gelichtet. Gleich dieses Jahr riß 4 Lücken in sie: 3 Missionare starben, ein vierter mußte mit gebrochener Gesundheit heimkehren. Dunkel fing das Jahr 1884 an: mit den beiden oben erwähnten Ingenieuren war auch ein junger Missionar herausgekommen; durch Unvorsichtigkeit zogen sich alle 3 auf der Flußreise Schwarzwasserfieber zu; an einem Tage (28. Februar) starben die beiden Ingenieure, am nächsten der junge Missionar. Zu diesem dreifachen Verlust kamen im Laufe des Jahres 2 weitere: 2 Missionare mußten fiebergeschwächt Afrika verlassen. Dann kam 1885, für die Geschichte der baptist. Kongomission ein schwarzes Jahr: innerhalb 3 Monate wurden 4 Missionare dahingerafft; 2 andere mußten Afrika eiligst den Rücken kehren. Bei solchen Verlusten bedeutete das nächste Jahr fast eine Erholung: nur 2 Verluste, einer durch Tod, der andere durch Heimkehr! Desto schrecklicher wütete der Tod im Jahr 1887, das mit 6 Todesfällen selbst das „schwarze Jahr" hinter sich ließ. Und wie folgte Schlag auf Schlag: Am 9. März starben in ein und derselben Stunde in Underhill 2 junge Missionare. An dem Abend

1) Infolge der Abgabe der Kamerun-Mission an Basel konnten die Baptisten ihre Kraft von Mitte der 80er Jahre noch mehr auf den Kongo konzentrieren.

des Tages, an dem diese Trauerkunde nach Arthington kam, ging dort die Missionsschwester Miß Spearing heim. Ein großer Verlust war dann der Tod von Th. Comber; „Vianga-Vianga" (rastlose Tätigkeit) war der bezeichnende Name, den ihm die Eingeborenen beigelegt hatten. Im August kam die Nachricht vom Tode des Missionars Whitley und 3 Tage später von dem des Missionars Biggs. Einen siebenten vertrieb das Fieber aus dem Lande.

Welchen Eindruck machten diese Schläge auf die Missionsfreunde und vor allem auf die Missionare selbst? Einzelne Stimmen wurden in der Heimat zwar laut, solcher Vergeudung von Menschenleben ein Ende zu machen; im großen und ganzen aber faßte die Missionsgemeinde die Heimsuchung als einen ernsten und heiligen Appell zu völligerer Hingabe von Leib und Leben an das heilige Werk auf; und demgemäß handelte sie: immer neue Freiwillige traten in die gerissenen Breschen. Und wie die Missionare gesinnt waren, mögen uns die Worte eines aus ihrer Mitte sagen, die er bei der Kunde von dem Tode Combers schrieb:

„Obgleich tief betrübt durch den Tod unseres Bruders und Verlust unseres Führers, sind wir doch nicht entmutigt und zerschmettert. Dieser Verlust eines Bruders nach dem andern aus unserer kleinen Schar soll nur eine desto dringendere Mahnung an uns sein, die wir zurückbleiben und in Gesundheit und Kraft stehen, uns desto völliger dem Dienst des Herrn zu weihen. Die Tage unserer Arbeit hier mögen nur wenig sein, darum wollen wir sie nach besten Kräften ausnutzen." — Nur zu wahr sollte die in den letzten Worten ausgesprochene Ahnung sein: einige Wochen später war der Schreiber heimgegangen.

Von 1888 an hat sich der Gesundheitszustand allmählich gebessert, wozu der Bau besserer Häuser, bessere Nahrungsweise, bessere hygienische Vorkehrungen und Gestattung von etwas mehr Komfort beigetragen haben.[1]) Von 1887—1900 sind 40 Missionare ausgesandt: dem Klima erlegen sind in demselben Zeitraum 13 und heimgekehrt 9. Etwas günstiger sind die Ziffern hinsichtlich der Missionarsfrauen und Schwestern: von insgesamt 40 ausgesandten sind 8 gestorben, 9 haben das Feld räumen müssen, 23 stehen noch in der Arbeit. Wie sehr durch den fortwährenden Wechsel die junge Missionsarbeit gehemmt werden mußte, läßt sich

1) Sehr bedauerlich ist, daß der Bapt. M. G. für dies wichtige Arbeitsfeld kein Missionsarzt zur Verfügung steht. Einer wurde 1883 ausgesandt, starb aber bald, ohne bis jetzt einen Nachfolger erhalten zu haben.

ermessen. Von den gegenwärtig 35 Missionaren können nur 14 auf eine mehr als 10jährige Arbeitszeit zurückblicken, nur 4 auf eine mehr als 15jährige. Beinah nicht minder empfindlich wird die Arbeit aber auch dadurch gehemmt, daß die lebenden Missionare sehr häufig Erholungsurlaub nötig haben. Die Missionare müssen einen solchen nach 3 Jahren, Missionarsfrauen schon nach 2 Jahren nehmen. So weilten im letzten Berichtsjahre von 35 Missionaren 9 d. h. gut der vierte Teil in der Heimat.

6. Besetzung des oberen Kongo und bisherige Entwicklung der dortigen Stationen.

Konnte infolge der vielen Todesfälle auch jener große Plan des Komitees nicht völlig durchgeführt werden, so ist es doch eine anerkennenswerte Leistung, daß etwa in 8 Jahren eine Kette von Stationen von Stanley-Pool bis zu den Stanley-Fällen geschaffen ist.

Ihr erstes Glied bildete die schon 1883 gegründete Station Arthington.

Die Bewohner der Gegend waren Bateke; sie standen unter den Häuptlingen Nga Liema in Kintamba und Ntschulu in Nschassa nahebei; einer gab dem andern an frechem, anmaßendem Gebahren nichts nach. Und „wie der Herr, so der Knecht." Die Bateke waren ein unverschämtes, händelsüchtiges, diebisches Gesindel, denen gegenüber nicht die Geduld zu verlieren, unendliche Selbstverleugnung kostete.

Die Missionsarbeit wurde von manchen Fehlschlägen begleitet. Wie Nga Liema es zu hintertreiben gesucht hatte, daß die Missionare die Kiteke-Sprache lernten, indem er seinen Leuten verbot, ihnen dabei behilflich zu sein, so verbot er ihnen dann auch, bei ihnen zur Schule zu gehen. Ntschulu gestattete in seinem Dorfe wohl den Beginn einer Schule; nach einiger Zeit, als alles eben im schönsten Gange schien, verlangten jedoch die Schüler Bezahlung für die Lernarbeit; ein Ingenieur hatte ihnen eingeredet, die Missionare bekämen viel Geld für jeden Schüler, von dem sie nach Hause berichteten; es sei also nur recht und billig, daß sie diesen Profit mit den Schülern teilten. Als die Missionare das Verlangen ihrer Schüler rund abschlugen, wurde auch diese Schule gesprengt.

Ein schwerer Schlag traf die Station, als 1886 ein Steppenbrand ihre Gebäude ergriff und in Asche legte; nicht nur ging fast das sämtliche Stationseigentum verloren, sondern auch die großen Vorräte, die für die

neuanzulegenden Stationen dort aufgestapelt waren, so daß der Schaden 80000 Mark betrug. Die Kunde davon veranlaßte die heimischen Missionsfreunde in kurzem in außerordentlichen Gaben eine Summe von fast 120000 Mark aufzubringen. Wäre der Brand einige Wochen später geschehen, so würde der große Verlust vermieden sein, denn man war gerade damit beschäftigt, die Station von jenem Platze zu einem günstigeren näher dem See zu verlegen.

Noch ein härterer Schlag war für die Station jedoch der Fortzug der Leute Nga Liemas und nach einigen Jahren auch derjenigen Ntschulus auf das Norduser des Sees, auf französisches Gebiet. Fortwährende Reibereien mit der Regierung des Kongostaates waren die Veranlassung dazu.[1]) Von diesem Schlage hat hat sich die Station bisher nicht erholen können. Wäre der Platz nicht als Endstation der Eisenbahn so wichtig, so würde er vielleicht ganz aufgegeben sein; so aber ist er nicht zu entbehren. Aus den Bediensteten der Mission ist eine kleine Gemeinde von 10 Gliedern gesammelt; eine Schule wird von ca. 40 Knaben besucht, die meist aus der Gegend im Westen stammen. Im Süden tut sich

1) Ueber die Schädigungen, die der Mission aus den Operationen und Praktiken des 1885 ins Leben getretenen Kongo-Freistaates erwuchsen, erfährt man sonst bei Bentley und ebenso im baptist. Missionsblatte außerordentlich wenig. Gelegentlich wird einmal eine Strafexpedition erwähnt; diese sind aber nach Bentleys Urteil auch nur zu oft nötig gewesen, um die blutdürstigen Wilden zur Raison zu bringen. Von den anderweitig bekannt gewordenen Greueln des Kongostaats, abgeschnittenen Händen ꝛc. verlautet bei Bentley nichts. Es ist wohl die Rücksicht auf ihre missionarischen Interessen, die der Missionsleitung in der Veröffentlichung dieser Dinge die größte Zurückhaltung auferlegen.

Zu Gunsten des Kongostaates macht Bentley andererseits geltend, daß die Mission durch sein Bestehen manche Förderung erfahren habe. Abgesehen davon, daß durch ihn weite Gebiete dem Verkehr erschlossen sind und eine gewisse Garantie für das Leben der Weißen gegeben ist, ist durch ihn 1. dem Vordringen der Araber im Innern definitiv ein Riegel vorgeschoben. 2. Ist der Kannibalismus, soweit die Macht des Staates reicht, schon wirksam unterdrückt, wenn er in entlegneren Gebieten auch noch im Schwange geht. 3. Innerhalb seiner Einflußsphäre bahnen sich bessere Verhältnisse an, Ordnung und Gerechtigkeit werden aufgerichtet. Hinrichtung angeblicher Hexen und andre heidnische Greuel sterben aus. 4. Der verderbliche Branntweinhandel ist im Innern gesetzlich absolut verboten. Nur in dem schmalen Küstengebiet, von wo er schon wegen des von dem benachbarten französischen und portugiesischen Gebiet aus betriebenen Schmuggels nicht hätte ferngehalten werden können, ist er gestattet; von $^{90}/_{100}$ des ganzen Kongostaates ist der Branntweinhandel jedoch ausgeschlossen.

zu Evangelisationstouren ein weites Gebiet auf, das aber noch nicht in Angriff genommen ist. Im ganzen letzten Berichtsjahre (1901) ist übrigens die Station überhaupt nicht von einem Missionar besetzt gewesen.

Die nächste Station wurde 1886 begründet **Lukolela** 480 km oberhalb Arthington.

Der Ort liegt bereits in dem Sumpfgebiet, das den Strom auf eine Strecke von ca. 1000 km einfaßt. In der Überschwemmungszeit steht das Land meilenweit unter Wasser, und selbst in der trockenen Zeit ragt es stellenweise nicht mehr als 2 Fuß darüber empor. Am Ufer waren volkreiche Kolonien von Bobangileuten; im Innern ist ein ganz anderer Stamm, die Mpama ansässig.

Die Missionare wurden freundlich willkommen geheißen, und die Arbeit nahm einen guten Anlauf. Mit großer Energie warf man sich auf sprachliche Studien, so daß schon Grammatik und Wörterbuch in der Bobangisprache erschienen sind; die 4 Evangelien und zahlreiche Hymnen sind übersetzt, desgleichen einige andere erbauliche Schriften. Auch ein Monatsblatt Ntoto limeja (Lichtstrahlen) wird ausgegeben. 1892 wurde eine Druckpresse aufgestellt, auf der alle diese Sachen gedruckt wurden. Leider wurde dann Anfang der 90er Jahre die Station von einem ähnlichen Schicksal betroffen wie Arthington: innere Streitigkeiten und Reibereien mit dem Kongostaat veranlaßten nach und nach fast die ganze Bewohnerschaft vom östlichen auf das westliche (französische) Ufer überzusiedeln: von 5—6000 Einwohnern blieben nur 200 zurück. Da dadurch der Platz seine Bedeutung verloren hat, so ist die Missionspresse nach einer andern Station überführt und die Fortsetzung der Arbeit einem eingeborenen Gehilfen übergeben. Dieser hat versucht mit den Inlandleuten Beziehungen anzuknüpfen, was aber wegen der schlecht passierbaren Sumpflandschaft schwierig ist. In Lukolela selbst ist nur eine kleine Gemeinde von etwa 1 Dutzend Gliedern. Es scheint jedoch, als ob es unter den Zurückgebliebenen allmählich anfinge sich zu regen.

Mittwegs zwischen Stanley-Pool und Lukolela wurde 1888 noch die Station **Bolobo** eingeschaltet.

Sie liegt auf neutralen Grunde zwischen den Orten der Bobangi auf der einen und denen der Moje auf der anderen Seite. Der Platz ist schon häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen. Einmal mußten die Missionare von ihrer Station aus Zeugen eines solchen sich in unmittelbarer Nähe abspielenden Kampfes sein. Aber noch bei weitem mehr Menschenleben, als

durch die zahllosen Fehden zu grunde gehen, werden ein Opfer der grausamen bei den Bobangi im Schwange gehenden Sitten. Das Töten eines Menschen aus diesem oder jenem Grunde — schreibt Miss. Grenfell 1889 — ist ein fast tägliches Ereignis. Wir wissen von 12 solchen Fällen innerhalb des letzten Monats, und dies innerhalb eines Umkreises von 1 Meile, einer wurde wegen angeblicher Zauberei hingerichtet, 11 mußten das Begräbnis eines Gestorbenen verherrlichen. Wird ein neues Gesetz proklamiert, so wird ein Sklave hingerichtet — als warnendes Exempel für jeden Übertreter desselben.

Daß bei solchem wilden Volk die Mission nur mühsam Wurzel schlagen kann, ist erklärlich. Auch wurde der Anfang durch den häufigen Wechsel, dem das Stationspersonal unterworfen war, sehr erschwert. Ein dankenswerter Erfolg ist es daher, wenn in Bolobo eine Gemeinde von 36 Gliedern gesammelt ist. Die Schule erfreut sich eines recht guten Besuchs (täglich 160—180 Schüler). Unter den Frauen und Mädchen arbeitet eine Missionsschwester.

Die Sprache ist wie in Lukolela das Bobangi; doch sprechen die Moje einen sehr abweichenden Dialekt und wieder einen andern die Batende im Hinterlande, mit welchen man aber erst wenig in Berührung gekommen ist, sie zeigten sich sehr feindselig.

Auf Bolobo herrscht reges Leben; mancherlei industrielle Tätigkeit wird hier entfaltet. Eine stattliche aus Backsteinen gebaute Kirche und solide Wohnhäuser legen Zeugnis ab von der Ziegel- und Maurerarbeit, die die eingeborenen Burschen gelernt haben; auch Zimmerei, Schmiedekunst und Hausbau lernen sie. Da sich ferner hier die Station für die beiden Missionsdampfer — zu der „Peace" ist 1894 die „Goodwill" (Wohlgefallen) gekommen — befindet, so sind auch eine Ingenieurwerkstatt und eine Werft zur Reparatur der Schiffe vorhanden: auch in diesen Arbeiten werden einige Eingeborene ausgebildet. Endlich hat auch die Missionspresse ihre Stätte jetzt in Bolobo. Eine Verödung durch Auswanderung hat auch dieser Station einmal gedroht, das Zureden der Missionare hat jedoch diese Gefahr abgewandt. Die Station gewährt so nach allen Seiten hin einen verheißungsvollen Anblick.

Gut 300 km oberhalb Lukolela liegt die nächste Station: Monsembe. Sie wurde 1890 angelegt, hat aber insofern eine ungünstige Lage, als sie bei hohem Wasserstande des Kongo überschwemmt wird, was für den Gesundheitsstand unmöglich gut sein kann. Doch ist andrerseits der Platz wichtig, da er inmitten einer zahlreichen Bevölkernng liegt; auch steht der Kongo hier durch einen natürlichen Kanal mit dem mächtigen Mobangi in Verbindung, so

daß sich gute Gelegenheit für evangelistische Tätigkeit bietet. Zu diesem Zwecke ist die Station auch mit einem Stahlboot ausgestattet. Die Bewohner gehören freilich zu den entartetsten, sie sind dem Kannibalismus in seinen schlimmsten Formen ergeben.

Miss. Stapleton schrieb nach 10monatlicher Bekanntschaft mit ihnen: „Die Eingeborenen hier sind lange der Schrecken des Stromes gewesen. Jede bluttriefende Geschichte darf man getrost von ihnen glauben. Sklavenfang und Mordbrennerei werden von ihnen als Lieblingsbeschäftigung angesehen. Die Leute von Bopoto haben den Namen „Fischer", die von Bobangi „Händler", aber die von Monsembe „Menschenfresser".

Langsam fangen aber die Missionare an, das Vertrauen der Leute und Einfluß über sie zu gewinnen. Anfang 1895 wurden die 5 Erstlinge getauft, zu denen seitdem einige weitere hinzugekommen sind. Gottesdienst und Schule werden gut besucht. Große Verwüstungen richtet leider neuerdings die rätselhafte Schlafkrankheit an, wodurch der Schulbesuch sehr dezimiert ist. Die hier gesprochene Sprache ist das Boloki oder Bangala. Die 4 Evangelien und andere kleine Stücke sind übersetzt; auch Grammatik und Lexikon schon vorhanden.

Etwas früher als Monsembe wurde, wieder 200 km stromaufwärts, **Bopoto** besetzt. Es liegt in hoher und gesunder Lage. Das Volk huldigt allerdings auch dem Kannibalismus. Jedoch haben auch hier schon einige Taufen stattfinden können, und die Schule wird von 120 Schülern regelmäßig besucht. Obwohl die Bopoto-Leute wie die von Monsembe zum Bangalastamm gehören, so weichen doch ihre Dialekte so beträchtlich ab, daß auch hier besondere Sprachstudien getrieben werden müssen.

Am weitesten ins Innere vorgeschoben ist die zuletzt (1896) gegründete Station **Yakusu** (Sargent) etwas unterhalb der Stanley-Fälle, 2160 km von der Küste. Der Punkt ist von besonderer missionsstrategischer Wichtigkeit; es stoßen hier die Gebiete von 5 bedeutenden Stämmen zusammen. Allerdings hat man es infolgedessen auch mit 5 Sprachen zu tun, wozu als 6. noch das Suaheli kommt. Letzteres hat man nach dem Vorgang des Kongostaates zur Schulsprache gemacht. Die Anfänge dieser Station waren besonders schwer; es ging durch viel Krankheits- und Sterbensnot, in den letzten Jahren haben sich aber die Gesundheitsverhältnisse erfreulich gebessert. Die Hoffnung der Missionare in dieser Anfangszeit ist eine in gute Aufnahme gekommene Schule, die von

einigen 70 Kindern besucht wird; sie stammen aus 16 Ortschaften und gehören den verschiedensten Stämmen an, so daß man hofft, sie werden, solange den Missionaren noch die Zunge gebunden ist, die ersten Verkündiger der frohen Botschaft unter ihren heimatlichen Stämmen werden. Die letzte Nummer des Missionsblattes (Jan. 1903) bringt soeben die Nachricht, daß in Yakusu die 3 Erstlinge, 2 Burschen und 1 Mädchen, getauft sind.

Auf dem Vordringen noch weiter nach Osten befand sich 1902 Miss. Grenfell. Er unternahm mit der „Goodwill" eine Rekognoszierungsfahrt den Lindifluß hinauf auf den Albert Eduard-See zu, wo noch weitere Stationsgründungen geplant werden.

Die so vorgenommene Okkupation des oberen Kongo ist ja ein großes und kühnes Unternehmen, für das die Bapt. Miss. Ges. in der Tat auch gewaltige Opfer gebracht hat. Offenbar ist es aus dem Bestreben hervorgegangen, möglichst schnell den Krapfschen Gedanken — eine Kette von Missionsstationen quer durch Afrika hindurch — verwirklicht zu sehen. Doch hat das Unternehmen auch seine großen Bedenken. Die Stationen liegen sehr weit auseinander, je 2—300 km, wobei es kaum möglich ist, einen lebendigen Kontakt zu unterhalten, zumal beinah jede Station das Studium einer neuen Sprache erfordert. Dazu der viele durch Krankheit und Tod veranlaßte Wechsel auf den Stationen; die Hilfe des nächsten Stationsnachbarn kann wegen Unkenntniß der Sprache dann nur höchst mangelhaft sein; ein neuer Missionar muß sich erst wieder ganz von vorne an einarbeiten: wie wird dadurch die Kontinuität der Arbeit unterbrochen! Es ist wohl anzunehmen, daß die Bapt. Mission bei Beschränkung ihrer Arbeitssphäre und dadurch ermöglichte Konzentrierung ihrer Kräfte mehr erreicht haben würde. Und vor allem: wird die Gesellschaft später im stande sein, ein so großes Gebiet wirksam zu evangelisieren? Auch hier wäre wohl zu wünschen: not diffusion, but concentration!

7. Entwicklung der Arbeit im Küstengebiet.

Während die Arbeit auf den Stationen am oberen Kongo noch mit den Anfangsschwierigkeiten zu ringen hat, befindet sich die in S. Salvador und am unteren Kongo schon in einem fortgeschritteneren Stadium. Am ersteren Orte wurde 1886 nach 2jähriger Vorbereitung der Erstling getauft; $1^1/_2$ Jahre später folgte die Taufe von 5 weiteren erprobten Männern. Missionar Lewis schrieb:

„Vielleicht wundern sich die Freunde in der Heimat, daß wir nur so wenige getauft haben. Es sind dies keineswegs die einzigen, welche nach der Wahrheit forschen. Wir glauben jedoch, daß es das Beste ist, in der Aufnahme der Taufkandidaten vorsichtig zu sein. Ein wenig Warten wird denen, die es ernst meinen, nicht schaden, uns aber dazu dienen, zwischen Echtem

und Unechtem besser zu unterscheiden. — Es hätten sonst schon an 200 getauft werden können."

Die Arbeit der römischen Gegenmission blieb leider auf die Dauer doch nicht ohne Erfolg; besonders gelang es den Patres, den König allmählich teils durch Drohungen einzuschüchtern, teils durch Geschenke zu sich herüberzuziehen, so daß er den evangelischen Missionaren mehr und mehr entfremdet wurde. Er versuchte wohl auch seine Untertanen von ihnen abwendig zu machen; aber darin fand er bei den besseren Elementen festen Widerstand. Er starb 1891. Seine nächsten Nachfolger standen ganz und gar im Bann der Römischen, und die Anhänger der evangelischen Mission hatten manche Gewalttat zu erleiden. Im Jahre 1901 ist in Pedro Mbemba ein ehemaliger Anhänger der evangelischen Mission zur Regierung gekommen; er ist zwar nicht Christ geworden, sondern ins Heidentum zurückgefallen, hat aber die einst erhaltenen Lehren nicht ganz vergessen. Er hat sich bisher freundlich zu den Missionaren gestellt und sie schon öfter um Rat gefragt.

Die Gemeinde ist im Laufe der Jahre beträchtlich gewachsen, sie zählt jetzt 192 Glieder. Im Herbst 1899 wurde eine große steinere Kirche eingeweiht, bei welcher Feier wohl 800 Menschen zugegen waren. Die Baukosten, 6000 Mark, hat die Gemeinde selbst getragen, wie überhaupt die jungen Christen dazu erzogen werden, für alle Kosten des Kultus selbst aufzukommen. Bei der Centenarfeier der Bapt. Miss. Ges. 1892 opferten sie 675 Mark, ähnlich bei anderen Gelegenheiten. Auch für Ausbreitung des Evangeliums leisten sie Beisteuer und unterhalten einen eingebornen Evangelisten. Daneben tun auch manche eingeborne Christen freiwillige Evangelistendienste, wodurch sie zur Ausbreitung des Evangeliums in der Umgegend wesentlich beitragen. — Eine Presse ist in San Salvador tätig, auf der eine ganze Reihe Übersetzungsarbeiten gedruckt sind; in 250 Exemplaren wird ein Monatsblatt Ngonde ja ngonde (Von Monat zu Monat) ausgegeben.

Südöstlich von San Salvador (ca. 110 km) haben die Sombos, ein Volk von Händlern, ihren Sitz. Die Missionare hatten sie bei ihren Zügen durch San Salvador schon lange als intelligente und tatkräftige Leute kennen gelernt, konnten aber erst 1896 und 97 Orientierungstouren zu ihnen unternehmen, wobei sie Kibokolo, in einer volkreichen Gegend gelegen, als geeignetes Missionszentrum ermittelten. Aber gerade hier verhielten sich die Eingebornen recht feindselig und wollten von einer Niederlassung der Weißen nichts wissen. Bald darauf hatten die Missionare jedoch Gelegenheit, einer Karawane von Sombohändlern wertvolle Dienste zu leisten,

und nun schlug die feindselige Stimmung in das Gegenteil um; nun lud man die Missionare selbst zum Kommen ein, was Ende 1899 geschah. Die Station ist Comber-Gedächtnis-Station genannt zur Erinnerung an 6 Glieder der Familie Comber, die ihr Leben dem Kongo geopfert haben.

Am unteren Kongo war zur Herstellung des Verkehrs zwischen der Küste und Stanley-Pool die Etappenstraße: Underhill, Baynesston, Isangila, Manjanga, angelegt. Der Wechsel, der in den Verkehrsverhältnissen eintrat, machte diese Stationen, die wesentlich nur Transportstationen gewesen waren, überflüssig. So wurden Baineston und Isangila ganz aufgehoben. Underhill wurde nach Matadi, dem Ausgangspunkt der Eisenbahn verlegt. Manjanga endlich wurde vom Norduser des Stroms nach dem Süduser etwas weiter flußaufwärts nach Ngombe verlegt.[1])

Diese neue Station Ngombe hat es seit 1884 unter Bentleys Leitung schon zu einer so erfreulichen Blüte gebracht, daß sie auch die viel ältere Arbeit in San Salvador beträchtlich überflügelt hat. Als die Station angelegt wurde, baute sich Nlembo, Bentleys erster Bekehrter, daneben sein Häuschen, ebenso einige andere Bekehrte, so daß eine kleine christliche Niederlassung entstand, die dem † Miss. Th. Comber zu Ehren Vianga-Vianga genannt wurde. Diese Niederlassung wurde der Kern einer immer mehr anwachsenden und immer weiter sich ausbreitenden Gemeinde. Der Bezirk, der zur Station Ngombe gehört, ist 3000 engl. Quadratmeilen groß. Die Arbeit geschieht ganz systematisch, indem der ganze Bezirk in 4 Teile geteilt ist, von denen jedem der 4 in Ngombe stationierten Missionaren einer zugeteilt ist, ihn evangelisierend wieder und wieder zu bereisen. So sucht man das Vertrauen der Bewohner zu gewinnen; dann veranlaßt man sie, daß sie dem Missionar ihre Kinder anvertrauen, 2—3 aus jedem Orte. In Ngombe befinden sich eine große Knaben- und Mädchenkostschule, zur Zeit von ca. 200 Knaben und 60 Mädchen besucht. Die hier erzogenen Kinder, hofft man, werden hernach in ihrem Heimatdorfe einen guten Einfluß ausüben. Das wird auch an vielen Orten erreicht; oft fangen die ehemaligen Schüler auf eigne Faust in ihrer Heimat eine kleine Schule an und bereiten so dem Evangelium Bahn. An immer mehr Punkten hat es allmählich Eingang gefunden; der letzte Jahresbericht führt 44 Außenposten auf, auf denen 1500 Schüler gezählt werden. Auf den meisten befinden sich auch schon Getaufte,

1) Nach einem Wohltäter heißt sie auch Wathen.

hier ein größeres, dort ein kleineres Häuflein, dort erst einzelne. Im ganzen gehören jetzt 355 Glieder zur Gemeinde; im letzten Berichtsjahre wurden allein 116 getauft. Ihre Zahl würde noch erheblich größer sein, wenn nicht die Schlafkrankheit viele hinweggerafft hätte.

Bei diesem erfreulichen Wachstum macht sich immer gebieterischer die Notwendigkeit geltend, für eine bessere Ausbildung der Lehrer und Evangelisten Sorge zu tragen. Es ist sehr mißlich, daß der Missionar bei der großen Ausdehnung seines Bezirks diese noch recht ungenügend ausgebildeten jungen Leute viel zu viel sich selbst überlassen muß. Ein weniges ist im letzten Jahre versucht, um die schlimmsten Lücken auszufüllen. Zur besseren Ausbildung wäre jedoch die Schaffung eines Seminars und Anstellung eines besonderen Missionars dringend wünschenswert. Bentley hat ohne dies noch genug in Händen, besonders Übersetzungsarbeiten. Er hat darin schon viel geleistet, zuerst ein Wörterbuch und eine Grammatik der Kongosprache, wozu er später noch einen Anhang herausgegeben hat. 1883 hatte er die Übersetzung des Neuen Testaments fertig gestellt, und jetzt hat er sich an die des Alten gemacht. Die 2 ersten Ausgaben des ersteren (1600 Exemplare) sind schon fast vergriffen. Auch zu sonstiger christlicher Literatur sind schon schöne Ansätze vorhanden. Gegen die in diesem Gebiete verbreitete Trunksucht kämpft ein Enthaltsamkeitsverein mit Erfolg an (1500 Mitglieder.) Viele heidnische Sitten sind im Verschwinden begriffen; es vollzieht sich ein Wandel zum Neuen, die Kräfte des Evangeliums sind an der Arbeit.[1])

Die Tätigkeit und Bedeutung der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen.

Von Pfarrer P. Kranz, unabhängigem Missionar in Schanghai, China.

Vor wenigen Wochen erschien der 15. Jahresbericht der Society for the Diffussion of Christian and General Knowledge among

1) Daß die Mission der englischen Baptisten am Kongo nicht die einzige evangelische Mission ist, war eingangs bereits gesagt. Eine gute Übersicht über die Arbeit sämtlicher evangelischen Missionen am Kongo enthielt die A. M. Z. 1898, 26, eine kürzere Jahrg. 1902, 204 (433).

the Chinese (abgekürzt Diffussion Society oder S. D. K. genannt). Nach diesem Bericht beläuft sich der Gesamtwert der im letzten Jahre durch die Gesellschaft verkauften chinesischen Schriften christlichen und wissenschaftlichen Inhalts auf rund 60000 mex. Dollars (= etwa 120000 Mk.); und zwar waren dies zum Teil eigene Publikationen der S. D. K. im Werte von 33239 Dollars, zum Teil Publikationen verwandter Gesellschaften im Werte von 27047 Dollars. Diese Zahlen schon deuten an, welchen Einfluß die Gesellschaft in China erlangt hat. Es dürfte deshalb auch für die Missionsfreunde in Deutschland von Interesse sein, etwas Näheres über die Tätigkeit derselben zu hören. Ich komme deshalb mit Freuden dem Ersuchen des verehrten Herausgebers dieser Zeitschrift nach, ihm einen Aufsatz über die Tätigkeit und Bedeutung der Diffusion Society zu liefern, umsomehr als ich ihm, dem langjährigen Führer der Missionssache in Deutschland, und seiner gediegenen Zeitschrift noch eine persönliche Dankesschuld abzutragen habe, da schon in meiner Schülerzeit diese Zeitschrift mit ihrem auf jeder Nummer gedruckten Motto (Matth. 24, 14) und später besonders seine Schrift „die Mission in der Schule" einen wesentlichen Einfluß auf meinen Entschluß Missionar in China zu werden ausgeübt haben.

Ich will zuerst die Entstehung und äußere Entwickelung der Diffusion Society kurz skizzieren, sodann einen Überblick über die von ihr veröffentlichte chinesische Literatur geben, und zuletzt ein Wort über die Bedeutung der Gesellschaft für die Erfüllung der Missionsaufgabe in China hinzufügen.

I.

Die erste allgemeine Missionarskonferenz in China, gehalten in Schanghai im Jahre 1877, hatte ein Komitee zur Herausgabe von Schulbüchern (School and Text Book Committee) ernannt, dessen Schriftführer der talentvolle Rev. Dr. A. Williamson und dessen andere Mitglieder Dr. Martin, Dr. Mateer, Dr. Allen, Dr. Fryer und Rev. Lechler waren. Während eines Urlaubs in Schottland im Jahre 1884 gründete Dr. Williamson zur Unterstützung jenes Komitees eine „Chinesische Buch- und Traktat-Gesellschaft in Glasgow." Dieselbe brachte eine ziemlich bedeutende Summe auf, um eine eigene Druckerei und Verlagsanstalt in Schanghai zu gründen und die Verbreitung christlicher Literatur in China zu fördern. Bei seiner Rück-

lehr nach China nahm Dr. Williamson einen tüchtigen Fachmann mit hinaus, Mr. G. Mc Intosh, welcher die Druckerei leiten sollte. Er bewog auch unseren verewigten Freund, den schon damals wegen seiner gediegenen chinesischen Werke weithin berühmten Dr. Faber 1886 von Hongkong nach Schanghai überzusiedeln, um ihm bei dieser literarischen Arbeit zu helfen. Aber es traten innerhalb des Schanghai-Komitees Schwierigkeiten ein, welche zur Trennung desselben von der Glasgower Gesellschaft führten. Ersteres (das School and Text Book Committe) wurde vier Jahre später durch die allgemeine Konferenz von 1890 auf Antrag des ebenfalls hervorragend tüchtigen Dr. John Fryer in die Educational Association verwandelt. Dr. Williamson aber gründete im Einverständnis mit der Gesellschaft in Glasgow im Jahre 1887 in Schanghai die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge, die ihre hauptsächliche Unterstützung damals und in den folgenden Jahren durch eben jene Buch- und Traktat-Gesellschaft von Glasgow (Schottland) erhielt.

Der Zweck der Diffusion Society ist nach Paragraph 2 der Statuten: „die Veröffentlichung und Verbreitung auf christliche Prinzipien gegründeter Literatur in China". Die Leitung der Arbeiten der Gesellschaft liegt in den Händen eines Geschäftsausschusses (Board of Directors), der sich aus einem Präsidenten, mehreren Vize-Präsidenten, einem Schatzmeister, einem Schriftführer und mindestens 6 anderen Mitgliedern zusammensetzt, welche alle auf der Jahresversammlung für ein Jahr erwählt werden. Ein bestimmter Mitgliederbeitrag ist nicht festgesetzt, es wird aber erwartet, daß alle Mitglieder die Sache auch finanziell unterstützen. Nach der neuesten Bestimmung (Katalog, Dezember 1902) sollen alle protestantischen Missionare, welche 10 Dollars Jahresbeitrag zahlen, Mitglieder werden und ein Freiexemplar der neuerscheinenden Publikationen der Gesellschaft erhalten. In dem 1887 erschienenen Prospekt ist zur Motivierung der Gründung der Gesellschaft besonders hervorgehoben, daß ihre Aufgabe sein soll 1. gediegene Literatur für die gebildeten Klassen Chinas, und 2. illustrierte Bücher für die Familien zu schaffen, so daß die Gesellschaft ein bestimmt abgegrenztes Arbeitsgebiet vor sich habe, im Unterschied speziell von den Bibel- und Traktat-Gesellschaften.

Leider starb der begeisterte Gründer und Leiter der Gesellschaft Dr. Williamson bereits am 28. August 1890. Über ein Jahr

lang hatte die Gesellschaft keinen eigentlichen Schriftführer. Während dieser Zeit wurde auch die Druckerei der Gesellschaft verkauft. Der bisherige Leiter derselben, Mr. Mc Intosh, kehrte nach Schottland zurück, trat aber später in die Arbeit der Presbyterianischen Missionsdruckerei in Schanghai ein. Die Aussichten für die Diffusion Society waren zu dieser Zeit recht trübe. Da aber bat der Geschäftsausschuß im Jahre 1891 den Rev. Timothy Richard, einen seit 1870 in China tätigen Missionar der englischen Baptisten-Mission, das Schriftführeramt zu übernehmen. Durch ihn kam neues Leben in die Sache. Seine Missionsdirektion gab ihm bereitwilligst Erlaubnis, seine ganze Zeit dieser literarischen Missionstätigkeit zu widmen. Er erließ von Zeit zu Zeit begeisterte und begeisternde Aufrufe an die Christen Englands und Amerikas, worin er die Wichtigkeit und Notwendigkeit der literarischen Missionsarbeit gerade für China klar darlegte und es gelang ihm, in immer weiteren Kreisen reges Interesse für die Sache zu erwecken. Er wies besonders darauf hin, daß die sich beständig wiederholenden Unruhen in China und die feindliche Haltung der Bevölkerung gegenüber allen Einflüssen des christlichen Westens ihren wesentlichen Grund haben in der Unwissenheit und dem damit zusammenhängenden Stolz der führenden Klassen in China, und daß deshalb die beste, aussichtsvollste, schnellste Methode diese feindliche Haltung und Unwissenheit zu überwinden eben die Verbreitung einer gediegenen christlichen Literatur sei. Da ich die Berechtigung der methodischen Grundprinzipien Dr. Richards erkannte, schloß ich mich bald nach meiner Ankunft in China (Oktober 1892) auch seinen Bestrebungen an und übernahm später selbst eine zeitlang das Schriftführeramt der Gesellschaft, von September 1895 bis Ende 1897, in welcher Zeit Dr. Richard von Schanghai abwesend war. Im Jahre 1892 hatte sich die chinesische Buch- und Traktat-Gesellschaft in Glasgow in die „Christliche Literatur-Gesellschaft für China" verwandelt (The Christian Literature Society for China). Während seines Urlaubs in England im Jahre 1896 gelang es Dr. Richard das Interesse für diese Literaturgesellschaft zu vertiefen, neue Zweigvereine ins Leben zu rufen und besonders einige Missionsgesellschaften zu bewegen, aus ihren regelmäßigen Einnahmen selbst einen namhaften Beitrag für die Diffusion Society zu zahlen in der richtigen Erkenntnis, daß die Verbreitung dieser christlichen Literatur auch direkt der praktischen Arbeit aller

Missionsgesellschaften in China zu gute kommt. Der letzte Jahresbericht zeigt, daß die Wesleyanischen Methodisten, die englischen Baptisten und die Londoner Mission jede 2000 Mk. und die Christian Missionary Society Americas (Disciples of Christ) etwa 1600 Mk. Jahresbeitrag bewilligt haben; die ersten beiden gaben außerdem das Gehalt für einen Mitarbeiter der S. D. K.; letzteres tun auch die American Methodist Episcopal Mission, die Canadian Presbyterian Mission und die englische Church Mission.

Eine Übersicht über die Gesamtbeiträge zur Arbeit der Diffusion Society (abgesehen von den Missionsgehältern) gestaltet sich nach den mir vorliegenden Jahresberichten folgendermaßen:

Im Jahre 1888: 2593 Doll., 1892: 1208 Doll., 1896: 3347 Doll., 1898: 16530 Doll., 1899: 17390 Doll., 1900: 10293 Doll., 1901: 19343 Doll., 1902: 24794 Doll. Besonders interessant und ermutigend ist es, daß in den letzten Jahren auch einflußreiche Chinesen in steigendem Grade Beiträge für die Gesellschaft gezahlt haben, z. B. im vergangenen Jahre der berühmte Vizekönig Tschang-tschitung 3000 Doll., der Gouverneur von Sutschau 1000 Doll. und zwei andere Gouverneure je 500 Doll.

Aber nicht nur die Hilfsmittel, sondern auch die Leistungen der Gesellschaft haben sich von kleinen Anfängen aus stetig entwickelt, und in den letzten Jahren eine in der Tat Achtung gebietende Höhe erreicht. Wie aber soll man die Leistungen einer Literatur-Gesellschaft, die doch wesentlich auf geistigem Gebiet liegen, statistisch veranschaulichen? Es gibt dafür nur zwei, allerdings auch nur mangelhafte Anhaltspunkte, das ist der durch den Verkauf erzielte Preis der Bücher und die Anzahl der Veröffentlichungen. Letztere aber lassen sich auch nicht nur nach der Zahl der Exemplare berechnen; denn die großen Bibelgesellschaften berichten z. B. in ihren jährlichen Mitteilungen von vielen Millionen von „copies sold", wenn man aber näher zusieht, erfährt man, daß die meisten davon nur sehr kleine, wenige Seiten enthaltende Schriftteile sind und außerdem noch bedeutend unter dem Wert der bloßen Druckkosten „verkauft", d. h. halb verschenkt werden. Es ist deshalb, so befremdlich es auch mir selbst zuerst erschien, doch nötig, wenn man überhaupt ein einigermaßen treues statistisches Bild der Leistungen einer Literaturgesellschaft in China geben will, die Anzahl der gedruckten Seiten mit anzugeben. Denn es macht einen Unterschied, ob eine Schrift 10

oder 1000 Seiten hat. Nicht aus Reklamegründen also, sondern um der Einführung einer sachlichen Statistik willen, haben wir dies in den letzten Jahresberichten der S. D. K. getan. Diese Jahresberichte, soweit die bezüglichen Zahlen darin enthalten sind, ergeben über diese Leistungen folgendes Bild:

Jahr	Verkauft für Doll.	Exemplare gedruckt	Gesamt-Seitenzahl
1888		114,160	
1889		132,698	
1890		93,403	
1891	561		
1892	1,650		
1893	817		
1894	2,286		
1895	2,119		
1896	5,900		
1897	15,456	199,200	24,295,800.
1898	18,457	181,249	37,120,788.
1899	9,113	185,460	18,660,920.
1900	6,251	171,250	13,628,410.
1901	12,722	48,950	5,572,000.
1902	33,239	125,096	13,911,656.

Die Hauptauslagen für den Betrieb der Gesellschaft bestehen 1. in den Gehältern für die chinesischen Gelehrten, welche den von den Missionsgesellschaften unterhaltenen Missionaren bei der Übersetzungsarbeit helfen. Die für diese Gehälter im letzten Jahr gezahlte Summe betrug nicht ganz 7000 Dollars. Sodann 2. in den Kosten, d. h. Miete, Gehalt eines englischen Geschäftsführers, der chinesischen Gehilfen ꝛc., der eigenen Schriften-Niederlage und des Arbeitsbüreaus der Gesellschaft, die sich 1902 zusammen auf circa 7000 Dollors beliefen; und 3. in den Druckkosten für Bücher und Zeitschriften, wofür 1902 circa 14 000 Dollars ausgegeben wurden. Um in der Lage zu sein, den Druck größerer Werke in Angriff nehmen zu können, muß der Geschäftsausschuß darauf bedacht sein, ein ziemlich bedeutendes Betriebskapital und einen Reservefond in Händen zu behalten.

Die Mitglieder des Geschäftsausschusses (Board of Directors) wohnen, mit Ausnahme des Ehrenpräsidenten Sir Robert Hart und mehrerer Vizepräsidenten (honoris causa ernannt), sowie des Rev. Cornaby, alle in Schanghai und versammeln sich in der Regel monatlich einmal zur Beratung der vorliegenden Geschäfte. Zur Be-

gutachtung der zwecks Veröffentlichung einlaufenden Manuskripte besteht eine Prüfungskommission, zu welcher der Schreiber dieser Zeilen auch gehört.

Nach dieser kurzen Skizze der Entstehung, Entwicklung und des äußeren Apparats der Gesellschaft, will ich nun versuchen, einen Überblick über die von der Gesellschaft bisher geschaffene, resp. veröffentlichte Literatur zu geben.

II.

Da sind vor allem unsere beiden chinesischen Monatsschriften zu erwähnen, die Wan Kuo Kung Pao („Review of the Times", wörtlich „Aller Länder Öffentlicher Anzeiger") und die Chung Hsi Kiao Huei Pao („The Chinese Christian Review"). Erstere wurde 1868 von Rev. Dr. Y. J. Allen, einem ehrwürdigen, gediegenen Missionar der Americ. Method. Episcopal Church, gegründet und seit 1888 als Hauptorgan der S. D. K. redigiert. Sie ist besonders für die höheren Klassen, die Mandarine und Gelehrten berechnet. Sie behandelt außer religiösen, philosophischen, pädagogischen Fragen auch politische und nationalökonomische Probleme vom christlichen Standpunkt aus, und erscheint monatlich in 4000 Exemplaren, zirka 60 Seiten in jeder Nummer enthaltend. Die zweite ist eine interdenominationelle kirchliche Zeitschrift, besonders für chinesische Pastoren und gebildete Christen berechnet. Ihre Herausgeber haben mehrmals gewechselt, jetzt wird sie von Rev. W. A. Cornaby in Hanyang (bei Hankau) herausgegeben. Sie erscheint monatlich in 1000 Exemplaren und enthält durchschnittlich 30 Seiten. Diese beiden Zeitschriften dürfen als Muster gelten und haben auch verschiedentlich zur Nachahmung angereizt. Chinesen selbst haben mehrere Magazine nach Art der Kung Pao ins Leben gerufen.

Unsere übrige Literatur zerfällt in zwei große Hauptgruppen: 1. die rein religiösen Schriften und 2. Schriften über Zivilisation, Nationalökonomie, Naturwissenschaften, Weltgeschichte ꝛc., auf Grundlage christlicher Prinzipien.

Zur ersten Gruppe gehören mehrere „Leben Jesu". Was hätte der Westen dem Osten Besseres zu bieten als eine Beschreibung des Lebens und Charakters unseres Erlösers? Ferner sind darunter eine Bibelkonkordanz, Geschichten des Alten und Neuen Testaments mit Illustrationen, ein ausführlicher Katechismus (vom Schreiber dieses) und ähnliches.

Die zweite Gruppe ist dem von den Traktatgesellschaften verschiedenen Charakter unserer Gesellschaft entsprechend die zahlreichere. Ich will hier nur einige der wichtigsten Werke nennen: vor allem Dr. Fabers großes Werk über Zivilisation oder die Früchte des Christentums, welches in 74 Kapiteln fast alle wichtigen Lebensgebiete vom christlichen Standpunkt aus beleuchtet, (vergl. die Inhaltsangabe des Buches in meiner Flugschrift über Dr. Faber, Heidelberg, Evang. Verlag, S. 44 f.). Um dieses äußerst wertvolle Buch weithin bekannt zu machen, ließ ich 1894 zweitausend Exemplare davon durch die S. D. K. unter höheren Mandarinen verbreiten, und seitdem sind bereits mehrere neue Auflagen des Werkes ausverkauft worden. Sodann Dr. Fabers großes Werk über die chinesischen Klassiker in 6 Bänden, von dem die Gesellschaft mit Fabers Erlaubnis eine neue Auflage veranstaltete. Von anderen Werken muß ich mich begnügen nur die Verfasser (resp. Übersetzer) und Titel zu nennen.

Werke des Rev. Dr. Y. J. Allen.

Die Geschichte des japanisch-chinesischen Krieges und ihre Lehren, in 18 Bändchen. (Preis 2 Dollars 80 Cents). — Lord Beresfords Aufteilung Chinas (übersetzt von Dr. Allen, 4 Bände). — Li Hung-tschangs Reise nach Europa und Amerika. — Rußland und seine Leute. — Geschichte der russischen Zaren. — Sechzig Jahre der Königin Viktoria von England. — Wie die Engländer Christen wurden. — Die Bekehrung Europas zum Christentum. — Leben des Chrysostomus. — Leben Luthers. — Was das Christentum für den Osten zu tun imstande ist (2 Bände). — Die Bekehrung eines Hindu, eines Brahmanen, eines Mohammedaners, eines Juden, die Bekehrung des Augustin, des Japaners Nisima. — Zeugnisse von Bekehrten aus den Karenen, Parsen und Afghanen fürs Christentum. — Wahrer und falscher Patriotismus. — Die Wichtigkeit des internationalen Verkehrs. — Was die englische Regierung für Indien geleistet hat. — Neue Ideen für die Wohlfahrt Chinas. — Ausbreitung von Bildung fördert das Wohl des Landes.

Dr. Richards Werke.

Mackenzie's Geschichte des neunzehnten Jahrhundert (dieses Werk hat auf die chinesische Reformbewegung großen Einfluß gehabt). — Aufsätze für die Gegenwart (3 Bände). — Fortschritte der Nachbarn Chinas. — Abriß der Geschichte von 31 Nationen. — Acht große europäische Kaiser von Alexander bis Napoleon. — Eine kurze Geschichte Indiens. — Clodd's Kindheit der Welt. — Pioniere protestantischer Mission. — Die Segnungen des Christentums. — Religionsfreiheit. — Kidd's soziale Entwickelung. — Nathan der Weise. — Die Wiedergeburt Chinas. — Über produktive und unproduktive Arbeit. — Ein kleines Konversationslexikon (6 Bände, von einem Chinesen übersetzt, von Dr. Richard redigiert). — Die Erde als Planet. — Richtschnur

für den Vorsitzenden in Versammlungen. — Anfangsgründe der angewandten Elektrizität. — Die hundert berühmtesten Männer der Welt.

Rev. D. Mac Gillivrays Werke (Canad. Presbyt. Mission).

White's 18 christliche Jahrhunderte (6 Bände, illustriert). — Farrar's Nacht und Dämmerung, Schilderung der Neronischen Verfolgung. — Die Trübsale der Kirche in China im Jahre 1900. — Kurze Vergleichung des Mohammedanismus, Buddhismus, Hinduismus und des Konfuzianismus mit dem Christentum. — Gleichnisse aus der Natur. — Murray's Buch über den Geist Christi.

Werke verschiedener Verfasser.

Was eine Nation nötig hat, von Dr. A. Williamson. — Natürliche Theologie, von demselben (3 Bände). — Die sieben Kirchen Kleinasiens, von Rev. W. G. Walshe. — Wunder der Natur, von demselben. — Die Bekehrung der Kelten, der Engländer, der Teutonen, von demselben. — Allgemeine Geschichte des Altertums, von Rev. J. L. Rees, in 10 Bänden, illustriert (Preis 6 Dollars, erster Teil einer großen Weltgeschichte.). — Über die Erziehung der Menschheit, von demselben. — Psychologie, von Dr. Martin. — Christliche Biographien (13 Bände, illustriert) von Frau Dr. Richard. — Worte aus Händels Messias, von derselben. — Verfolgung auf Madagaskar, von Mrs. A. Foster. — Missionsarbeit in der Südsee, von derselben. — Das Leben des John G. Paton auf den Neu-Hebriden, von Rev. R. Mateer. — Autobiographie des Herrn Sun, eines alten chinesischen Pastors. — Die Reformation, von Miß G. Howe. — Das Leben Wiclifs, von Dr. Macklin. — Der Zweck des Christentums, Denkschrift eines von der Missionskonferenz 1890 ernannten Komitees an die chinesische Regierung. — Der Triumph-Zug Christi durch die Jahrhunderte, von Rev. W. P. Bentley. — Das Christentum und der Fortschritt, von Liu Wa Tien, einem Chinesen. — Baco's Novum Organum, übersetzt von Dr. Muirheard. — Butler's Analogie, übersetzt von Rev. A. G. Jones. — Chinesische Theorien über die menschliche Natur, von Dr. Faber. — Das Christentum die Vollendung des Konfuzianismus, von P. Kranz. — Aufsätze über die Reform, von 17 Ausländern. — Die Armut Schantungs und ihre Ursachen, von Rev. A. G. Jones. — Die Einnahmen und Ausgaben der chinesischen Regierung, vom früheren englischen Generalkonsul G. Jamieson. — Englisches Gesetz in China, von demselben. — Über Zoll und Likin, von demselben. — Nationalökonomie, von Konsul Gardner. — Nationalökonomie, von Dr. Macklin. — Chinas Nöte und Hoffnungen, von Bischof Graves. — Physische Erziehung, von P. King. — Chinesische Musik, von Frau Dr. Richard. — Nützliche Fabeln, von Rev. G. R. Loehr. — Eine Geographie fürs Haus (über China und England), von Mrs. Williams. — Weltgeschichte für Haus und Schule, von derselben. — Beobachtungen aus dem Leben der Natur, von derselben. — Das Märchenland der Wissenschaft, von Rev. C. Morgan. — Über Elektrizität, von Dr. Porter. — Ein Katechismus über Astronomie, von Mrs. A. Foster. — Anwendung der Chemie auf den Ackerbau, von Rev. W. P. Bentley (viel gekauft). — Whitle's Wörterbuch ärztlicher Be-

handlung, von Missionsarzt Dr. Main (Church Mission). — 18 Schriften zur Bekämpfung der Unsitte der Fußverkrüppelung, von verschiedenen Verfassern.

Diese gedrängte Übersicht über die meisten der bisherigen Publikationen der Gesellschaft wird den Leser davon überzeugen, daß die Gesellschaft „nihil humanum a se alienum putat", daß sie den Begriff der christlichen Literatur im weitesten Sinne gefaßt wissen will, wie ihn Dr. Richard selbst in seinem Vortrag auf der ökumenischen Missionskonferenz in New York definiert hat als „alle die Literatur, welche es uns am besten ermöglicht, den Willen des himmlischen Vaters in Rücksicht auf alle unsere Beziehungen zu seinem Universum zu verstehen". „It should be coextensive with the works of God and commensurate with the needs of man", d. h, sie soll sich auf alle Werke Gottes erstrecken und alle Bedürfnisse des Menschen in sich begreifen. „Um die Aufmerksamkeit und die Hochachtung der besten Geister in nichtchristlichen Ländern zu gewinnen, müssen wir ihnen die wertvollsten Produkte unserer begabtesten Denker darbieten. Die Erziehung, welche wir unseren eigenen Söhnen und Töchtern geben, muß den Führern der Gedankenwelt dieser Nationen zugänglich gemacht werden. Nichts geringeres als dieses ist eine genügende Ausdehnung des Begriffs christliche Literatur" (ebendort S. 3). Alle Wahrheit stammt von Gott, alles ist unser. Die Diffusion Society steht zwar vorläufig noch in den Anfangsjahren ihrer Entwickelung, doch wächst unser Katalog beständig.

Es erübrigt noch ein Wort zu sagen über die Art, wie wir diese Literatur verbreiten. Wir glauben, daß die beste Methode die des Verkaufens ist, nicht des Verschenkens, denn der Chinese schätzt mehr, was er bezahlt hat. Zwar haben wir auch jährlich viele tausende kleiner Schriften besonders bei Gelegenheit chinesischer Staatsprüfungen umsonst weggegeben, teils um durch die diesen Schriften beigedruckten Kataloge die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf unsere größeren, kostspieligeren Werke hinzulenken, teils auch in der berechtigten Hoffnung, daß die auch in diesen kleinen Flugschriften enthaltenen lebenskräftigen Ideen in vielen Herzen die Sehnsucht nach Reform, nach westlicher Bildung und schließlich auch nach ihrer Quelle, dem Christentum wachrufen werden. So haben wir z. B. 1897, als ich Schriftführer war, 121,950 kleine Schriftchen unter den zu den Examina zusammenströmenden Gelehrten in 12 Provinzen verbreitet. Wie mancher wird dadurch angeregt sein,

sich der im folgenden Jahr mächtig aufblühenden Reformbewegung anzuschließen! Aber unser Hauptbestreben ist, wie gesagt, die Schriften zu verkaufen, und zwar für einen Preis, der nicht nur Druckkosten und Vertriebskosten deckt, sondern uns auch ermöglicht, größeren Auftraggebern einen Rabatt von 25 Prozent zu gewähren. Für Einrichtung von Lesehallen und Leihbibliotheken bieten wir halbe Preise. Der Hauptversand erfolgt von unserer Niederlage (380 Honan Road) und durch die Presbyterian Mission Press in Schanghai; wir haben aber auch in vielen größeren Städten des Inneren Niederlagen in Verbindung mit Missionsanstalten.

III.

Nur noch ein Urteil über die Bedeutung und den Einfluß der Diffusion Society für die Erfüllung der Missionsaufgabe in China. Wir wollen die Leistungen der Gesellschaft nicht überschätzen (Röm. 12, 3). Es ist und bleibt die Hauptaufgabe der Mission, Menschenseelen für Christus zu gewinnen (1. Kor. 4, 15; Gal. 4, 19), die so gewonnenen in Gemeinden zu organisieren und durch diese schließlich allen Mitgliedern des Volkes das Evangelium nahe zu bringen. Auf dem Felsen harter Vorurteile, zwischen den Dornen und Disteln fremdenfeindlicher Leidenschaften kann der gute Evangeliumssame nicht aufgehen. Zur Überwindung dieser Vorurteile und zur Hervorbringung einer allgemeinen, dem Christentum günstigen Stimmung ist nun eine gediegene christliche Literatur eine nicht zu unterschätzende Hilfskraft, zumal in einem Lande wie China, wo die Literatur seit drei Jahrtausenden in besonders hohem Ansehen steht. Da wir nun die reichen Segnungen der Zivilisation des Westens der geschichtlichen Wirklichkeit und Wahrheit gemäß in unserer Literatur als eine Frucht des Christentums darstellen, so wirken auch unsere auf die Reform des sozialen und kulturellen Lebens Chinas abzielenden Schriften als eine direkte Empfehlung des Christentums (Matth. 7,17) und bereiten der eigentlichen Heilsbotschaft, die ja in unseren Schriften auch gründlich erklärt und dargeboten wird, einen empfänglichen Boden. Wir betrachten daher diese zivilisatorische Tätigkeit der Gesellschaft als ebenso christlich wie z. B. die Arbeit der Missionsärzte. Es ist die Anwendung der Heilungskräfte des Evangeliums auf die soziale Not und Krankheit eines großen Volkes, eine die Wissenschaft in ihren Dienst zwingende, höchst wirkungsvolle Erweisung der Liebe Christi in großem Maßstab, welche nicht nur ein paar Individuen,

sondern die Ursachen des Elends und der Armut der ganzen Nation ins Auge faßt und die innersten Lebensquellen eines vierten Teils der menschlichen Rasse reinigt und kräftigt. Die Geschichte der chinesischen Reformbewegung (cf. die vortrefflichen Aufsätze des Pfarrers Schlatter in dieser Zeitschrift, 1902, 364 ff.) hat gezeigt, daß viele einflußreiche chinesische Führer der Reformbewegung in der Literatur unserer Gesellschaft Rat und Belehrung gesucht haben, obwohl ich abermals ausdrücklich konstatieren möchte, daß die S. D. K. niemals die gewaltsamen, revolutionären Ideen und anti-dynastischen Bestrebungen einiger dieser Reformer gutgeheißen hat (cf. unseren Aufruf an die Universitäten der Welt, Jahresbericht 1902, S. 45). Wir haben also inbezug auf die Anklagen des Herrn von Brandt ein reines Gewissen. Was wir erstreben, ist eine friedliche Reform auf dem Wege christlicher Erziehung, durch den Einfluß der Literatur und einer verbesserten Gesetzgebung. Eine solche Reform wird allen mit China im Handelsverkehr stehenden Nationen zu gute kommen, wird aber vor allem in China selbst erträglichere und somit stabilere Verhältnisse schaffen und dadurch auch dem ruhigen, sicheren Fortschreiten der Missionstätigkeit die Wege bahnen. Wir haben die Zuversicht, daß alle urteilsfähigen Missionsfreunde die Richtigkeit dieser Prinzipien anerkennen werden. Die Diffusion Society genießt schon jetzt unter allen gebildeten Chinesen ein hohes Ansehen, ihr Name hat einen guten Klang, und da ihre hauptsächlichen Mitarbeiter Missionare sind, so dient ihre Tätigkeit auch allen anderen evangelischen Missionaren als Empfehlung. So leistet sie allen Missionsgesellschaften einen Dienst und erleichtert und beschleunigt die Evangelisation des Landes.

Professor Warneck hat in seiner, vor allem für uns Missionare so wertvollen Missionslehre (III, 1. S. 250) mit Recht darauf hingewiesen, daß das, was dem Christentum seinerzeit im römischen Reiche zum Siege verholfen hat, der sogenannte „Assimilierungsprozeß" gewesen ist, „das charakteristische Kennzeichen der zweiten Stufe der apostolischen Missionsperiode", und in der Beschreibung dieses für den Sieg des Christentums so wichtigen Entwickelungsprozesses hebt er ausdrücklich hervor: „Die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch das Leben der Christen wie durch ihr Zeugnis in Wort und Schrift und die mit dem allen zusammenhängende Unterminierung des Heidentums, sowohl durch

seine eigene Fäulnis, wie durch die direkten und indirekten Angriffe; das alles bewirkte jene Inkommensurabilien, die ohne direkte Missionsarbeit eine wachsende Angliederung an den auf dem Wege der Einzelbekehrung gewonnenen kleinen christlichen Kern herbeiführten." Wohlan, wenden wir diese vortrefflich charakterisierten, aus missionsgeschichtlichen Gesetzen gewonnenen, bisher noch viel zu wenig beachteten, missionsmethodischen Grundsätze auf die Lage in China an. Das gerade ist der Zweck und die Bedeutung der D. E. K., daß wir diesen Assimilierungsprozeß in China herbeiführen und beschleunigen wollen. Wir wollen die öffentliche Meinung unter den gebildeten, ausschlaggebenden Klassen in China, die bisher im Christentum und in allem westlichen Einfluß nur eine landes-, thron- und sittengefährliche Pest sahen, von den Segnungen des Christentums überzeugen, wollen in versöhnlichem Geiste ihnen zeigen, daß alle ihre eigenen Ideale und alle im Konfuzianismus verborgene religiöse und ethische Sehnsucht im Christentum ihre eigene, wahre Erfüllung finden, und daß Christus und sein Evangelium die einzig rettende Kraft ist für Chinas inneres, soziales und somit schließlich auch politisch-selbständiges Leben.

So haben diese Inkommensurabilien auch hier mächtig zu wirken begonnen. Hunderte, ja Tausende von einflußreichen Chinesen sind uns günstig gestimmt. Der Assimilierungsprozeß ist schon im Gange. Das heilige Feuer, welches Jesus auch hier in dieser alten, nur uns so neuen Welt des Ostens anzuzünden gekommen ist, fängt an zu brennen. O hätten wir Kraft, Gesundheit, Mitarbeiter und Mittel genug, um ganz China mit gediegener christlicher Literatur zu erfüllen und so das langsam glimmende Feuer wie durch eine Windsbraut zur lodernden Flamme anzufachen! Ideen sind mächtiger als Kanonen. Die Wahrheit ist mächtiger als Vorurteile. Auch der chinesische Drache wird den Triumphzug Christi zieren! Denn unser Herr Christus herrscht und siegt! Wer weiß, was die nächsten Jahre uns und der ganzen Welt bringen werden? Viele ernste Christen durchzieht die Ahnung, es kommen schwere Zeiten. Wohlan denn, jetzt stehen uns die Türen noch offen in China, jetzt haben wir noch goldene Gelegenheiten, das Evangelium durch hunderttausende von Schriften in die entlegensten Winkel des Reiches zu bringen und viele todesmutige Zeugen für Christus zu gewinnen. Lasset uns wirken, solange es Tag ist! Hier gilt die allgemeine Dienstpflicht auch für

alle wahren Christen Deutschlands. Wir Missionare sind hier im Osten überbürdet mit Arbeit. Gewaltige Probleme treten uns von allen Seiten entgegen und fordern ihre Lösung. Brüder, helft uns doch ziehen am Netz! Sendet eure besten Talente, eure begabtesten Männer, und bringet eure größten Opfer! Der Herr Christus ist es alles wert. Die Evangelisation der 400 Millionen Chinas ist entschieden eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche Christi in der Gegenwart. Auch Deutschlands Christen sollten sich noch mit ganz anderem Ernst als bisher an der Lösung dieser großen Aufgabe beteiligen.

Der Mädchenmord in China.

Vom Missionar Piton in Neuchâtel.

Schon monatelang liegt ein großformatiges, wenn auch nicht eben dickleibiges Buch auf meinem Tisch. Sein gelber Umschlag trägt den Titel: „Die gelbe Gefahr als Moralproblem" von H. von Samson-Himmelstjerna. Sein weitschweifiger, langphrasischer Stil macht die Lektüre des Buchs nicht angenehm.

Es behandelt zuerst die Gefahren, die dem Abendland von seiten Chinas drohen: Die wirtschaftliche, die des Rassenhasses, die der Intoleranz. Schreiber dieses fühlt sich jedoch nicht berufen, auch nicht befähigt, auf die unter dieser Rubrik berichteten Fragen einzugehen.

Was ihn veranlaßt die Feder zu ergreifen, ist das folgende 5. Kapitel: „Verleumdungen über China"; und auch von den unter diesem Titel behandelten Punkte, soll nur einer hervorgehoben werden, nämlich was H. von S.-H. über den in China üblichen Mädchenmord zu sagen weiß.

Es ist anerkannt, daß in frühern Zeiten manches unrichtige und übertriebene über diesen traurigen Gegenstand gesagt worden ist. Die in Peking jeden Morgen herumfahrenden Karren nehmen bloß die Leichen der verstorbenen Kinder, und nicht die lebenden, von den Eltern nicht gewünschten neugebornen Mädchen auf. Zu demselben Zweck dienen auch die in der Nähe vieler volkreichen Städte errichteten baby-towers: Kindertürme.

Daß, ferner von der Oeuvre de la Sainte-Enfance viel Mißbrauch getrieben wird, um jährlich die von den Schulkindern er-

hobenen 5-6000000 Franken für dieses Werk zusammenzubringen,[1]) soll auch nicht bestritten werden. Auch können wir protestantische Missionare, die von unsern römischen Kollegen befolgte Praxis in dieser Sache keinenfalls gutheißen. Dagegen muß es mit Entrüstung zurückgewiesen werden, wenn der Verfasser seine Behandlung des Mädchenmordes, Seite 63, mit folgenden Worten beginnt:

„Viel schlimmer steht es mit den wissentlichen Verleumdungen, an denen nicht stillschweigend vorüber gegangen werden kann."

„Wissentliche Verleumdungen" nennt der Verfasser was die Missionare, protestantische und katholische, über die Übung des Mädchenmordes in China nach Hause berichten. Seine hauptsächlichen Gewährsmänner zur Begründung dieser Anklage sind Tschengki-Tong, der vor ca. 20 Jahren als Militär-Attaché der chinesischen Gesandtschaft in Paris gelebt hat, und G.-Eug. Simon, der vor etwa 30 Jahren als französischer Konsul in Schanghai amtierte. Ersterer hat in seiner Zeit im Tout-Paris eine gewisse Rolle gespielt und sein Buch „Les Chinois peints par eux-mêmes"[2]) hat, wenn ich nicht irre, 6 Auflagen erlebt: trotzdem wurde er als ein farceur bezeichnet: die wirkliche Autorschaft seines Buchs wurde ihm selbst streitig gemacht. Die Revue britannique von 1884 äußerte sich folgendermaßen über dies Machwerk:

Le procédé de se moquer de ceux chez lesquels on s'est bien amusé dans leur propre langue doit être abandonné aux Orientaux, qu'un séjour prolongé en Occident n'a pu familiariser avec le sentiment des convenances.

H. von H.-S. teilt nun (Seite 70) aus diesem Buch folgenden Passus mit:

„Zunächst bestraft das Gesetz den Kindermord als einen Mord begangen am nächsten Verwandten, sodann unterhält der Staat Anstalten zur Verpflegung ausgesetzter Kinder; außerdem gibt es von Privaten gestiftete Wohltätigkeits-Einrichtungen, welche ausgesetzte Kinder aufnehmen und versorgen. Diese Anstalten haben nach ihren Statuten den Hebammen Prämien zu zahlen sowohl fürs Einliefern von Findlingen, als auch für die Anzeige eines Verbrechens. Nach dem äußerst strengen Wortlaut des Gesetzes wird nicht nur der Täter eines solchen Verbrechens bestraft, sondern auch das Familienhaupt, als für sein Haus verantwortlich, außerdem die Nachbarn als Mitschuldige . . . Außer dem Findelhause haben arme Eltern noch ein anderes Mittel, ihre weiblichen Kinder vor Elend zu sichern, indem sie näm-

1) Diese Summe ist übertrieben. D. H.

2) Vergl. die Besprechung desselben A. M. Z. 1886, 281.

lich dieselben an reiche Familien verkaufen, bei denen sie Dienerinnen werden sollen. Der Ausdruck „verkaufen" mag durch seinen Anklang an Sklaverei zarte Ohren verletzen; doch soll man sich am Wort nicht stoßen. Die gekauften Kinder werden im Hause des Käufers erzogen und dann bis zur Volljährigkeit zu häuslichen Diensten verwendet. Dann werden sie mit der üblichen Mitgift ausgestattet und verheiratet und sind nun frei. Ihnen stehen nun alle Ehren der Mutterschaft offen und auf ihrer Herkunft ruht kein erniedrigender Makel."

Diese idyllische Schilderung des Loses eines verkauften Mädchens möge auf sich beruhen; Tscheng-Ki-Tong behauptet, daß das Gesetz den Mädchenmord streng bestraft; wie verhält es sich aber damit in Wirklichkeit? Der Artikel 319 des chinesischen Strafkodex äußerte sich ursprünglich über das Töten der Kinder von seiten der Eltern folgendermaßen:

„Die Großeltern und Eltern, welche ihre Söhne oder Enkel absichtlich ums Leben bringen, werden durch 70 Stockschläge und anderthalbjährige Verbannung bestraft."

Zur Beurteilung dieser Strafe bedenke man aber, daß fraglicher Artikel nicht nur neugeborne Söhne oder Enkel, sondern auch erwachsene, im Auge hat. Es enthält derselbe also eine nur schüchterne Einschränkung der in China üblichen väterlichen Macht über Leben und Tod der Kinder. Ferner bemerke man wohl, daß diese Einschränkung nur männliche Nachkommen betraf; der Gesetzgeber kümmerte sich damals noch nicht im geringsten um die Mädchen. Dieselben sind erst später eingeschlossen worden. Es scheint nämlich unter der Regierung einiger Kaiser der gegenwärtigen Dynastie der Mädchenmord einen besonders großen Umfang erreicht zu haben. Hohe Würdenträger richteten darob ernstliche Vorstellungen an den Thron. Dieselben blieben nicht unbeachtet. Der Kaiser Kien-hung (1736—1795) sah sich dadurch veranlaßt, durch eine Modifikation des betreffenden Artikels im Kodex, den an Mädchen begangenen Mord mit dem an Söhnen vollbrachten gleichzustellen, d. h. eine gleiche Strafe darauf zu setzen. Seit etwas mehr als einem Jahrhundert sollen also Eltern, die Mädchen töten, 70 Stockschläge erhalten und für anderthalb Jahr in die Verbannung geschickt werden! Auf diese Weise „bestraft, nach Tscheng-Ki-Tong, das Gesetz den Kindermord, als einen Mord, begangen am nächsten Verwandten!"

Diese gesetzliche Bestimmung wird aber nie angewandt. Zur Verurteilung bedürfte es eines Klägers und wo sollte sich ein solcher finden? In der Familie oder außer der Familie? Eins wie das andere ist bei der Rechtspflege wie sie in China geübt wird, undenkbar.

Tscheng-Ki-Tong scheint mit dem wahren Sachverhalt wohl bekannt gewesen zu sein. Daher seine vorsichtige Ausdrucksweise: „Der Mord an einem Mädchen begangen, wird bestraft gleich dem am nächsten Verwandten verübten." Da denkt man zunächst an einen Elternmord, der in der Tat gräßlich vergolten wird. In Wahrheit ist aber unter dem nächsten Verwandten der Sohn zu verstehen. Worin die Bestrafung des an einem solchen verübten Mordes besteht, hütet er sich wohl zu sagen. Er überläßt es dem Leser, sie sich nach Belieben vorzustellen, und jeder Uneingeweihte wird sie sich als sehr schwer denken.

Der zweite der genannten Gewährsmänner des H. von S.-H. ist der französische Konsul Simon. Derselbe hat sich seiner Zeit in China lächerlich gemacht, indem er auf Antrieb der katholischen Missionare auf diplomatischem Wege gegen die Verbreitung einer chinesischen Uebersetzung von Bunyans Pilgerreise Protest einlegte, weil das bekannte Bild vom Papst sich darin befindet. Doch darf daraus nicht geschlossen werden, daß Simon ein großer Freund der katholischen Missionare gewesen wäre. Nach Europa zurückgekehrt, hat er ein Buch veröffentlicht unter dem pretentiösen Titel: „La Cité chinoise", dessen erstes Kapitel: la Famille chinoise zuvor in der Nouvelle Revue erschienen war. Für dieses Buch haben ihm seine früheren Schutzbefohlenen keinen Dank wissen können. Er deckt darin ihre Konvertierungs-Praxis, wie alle die Mißbräuche auf, die mit der Annahme von neugebornen Mädchen verbunden sind. Diese Mißbräuche übertreibt er aber ins ungeheuerliche. Trotzdem schöpft H. von S.-H. mit vollen Händen aus seinem Buche. So lesen wir in seinem Machwerk (Seite 63) folgenden Passus:

„Nach den Behauptungen der Agenten der „Sainte Enfance" wäre in China der Kindermord geradezu eine staatliche Einrichtung, von der Gesetzgebung nicht nur geduldet, sondern geradezu begünstigt: die Eltern seien gewohnt, ihre — überzähligen, polygamisch erzeugten — Kinder, sobald sie ihnen unbequem würden, den Schweinen vorzuwerfen. Bildliche Darstellungen davon würden in den katholischen Schulen Frankreichs verteilt; ja auf den Kirchenfahnen, die bei den Prozessionen umhergeführt werden, fänden sich dieselben. Und doch hatten schon die Missionare des vorigen Jahrhunderts gegen diese abscheulichen Verleumdungen protestiert, wie z. B. der P. Amiot i. J. 1790 im IV. Bande seiner Mémoires concernant l'histoire des Chinois, in einem Brief, der die Verleumder hätte erröten machen sollen. Freilich, die alberne Verleumdung mache sich gut bezahlt; sie bringe der „Sainte Enfance" jährlich 5—6 Millionen ein, und es wäre hart, auf diese Summe verzichten zu müssen."

Daß Übertreibungen, Mißverständnisse ꝛc. Verallgemeinerungen einzelner Fälle vorgekommen sind und noch vorkommen, ist schon angedeutet worden. Eine Darstellung wie diese ist aber schwerlich aus den katholischen Quellen zu belegen. Sie ist eine Verleumdung.

Simon leugnet rundweg das Vorkommen des Mädchenmordes in China und H. von S.-H. spricht ihm das nach; Seite 64 lesen wir:

„Der Referent, nämlich Simon, habe während zehn Jahren das Land nach allen Himmelsrichtungen durchzogen, und an vielen Orten dauernden Aufenthalt genommen; und doch sei ihm kein einziger Fall von Kindermord zu Ohren gekommen, weder an seinem Aufenthaltsorte, noch in dessen Nachbarschaft. Er wolle damit nicht sagen, daß in China Kindesmord nicht vorkommen könnte; jedenfalls aber sei dieses Verbrechen in China viel seltener als in Frankreich."

Diese Unwissenheit von Seiten Simons sowohl als vieler anderer Residenten in China ist gar nicht verwunderlich. Erstens wird es mit dem Durchziehen des Landes nach allen Himmelsrichtungen, das Simon sich zuschreibt, nicht so weit her gewesen sein, wie auch die andern dort weilenden Europäer gewöhnlich nur einen höchst beschränkten Landesteil kennen zu lernen Gelegenheit haben. Besonders geht diesen Leuten die Kenntnis der Sprache ab. Simon zwar sieht einen Vorteil in dieser Unkenntnis; sie erlaubte ihm, wie er sagt: d'étudier la Chine sur le vif, c'est-à-dire dans les faits. Sodann ist es natürlich, daß die fragliche Untat nicht zur Schau getragen wird. Schreiber dieses hat 20 Jahre in demjenigen Teil der Kanton-Provinz gelebt, wo bekanntermaßen der Mädchenmord sehr häufig vorkommt, und er hat die Tat selbst nie verüben sehen und nie selbst eine kleine Leiche entdeckt. In den vertraulichen Gesprächen mit den Chinesen, Heiden oder Christen, hat er aber Gelegenheit genug bekommen, sich des großen Umfangs des in Streit stehenden Verbrechens zu versichern, nicht zu reden von den neugebornen Mädchen, die durch Dazwischenkunft von Christinnen vom Tode errettet worden waren, und die er meistens ins Findlingshaus in Hongkong ablieferte.

Außer jenen zwei Gewährsmännern des H. von S.-H., war ich aber nicht wenig erstaunt noch einen anderen erwähnt zu finden, den man wahrlich nicht erwartet hätte in dieser Gesellschaft, nämlich Archidiakonus John Henry Gray, den langjährigen Kaplan des englischen Konsulats in Kanton. Von ihm lesen wir Seite 69 folgendes:

„Ein anderer Missionar, der doppelt so lange als Huc, d. h. 30 Jahre lang in China gelebt hat, Rev. Gray äußert sich folgendermaßen: ein großer

Teil dessen, was über Kindermord namentlich von Missionaren geschrieben wurde, ist übertrieben, zum Teil unsinnig. Besonders grell und unwahr sind viele Berichte über die angeblich außerordentliche Allgemeinheit der Tötung neugeborner Mädchen. Knaben sind ja wohl erwünschter als Mädchen; es läßt sich aber nicht behaupten, daß es als ein trauriges Ereignis in den Annalen einer chinesischen Familie gilt, wenn eine kleine Erdenbürgerin das Licht der Welt erblickt. Die meisten chinesischen Eltern, seien sie arm oder reich, lieben alle ihre Kinder ebenso wie europäische Papas und Mamas."

H. von S.-H. zitiert diesen Passus aus Leop. Katscher, „Bilder aus dem chinesischen Leben." Nun habe ich in den zwei interessanten Bänden, die Gray nach seiner Rückkehr in Europa geschrieben hat,[1]) vergeblich die betreffende Stelle oder irgend etwas ähnlich klingendes gesucht, während andere Gegenstände betreffende genau nach der Seitenzahl bezeichnete, Zitate, leicht aufzufinden waren. Dagegen spricht sich Gray Seite 50 und 51 des 2. Bandes seines Werks in diametral verschiedener Weise über den Mädchenmord aus. Der Leser urteile selber, nach dieser wortgetreuen, nur etwas abgekürzten Übersetzung:

„In den Teilen Chinas, wo keine Findlingshäuser sind, ja selbst da, wo solche sich vorfinden, herrscht, wie ich fürchte, der Kindermord in großem Umfang. In den gebirgigen Bezirken von Lung-mun, Ka-ying-tchau und Tschang-ning in der Provinz Kanton, ist es Gebrauch, für Weiber in bescheidener Lebensstellung, welche Mädchen gebären, sie ihren Nachbarn zu verkaufen, um als zukünftige Weiber von Söhnen auferzogen zu werden. Im Fall jedoch, daß weibliche Kinder nicht zu diesem Zweck benötigt werden, werden sie absichtlich zu Tod gebracht, wenn nicht von ihrer unnatürlichen Mutter selbst, so doch auf ihre Veranlassung. Auch ist dieser teuflische Gebrauch nicht nur in den niedern Volksklassen üblich. Man nimmt dazu seine Zuflucht manchmal selbst in den Häusern der Wohlhabenden. Als ich im Dezember 1864 im Bezirk Lung-mun reiste, erzählte mir ein junger Herr, bei dem ich logierte, daß seinem Bruder drei Söhne und vier Töchter geboren worden wären, daß aber nur eine dieser letztern am Leben sei, die drei andern seien gleich nach ihrer Geburt ums Leben gebracht worden. Ich stellte ihm die Größe des Verbrechens vor, dessen sich sein Bruder und seine Schwägerin durch diese Tat schuldig gemacht haben, er erwiderte mir aber mit völliger Gemütsruhe, das, was in den Reichen des Westens als Verbrechen angesehen wird, in China nicht als solches gilt. Im Spätjahr 1863 muß, aus diesem Grund, ein großer Mangel an Weibern in jenem Bezirk geherrscht haben. Ich begegnete drei Personen in Kanton, welche bloß zu dem Zweck von dort gekommen waren, um Frauen zu kaufen und sie an heiratslustige Männer wieder zu verhandeln."

Was Gray von einigen wenigen Distrikten aussagt, gilt, nach der Wahrnehmung der im Land wohnenden Missionaren auch von andern Bezirken.

1) Gray, China. London 1878.

Der Widerspruch zwischen dem, was Gray geschrieben haben soll und dem, was wirklich in seinem Buch zu lesen ist, ist nun ein so großer, das offenbar ein Irrtum, etwa ein Verwechseln von Zitaten oder von Autoren-Namen vorliegen muß. Jedenfalls ist mit strafbarer Oberflächlichkeit von dem Herrn Verfasser zu Werk gegangen, um ein solches Versehen möglich zu machen.

Andere Zitate die H. von S.-H. anführt, hätten ihn behutsam machen sollen in seinen Behauptungen. Wiederholt erwähnt er der obrigkeitlichen Erlasse gegen den Mädchenmord, und schließt daraus, daß wo die Behörden so streng gegen dieses Verbrechen auftreten, dasselbe keinen bedeutenden Umfang gewinnen könne. Der richtige Schluß ist aber ein ganz anderer, nämlich daß, wenn die Obrigkeiten in solch ernster Weise das Volk vom Mädchenmord abmahnen müssen, derselbe sehr häufig vorkommen müsse. So lesen wir in „Die gelbe Gefahr" unter anderm folgendes:

„In einem Aufrufe an das Publikum, worin zu Beiträgen für eine zu gründende Kleinkinder-Versorgungsanstalt aufgefordert wird, heißt es: „Von dem Gedanken durchdrungen, daß keine Armenunterstützung so nottut, wie die Errettung verlassener Säuglinge, wenden wir uns an alle Gebildeten, die Sinn für das Elend ihrer Mitmenschen besitzen, mit der Bitte, dem jammervollen Wimmern vieler Tausende sterbender Kinder ihr Ohr nicht verschließen zu wollen."

Und angesichts solcher Kundgebung wagt H. von S.-H. noch, das häufige Vorkommen von Mädchenmord in China in Abrede zu stellen und aus diesem Aktenstücke zu beweisen, daß die Missionare, welche vom Mädchenmord Zeugnis ablegen, sich wissentlicher Verleumdung schuldig machen!

Ich sage mit Fleiß „Mädchenmord;" auch bedeutet der terminus technicus, der in China für die Bezeichnung dieser Untat gebraucht wird, buchstäblich: „Ertränkung von Mädchen". Diese sehr wichtige Tatsache wird von H. von S.-H. gänzlich verschwiegen. Der Ausdruck „Mädchenmord" kommt kein einziges Mal in den 8 Seiten, die er diesem Gegenstand widmet, vor. Es ist immer von „Kindermord" die Rede. Es kann zu seiner Entschuldigung gesagt werden, daß seine hauptsächlichen Quellen in französischer oder englischer Sprache verfaßt sind und in denselben kein Ausdruck für „Mädchenmord" existiert. Das in beiden Idiomen übliche Infanticide heißt Kindermord im allgemeinen. Doch wäre zu erwarten gewesen, daß ehe H. von S.-H. die Missionare „giftiger Verleum-

dungen" zeiht, er sich auch hierüber zu allererst Klarheit verschafft hätte. Denn allein der Umstand, daß in China fast ausnahmlos nur Mädchen getötet werden, ist charakteristisch. Dieselben werden dem Tode geweiht, nicht weil es ihren Müttern und Vätern an Liebe zu ihnen mangelt, sondern um den Erfordernissen des Ahnenkultus zu genügen. Mädchen sind unfähig zur Erhaltung der Familie und dem Fortbestehen der den Verstorbenen zu bringenden und denselben die Seligkeit zusichernden Opfer beizutragen. Sie werden dem Wohl der Familie in dieser und der andern Welt geopfert. Wenn man die Macht kennt und bedenkt, welche die Ahnenverehrung auf das Gewissen der Chinesen ausübt, versteht man, wie die natürliche Elternliebe den Erfordernissen dieses Kultus weichen muß. Diese Seite des Ahnenkultus wird auch von Missionaren zu wenig hervorgehoben; auch sie schreiben den Mädchenmord zu oft nur der Armut zu, aber mit Unrecht.

Es ist oben wiederholt von Findlingshäusern die Rede gewesen. Daß solche in einem heidnischen Lande wie China zu finden sind, ist schon an und für sich ein Beweis des von H. von S.-H. bestrittenen häufigern Vorkommens der fraglichen Unsitte; daß ferner immer nur weibliche Säuglinge darin Aufnahme finden, deutet auf die Richtigkeit der von mir angegebenen Ursache des Vorkommens derselben hin.

Wenn man nun die Gewährsmänner des H. von S.-H. hört, müssen die fraglichen Asyle wirkliche Musterstätten von Fürsorge für das Wohl der dort befindlichen Pfleglinge sein. Wir haben schon oben gehört wie Tscheng-Ki-Tong sich über diesen Gegenstan ausspricht. Hören wir nun auch das Zeugnis des Konsul Simon, wie H. von S.-H. dasselbe in seinem Buch wiedergibt:

„Warum aber sich der Kinder durch den Tod entledigen? — da doch der Staat es für unnötig gehalten habe, ein Verbrechen zu bestrafen, welches undenkbar sei bei der allgemein verbreiteten Vorstellung, daß der Verlust eines Kindes das denkbar größte Unglück sei[1]); — und da es doch seit dem grauesten Altertume Waisenhäuser und Spezialinstitute gebe, wo die Kinder, die auf Wunsch aus dem Haus abgeholt würden, die allersorgfältigste und umsichtigste Pflege genössen .... (Im Unterschied von der in den Anstalten der Sainte-Enfance befolgten Praxis) kommen oft reiche Leute in die chinesischen Waisenhäuser um sich Adoptivkinder, oder Gattinnen für ihre Söhne und Männer für ihre Töchter auszusuchen. So sind diese chinesischen Anstalten eigentlich

1) Die Logik dieser Argumentation ist nicht leicht einzusehen. Auch leugnet hier Simon, was Tscheng-Ki-Tong von der strengen Bestrafung des Kindesmordes behauptet hat. Der Widerspruch ist offenbar H. von S.-H. entgangen.

Der Widerspruch zwischen dem, was Gray geschrieben haben soll und dem, was wirklich in seinem Buch zu lesen ist, ist nun ein so großer, das offenbar ein Irrtum, etwa ein Verwechseln von Zitaten oder von Autoren-Namen vorliegen muß. Jedenfalls ist mit strafbarer Oberflächlichkeit von dem Herrn Verfasser zu Werk gegangen, um ein solches Versehen möglich zu machen.

Andere Zitate die H. von S.-H. anführt, hätten ihn behutsam machen sollen in seinen Behauptungen. Wiederholt erwähnt er der obrigkeitlichen Erlasse gegen den Mädchenmord, und schließt daraus, daß wo die Behörden so streng gegen dieses Verbrechen auftreten, dasselbe keinen bedeutenden Umfang gewinnen könne. Der richtige Schluß ist aber ein ganz anderer, nämlich daß, wenn die Obrigkeiten in solch ernster Weise das Volk vom Mädchenmord abmahnen müssen, derselbe sehr häufig vorkommen müsse. So lesen wir in „Die gelbe Gefahr" unter anderm folgendes:

„In einem Aufrufe an das Publikum, worin zu Beiträgen für eine zu gründende Kleinkinder-Versorgungsanstalt aufgefordert wird, heißt es: „Von dem Gedanken durchdrungen, daß keine Armenunterstützung so nottut, wie die Errettung verlassener Säuglinge, wenden wir uns an alle Gebildeten, die Sinn für das Elend ihrer Mitmenschen besitzen, mit der Bitte, dem jammervollen Wimmern vieler Tausende sterbender Kinder ihr Ohr nicht verschließen zu wollen."

Und angesichts solcher Kundgebung wagt H. von S.-H. noch, das häufige Vorkommen von Mädchenmord in China in Abrede zu stellen und aus diesem Aktenstücke zu beweisen, daß die Missionare, welche vom Mädchenmord Zeugnis ablegen, sich wissentlicher Verleumdung schuldig machen!

Ich sage mit Fleiß „Mädchenmord;" auch bedeutet der terminus technicus, der in China für die Bezeichnung dieser Untat gebraucht wird, buchstäblich: „Ertränkung von Mädchen". Diese sehr wichtige Tatsache wird von H. von S.-H. gänzlich verschwiegen. Der Ausdruck „Mädchenmord" kommt kein einziges Mal in den 8 Seiten, die er diesem Gegenstand widmet, vor. Es ist immer von „Kindermord" die Rede. Es kann zu seiner Entschuldigung gesagt werden, daß seine hauptsächlichen Quellen in französischer oder englischer Sprache verfaßt sind und in denselben kein Ausdruck für „Mädchenmord" existiert. Das in beiden Idiomen übliche Infanticide heißt Kindermord im allgemeinen. Doch wäre zu erwarten gewesen, daß ehe H. von S.-H. die Missionare „giftiger Verleum-

dungen" zeiht, er sich auch hierüber zu allererst Klarheit verschafft hätte. Denn allein der Umstand, daß in China fast ausnahmlos nur Mädchen getötet werden, ist charakteristisch. Dieselben werden dem Tode geweiht, nicht weil es ihren Müttern und Vätern an Liebe zu ihnen mangelt, sondern um den Erfordernissen des Ahnenkultus zu genügen. Mädchen sind unfähig zur Erhaltung der Familie und dem Fortbestehen der den Verstorbenen zu bringenden und denselben die Seligkeit zusichernden Opfer beizutragen. Sie werden dem Wohl der Familie in dieser und der andern Welt geopfert. Wenn man die Macht kennt und bedenkt, welche die Ahnenverehrung auf das Gewissen der Chinesen ausübt, versteht man, wie die natürliche Elternliebe den Erfordernissen dieses Kultus weichen muß. Diese Seite des Ahnenkultus wird auch von Missionaren zu wenig hervorgehoben; auch sie schreiben den Mädchenmord zu oft nur der Armut zu, aber mit Unrecht.

Es ist oben wiederholt von Findlingshäusern die Rede gewesen. Daß solche in einem heidnischen Lande wie China zu finden sind, ist schon an und für sich ein Beweis des von H. von S.-H. bestrittenen häufigern Vorkommens der fraglichen Unsitte; daß ferner immer nur weibliche Säuglinge darin Aufnahme finden, deutet auf die Richtigkeit der von mir angegebenen Ursache des Vorkommens derselben hin.

Wenn man nun die Gewährsmänner des H. von S.-H. hört, müssen die fraglichen Asyle wirkliche Musterstätten von Fürsorge für das Wohl der dort befindlichen Pfleglinge sein. Wir haben schon oben gehört wie Tscheng-Ki-Tong sich über diesen Gegenstan ausspricht. Hören wir nun auch das Zeugnis des Konsul Simon, wie H. von S.-H. dasselbe in seinem Buch wiedergibt:

„Warum aber sich der Kinder durch den Tod entledigen? — da doch der Staat es für unnötig gehalten habe, ein Verbrechen zu bestrafen, welches undenkbar sei bei der allgemein verbreiteten Vorstellung, daß der Verlust eines Kindes das denkbar größte Unglück sei[1]); — und da es doch seit dem grauesten Altertume Waisenhäuser und Spezialinstitute gebe, wo die Kinder, die auf Wunsch aus dem Haus abgeholt würden, die allersorgfältigste und umsichtigste Pflege genössen . . . . (Im Unterschied von der in den Anstalten der Sainte-Enfance befolgten Praxis) kommen oft reiche Leute in die chinesischen Waisenhäuser um sich Adoptivkinder, oder Gattinnen für ihre Söhne und Männer für ihre Töchter auszusuchen. So sind diese chinesischen Anstalten eigentlich

1) Die Logik dieser Argumentation ist nicht leicht einzusehen. Auch leugnet hier Simon, was Tscheng-Ki-Tong von der strengen Bestrafung des Kindesmordes behauptet hat. Der Widerspruch ist offenbar H. von S.-H. entgangen.

nur Leihhäuser für Auslagen, die ihnen oft reichlich heimgezahlt werden. Auch verfügen sie über sehr große Mittel, welche es gestatten, für die Kinder aufs allerbeste Sorge zu tragen .... Wegen besserer Verpflegung sterben daselbst viel weniger Kinder (als in den Waisenhäusern der Sainte-Enfance). Während in den chinesischen Asylen es absolut verboten ist, einer Amme mehr als ein Kind zuzuteilen, bringen es die Katholiken auf 3—4, ja auf mehr ...“

Hören wir nun den Augenzeugen Gray erzählen, wie es im staatlichen Findlingshaus von Kanton aussieht[1]):

„Es hat Platz für 500 Findlinge und wird, wie andere wohltätige Anstalten, aus dem Ertrag der Salzsteuer unterhalten. Die (258) kleinen Kammern sind mit Betten versehen für die Ammen und mit Wiegen für die Kinder. Letztere hängen an Seilen die an den Dachbalken befestigt sind, um die Kinder vor den in allen chinesischen Wohnhäusern häufigen Ratten zu schützen. Die Ordnung des Hauses schreibt 2 Kinder für je eine Amme vor. Bei meinen häufigen Besuchen habe ich aber nicht selten Ammen getroffen mit je 3 Kindern. Ihr Geschrei, das bei meinem jedesmaligen Eintritt zu meinen Ohren drang, überzeugte mich, daß die Kinder nur wenig oder gar keine Nahrung erhielten. Die vielen Sterbefälle, die unter ihnen stattfinden, sind ein unbestreitbarer Beweis davon. Mehr als einmal habe ich 5—6 kleine Leichen in der Ecke einer Kammer aufgehäuft gesehen. Kommt man am frühen Morgen, so ist es nicht ungewöhnlich, einem Knecht zu begegnen, der eben einen Korb voll Leichen auf den nahegelegenen Begräbnisort trägt. In der Regel sind die Findlinge weiblichen Geschlechts[2]). Wenn sie 8 oder 10 Monate alt sind, werden sie verkauft. Man nimmt an, daß die Käufer kinderlose Ehepaare sind oder daß sie Mädchen wünschen, um sie als Frauen für ihre Söhne aufzuziehen. Dieser Fall ist in der Tat nicht selten bei den Landleuten im Süden Chinas. Diejenigen dagegen, welche vorgeben, Kinder kaufen zu wollen zum Zweck der Adoption, bezwecken in vielen Fällen sie groß zu ziehen nur um sie später als Sklavinnen oder zu Zwecken der Prostitution wieder zu verhandeln“.

Es ist nun nicht unmöglich, daß es in China einzelne Asyle gibt, die besser gehalten sind als dasjenige von Kanton, doch ist es kaum wahrscheinlich. Jedenfalls wird kein Kenner Chinas zugeben, daß irgend eines der Beschreibung gleich komme, welche Konsul Simon von einem solchen entwirft.

Der Verfasser von „Die gelbe Gefahr“ schließt seine Behandlung des Kindermordes in China mit folgendem Paragraph:

„Und wer ist es, der dieses saubere Geschäft (des Verleumdens) betreibt? Wer anders als cui prodest, der den Vorteil davon hat. Die Missionsanstalten mit ihrem Personal wollen auch leben. Da wird dann dem Publikum das Geld aus der Tasche gegrault durch Ausmalung der Zustände, welche durch ihre Sendlinge geheilt werden sollen“.

1) Siehe Gray, China, 2. Band, Seite 49 und 50.

2) Gray sagt in seinem Walks of the City of Canton, Hongkong 1875 S. 566, daß nur krüppelhafte Knäblein dem staatlichen Findlingshaus übergeben werden.

Nach diesem gehässigen Ausfall nur noch ein Nachwort zur weiteren Charakterisierung des Buchs und seines Verfassers. Für letztern ist es natürlich auch eine schändliche Verleumdung, wenn den Chinesen Polygamie aus Fleischeslust nachgesagt wird.

„In China darf sich, so behauptet H. von S.-H. S. 61, der Ehegemahl nur in einem ganz bestimmten Ausnahme-Falle, zu einem ganz bestimmten Zwecke, durch seine Gattin eine Nebenfrau zuführen lassen; und dieser Zweck ist wahrlich kein geringer, kein frivoler, sondern ein tief ernster; er dient zur beständigen Fortführung des, durch die chinesische Familie verwirklichten, ohne Aufhören lebenden und ohne Aufhören lernenden menschlichen Dauerindividuums, zur Garantie beständig fortschreitender sittlicher Entwicklung".

Geheimnisvolle Worte! Viel richtiger, jedenfalls viel verständlicher ist, was Dr. E. Faber sagte: „In seiner Sorge für Nachkommenschaft erhebt das chinesische Volk die Polygamie zur ethischen Forderung". Jeder wirkliche Kenner Chinas kann nicht anders als diesem Ausspruch völlig beistimmen; es ist darin, möchte ich sagen, das A B C der Lehre vom Ahnenkultus ausgesprochen. Nichtsdestoweniger hat dieser Satz den Verfasser von „Die gelbe Gefahr" dermaßen entrüstet, daß er seinen eben angeführten Passus also fortsetzt:

„Das hätte der Herr Missionar wissen müssen, wenn er die von seinem Berufe geforderte tiefere Geistesbildung und Schulung und namentlich eingehendes Verständnis für den Konfuzianismus erworben hätte".

Der Verstand steht einem still, wenn man einem Herrn H. von Samson-Himmelstjerna dem großen Sinologen Dr. Ernst Faber, Mangel an Verständnis des Konfuzianismus vorwerfen hört!

Nach all dem Gesagten kann man sich auch leicht vorstellen, wie dieser Herr von den Erfolgen der Missionsarbeit denkt. Er schätzt die Zahl der evangelischen Christen auf 37000. Dies war die Zahl der Kommunikanten Ende 1889. Jetzt beläuft sich dieselbe bekanntlich auf nahezu 100000 und zwar, wohlgemerkt, Kommunikanten. Der Christen im weiteren Sinn, mit Einschluß der Kinder, mögen es 220000 sein. Doch, welches auch ihre Zahl sei, für H. von S.-H. sind sie „zu allermeist" „Taufschein-Christen", d. h. Leute die von einer Mission zur andern gehen, sich von jeder aufs neue taufen und einen Taufschein ausstellen lassen, mit dem Zweck, jedesmal auch so und so viele Dollar Taufgeld einstreichen zu können. (S. 58 und 59 Fußnote).

Nun wir wissen, daß zu gleicher Zeit als „Die gelbe Gefahr" geschrieben und gedruckt wurde, Hunderte ja Tausende dieser vermeintlichen „Taufschein-Christen", um ihres Glaubens willen den Märtyrertod erlitten haben. Ich frage mich, ob Herr H. von Samson-Himmelstjerna auch bereit wäre, für irgend welche religiöse Überzeugung das Leben zu lassen.

Übersicht über den Stand der deutschen

Von Pastor Döhler,

Missionsgesellschaften mit Angabe der betreffenden Missionsgebiete. NB. Die gesperrt gedruckten Namen bezeichnen die hauptsächlichsten Gebiete der betreffenden Missionsgesellschaft.	Jahr der Gründung	I. Stationen a. Hauptstat.	I. Stationen b. Nebenstat.	II. Heidenchristen	III. Europäische Missionare
1. Mission der Brüdergemeine: Labrador, Alaska, Indianergebiet v. Nord-Amerika, westindische Inseln, Mosskito-Küste, Demerara, Suriname, Kapkolonie, Deutsch-Ostafrika (Kondeland und Unyamwesi), Australien (Victoria, Nord-Queensland); Himalaya.	1732	137	71	92075	203
2. Basler Missionsgesellschaft: Südindien (Malabar), China (Kanton), Goldküste, Kamerun.	1815	60	499	43102	198
3. Berl. Missionsgesellsch. (Berlin I.): Süd-Afrika (Kapkolonie, Kafferland, Oranje, Transvaal, Natal), China (Kanton u. Kiautschau), Deutsch-Ostafrika (Kondeland).	1823	76	229	[c. 40000]	104
4. Rhein. Missionsgesellsch. (Barmen): Deutsch-Südwestafrika (Namaland, Herero- und Ovamboland), Kapkolonie, Borneo, Sumatra, Nias, Mentawei, China (Kanton-Distrikt), Neu-Guinea.	1828	99	260	85069	141
5. Nordd. Missionsgesellsch. (Bremen): Sklavenküste (Englisch- und Deutsch-Eweland, Togoland).	1836	5	37	2908	19
6. Goßner'sche Missionsgesellschaft (Berlin II): Nordindien (Kols- u. Gangesmiss.), Assam	1836	23	283	51557	45
7. Leipziger Missionsgesellschaft: Vorderindien (Tamulen), Rangun; Englisch-Ostafrika (Wakamba); Deutsch-Ostafrika (Dschagga).	1836	49	230	21746	58
8. Frauenverein für christl. Bildung des weibl. Geschlechts im Morgenlande: Nordindien: Waisenhaus in Sikandra.	1842	1	—	—	—
9. Hermannsburger Missionsgesellschaft: Südafrika (Natal, Zululand, Betschuana), Ostindien (Telugu), Persien.	1849	55	113	[50163]	[62]
10. Berliner Frauenverein für China: Findel- und Erziehungshaus in Hongkong.	1850	1	—	—	1
11. Jerusalemverein: (Jerusalem, Bethlehem, Betdjala, Hebron, Haifa, Jaffa).	1852	2	3	c. 370	2
	Seitenbetrag:	508	1725	386990	832

1) Aus dem Jahrbuch der Sächsischen Missions-Konf. 1903.

evangelischen Missionen Anfang 1902.[1)]

Großstorkwitz b. Pegau.

IV.	V.		VI.			VII.	VIII.	IX.	X.
Unberheiratete Missionsschwestern	Eingeborene Gehilfen: ordinierte (a.)	Eingeborene Gehilfen: sonstige Gehilfen (b.)	Schulwesen: besondere Lehrkräfte (a.)	Schulwesen: Schulen (b.)	Schulwesen: Schüler (c.)	Einnahme in der Heimat nach Abzug d. vorjährigen Kassenbestand. + besondere Aufbringung z. Deckung d. Defizits	Ausgabe	Außerdem Aufbringungen auf d. betr. Missionsgebieten	Im Taufunterricht resp. allgemeine Taufbewerber
						Mk.	Mk.	Mk.	
20	23	1077	382	234	23528	1. 023165	1. 066476	704779	4758
10	41	534	641	514	20463	1. 300893	1. 306570	211645	3998
16	—	843 c. 571	c. 272	[c. 170]	[6606]	624401	574823	?	[2789]
16	27	960	356	350	15858	886667	889079	104965	12269
8	3	14	57	44	1487	140030	160901	?	291
1	24	336	325	c. 160	4978	225403	303797	11664	25592
6	27	337	479	279	9112	548754	560743	39561	551
7	—	—	—	1	c. 170	23555	30492	—	—
—	—	[303]	[184]	[122]	[6928]	392258	[365569]	[33837]	[2797]
3	—	3	?	1	118	18729	23479	c. 2700	—
—	2	4	16	8	430	90957	122571	?	?
87	147	4139	2712	1883	89678	5. 274812	5. 404500	1.109151	53045

Missionsgesellschaften mit Angabe der betreffenden Missionsgebiete. NB. Die gesperrt gedruckten Namen bezeichnen die hauptsächlichsten Gebiete der betreffenden Gesellschaft.	Jahr der Gründung	I. Stationen a. Hauptstation.	I. Stationen b. Nebenstation.	II. Heidenchristen	III. Europäische Missionare
Übertrag:		508	1725	386990	832
12. Schleswig-Holsteinische evang.-luth. Missionsgesellschaft in Breklum: Ostindien (Urija-Jeypur und Telugu).	1877	7	51	2704	13
13. Neukirchener Missionsgesellschaft: Java; Englisch-Ostafrika (Taua-Fluß, Insel Lamu).	1881	10	38	968	18
14. Allgem. ev. protest. Missionsverein: Japan (Tokio u. Kioto), China (Shanghai, Kiautschau).	1884	4	5	140	8
15. Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III.): Deutsch-Ostafrika (Usambara, Usaramo und Küstengebiet).	1886	8	—	559	27
16. Neuendettelsauer Missionsgesellsch.: Neu-Guinea, Queensland; (ausschließlich der Stationen d. australischen Immanuelsynode).	1886	7	—	c. 30	14
17. Deutsche China-Allianz-Mission in Barmen: Prov. Tschekiang und Kiangsi.	1889	7	9	73	10
18. Deutsche Blindenmission in China (in Hildesheim): Tsau-kwong auf Hongkong.	1890 resp 1897	1	—	20	—
19. Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten in Berlin: Kamerun.	1890 resp 1898	5	44	2170	9
20. Mission der Hannoverschen ev.-luth. Freikirche in Hermannsburg: Natal und Transvaal.	1892	8	?	[4050]	9
21. Pilgermission von St. Chrischona b. Basel: China (Prov. Nganhwei und Kansu).	1895 resp 1848	4	—	—	5
22. Deutscher Zweig der China-Inland-Mission (früher Hamburg) jetzt **Liebenzell in Württemberg:** Prov. Kiangsu, Hunan und Schansu.	1899	3	—	9	2
23. Sudan-Pionier-Mission in Eisenach: (Assuan) S. P. M.	1900	1	—	—	1
24. Kieler China-Mission: (Station Barhol).	1897 resp 1899	3	—	33	4
Summe:		576	1872	397746	952
Dagegen Anfang 1901:		565	?	384133	884
Hierüber:					
25. Deutsche Orientmission-D. O. M. (Bulgarien, Armenien, Persien.)	1898	5	—	?	4

IV.	V.		VI.			VII.	VIII.	IX.	X.
Unverheiratete Missionsschwest.	Eingeborene Gehilfen a. ordinierte	Eingeborene Gehilfen b. sonstige Gehilfen	Schulwesen a. besondere Lehrkräfte	Schulwesen b. Schulen	Schulwesen c. Schüler	Einnahme in der Heimat nach Abzug d. vorjähr. Kassenbestandes + besondere Aufbringung z. Deckung des Defizits	Ausgabe	Außerdem Aufbringungen auf den betr. Missionsgebieten	Im Taufunterricht resp. allgemeine Taufbewerber
87	147	4139	2712	1883	89678	5.274812	5.404500	1.109151	53045
3	—	19	64	34	1013	160613	158787	?	3091
—	—	35	18	16	588	70829	75784	?	195
—	2	10	8	5	c. 180	81380	111068	?	?
1	—	26	—	8	446	136536	136536	23000	322
1	—	—	—	6	c. 90	36345	32291	—	—
3	—	19	3	3	35	32922	33363	?	110
2	—	6	2	1	16	34742	35211	c. 900	—
5	1	39	40	47	1200	52444	53370	?	302
—	—	[41]	[23]	[17]	[300]	19318	25426	2393	[160]
—	—	—	—	—	—	7399	6696	—	—
5	—	1	2	2	32	25314	21437	c. 130	9
1	—	3	2	2	150	35330	34313	—	—
2	—	3	—	1	10	2987[?]	2834[?]	504	200[?]
110	150	4341	2874	2025	93738	5.970971	6.131616	1.136078	57434
103	142	4347	2709	1918	90458	6.040760	5.795533	1.236859	48071
4	—	5	7	3	c. 600	206380	193021	?	—

Missions-Rundschau.

Vorder-Asien I. — Palästina und Syrien.

Von Julius Richter.

Unsere Wanderung durch die Länder des Islam beginnen wir mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Lage der Christengemeinden und der Mission unter der türkischen Herrschaft; wir halten das für notwendig gegenüber dem immer wiederholten Rufe zur Mohammedaner-Mission. Man muß zu einer sachgemäßen Beurteilung drei Faktoren im Auge behalten: die Tradition, die Politik der Pforte und die Stimmung der mohammedanischen Bevölkerung. Was die erste anbetrifft, so verurteilt der Koran den Übertritt eines Moslem zum Christentum oder einer andern Religion rücksichtslos mit dem Tode. Die sog. Simmis, eingeborene Christen der Türkei, werden nach mohammedanischem Gesetz allerdings geduldet, aber nur unter drückenden und demütigenden Beschränkungen. „Der Simmi darf keine Kirchen, Klöster oder religiöse Institute gründen, darf sein Haus nicht so hoch oder höher als die der Mohammedaner bauen; darf nicht zu Pferde, sondern nur auf Maultieren und Eseln reiten, und auch das nur nach Frauenart; muß andere Kleider als die Mohamnedaner oder sonst ein deutlich unterscheidendes Merkmal tragen; muß bei Benutzung der öffentlichen Bäder ein Erkennungszeichen, ein Band aus Eisen, Blech oder Kupfer, tragen; darf keinen Wein trinken und kein Schweinefleisch essen; darf nicht öffentlich christliche Feste feiern; darf den Text des Alten und Neuen Testaments nicht öffentlich laut lesen oder singen und keine Glocken läuten; darf nicht verächtlich von Allah oder Mohammed sprechen; darf keine staatlichen Neuerungen einführen oder Mosleme bekehren; darf keine Moschee ohne Erlaubnis betreten, den Fuß nicht auf den Boden von Mekka setzen und nicht im Hedschas wohnen." (Miss.-Rev. 1902, 892.) Gegenüber diesen drückenden Bestimmungen besteht nun 2. eine türkische Gesetzgebung liberaler Art, welche bis in die Zeit Mohammed II., des Eroberers von Konstantinopel (1453), zurückreicht und ihren deutlichen Ausdruck in dem berühmten Hatti Humayun von 1856 findet. Dieses Gesetz bestimmt, „niemand darf belästigt werden wegen der Religion, die er bekennt. Der Gottesdienst aller Religionen und Bekenntnisse, die in der Türkei existieren, ist vollkommen frei; niemand soll gehindert werden, seine Religion auszuüben. Jede Gesellschaft hat volle Freiheit, Schulen zu gründen, nur daß die Auswahl der Lehrer und die Lehrmethode der Aufsicht und Kontrolle der Regierung unterliegen." Gestützt auf dieses und ähnliche Gesetze konnte z. B. beim Berliner Kongreß (1878) der Vertreter der Pforte feierlich erklären, „im ganzen ottomanischen Reiche werden von Millionen der Untertanen des Sultans die verschiedensten Glauben bekannt, und nicht ein einziger werde in seinem Glauben oder Gottesdienst belästigt. Die kaiserliche Regierung sei entschlossen, diesen Grundsatz in voller Kraft aufrecht zu erhalten und ihm jede nötige Ausdehnung zu geben." Allein

man darf nie vergessen, daß die Hohe Pforte diese liberalen Gesetze nur unter dem Drucke der Großmächte erlassen hat und auch nur beabsichtigt sie soweit in Kraft treten zu lassen, als sie durch einen starken Arm dazu gezwungen wird.

Die Pforte glaubt nämlich 3. Rücksicht nehmen zu müssen auf die starken antieuropäischen Strömungen in ihrem Lager. Bekanntlich wird die ganze mohammedanische Welt durchwühlt von nicht weniger als 88 Derwisch-Orden, unter denen der nordafrikanische Senussi-Orden weitaus der mächtigste ist. Das gemeinsame Streben dieser in ihrer Organisation und dem sie durchdringenden Geist an die Jesuiten erinnernden Orden geht dahin, die mohammedanische Welt zu der Einfachheit und Entschiedenheit des Propheten und seiner Nachfolger zurückzuführen und jede Anbequemung an europäische Lebens- und Staatsordnungen auf das entschiedenste als Abfall vom Glauben zu bekämpfen. (Ev. Miss.-Mag. 1899, 111 ff., 1903, 22 ff.) Diese Bestrebungen werden umsomehr von der Sympathie der von Haus aus fanatischen Mohammedaner getragen, als diese in jeder Einmischung der europäischen Großmächte in die äußeren und inneren Angelegenheiten ihrer Reiche einen Widerspruch gegen die angemaßte weltliche und geistliche Oberherrschaft des Khalifen empfinden. Und der Sultan Abdul Hamid hat reichlich bewiesen, daß ihn derselbe fanatische Haß gegen alles Christliche beseelt.

Daraus erklären sich in bezug auf die Missionare und die Mission die fortgesetzten Chikanierungen seitens der türkischen Ober- und Unterbeamten: die Straßenpredigt wird verboten; nur mit spezieller Bevollmächtigung darf eine Druckerei eingerichtet oder eine Zeitschrift herausgegeben werden; alles Gedruckte muß zweimal die argwöhnische Zensur passieren, einmal vor der Drucklegung und dann noch einmal vor der Veröffentlichung; kein Missionsarzt darf praktizieren ohne Zustimmung der ottomanischen ärztlichen Fakultät; keine Privatschulen — und das sind natürlich alle Missionsschulen — dürfen eröffnet werden, bis die Zeugnisse der Lehrer, der Lehrplan und die Lehrbücher von den örtlichen Behörden geprüft und gebilligt sind. Kirchenbauten werden Jahre lang hingezögert; für gekaufte Grundstücke wird die Eintragung der Besitztitel verweigert; keine ausländische Korporation, also auch keine Missionsgesellschaft, darf Grundbesitz erwerben; alles muß auf den Namen von Privatpersonen eingetragen werden, und selbst sie dürfen kein Land kaufen und keine Kirche oder Schulhaus bauen ohne ausdrückliche Genehmigung des Sultans.

Dazu kommt noch der Argwohn, unter dem jeder Missionar in mohammedanischen Ländern steht, ein Agent einer fremden Regierung zu sein. Lord Salisbury hatte doch recht, wenn er in seiner vielbesprochenen Festrede zum 200jährigen Jubiläum der S. P. G. (am 19. Juni 1900) sagte: „Ist es schon überall schwierig, die Völker davon zu überzeugen, daß der Missionar kein Werkzeug der Regierung ist, so ist das bei den Mohammedanern noch unendlich schwerer. Sie glauben einfach nicht, daß die, welche das Evangelium gegen die Religion Mohammeds verkündigen, nicht veranlaßt und dementsprechend geschützt und in ihren Handlungen geleitet sind durch die Staatsregierung Englands, mit der sie verbunden sind. Viele Warnungen derart sind an mich gerichtet. Sie waren stets übertrieben, und ich legte ihnen nicht

viel Bedeutung bei; dennoch kann unüberlegtes Betragen seitens britischer Missionare in mohammedanischen Ländern leicht ohne irgend welches moralische Vergehen von ihrer Seite einen Sturm heraufbeschwören, der sich schwer wieder beruhigen läßt . . . deshalb bitte ich dringend, daß . . . die Missionsträger (daheim und draußen) auch jeden Schein einer versuchten Vergewaltigung und wenn möglich jede unliebsame Öffentlichkeit vermeiden." Also in der Mohammedaner-Mission ist die äußerste Vorsicht geboten! (C. M. Proceed. 1901, 159.)

Noch viel mehr leiden unter diesem christenfeindlichen Fanatismus die Konvertiten. „Ein bekehrter Moslem muß sogleich das Land verlassen, oder er wird in die Armee gesteckt, nach einer fernen Gegend gesandt und ist verschollen" (Miss.-Rev. 1902, 892), so sagt D. Brown, der Sekretär der amerikanischen Presbyterianer-Mission in Syrien, der doch wahrlich aus Erfahrung reden kann. Man hat beim Durchlesen der Missionsberichte aus Vorderasien, speziell der Türkei, den Eindruck, an Wahrheitssuchern, selbst solchen, die sich Gefahren aussetzen und es sich Opfer kosten lassen, fehlt es nicht; aber die Mission steht noch unter einem Banne. Folgendes ist eine typische Geschichte aus der Gegend von Bagdad: „Ein Kaufmann wurde befreundet mit einem geheimnisvollen alten Manne. Dieser alte Mohammedaner war in Indien und Ägypten viel gereist, und er erzählte gern von seinen Erlebnissen. Er hatte viele Bücher, manche verlieh er, die andern pflegte er nur vorzulesen und zu erklären. Er gewann das Herz seines lerneifrigen Schülers, und des alten Mannes Philosophie brachte auch ihn zu der Überzeugung, daß der Islam sein Vertrauen nicht verdiene. Erst auf dem Totenbett des Alten erfuhr der Schüler, daß sein Meister an Christum glaube, und daß die besten Sachen, die er ihm vorgelesen hatte, christliche Bücher waren, die er wohl gern erklärte, aber aus Furcht nie aus der Hand gab. Er starb als Christ, und seit seinem Tode suchte der Kaufmann mehr von der christlichen Wahrheit zu lernen und erklärte, daß er Christ werden wolle. Er zog seinen treuen Diener mit in sein Geheimnis und überzeugte auch ihn von der Wahrheit des Christentums; beide miteinander bereiten sich zur Flucht; sie haben in der Stille den Laden verkauft, haben ihren Besitz zu Geld gemacht, und hoffen anderswo offen ihren Glauben an Christum bekennen zu können." (C. M. Proc. 1902, 169 f.)

Die Konzession des Baues der Bagdad-Bahn, die neuerdings auch seitens deutscher Gelehrten und Gesellschaften in größerem Umfang aufgenommenen Ausgrabungen an den alten Trümmerstätten, die Vermehrung des deutschen Ansehens und Handels im Orient seit der Kaiserreise von 1898, haben die Aufmerksamkeit mancher Kreise der deutschen Missionsfreunde auf die Türkei hin gerichtet und zur Mohammedaner-Mission aufgerufen. Wir müssen mit dem Herausgeber dieser Zeitschrift auf Grund der dargelegten Verhältnisse noch immer dabei bleiben, die Zeit ist noch nicht gekommen.

Es ist möglich, daß eine wesentliche Förderung der Missionsarbeit in naher Aussicht steht. Bekanntlich kam es über Dockstreitigkeiten in Konstantinopel im Sommer 1901 um ein Haar zum Kriege zwischen Frankreich und der Türkei; die Pforte gab im letzten Augenblick nach, und Frankreich benutzte

die günstige Gelegenheit, um ein kaiserliches Irade zu erlangen, welches zunächst den französisch-katholischen Missionen weitgehenden Schutz gewährt. Nach dem im Londoner Standard vom 11. November 1901 mitgeteilten Wortlaut heißt es: § 3. „Wir ermächtigen zum Aufbau, zur Ausbesserung und zur Erweiterung der Schulen, Wohltätigkeitsanstalten und kirchlichen Institute, welche in den Jahren 1894, 95 und 96 beschädigt oder zerstört sind. § 4. Wir erkennen als voll und gesetzlich autorisiert an die Stiftungen, Erweiterungen, Neubauten und Ausbesserungen, welche in Zukunft in Angriff genommen werden, wenn nicht nach ergangener Mitteilung darüber die kaiserliche Regierung binnen 6 Monaten Einwände erhebt." Die russische Regierung hat sogleich nach der Meistbegünstigungsklausel durchgesetzt, daß dieselben Bestimmungen auch auf alle ihre Missionsinstitute in der Türkei Anwendung finden. Leider ist ein gleiches seitens der protestantischen Großmächte bisher unsers Wissens nicht geschehen, obwohl sie dazu ohne Zweifel auch berechtigt wären. (Miss.-Rev. 1902, 896 f.)[1])

Eine weitere große Schwierigkeit der Mission im Orient ist die unglaubliche Zerrissenheit der Sprachen und Kirchen; da gibt es neben den türkisch redenden Türken griechische und arabische Türken, neben den griechisch redenden Griechen türkische und arabische Griechen u. s. w. Mein Cicerone in Tripoli sprach außer arabisch, seiner Muttersprache, türkisch und englisch; der Vorsicht halber hatte aber die Familie ein Glied russisch, ein zweites italienisch, ein drittes französisch lernen lassen, um auf alle Eventualitäten gerüstet zu sein; und dabei handelte es sich um ein einfaches Bürgerhaus! Dr. Raab, der Missionsarzt der deutschen Orientmission in Diarbekir, schreibt: „Anfangs glaubte ich, hier in Diarbekir wolle eine neue babylonische Sprachverwirrung ausbrechen, so kunterbunt ging alles durcheinander. . . Die eigentliche Stadtsprache ist türkisch, das nur ein kleiner Prozentsatz armenischer Frauen nicht versteht. Neben armenisch spricht man in vielen Armenierhäusern auch noch arabisch, in einzelnen besonders armenisch-katholischen Familien ist arabisch die Haussprache. Bei einer Patientin höre ich oft vier Sprachen zu gleicher Zeit sprechen: unter sich sprechen die Leute arabisch oder armenisch, zu uns türkisch und zu den Dienstboten kurdisch" (Ex Ori. Lux. 233). In Mosul halten sich Mohammedaner und Christen ziemlich die Wage; aber rings umher sind 50 bis 60 Dörfer der Jesiden oder Teufelsanbeter; im weiteren Umkreise kommen die Kurden, mit deren Islam es schwach bestellt ist. Unter den Christen von Mosul befindet sich eine Gemeinde von Griechen, eine von Armeniern, eine von Jakobiten, eine von päpstlichen Chaldäern, eine von päpstlichen Syrern und eine von Protestanten! (C. M. Proc. 1902, 171.) Und in ähnlichem Wirrwarr geht es fast überall in der Türkei!

Eins der bedenklichsten Zeichen ist das Umsichgreifen der Russen. Wir hatten schon in der vorigen Rundschau zu berichten, wie eine rücksichtslose russische Propaganda ohne alle religiösen Interessen in kürzester Frist fast die

1) Die amerikanischen Presbyterianer in Syrien haben an ihr auswärtiges Amt eine ernste diesbezügliche Eingabe gemacht. (Pres. Rep. 1902, 298.)

nestorianische Kirche im nordwestlichen Persien sprengte; mit Ausnahme der im Verbande der protestantischen Missionen stehenden Gemeinden, welche im allgemeinen der Versuchung widerstanden haben, ist dieser ganze uralte Kirchenrest größten Teils von der russischen Kirche absorbirt. Der zweite russische Vorstoß richtet sich auf Syrien und Palästina; kraft ihrer griechischen Orthodoxie hat Rußland in diesem Gebiete gegen 300 Schulen eröffnet und bezahlt für sie Beiträge in Höhe von 1 200 000 Mk. jährlich. Es bezahlt alles: Schulbücher, Schreibmaterialien, oft selbst die Anzüge der Schulkinder. Das Studium des Russischen ist obligatorisch. Ein Lehrer-Seminar in Nazareth und ein Lehrerinnen-Seminar in Bethlehem liefern die Lehrkräfte; die begabtesten Lehrer werden zur weiteren Ausbildung nach Rußland geschickt und kehren von dort als russische Untertanen zurück. (Miss. Rev. 901, 952). — Nicht minder rücksichtslos ist ihr Angriff auf die armenische Kirche. Ihre Abgesandten und Priester durchreisen Türkisch-Armenien und versprechen überall den von den Türken verratenen, von den Kurden zertretenen Armeniern den mächtigen Schutz des Zaren, wenn sie ihre gregorianische Kirche aufgeben und zur russischen übertreten. Bereits sind mehr als 5000 Armenier im Vilajet Erzerum diesem verführerischen Angebot gefolgt. Der armenische Katholikos in Konstantinopel wandte sich Hilfe suchend an die Pforte und erklärte, wenn nicht den Armeniern nachdrücklicher Schutz zugesichert werde, gingen sie in Masse in die russische Kirche und damit politisch an Rußland verloren. Die Pforte hat sich nicht aufgerafft! Der sonst übernachgiebige Katholikos Ormanian hat sein Amt niedergelegt. — In Kraft des Vertrages von Kainardji (1854) beansprucht Rußland das Protektorat über alle griechischen Christen des Orients; es ist langsam aber sicher in Begriff, diesen Anspruch geltend zu machen, und die charakterlosen Griechen unterwerfen sich nur gar zu gern diesem ebenso mächtigen wie reichen Schützer. Damit aber erlangt Rußland im Orient eine Machtstellung wie kein anderer Staat Europas, und zwar, da die griechische Kirche in allen Teilen der Türkei verbreitet ist, eben leider auch überall.

In Palästina und Syrien richtet sich die Evangelisation hauptsächlich auf die arabischen Griechen. Der vorherrschende Eindruck ist aber der, daß die Hauptarbeit in dieser Richtung vorüber sei. „Die römischen Geistlichen behüten ihre Herde viel zu gut, um unwillkommene Einflüsse in dieselbe hineinzulassen." Sie scheuen sich nicht, wieder und wieder zu erklären: besser ein Moslem als ein Protestant; ein Fanatismus, der dann doch unter den Griechen selten ist. Das griechische Patriarchat sucht seine Herde dadurch vor dem Einfluß der Protestanten zu schützen, daß es für Schulen sorgt und überall Gegenschulen errichtet; in Jerusalem ist ein großes Lehrer-Seminar mit über 200 Schülern eröffnet. Allein dieses Patriarchat ist selbst mit fast der ganzen hohen Geistlichkeit ausländisch, es sind griechisch sprechende Griechen, die sich mit den arabisch sprechenden „syrischen Griechen" nicht verständigen können und sich nicht die Mühe geben, ihre Sprache zu lernen; sie sind aus andern Teilen der Türkei gekommen und haben mit den Einrichtungen ihrer Pflegebefohlenen wenig Sympathie; sie gelten vielmehr als eine zivile, denn als eine religiöse Behörde. Unter den syrischen Griechen aber mangelt es wohl nicht

an christlicher Erkenntnis, aber an sittlicher Kraft, gegen die abergläubigen Gebräuche Stellung zu nehmen und sich aufrichtig zu bekehren (Proc. 1901, 167 f.).

Übrigens steht es immerhin in bezug auf Toleranz in Syrien besser als in andern Gebieten der Türkei. Seit den drusischen Blutbädern 1860 ist der Gouverneur des Libanon-Distrikts ein Christ, der vom Sultan ernannt wird, aber von den christlichen Mächten bestätigt werden muß. Das Gebiet ist frei vom Militärdienst; Freiheit der Rede und der Presse sind gewährleistet; das Volk hat seine eigenen Gerichtshöfe; sie haben große Freiheiten in Kauf und Verkauf von Grundbesitz; sie genießen eine weitgehende Steuer-Ermäßigung, sodaß sie im Vergleich mit der übrigen Türkei fast steuerfrei sind. Hier ist deshalb auch der blühendste Teil des türkischen Reiches; seine massiven Häuser mit den roten Ziegeldächern im üppigen Grün der Gärten und Pflanzungen stehen in merklichem Kontrast gegen die armseligen Hungerdörfer anderer Gebiete (Miss. Rev. 1902, 895).

Die englische Kirchenmission in Palästina kommt immer mehr in eine fatale Lage dadurch, daß ihr kirchlicher Vorgesetzter und Gegner Bischof Blyth eine eigene Arbeit nach extrem hochkirchlichem Muster einrichtet. Ich besuchte in Jerusalem seine Residenz; eine entzückend schöne, streng kirchlich eingerichtete Kapelle war bereits fertig; alle Ausrüstungs-Gegenstände in derselben aus edelstem Material und in künstlerischer Ausstattung waren von gleich hochkirchlichen Engländern geschenkt. Blyth beabsichtigt damit ein Kanonikat von 8 Geistlichen zu verbinden, deren Hauptaufgabe neben ihrer kirchlichen Arbeit ein großes englisches Kollege sein soll, von dem die unteren Klassen bereits im Gang sind, — ein Konkurrenz-Unternehmen zur Bischof Gobat-Schule der C.-M.-S. Nimmt man hinzu, daß auch die Deutsch-Evangelischen in Palästina in zwei sehr abweichenden Richtungen vertreten sind, in den halb schwärmerischen, halb rationalistischen Templern, die 3/4 der Deutschen zu den Ihren zählen, und in einem letzten Viertel mehr oder weniger korrekter Landeskirchler, so liegt das ärgerliche Schauspiel vor, daß die evangelische Christenheit bei etwa 2500 Vertretern in vier sehr verschiedene Richtungen gespalten ist, die sich je und dann befehden und reiben!

Die Kirchenmission hat drei ihrer hervorragendsten Vertreter verloren, alle drei deutsche Missionare. In Nablus starb 1901 Miss. C. Fallscheer nach 37jähriger Arbeit. Christen und Mohammedaner klagten um ihn: „Unser Vater ist tot und wir sind Waisen", und die Mohammedaner erbaten sich die Ehre, seinen Sarg von der Kirche zum Grabe tragen zu dürfen. (Proc. 1901, 170). Im Februar 1902 folgte ihm im Tode Joh. Zeller, der sogar 46 Jahre (1855—1901) — fast gleich lange in Nazareth und in Jerusalem — gearbeitet hat; er ist vielleicht bisher der bedeutendste evangelische Missionar im heiligen Lande gewesen; er besaß unter den Einheimischen aller Bekenntnisse und Völker einen einzigartigen Einfluß (Proc. 1902, 156). Am Tage nach ihm starb in London Miss. S. W. Koelle, der berühmte Verfasser der Polyglotta africana, der seiner Zeit vom „Französischen Institut" mit dem Volney-Preise ausgezeichnet war; er war 1847—1854 in Sierra Leone tätig, 1855—1859 vorübergehend in Ägypten und Palästina beschäftigt und dann von 1862—1882 in

Konstantinopel stationiert, wo er Pfanders Gehilfe in der aggressiven Mohammedaner-Mission war.

Trotz dieser und anderer schmerzlicher Verluste ist die Arbeit in Palästina nicht unerheblich ausgedehnt. Die Kirchenmission hat von der Female Educat. Soc. deren Arbeit in Bethlehem und Schefamer übernommen; in Bethlehem handelte es sich hauptsächlich um eine Mädchenkostschule; verständigerweise hat die Missionsleitung dieselbe mit ihrer schon bestehenden gleichartigen Schule in Jerusalem vereinigt. Es entsteht allerdings dadurch für den Jerusalems-Verein, dessen Hauptstation Bethlehem ist, die Unbequemlichkeit, daß sich neben ihm eine — vorläufig nur von Missionsschwestern besetzte — Hauptstation der C.-M.-S. entwickelt. Die Kirchenmission pflegt hauptsächlich zwei Arbeitszweige, die seit 1887 begonnene Schwesternarbeit an dem weiblichen Geschlecht, in der z. Z. mehr als dreißig jüngere und ältere Damen tätig sind, vielfach allein auf Dörfern wohnend, — und die seit 1891 in Angriff genommene ärztliche Mission, welche durch den Aufbau der neuen Hospitäler in Nablus (1901) und Acca (1902) verstärkt ist. Es arbeiten von dieser Mission im heiligen Lande 4 Missionsärzte (in Gaza, Nablus, Acca und Kerak).

Das Syrische Waisenhaus hat einen Zuwachs erhalten in einem (1902 gebauten) Blindenheim, in welchem 20 blinde Knaben und ebensoviel Mädchen erzogen werden und erwachsene Blinde Gelegenheit zur Erlernung eines Handwerks haben sollen. Der 1902 in Dresden verstorbene Graf Christoph Münnich hat den Unterhalt desselben durch die Zinsen eines Vermächtnisses von 220000 Mk. sicher gestellt. Das Waisenhaus hat außerdem im Frühling 1902 im Christenviertel von Jerusalem eine (auch deutsch lehrende) Tagschule eröffnet, welche bereits im ersten Vierteljahre von 80 Kindern besucht wurde.

Der Jerusalem-Verein feiert in diesem Jahre sein 50jähriges Jubiläum; am 2. Dezember 1852 begründet, trat der Verein am 21. Januar 1853 zum ersten Male in die Öffentlichkeit. Das bei Gelegenheit der Kaiserreise am 30. Oktober 1898 geweihte „armenische Waisenhaus" bei Bethlehem hat sich schnell zu einer Art Gegenstück des Syrischen Waisenhauses entwickelt und wird nach ähnlichen Grundsätzen geleitet. Daß unter der arabisch-christlichen Bevölkerung des Landes ein Verlangen nach solcher evangelischen Erziehung vorhanden ist, beweist der Umstand, daß im Jahre 1902 nicht weniger als 80 Gesuche vorlagen, von denen nur 11 berücksichtigt werden konnten. Solche evangelische Anstaltserziehung hat sich immerhin als einer der aussichtsreichsten Wege zur Belebung der erstorbenen orientalischen Kirchen bewiesen. Die Anstalt bietet für 50 Zöglinge Raum. — In der Nähe von Bethlehem ist ein neuer Außenposten, Bethsahur im Hirtenfelde aufgenommen, den der Königlich sächsische Zweigverein in spezielle Pflege genommen hat (1900). Etwa 30 Seelen scheinen hier entschlossen evangelisch zu werden; es ist eine Knaben- und eine Mädchenschule eingerichtet. — Das Bemühen des Jerusalem-Vereins, allmählich die der Landeskirche und dem Evangelium entfremdeten Templer-Gemeinden an sich zu ziehen, scheint immer mehr Erfolg zu haben; es sind in Haifa (1893) und Jaffa (1897) evangelische Pfarrämter eingerichtet; die an den Jerusalem-Verein angeschlossene Gemeinde in Haifa zählt jetzt 130 Seelen, die in Jaffa et-

was über 100 Seelen. — An die Mohammedaner des Landes heranzukommen ist dem Verein bisher noch nicht geglückt; die einzige Station, welche dazu zeitweilig Aussicht gewährte, das fanatische Hebron, wird nur durch einen Evangelisten gehalten, der eine neuerdings fortschreitende Schule unterhält.

Die Templer zählen in ihrer ältesten Kolonie Haifa (gegründet 1869) noch 70 Familien mit 360 Seelen, in Jaffa (gegründet 1869) 43 Familien mit 234 Seelen, in dem 3 km nordöstlich davon gelegenen Sarona (1871) 52 Familien mit 236 Seelen, in der jüngsten Kolonie Jerusalem (1873) 286 Seelen, also zusammen 1116 Seelen. Eine neue Kolonie ist in Ramle an der Bahn von Jerusalem nach Jaffa im Entstehen. Die Templer sind weitaus das stärkste evangelisch-europäische Element in Palästina; ihr zäher Fleiß, ihr landwirtschaftliches Geschick, ihr wirtschaftlicher Aufschwung werden allseitig anerkannt. Der allerdings nur geringe Export Palästinas liegt in ihren Händen und beschränkt sich in der Hauptsache auf die Produkte ihrer Plantagen, besonders Palästina-Wein und Orangen.

Noch einige Nachrichten von allgemeinerem Interesse über Palästina! Von Ägypten her, wo die Seuche an 40000 Menschen hingerafft haben soll, ist die Cholera im Herbst 1902 in das heilige Land eingebrochen. Sie hat in Gaza und Jaffa im Südwesten und in Tiberias im Norden böse gehaust; Frau Dr. Torrance, die Gattin des schottischen Juden-Missions-Arztes in Tiberias, ist unter ihren Opfern. Doch ist es dank der strengen Absperrungsmaßregeln gelungen Jerusalem zu schützen. — Der ungenügende Regen des Winters 1900/01 und der daraus folgende schwere Wassermangel in der fast ausschließlich auf ihre Cisternen angewiesenen Stadt Jerusalem hat endlich im Sommer 1901 zu einem energischen Versuch geführt, die verfallene Wasserleitung, die früher von den Salomos-Teichen oberhalb Bethlehem her Jerusalem versorgte, neu zu bauen. — In Folge des wachsenden Handels mit Moab ist auf dem Toten Meere eine Dampfbarkasse in Verkehr gesetzt, welche Güter und Passagiere nach der Missionsstation Kerak (dem alten Kir Moab) befördert; diese ehedem sehr abgelegene Station ist dadurch mit dem Weltverkehr in Verbindung gebracht. Auch die längs der Pilgerstraße von Damaskus nach Mekka (dem Derb el Hadsch) im Bau begriffene Telegraphenlinie ist bis Kerak fertig. Die in derselben Richtung geplante Eisenbahn schreitet langsamer vor und ist erst etwa östlich vom See Genezareth (im Hauran) angelangt; die unter den schlecht ernährten Arbeitern ausgebrochene Cholera hält den Bau auf. — Eine neuerdings, wie man behauptet, leidlich zuverlässige Volkszählung von Jerusalem hat das überraschende Ergebnis gebracht, daß von den ungefähr 50000 Einwohnern 30000 Juden, 10000 Christen und nur 10000 Mohammedaner sind. Von den Christen gehören etwa die Hälfte zur griechischen Kirche (Proc. 1901, 170). Von den 13400 Pilgern, welche im Jahre 1899 die heilige Stadt aufsuchten, waren 7500 Russen, 1200 Griechen, 900 Armenier, 800 Kopten und ca. 3000 von anderen Nationen (Ib. 167).

Die für das heilige Land zur Zeit wichtigste Bewegung ist der Zionismus, in dem ein neuer, scharfer Bewerber um den Besitz desselben aufgetreten ist. Bis zum Jahre 1875 belief sich die Zahl der Juden in Palästina auf

nicht mehr als 30 000 Seelen, und bestand fast ausschließlich aus Sephardim, die spanisch sprechen. Seither ist ein starker Zufluß aus Osteuropa (Aschkenasim) gekommen, zumal aus dem südlichen Rußland, sodaß es heute 70 bis 100 000 Juden in Palästina gibt. Für diese, meist ein verdorbenes Judendeutsch sprechenden Einwanderer sind 51 540 Acker Land angekauft und darauf 20 Dörfer und 13 Pflanzungen angelegt, in denen 4935 meist russische Juden angesiedelt sind. Die Hohe Pforte suchte zeitweilig den Strom dieser jüdischen Einwanderung zu sperren; allein seit den Audienzen des Führers der zionistischen Bewegung Dr. Th. Herzl beim Sultan im Mai 1901 ist ein Umschwung zu gunsten der Juden eingetreten. Der Zionismus plant nichts geringeres, als Palästina dem Sultan abzukaufen, und dort ein mehr oder weniger unabhängiges Staatswesen spezifisch jüdischer Art einzurichten; er rechnet dabei auf die beständige Geldnot der Pforte einerseits und die unermeßlichen Schätze der Rothschild, Hirsch, Montefiore usw. andererseits. Die günstige handelspolitische Lage Palästinas an dem den Weltverkehr beherrschenden Suezkanal läßt zumal in jüdischen Augen das Land ihrer Väter als ein viel günstigeres Gebiet zur Auswanderung erscheinen als Argentinien, wohin man bisher den Strom der jüdischen Auswanderer lenkte. Der Zionismus ist lediglich eine national-jüdische Bewegung, die den chauvinistisch-nationalen Bestrebungen in allen europäischen Ländern parallel läuft; die Juden als eine gesonderte Nation im Unterschiede oder Gegensatze zu den abendländischen Völkern zu konzentrieren, ist sein Ziel. Das religiöse Moment spielt dabei kaum eine Rolle. Schon darin liegt, daß die Bewegung in der Hauptsache hoffnungslos ist; denn nur die religiöse Idee ist seit zwei Jahrtausenden die Lebenskraft des jüdischen Volkes. Außerdem ist Palästina nur für ein zähes Ackerbauervolk ein wertvoller Besitz; und nur der Schweiß unermüdlicher Arbeit vermag die Wüste wieder in einen Garten umzuwandeln; gerade vor dieser harten Arbeit haben die Juden, wie die meisten Orientalen, einen starken Widerwillen; und daran sind bisher alle jüdischen Kolonisationsversuche in Palästina gescheitert.

In Syrien treten von Jahr zu Jahr mehr Faktoren auf, welche die bisher in einem verborgenen Stillleben friedlich gedeihende Missionsarbeit fördernd oder hindernd beeinflussen. Ein bedenkliches Zeichen ist die beständig wachsende Auswanderung nach Europa und besonders den Vereinigten Staaten. In fünf Monaten des Jahres 1901 hat man allein im Hafen von Tripoli 1300 Auswanderer gezählt. Da ausschließlich Christen auswandern, so verschiebt sich der Prozentsatz der christlichen zur mohamedanischen Bevölkerung zu ungunsten der ersteren. Am meisten betroffen werden die protestantischen Gemeinden, sowohl weil sie durch ihre Missionare in lebendiger Berührung mit dem Auslande sind, als weil sie durch ihre solide evangelische Erziehung an eine Besserung ihrer Lage zu denken befähigt sind. Da vielfach gerade die kräftigen, erwerbsfähigen jungen Leute auswandern, leiden auch die eifrig geförderten Bestrebungen, die evangelischen Gemeinden auf eigne Füße zu stellen. Einen günstigen Einfluß hat die wachsende Auswanderung auf die Entwickelung des Schulwesens; da für das Fortkommen in Amerika eine gründliche

Kenntnis des Englischen unentbehrlich ist, werden alle Schulen, welche diese Sprache lehren, fleißig besucht und jedes geforderte Schulgeld willig bezahlt. Fast alle englisch-amerikanischen Missionsschulen sind überfüllt, und das syrisch-protestantische College in Beirut muß Jahr um Jahr weitere Gebäude aufführen, um des Andrangs Herr zu werden. Es ist eine goldene Gelegenheit für das Missionsschulwesen.

Besonders der Bezirk von Tripoli und die Abhänge des Libanon werden neuerdings mit russischen Schulen überschwemmt. Nun vergleicht natürlich das Volk beständig die evangelischen und russischen Schulen in der Methode, der Disziplin und vor allem den Kosten. Es fehlt auch nicht an allerlei Druck auf die Eltern, ihre Kinder aus den evangelischen Schulen zu nehmen und in die anderen zu schicken. Ein überraschendes Ergebnis dieser russischen Schulgründungen ist die ungemein lebhafte Nachfrage nach Bibeln und Schulbüchern bei der evangelischen Missionspresse in Beirut; die Russen kauften 1900 nicht weniger als 4026 Bibeln und 7893 Schulbücher, und im folgenden Jahre noch einmal so viel Bücher, als alle evangelischen Missionsschulen zusammen!

Die erwähnte Missionspresse ist einer der wichtigsten Arbeitszweige der presbyterianischen Mission in Beirut; das gedruckte Wort ist zur Zeit noch fast überall in mohammedanischen Ländern der beste Pionier der evangelischen Predigt; und da diese Presse fast ausschließlich arabisch druckt, also in der klassischen und heiligen Sprache des Islam, sind die hier veröffentlichten Werke für die ganze Welt des Islam ein wertvolles Missionsmittel.

Die Missionsarbeit ist im wesentlichen still weitergegangen. Die schottische vereinigte Freikirche hat ihre kleine Arbeit in Schweir (östlich von Beirut) an die amerikanischen Presbyterianer abgetreten. Letztere haben die beiden Stationsbezirke Abeih (südlich) und Zahle (östlich von Beirut) zusammengelegt und daraus die „Libanon-Station“ gemacht. In der Leitung des syrischen-protestantischen Kollegs ist Rev. How. S. Bliß seinem hochverdienten Vater D. Daniel Bliß gefolgt. — Am 6. August 1900 ist bei Beirut die erste große Irrenanstalt für Syrien eröffnet, ein humanes Missionsinstitut, für das Miss. Waldmeier auch in Deutschland Interesse erweckt hat; das Institut umfaßt 34 Acker Land; sein Direktor ist Dr. Otto Wolff, dem zwei Diakonen und zwei Diakonissen zur Seite stehen. — Im August 1901 hat in Brummana an den Abhängen des Libanon die zweite allgemeine Missionskonferenz vorderasiatischer Missionare getagt. Sie erhielt ihr Gepräge durch die Anwesenheit des bekannten Londoner Evangelisten F. B. Meyer, der die Versammlung durch seine warmen und tiefen Vorträge weihte.

In der Erschließung Syriens für den abendländischen Verkehr bedeutet die Eröffnung der Bahnlinie Beirut-Hamath einen mächtigen Schritt vorwärts.

Chronik.

Brand des Missionshospitals in Mengo. Bischof Tucker ist über Neapel wieder nach Uganda gereist, und am 30. November in Mengo angekommen. Leider fand er das große Hospital in Trümmern; zwei Tage vorher war es von einem Blitzstrahl getroffen und, weil mit Fachwerk gebaut und mit Stroh gedeckt, binnen ganz kurzer Zeit eingeäschert. Es ist ein Wunder, daß keine von den Patienten dabei ums Leben gekommen sind. Bei den Waganda rief das Unglück große Teilnahme hervor. Als die Frau eines der Regenten von ihm hörte, rief sie aus: „Die Instrumente wurden aber doch gerettet?“ Als man ihr sagte, sie seien auch mit verloren, sagte sie: „Was sollen wir nun machen? Die Instrumente, die mein Leben gerettet haben, sind dahin!“ Der Katikiro (Reichskanzler), der auch erst kurz vorher von den englischen Krönungsfeierlichkeiten zurückgekommen war, sagte: „Wenn Gott es zugelassen hat, daß dieses Hospital abbrannte, so hat er uns damit zeigen wollen, daß wir ein festeres und besseres bauen müssen.“ Ein anderer Eingeborener sagte: „Das ist nicht ein Verlust für die Engländer; es ist unser Haus, das zerstört worden ist. Wir müssen an die Arbeit gehen und Ziegel für ein neues Gebäude machen.“ 400 000 Ziegel sind garantiert und der Neubau ist bereits in vollem Gange. Kriele.

Schadenersatzgelder der kath. Mission in China für die im Jahre 1900 erlittenen Verluste: in der Provinz Tschili 4 256 500 Taels (1 Tael = 2,80 Mk.); in der Mongolei 300 000 Taels; in der Provinz Schansi 2 250 000 Taels; Hunan 370 000; Kiangsi 1 170 995; Honan 340 000; Tschekiang 177 000; Kiangnan, Ngan-hwei, Jünan, Schantung, Hupe zusammen 806 000 Taels; in Summa in diesen Provinzen 9 716 507 Taels d. h. über 27 Millionen Mark. Für die Mandschurei und die Provinzen Kwangtung und Kwangsi, in denen die Missionen als besonders „hart betroffen“ bezeichnet werden, fehlen die Angaben. Nimmt man für diese 3 Millionen Mark an, so beläuft sich die Entschädigungssumme auf rund — 30 Millionen Mark!! Ein nettes Sümmchen!

In den zuerst aufgeführten 9 Provinzen sollen „etwa 20 000 (kath.) Christen, 45 Missionare und 9 Schwestern der blutigen Verfolgung zum Opfer gefallen sein.“ Von den übrigen Provinzen heißt es: „Plünderung und materielle Schädigung“ habe auch in ihnen die Mission erfahren; „Blut sei jedoch keins oder nur in einzelnen Fällen geflossen.“ Kath. Missionen 1903, 133 f. Warneck.

Buchdruckerei Ernst Röttger, Kassel.

Welche Aufgaben stellt die Erziehung der Heidenchristen zur kirchlichen Selbständigkeit an die evangel. Mission?[1])

Von Missionsinspektor Öhler in Basel.

Das Thema, über das ich zu sprechen habe, ist wohl nicht geeignet, in gleicher Weise Interesse zu finden und Anziehungskraft auszuüben wie ein solches, das uns mitten hineinführt in die Kämpfe und Siege der Mission unter den Heiden oder in das Leben und Leiden der Missionare in der fremden Welt des unkultivierten tropischen Afrika oder der heidnischen Kulturländer Asiens. Es führt uns auf ein Gebiet der Mission, dem alle Romantik fehlt, das uns vielmehr die Mission als eine sehr nüchterne Geduldsarbeit zeigt. Aber es hat den Vorzug, daß es die Missionsaufgabe unter einen Gesichtspunkt stellt, der auch ihren näheren Freunden oft ferner liegt, ja neu ist; und schon das Thema selber ist geeignet, einen wichtigen Beitrag für das richtige Verständnis der Missionsaufgabe zu geben; denn es sagt uns, daß das Ziel der Mission nicht nur in der Bekehrung einzelner oder vieler Heiden, oder in einer möglichst umfassenden Heilsanbietung an die Heiden liegt, sondern in der Gründung selbständiger heidenchristlicher Kirchen.

I.

Unser Thema ist aber auch in hohem Grade zeitgemäß. Das wird alsbald deutlich, wenn wir zunächst uns fragen, worin die Forderung der Erziehung der Heidenchristen zur kirchlichen Selbständigkeit begründet ist. Angesichts der mächtigen Entwicklung der Mission in der letzten Zeit ist die Frage, wie die Heidenchristen der kirchlichen Selbständigkeit zugeführt werden können, heute geradezu eine Lebensfrage für die Mission geworden. Denn schon jetzt ist der Aufwand an geistigen und materiellen Kräften für

1) Referat gehalten auf der sächsischen Missionskonferenz in Halle am 17. Februar 1903.

kirchliche Pflege und Versorgung der heidenchristlichen Gemeinden so groß, daß eine Bestreitung desselben allein durch die Mission ihre Kräfte in einer Weise in Anspruch nehmen würde, die für die Wirksamkeit unter den Heiden wenig mehr übrig ließe; und doch erfordert die rasche Ausdehnung der Mission immer mehr Kräfte auch für diese Arbeit. Ich veranschauliche das durch einen Hinweis auf das Wachstum der Basler Mission in den letzten 15 Jahren. Im Jahr 1887 hatten wir 42 Hauptstationen und 233 Nebenstationen mit 19187 Christen zu bedienen, im Jahr 1902 60 Hauptstationen und 499 Nebenstationen mit 43102 Christen. Schulen hatten wir damals 208, jetzt 514. Die Zahl unserer ordinierten europäischen Missionare betrug damals 102, jetzt 169, die der eingeborenen Arbeiter und Arbeiterinnen damals 577, jetzt 1216. Die Ausgaben sind in demselben Zeitraum von 15 Jahren von etwa 800000 auf 1300000 Mk. gestiegen, also durchschnittlich alle 3 Jahre um 100000 Mk. Was es für die Missionskasse bedeutet, zahlreiche eingeborene Mitarbeiter zu verwenden, kann man daran ermessen, daß für unsere eingeborenen Angestellten auf der Goldküste allein für das Jahr 1903 über 146000 Mk., für die in Kamerun über 60000 Mk. vorgesehen sind.

Kann es mit dem Wachstum und den zunehmenden Ansprüchen so fortgehen? Kann die heimische Christenheit Schritt halten in ihren Leistungen mit den Fortschritten des Missionswerks? Woher nimmt sie die persönlichen Kräfte, um neben den geistigen Bedürfnissen der rasch wachsenden heidenchristlichen Kirchen das Bedürfnis der immer mehr sich erschließenden Heidenwelt zu befriedigen, woher die materiellen Mittel, um neben den immer mehr ins Große wachsenden Kosten für die kirchliche Versorgung der Gemeinden die Ausgaben für die Arbeit unter den Heiden zu bestreiten, die bei der durch die Gunst der Zeitverhältnisse raschen Ausdehnung der Mission unheimlich anschwellen? Es ist kein Zweifel, die Mission muß mit allem Ernst darauf hinarbeiten, sich von der immer schwerer werdenden Last der Versorgung der heidenchristlichen Gemeinden allmählich zu befreien, um ihrer ungeheuren Aufgabe an den Heiden genügen zu können. Und doch darf sie sich dabei nicht übereilen; sonst steht das, was sie bisher errungen hat, auf dem Spiel, sie setzt dann die Gemeinden einem religiösen und sittlichen Niedergang aus und beraubt sich damit zugleich eines der wichtigsten Missionsfaktoren, des Ein-

flusses, den lebendige und geordnete Christengemeinden auf die heidnische Umgebung ausüben. Mit Recht redet daher unser Thema nicht einfach von kirchlicher Verselbständigung der Heidenchristen, sondern von Erziehung zu kirchlicher Selbständigkeit. Diese wird durch die gegenwärtige Entwicklung der Mission zum dringenden Bedürfnis. Deswegen nenne ich dieses Thema ein in hohem Grade zeitgemäßes.

Ist so die Erziehung der Heidenchristen zur kirchlichen Selbständigkeit eine Notwendigkeit für die Mission, muß dieselbe um ihrer selbst willen die Aufgabe in Angriff nehmen, so muß sie das auch tun um der Heidenchristen willen. Ja die hier vorliegende Pflicht gegen die Heidenchristen und die heidenchristliche Kirche ist nicht weniger wichtig als die der Mission gegen sich selbst, denn es hängt davon zu einem guten Teil das Gedeihen, die Gesundheit der heidenchristlichen Gemeinden ab. Die Mission hat den heidenchristlichen Gemeinden gegenüber dieselbe Pflicht, die Eltern für ihre Kinder haben, sie einmal auf eigene Füße zu stellen und unabhängig zu machen. Und so wenig Eltern etwas Gutes tun, wenn sie ihre Kinder in einer beständigen, wenn auch noch so wohlgemeinten Abhängigkeit und Unselbständigkeit erhalten, so wenig schafft eine Mission etwas Gutes, wenn sie die Heidenchristen so behandelt. Und ich darf wohl sagen, daß es eine Verleugnung der protestantischen Auffassung des Christentums wäre, wenn wir das Recht der heidenchristlichen Gemeinden auf Selbständigkeit verkennen und sie in beständiger Abhängigkeit von der Mission erhalten wollten.

Endlich entsteht das Bedürfnis nach Selbständigkeit und das Verlangen darnach oft auch in den Gemeinden selber, sei es, daß das betreffende heidnische Volk von sich aus auf Selbständigkeit angelegt ist, sei es, daß der Geist des Volkes infolge der gesamten Kulturentwicklung, in der die Mission ein wesentlicher Faktor zu sein pflegt, zu erwachen und sich zu emanzipieren beginnt.

Man kann beobachten, daß auch in den heidenchristlichen Gemeinden ein ähnlicher Drang zur Selbständigkeit und vielleicht gar zur Emanzipation erwacht, wie bei dem Kind, das ins Jünglingsalter eintritt, mit derselben inneren Berechtigung, aber mitunter auch mit derselben Ungebundenheit und Zügellosigkeit, die uns manchmal bei jungen Leuten erschreckt. Wie nun eine verständige Jugender-

ziehung dem erwachenden Selbständigkeitstrieb des Jünglings gerecht zu werden und ihn in die Bahnen gesunder Entwicklung zu leiten sucht, so muß es auch die Mission tun in richtiger Würdigung der Berechtigung eines erwachenden Selbständigkeitstriebes der Heidenchristen.

II.

Fassen wir nun zur genauen Bestimmung der Aufgabe das Ziel ins Auge, das erreicht werden soll, so ist von vornherein klar, daß es nicht nur darin liegt, daß die Einzelnen eine bestimmte Stufe erreichen, sondern daß die Gesamtheit auf eine solche gebracht werde, die Gesamtheiten als einheitliche Organismen. Mit anderen Worten, das Objekt der auf kirchliche Selbständigkeit gerichteten Erziehungsarbeit der Mission sind nicht nur die einzelnen Individuen, sondern die Gemeinschaften. Aber die Frage ist die, ob dabei nur einzelne Gemeinden ins Auge zu fassen sind, oder ein aus mehreren Gemeinden bestehender Organismus, wofür ich den Ausdruck Kirche gebrauche. Die Entscheidung der Frage hängt zusammen mit prinzipiellen kirchlichen Anschauungen, auf die ich hier nicht eingehen kann. Für uns ist das Ziel nicht nur eine Anzahl selbständiger heidenchristlicher Gemeinden, sondern ein die einzelnen Gemeinden umfassender Organismus. Wird das Ziel so gefaßt und klar im Auge behalten, so wirkt das bestimmend ein auf die Lösung der Aufgabe, die uns hier beschäftigt, sofern nämlich dann schon frühe die Zusammenfassung der Gemeinden zu einer Kirche angebahnt werden muß und dabei zu erwägen ist, welche Aufgaben und Leistungen nicht der einzelnen Gemeinde, sondern der Kirche zugewiesen werden sollen.

Mit der Erziehung zur Selbständigkeit hängt nämlich die kirchliche Organisation aufs engste zusammen. Und so sehr man sich auch hüten wird, die sich bildenden jungen Gemeinden in ihrer Jugend in den Panzer einer von vornherein fertiggestellten, ausgebildeten Organisation hineinzuzwängen, so sehr sich vielmehr die Ausgestaltung der Organisation der Entwicklung der Gemeinden, beziehungsweise der Kirche wird anschließen müssen, so wird es doch auch wieder Aufgabe der Mission sein, diese Entwicklung zu leiten durch grundlegende nach dem künftigen Ziel orientierte organisatorische Einrichtungen. Ich glaube den Satz aufstellen zu dürfen, daß ein wesentliches Stück der Erziehung der Hei-

denchristen zu kirchlicher Selbständigkeit ihre kirchliche Organisation und daß eine solche Erziehung ohne solche Organisation tatsächlich nicht möglich ist. Ich werde aber im folgenden die Organisation nicht als ein besonderes Stück der Erziehung neben den anderen behandeln, sondern so, daß man sieht, wie sie sich aus den anderen Aufgaben unmittelbar ergibt und in sie einbegriffen ist.

Fragen wir uns nämlich, welches die Bedingungen oder Merkmale der Selbständigkeit einer Gemeinde oder Kirche sind, so glaube ich, daß es ein dreifaches ist, was die Selbständigkeit ausmacht: Selbsterhaltung, Selbstverwaltung (oder Selbstregierung) und Selbsterbauung, anders ausgedrückt die wirtschaftliche, die regimentliche und die geistliche Selbständigkeit. Das letzte Ziel ist, daß die von der Mission gegründeten Gemeinden oder Kirchen von der Mission weder materiell unterstützt, noch geleitet, noch geistlich versorgt werden, sondern in voller Unabhängigkeit von der Mission sich behaupten, wachsen und gedeihen können.

III.

A. Die Selbsterhaltung.

1. Es ist vor allem auf eigentümliche Schwierigkeiten hinzuweisen, die der Selbsterhaltung der heidenchristlichen Gemeinden im Wege stehen. Sie beruhen vor allem darauf, daß dieselbe am Anfang und vielleicht während einer langen Periode ganz unverhältnismäßig hohe Anforderungen an die Heidenchristen stellt. Denn der Gang der Dinge ist gewöhnlich nicht der, daß an einem Ort bald eine ansehnliche Gemeinde entsteht, die dann imstande wäre, mit eigenen Mitteln für Kapelle, Schule, Predigerwohnung, Bezahlung von Prediger und Lehrer aufzukommen. Vielmehr pflegen an verschiedenen, oft weit von einander entfernten Orten, kleine Christenhäuflein zu entstehen, von denen man wohl unter Umständen einige zu einer Gemeinde vereinigen kann, die aber doch die Bildung vieler verhältnismäßig kleiner Gemeinden nötig machen. So sind z. B. unsere 3000 Christen in Kamerun auf etwa 160 Stationen und Außenstationen verteilt, die teilweise weit von einander entfernt sind. Könnte man sie in drei Gemeinden von etwa 1000 Seelen sammeln, so würden etwa 15 eingeborene Prediger und Lehrer für sie genügen. So aber brauchen wir über 100.

In der Landschaft Akem auf der Goldküste brauchen wir für unsere 3—4000 Christen 42 Arbeiter, deren Gehalt über 20 000 M. beträgt. Bildeten die Christen nur wenige größere Gemeinden, so ließe sich die Arbeit mit der Hälfte der Arbeiter bewältigen. Vielfach sind in der Mission für ein kleines Christenhäuflein annähernd dieselben Ausgaben erforderlich wie für eine ansehnliche Gemeinde. Die Entstehung verhältnismäßig vieler kleiner Gemeinden und die darin begründete unverhältnismäßige Steigerung der Kosten für ihre kirchliche Versorgung wird eine fast allgemeine Erscheinung in der Mission sein; denn sie liegt in der Natur der Sache.

Auf vielen Missionsgebieten kommt als erschwerender Umstand hinzu die Armut der Christen. Zwar bei den kulturarmen Völkern, wie beispielsweise bei unseren Negern auf der Goldküste und in Kamerun, macht sich der Gegensatz von Arm und Reich weit weniger geltend als in den Kulturländern Asiens. Wir können unsere westafrikanischen Christen im Vergleich zu ihren heidnischen Volksgenossen nicht arm nennen. Doch hat die Beschaffung von barem Geld oft Schwierigkeit. Aber in China und noch viel mehr in Indien bilden sich die Gemeinden mehr aus den ärmeren Klassen der Bevölkerung. Sollte eine indische Gemeinde, wie wir sie in Malabar haben, von etwa 100 Familien einen Prediger und 2 Lehrer (denn die Zahl der Schulkinder, wäre für einen indischen Lehrer zu groß) versorgen, so wären immerhin 500 Rupies dazu nötig; es kämen also auf die Familie 5 Rupies. Das bedeutet bei einem Tagelohn von 1/4 Rupie den Arbeitsverdienst von 20 Tagen. Das wäre für Leute, die Mühe haben, von ihrem Tagelohn auch nur das Nötigste zum Leben zu bestreiten, eine unerschwingliche Leistung; und doch sind damit die Bedürfnisse für kirchliche Selbsterhaltung noch nicht erschöpft. Aber was würde man bei uns sagen, wenn man verheirateten Arbeitern, die 3 oder 4 Mark Tagelohn haben, eine Kirchensteuer von 60 oder 80 M. auferlegen wollte?

So verschiedenartig die Verhältnisse auf den verschiedenen Missionsgebieten sind, so darf doch der Satz aufgestellt werden, daß die Selbsterhaltung der heidenchristlichen Gemeinden ein großes Hindernis findet an dem Mißverhältnis zwischen den notwendigen Leistungen und der Leistungsfähigkeit der Heidenchristen.

Eine andere Schwierigkeit liegt in der geistigen Beschaf-

fenheit unserer Heidenchristen, ihrem Charakter, ihrer Gesinnung, ihrem Urteilsvermögen. Die wenigsten Heiden werden Christen aus rein geistlichen Beweggründen; die bereit sind, alles für Schaden zu achten um Christum zu gewinnen, sind Ausnahmen. Auch wo ein geistliches Verlangen zugrunde liegt, geht leicht nebenher die Erwartung, auch die äußere Lage zu verbessern. Man kann daher oft keine große Bereitwilligkeit zu vielen materiellen Opfern voraussetzen. Manchmal können sie sich für einen bestimmten Zweck begeistern und dann große Opfer bringen, aber anhaltend Größeres zu leisten, fällt den meisten schwer. Dazu fehlt oft genug die Wertschätzung dessen, was in der Kirche und Schule geboten wird. Manchem heidenchristlichen Vater ist die Schule lästig genug, er würde lieber sein Kind für die Arbeit verwenden; soll er auch noch Schulgeld bezahlen? So ist häufig wenig Willigkeit zum Geben, besonders zum regelmäßigen und anhaltenden Geben vorhanden. Aber auch wo nicht eine bewußte Abneigung gegen Leistung von Beiträgen ist, kommt es doch schwer dazu um der Nachlässigkeit und Saumseligkeit der Leute willen, denen die Gleichgiltigkeit, das Sichgehenlassen vom Heidentum her zur zweiten Natur geworden ist. Solche erkennen es an, daß sie etwas zu leisten haben, sie wollen ihre Pflicht auch schon einmal tun, aber es hat keine Eile und es beschwert ihr Gewissen nicht, wenn es wieder unterbleibt.

Daher fehlt auch oft genug die Einsicht in die Notwendigkeit der Sache; denn die Mission gilt den Leuten für unerschöpflich reich und die Bereitwilligkeit der christlichen Freunde, für die gläubig Gewordenen zu geben, für unbegrenzt. Warum sollen sie, die Armen, geben für Zwecke, für die unerschöpfliche Reichtümer zur Verfügung stehen? Doppelt schwierig ist es, ihnen die rechte Einsicht beizubringen, wenn sie durch die Mission selber verwöhnt worden sind. Das ist tatsächlich oft der Fall gewesen, doch müssen wir vorsichtig sein, sie zu verurteilen. Man hat in der Anfangszeit der Mission nicht die Erfahrung gehabt, wie heute. Die Freude über die ersten Bekehrten führte leicht wie zu einer Überschätzung ihres geistlichen Charakters so zu einer zu weitgehenden Güte gegen sie. Man wußte noch nicht mit den Anforderungen zu rechnen, welche eine größere Zahl von Heidenchristen an die Kasse der Mission stellen werde; eine große Kirche mit vielen Gemeinden lag noch nicht im Gesichtskreis. Aber auch die Verhältnisse waren

andere. Wenn unsere ersten Missionare auf der Goldküste Knaben und junge Leute begehrten, um sie zu unterrichten, so verstanden die Angehörigen nicht, daß das zum eigenen Besten derselben geschehen sollte. Wenn die Knaben sich unterrichten ließen, so wurde ihr Lernen als ein Arbeiten für den Missionar angesehen. Es war also — nach der Meinung der Leute — billig, daß er sie dafür belohnte, sie zum mindesten mit Nahrung und Kleidung versorgte. Vielfach begegnet uns die Anschauung auf den verschiedenen Missionsgebieten, daß die Leute etwas für den Missionar leisten, wenn sie sich unter seine Leitung begeben. Warum sollen sie also nicht den Anschluß an ihn an die Bedingung knüpfen, daß er für sie sorge? Unter ganz ungünstigen Verhältnissen, wie wir sie in Indien, dem Lande der Kaste, haben, wird materielle Fürsorge für die Christen oft geradezu zur Notwendigkeit, oder es konnte wenigstens so angesehen werden. So begann die Mission, durch die Verhältnisse auf dem Missionsgebiet entweder geradezu genötigt oder doch aufgefordert und dabei noch nicht durch die Erfahrung geleitet, vielfach mit einem mehr oder weniger weitgehenden Versorgungssystem, sie wurde, wie das z. B. unsere Heidenchristen gern aussprechen, ihren Christen Vater und Mutter und vielleicht manchmal ein zu gütiger Vater und eine zu freigiebige Mutter, und die Folge war eine Gewöhnung der Heidenchristen, alles von der Mission zu erwarten, da und dort vielleicht geradezu eine Verwöhnung. Das erschwerte dann eine Erziehung zur Selbständigkeit und setzte die daran arbeitenden Missionare leicht der Verkennung aus, als hätten sie nicht die Liebe ihrer Vorgänger. Sehr bezeichnend verglich einmal einer unserer indischen Prediger, wenn ich nicht irre sogar in einer Predigt, die verschiedenen Perioden unserer indischen Mission mit dem goldenen, silbernen und eisernen Zeitalter.

Man muß also die mannigfaltigen, großen Schwierigkeiten kennen, die der Erziehung der Heidenchristen zur kirchlichen Selbständigkeit entgegenstehen, um die Größe der Aufgabe und das, was schon errungen ist, richtig zu würdigen.

2. Wenn wir nun dazu übergehen, einige allgemeine Grundsätze und Regeln darüber aufzustellen, wie die Gemeinden zur Selbsterhaltung, d. h. zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse für Kirche und Schule zu erziehen sind, so ergibt sich aus der zuletzt erwähnten

Schwierigkeit unmittelbar der Satz: Man fange damit möglichst früh an, gewöhne die Christen womöglich gleich zum Anfang, etwas zu leisten, sei es auch nur wenig. Dabei wird man ihre Opferwilligkeit zuerst für die Zwecke in Anspruch nehmen, die ihnen am nächsten liegen und denen gegenüber sie ihre Verpflichtung am leichtesten verstehen. Diese dürften sein die Fürsorge für ihre Armen, wo nämlich solche sind, die nicht von der eigenen Familie versorgt werden, oder die Sorge für Kapelle und Schulhaus, weiterhin auch für die Wohnung des Predigers und Lehrers. Die Herstellung der nötigen Bauten ist bei kulturlosen Völkern in der Regel eine sehr einfache Sache und kostet kein oder nur wenig Geld, wenn die den Eingeborenen selbst vertraute Bauart angewendet wird, wenn z. B. die Wände aus Flechtwerk, oder aus gestampfter Erde, oder an der Sonne getrockneten Backsteinen und die Dächer aus Matten hergestellt werden. Freilich erfordert der ungewohnte Zweck dieser Häuser auch manche Abweichung von der gewohnten Bauweise in der Größe, in der Einteilung der Räume, besonders aber in der Sorge für den Zutritt von Licht und Luft. Oft genügt es aber, wenn der Missionar die nötigen Angaben macht, die Dimensionen absteckt und die Leute etwas anleitet, überwacht und ermuntert. Die Arbeit selber kann von ihnen ausgeführt werden, wenn sie nur nicht zu träge sind. Es dauert allerdings oft nicht lange, bis diese primitiven Bauten nicht mehr genügen, z. B. ist eine Bauweise, die für eine kleine Kapelle genügt, für eine größere nicht widerstandsfähig genug, oder erweckt die beständige Reparaturbedürftigkeit der Mattendächer, vielleicht auch drohende Brandstiftung seitens der Heiden oder Feuersgefahr bei Grasbränden das Bedürfnis nach einem Blechdach. Dann wird europäisches Material nötig, und Geld es zu kaufen. Wenn nun den Eingeborenen bares Geld fehlt, oder die Kosten ihre Kräfte übersteigen, so kann die Mission in die Lage kommen, einen Beitrag zu gewähren, den sie aber an gewisse Bedingungen knüpfen wird zur Anspornung der eigenen Tätigkeit der Eingeborenen. Besser ist es aber, wenn sie die Eingeborenen das nötige Geld selbst erwerben läßt, indem sie ihnen Naturalien abkauft, oder Gelegenheit zu Taglöhnerarbeit gibt. Oft haben Gemeinden den Wunsch, es andern durch eine besonders große und schöne Kapelle zuvorzutun. Am liebsten wäre es ihnen, wenn sich dazu die Missionskasse weit öffnen würde. Der Missionar aber wird ihren Wunsch, ein würdiges Got-

teshaus zu haben, zwar gelten lassen, ihnen aber sagen, daß sie sich selbst anstrengen sollen, sich ein solches zu bauen.

Schwieriger ist es in Ländern, in denen die Leute nicht in primitiven Hütten, die sich jeder selber errichten kann, wohnen, sondern in gut gebauten Häusern, wie in China. Eine Summe von mehreren hundert, ja von 1000—1500 Dollars ist von einem kleinen, vielleicht aus ärmeren Leuten bestehenden Gemeindlein nicht so leicht aufgebracht. Aber man kann etwa die nötigen Räumlichkeiten billig mieten. Dazu bringen die Leute die Mittel auf. Zugleich wird man sie veranlassen, einen Kapellenbaufonds zu sammeln, der bei fortdauernden Beiträgen und dem hohen Zins, den etwa die Anlage in Reisfeldern abwirft, ein rasches Wachstum verspricht.

Am schwierigsten wird die Sache unter Verhältnissen, wie wir sie in Indien antreffen. Dort ist die Armut am größten, und doch genügen für die Bedürfnisse wenigstens einer städtischen Gemeinde einfache Hütten nicht, sondern sind bessere Häuser erforderlich. Die Möglichkeit, geeignete Räume zu mieten, wird auch meistens fehlen. Bis ein genügender Fonds gesammelt ist, der dort nicht die günstigen Aussichten auf rasches Wachstum hat, wie in China, kann man nicht warten. Hier wird oft genug die Mission die Hauptlast tragen müssen.

Bedeutend erleichtert wird es, die Eingeborenen für Beschaffung der Gebäude aus eigenen Mitteln zu gewinnen, wenn in der Bevölkerung selber der Wunsch erwacht, Prediger oder Lehrer zu bekommen, wie das gegenwärtig auf manchen afrikanischen und chinesischen Missionsgebieten der Fall ist. Da erlebt man es, daß Heiden bereit sind, für die Gebäude zu sorgen oder doch mitzuhelfen, und die Gelegenheit ist günstig, gleich bei der Entstehung neuer Gemeinden den Grund zu künftiger Selbsterhaltung zu legen.

Ein anderes Gebiet für die Erziehung zur Selbsterhaltung ist das des Unterrichts und der Erziehung, besonders der höheren Bildung. Die Dinge können so liegen, daß die Mission bei der Unempfänglichkeit der Alten am Anfang ganz überwiegend auf die Jugend angewiesen ist. Dabei kann es nötig werden, die Jugend, da sie durch gewöhnliche Schulen überhaupt nicht zu erreichen ist, in Kostschulen zu sammeln. Die wichtigste Arbeit am Anfang der Mission kann die durch Kostschulen werden. Aber auch wo die Geneigtheit der Bevölkerung die Einrichtung gewöhnlicher Tagschulen gestatten

würde, fehlt es oft an der nötigen Zahl von Lehrern, die ja die Mission erst heranbilden muß; dazu wird der erziehende Einfluß der Schule paralysiert durch den heidnischen Einfluß des Elternhauses. Endlich kann häufig in den Land- und Dorfschulen nur eine ganz primitive Bildung erteilt werden. Für eine über das Primitivste hinausgehende Bildung sind in den meisten Fällen Kostschulen unvermeidlich. In Indien nötigt überdies noch die große Zahl von Waisen oder sonst unversorgten Kindern zur Unterbringung vieler Kinder in Anstalten. In der Basler Mission ist das Anstaltswesen sehr entwickelt und ausgedehnt. Es stellt sich uns dar in drei Stufen: den Knaben- und Mädchenanstalten, den Mittelschulen und den Seminarien.

Ich habe oben darauf hingewiesen, daß die Basler Mission auf der Goldküste damit beginnen mußte, die ihr zur Erziehung anvertrauten jungen Leute ganz zu versorgen. Für Kamerun, wo unsere Mission noch jung ist, sind für das Jahr 1903 an Kostgeldern für die Knaben- und Mädchenanstalten und die Mittelschulen über 23000 Mk. vorgesehen. Dagegen haben wir auf der Goldküste mit ihren vielen und großen Anstalten (abgesehen von einer kleinen Summe für ganz arme Schüler) überhaupt für Verköstigung keine Ausgaben mehr, können vielmehr durch Schulgelder oder Anstaltsplantagen noch einen Teil der Lehrergehälter bestreiten. Das ist die Frucht eines durch Jahrzehnte hindurch konsequent fortgesetzten Bemühens, die Lasten, die anfangs die Missionskasse unter dem Druck der Verhältnisse auf sich nehmen mußte, allmählich auf die Schultern der Eingeborenen zu legen. Müßten wir unsere Anstalten auf der Goldküste noch nach demselben System führen wie die in Kamerun, so wäre unsere Mission auf der Goldküste um 40—50000 Mk. teurer als sie ist. Ich habe schon erwähnt, daß das schöne Ergebnis auf der Goldküste nur durch allmählichen Fortschritt erreicht wurde. Näher darauf eingehen kann ich hier nicht, doch will ich nicht verschweigen, daß wir in diesem Stück auf keinem unserer Missionsgebiete so weit voran sind, wie auf der Goldküste. Auch muß ich darauf aufmerksam machen, wie sehr die Erreichung des Ziels auf der Goldküste begünstigt wurde durch die wachsende Wertschätzung der Bildung bei der Bevölkerung.

Nur erwähnen will ich noch, daß da, wo es die Verhältnisse gestatten, auch die Einführung eines Schulgeldes für die Besucher

der Tagschulen sowohl wie für die Zöglinge der Anstalten sich empfiehlt, das mit der Zeit erhöht werden kann.

Handelt es sich bei der Beschaffung von Gebäuden und Instandhaltung derselben überwiegend um außerordentliche Ausgaben und bei den Erziehungskosten für die einzelnen Kinder um Pflichten einzelner Gemeindeglieder, so entstehen der Gemeinde oder der Kirche auch bedeutende regelmäßige Ausgaben durch die Versorgung ihrer Prediger und Schullehrer. Da eine Versorgung durch bloße Naturalleistungen in den meisten Fällen ausgeschlossen ist, so erfordert die Versorgung dieser Gemeindediener die regelmäßige Aufbringung von Geldmitteln. Hier besonders greift aber auch die Frage ein, ob und wie eine Zusammenfassung der Gemeinden zu einer Kirche anzustreben ist, und wie man sich die Wirksamkeit und die Leistungen der Gesamtkirche gegenüber den einzelnen Gemeinden denkt.

Durch seine Einfachheit empfiehlt sich der Grundsatz, daß man den Gemeinden sagt: sobald ihr neben der Beschaffung der nötigen Räume auch die Mittel für einen Pfarrer oder Lehrer aufbringt, sollt ihr einen haben, vorher nicht. Dieser Grundsatz scheint auch am meisten geeignet, den Eifer zum Geben in den Gemeinden anzuspornen. Sie verstehen den Zweck, für den sie sich anstrengen sollen, und zu dem eigenen Interesse, das sie treibt, kommt vielleicht auch noch ein Stück Ehrgeiz oder Eitelkeit. Aber obwohl ich nicht bestreite, daß dieses System die günstigste finanzielle Wirkung haben kann und jedenfalls für die Mission das billigste ist, weil ihr dabei die Mitwirkung bei Beschaffung von Pfarrer- und Lehrergehältern abgenommen wird, so habe ich doch Bedenken dagegen, und halte dieses System jedenfalls nicht für allgemein durchführbar.

Nur andeuten will ich, wie die geistliche Pflege einer jungen Gemeinde notleidet, wenn man ihr den Pfleger vorenthält, bis sie ihn bezahlen kann, wie der Fortschritt unter den Heiden aufgehalten wird, wenn man an Orten, wo sich Empfänglichkeit durch Übertritte kundgegeben hat, keinen Prediger stationiert, wie bei diesem System eine entstehende Bewegung leicht wieder zurückgeht, weil sie nicht genügend unterstützt wird. Es ist oft bedenklich, wenn sich die Mission einseitig durch finanzielle Erwägungen leiten läßt, auch wenn dabei pädagogische Gründe mitwirken. Aber eine Hauptfrage ist die, ob es richtig ist, die Gehälter der Prediger ihnen von ihren Ge-

meinden zahlen zu lassen. Ich bin geneigt, diese Frage vorerst mit Nein zu beantworten. Zunächst um der üblen Folgen willen für das Verhältnis zwischen Prediger und Gemeinde. Auf der einen Seite fürchte ich eine Abhängigkeit des Predigers von der Gemeinde oder einzelnen vermöglichen Gliedern derselben zum Schaden seiner Freimütigkeit und Unparteilichkeit, auf der andern, wenn der Gehalt nicht regelmäßig oder vollständig eingeht, Zerwürfnisse zwischen dem Prediger und der Gemeinde. Sodann glaube ich, daß der Bezahlung des Predigers durch die Gemeinde bald die Forderung der Gemeinde, den Prediger wählen zu dürfen, folgen würde. Man mag über die Wahl des Predigers durch die Gemeinde prinzipiell denken wie man will, soviel steht fest, daß die Predigerwahl eine Stufe geistiger und geistlicher Reife voraussetzt, auf der die wenigsten heidenchristlichen Gemeinden stehen. Die Predigerwahl kann erwogen werden, wenn einmal die geistige Selbständigkeit erreicht ist, aber nicht so lange noch von Erziehung zur Selbständigkeit geredet werden muß. So sehr daher die Gemeinden dafür erzogen werden müssen, daß sie auch die Mittel für die Gehälter aufbringen, so wenig ist damit schon gegeben, daß jede einzelne Gemeinde unmittelbar und direkt den Gehalt ihrer eigenen Prediger und Lehrer aufbringen müsse. Warum soll nicht die Kirche diese Gehälter ausrichten und dazu durch Gaben der Gemeinden instand gesetzt werden? Das hat dann auch die Wirkung, daß die reicheren Mittel der einen Gemeinde der Dürftigkeit einer andern zugute kommen. Zunächst formuliere ich meine Forderung so, daß die Gemeinden dazu zu erziehen sind, für die Kirche die Mittel zur Anstellung von Lehrern und Predigern aufzubringen.

3. Das führt uns auf die Frage, auf welchen Wegen die für die kirchlichen Bedürfnisse (einschließlich derer für die christliche Erziehung) erforderlichen Mittel aufzubringen sind. Schon erwähnt wurde, wie einzelne Gemeindeglieder für Erziehungs- und Ausbildungskosten ihrer Kinder heranzuziehen sind. Auch wurde schon davon geredet, daß die Gemeindeglieder unter Umständen mit Erfolg zu Arbeitsleistungen bei Bauten veranlaßt werden können. Im Anschluß daran mache ich darauf aufmerksam, daß man je nachdem die Verhältnisse sind, eine Gemeinde ermuntern kann, eine Gemeindeplantage anzulegen und zu bebauen, deren Ertrag für kirchliche Zwecke bestimmt ist. Das ist auf der Goldküste vielfach

geschehen. Man hat dort die Einrichtung, daß bestimmte Tage von den Gemeindegliedern der Gemeindearbeit gewidmet werden, nämlich dem Bau oder der Reparatur der Gebäude, der Reinigung der Station, der Arbeit auf der Gemeindeplantage. Zur Aufbringung von barem Gelde dienen die gewöhnlichen Kollekten beim Gottesdienst, besondere Gaben bei Taufen und Trauungen, Extrakollekten innerhalb oder außerhalb der Kirche und etwa eine Kirchensteuer. Bezüglich der Kollekten nur die allgemeine Bemerkung, daß sich auch sonst wenig willige Geber oft zu schönen Gaben bereit finden lassen, wenn es sich um einen bestimmten Zweck handelt, für den sie sich begeistern können; sodann ein Hinweis auf den schönen Erfolg unserer Missionsfestkollekten auf der Goldküste. Wir feiern dort ziemlich regelmäßige jährliche Stationsmissionsfeste, bei denen sehr schöne Kollekten zustande kamen. Sie betrugen auf Stationen mit einer kleineren Zahl von Christen etwa 600 und bei größerer Zahl bis zu 1600 und 2000 Mk. Im Jahre 1901 betrug die Gesamtsumme der Missionsfestkollekten bei etwa 18000 eingeborenen Christen etwas über 12500 Mk. Beifügen muß ich noch, daß in dieser Summe auch Gaben der Missionare, die bei Kollekten mit gutem Beispiel vorangehen, und selbst von Heiden, die am Missionsfest teilnahmen, einbegriffen sind.

Wenig beliebt ist die Kirchensteuer, die wir auf allen Missionsgebieten in verschiedener Gestalt eingeführt haben, auf der Goldküste und in Kamerun als eine Abgabe, die die Kommunikanten in einer bestimmten Höhe zu entrichten haben, in Indien als eine nach der Seelenzahl der Gemeinde berechnete und dann je nach der Leistungsfähigkeit auf die einzelnen verteilte Leistung, in China als einen Beitrag der einzelnen für diesen Zweck in Klassen eingeteilten Gemeinden, zu dem auch die Einnahmen eines Kirchenfonds herangezogen werden können. In runder Summe gingen im Jahr 1901 an Kirchensteuer ein in Indien 7200, in China 2050, auf der Goldküste 23350, in Kamerun 5500, zusammen über 38000 Mk. An der Berechtigung einer solchen Kirchensteuer wird niemand zweifeln, aber sie ist das Kreuz der Missionare, und es müssen oft strenge Maßregeln der Kirchenzucht angewendet werden, um die Säumigen und Widerwilligen zur Bezahlung zu nötigen.

Ich muß in diesem Zusammenhang noch einiges über die

Bildung von Fonds sagen. Es war mir interessant, kürzlich einen Aufsatz von D. Buchner zu lesen,[1]) daß er die Möglichkeit, die westindischen Gemeinden der Brüderkirche ohne Fonds je finanziell ganz selbständig zu machen, für ausgeschlossen halte. In der Basler Mission sind die Armen- und Kirchenfonds eine alte Einrichtung. Sie haben in unserer indischen Mission eine große Bedeutung, auch in der chinesischen, dagegen nur eine geringe auf der Goldküste, in Kamerun fehlen sie ganz. Ich gestehe, daß ich in China nicht ohne Bedenken auf der Bahn der Fondsgründung weitergegangen bin und nur so, daß ich zugleich ein dort bei dem hohen Zinsfuß leicht eintretendes starkes Wachstum der Fonds zu beschränken suchte. Wenig Bedenken macht mir zwar die Erwägung, daß das für Gründung von Fonds verwendete Geld, das einer späteren Generation zugut kommen wird, von der gegenwärtigen Generation der Missionsfreunde aufgebracht werde müsse. Der Einwand trifft auch nicht in seinem ganzen Umfange zu, da es für manche Gemeinden ein Sporn zum Geben ist, wenn sie einen Fonds gründen dürfen, also manches Geld, das in den Fonds fällt, gar nicht gegeben würde ohne den Fonds. Aber abgesehen davon, daß es nicht dem christlichen Glaubensideal gemäß scheinen könnte, für eine fernere Zukunft Schätze zu sammeln, so läßt sich nicht verkennen, daß ein Reichwerden der Gemeinden durch einen großen Fonds moralisch nicht gut auf die Gemeinden wirken und die Willigkeit zum Geben lähmen müßte. Diese Erwägung fällt besonders bei einem für das Sammeln von Vermögen so sehr disponierten Volk wie die Chinesen und angesichts des raschen Wachstums der Fonds durch hohe Zinsen ins Gewicht. Wir suchen deswegen in China die Gemeinden in demselben Maß als auf Wachstum ihres Fonds zu rechnen ist, zu größeren Beisteuern an die Kosten heranzuziehen. Unbedenklich ist natürlich die Sammlung eines Fonds, der dann für einen bestimmten Zweck, wie einen Kapellenbau aufgebraucht werden soll. In Indien freilich bestehen die geschilderten Gefahren auf lange Zeit hinaus nicht, und hier dürfte die Aussicht auf finanzielle Selbständigkeit der Gemeinden ohne Gründung und Pflege von Fonds noch in weiter Ferne liegen.

Die bestehenden Bedenken verlieren an Bedeutung wenn es sich statt um Gemeindefonds um Fonds der Gesamtkirche han-

1) A. M. Z. 1903, 30.

delt, diese sind wichtig auch als Bindemittel für die Gemeinden und als ein Mittel einer künftigen einheimischen Kirchenbehörde mehr Einfluß zu verschaffen. Es ist freilich gar kein Zweifel, daß die Gemeinden für lokale Zwecke, für die eigenen Interessen lieber geben, als für die ganze Kirche ihres Distriktes oder Landes, aber es ist wichtig, der Engherzigkeit entgegen zu wirken, den Sinn für das Ganze zu wecken und die reicheren Mittel der einen Gemeinden für die Bedürfnisse der anderen ausgleichend in Anspruch zu nehmen. Aber es ist auch ein Mittel gegen etwaige Emanzipations- und Separationsgelüste einer Gemeinde, wenn sie, statt sich auf ein eigenes ansehnliches Vermögen stützen zu können, vielmehr Anteil hat an einem Gesamtvermögen, an das sie ihr Recht durch Separation verlieren würde. Endlich kann eine Kirchenbehörde ihre Beschlüsse ganz anders den einzelnen Gemeinden gegenüber zur Geltung bringen, z. B. in Besetzung von Ämtern, wenn sie nicht nur über jährliche Beiträge der Gemeinden, die ja von einer renitenten Gemeinde verweigert werden könnten, sondern auch über einen Kirchenfonds verfügt. Darauf, wie die Fonds zu bilden sind, gehe ich nicht ein, sondern stelle nur den Grundsatz auf, daß die Mittel für die Fonds zu gewinnen sind, womöglich durch Leistungen der eingeborenen Christen oder durch Ersparnisse, die an ihnen gewährten Missionsunterstützungen gemacht werden.

Dr. August Schreiber.

In piam memoriam.

Als ich auf der diesjährigen Provinzial-Missionskonferenz in Halle beim Rückblick auf die heimgegangenen Freunde und Mitarbeiter bemerkte: „Wie lange wird es dauern, so ist die ganze alte Garde nicht mehr da", da ahnte ich nicht, daß so schnell die Reihe derselben wieder gelichtet werden und vollends nicht, daß der in noch so jugendlicher Frische unter uns weilende Schreiber es sein werde, der am ersten aus ihr abgerufen würde. Wie sehr fesselte er am Abend des Hauptkonferenztages durch sein lebendiges Referat über die Mission auf Nias[1]) die ganze große Versammlung, und 5 Wochen

1) Es ist mir eine wehmütige Freude, diesen Vortrag als den letzten Beitrag des Heimgegangenen für die A. M.-Z. in dieser Nummer veröffent-

später ruhte er im Grabe. Schnell ist er dahin gerafft worden. Am 18. März erkrankte er, und die in eine heftige Lungenentzündung auslaufende Krankheit nahm einen so rapiden Verlauf, daß er schon am Abend des 22. verschied. Mit seiner Familie war die ganze Bewohnerschaft des Barmer Missionshauses ob des unerwarteten Todes des noch so rüstigen Mannes wie betäubt, und weit über diesen engeren Kreis hinaus wirkte die Todesnachricht erschütternd. Ein vielgeliebter und vielgesegneter Mann ist in dem Heimgegangenen seinen Freunden, seinen Mitarbeitern und der Mission genommen worden und viele klagen mit mir: „Ach sie haben einen guten Mann begraben und mir war er mehr." Daß wir bei allem beugenden Schmerz über einen solchen Verlust auch aufrichtenden Trost haben, davon haben die bei der Leichenfeier im Missionshause und in der Unterbarmer Kirche am 25. und 26. März gehaltenen Reden erhebendes Zeugnis abgelegt;[1]) aber es drängt sich doch immer wieder die sorgenvolle Frage auf: ist auch ein Ersatz da, der die Lücke ausfüllt?

Der am 8. November 1839 in Bielefeld geborene Freund hat den Segen eines christlichen Vaterhauses genossen und empfing schon als Gymnasiast in Gütersloh, vornehmlich durch den damals in der Heimat weilenden imponierenden Missionar Hugo Hahn, die erste Anregung selbst Missionar zu werden. Er studierte dann in Halle und Erlangen Theologie und wurde 1866 von Barmen aus unter D. Fabri, nicht wie er es selbst gewünscht nach Südwest-Afrika, sondern — man kann sagen: providentiellerweise — in die damals noch sehr junge Mission unter den Bataks nach Sumatra abgeordnet. Es war damals ein seltenes Ereignis, daß ein studierter Theologe Missionar wurde. Irre ich nicht, so war Schreiber in der Rh. M. überhaupt der erste Sendbote, der von der Universität kam. Jetzt hat diese Gesellschaft eine ganze Schar Theologen in ihrem Dienste, und es ist wesentlich die von Schreibers Persönlichkeit ausgegangene Anziehungskraft gewesen, die ihr diese Arbeitertruppe zugeführt hat. Es sind allerdings nur 7 inhaltsvolle Jahre, die er in der frisch

lichen zu können. Es ist wohl der letzte Brief gewesen, den er geschrieben, in welchem er den Wunsch um Aufnahme desselben in die A. M.-Z. aussprach.

1) Sie sind in den „Korrespondenzen des Bruderkreises Rheinischer Missionare" als „ein Blatt der Erinnerung an den Heimgang des Herrn Inspektor Dr. Schreiber" im Druck erschienen und vom Barmer Missionshaus zu beziehen.

aufblühenden Mission unter den Bataks zugebracht hat und es war ihm ein überaus schmerzliches Opfer, als die Erkrankung seiner Frau 1873 ihn zur Rückkehr in die Heimat nötigte. Aber der Gewinn aus der eigenen praktischen Missionstätigkeit ist ihm in seinem späteren Berufe als Leiter der Rh. M. sehr zu statten gekommen. Nach seiner Rückkehr trat er nämlich sofort in die heimatliche Mitarbeit der Gesellschaft ein, wurde nach Fabris Abgang unter von Rohden 1884 ihr zweiter und nach dessem Tode 1889 ihr erster Inspektor — der erste Missionar, in dessen Hand die Oberleitung einer deutschen Missionsgesellschaft gelegt wurde. Auch ein Vorgang, der für die Zukunft von Bedeutung werden dürfte.

Es hat ein großer Segen Gottes auf dem Inspektorate Schreibers gelegen. Während der 14 Jahre desselben ist, wie Pastor Kriele in seiner Gedächtnisrede konstatierte, die Zahl der Rh. Missionare von 73 auf 165, die der Hauptstationen von 53 auf 102, die der Heidenchristen von 33000 auf 90000 und die Einnahme von 370000 auf 800000 Mk. gestiegen. Neue Missionsgebiete sind besetzt worden in Ovamboland und auf den Mentaweiinseln und früher — noch unter von Rohden, aber wesentlich auf Schreibers Betrieb — in Kaiser Wilhelmsland, und als ganz neue Arbeitszweige sind durch ihn die ärztliche und die Frauen-Missions-Tätigkeit eingeführt worden. Das ist ein großer Fortschritt, wie ihn in dem gleichen Zeitabschnitte keine andre deutsche Missions-Gesellschaft gemacht hat.

Auf den letzten, eine bedeutende Ausdehnung der dortigen Mission beantragenden Konferenzbericht aus Sumatra, den Schreiber kurz vor seiner Erkrankung erhalten, telegraphierte er das einzige Wort: tole, d. h. vorwärts. Dieses letzte Telegramm, gleichsam sein Testament, ist die charakteristische Überschrift über sein ganzes Inspektorat. Er war ein Missionsmann, der begriffen hatte, daß Mission Ausbreitung ist, daß sie ihrer Natur nach wachsen muß, und daß die gegenwärtige Zeit gebieterisch zur Vorwärtsbewegung drängt; ein Mann eines aus Glaubensmut und Hoffnungsfreudigkeit geborenen Optimismus, schnell in Rat und entschlossen zur Tat, manchmal vielleicht zu rasch in beiden, aber auch demütig sich dann korrigieren lassend. Und weil sein fröhlicher Wagemut Gottes allmächtige Hilfe immer mit in Rechnung setzte und mit einer Lauterkeit gepaart war, die nichts als die Ehre Gottes und seines Reiches Wachstum im

Auge hatte, darum geriet fast alles wohl, was er unternahm und war er ein Baum gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit. Mit seinem energischen Vorwärtsgehen mutete er seiner heimatlichen Missionsgemeinde eine starke Steigerung ihrer Leistungen zu, aber diese hat ihn nie im Stich gelassen, und wenn je und je ein Defizit in Sicht war, immer wurde es gedeckt, oft noch ehe die öffentliche Rechnungsablage erfolgte. Nie ist während seines Inspektorats eine Finanznot zum Hemmschuh geworden.

Und diese opferwillige Gefolgschaft der heimatlichen Missionsgemeinde. deren sich der wagemutige Inspektor zu erfreuen hatte, hing aufs engste zusammen mit seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit, seiner lauteren Offenheit, seiner kindlichen Herzlichkeit, seiner erfrischenden Natürlichkeit, seiner demütigen Schlichtheit, einem — man kann sagen — persönlichen Charisma, dem wiederum überall das Vertrauen in den Schoß fiel. Und das ist das Mysterium des Einflusses und der Macht eines Mannes, der an der Spitze einer freien Gesellschaft steht, die ganz von freigeschenktem Vertrauen lebt. Unser verstorbener Freund war ganz und gar keine Treibernatur; aber weil er vertraute, auch den Menschen vertraute, weil er evangelisch und nicht gesetzlich regierte, darum hatte er Gewalt über die Menschenherzen und auch über die Geldbeutel.

Und wie die heimatlichen Missionsfreunde, so hingen ihm auch die Missionszöglinge und die Missionare an. Er konnte sie leicht regieren, denn sie vertrauten ihm, weil er ihnen vertraute, sie liebten ihn, weil sie fühlten, daß er sie liebte, sie arbeiteten mit Lust, weil sie sahen, daß ihm die Arbeit eitel Freude war; er dressierte sie nicht, aber er beseelte sie, nicht blos weil er, ganz in seinem Beruf lebend, ihr Vorbild war, sondern weil sie in ihm einen Vater und einen Freund hatten.

Die Rh. M. G. hat viel an ihm verloren und es wird schwer sein, daß sie einen Nachfolger von gleicher Menschen gewinnenden Macht für ihn findet. Aber nicht blos die Rheinische, die ganze deutsche Mission empfindet eine schmerzliche Lücke durch seinen Verlust. Es sind weniger missionsliterarische Leistungen von Belang, durch die er auf die Mission im Großen Einfluß geübt hat. Der schnell und viel arbeitende Mann hat ja auch durch geschriebenes Wort weithin gewirkt; aber abgesehen von seiner Mitarbeit an der A. M.-Z., auf die ich gleich kommen werde, hat sich seine litera-

aufblühenden Mission unter den Bataks zugebracht hat und es war ihm ein überaus schmerzliches Opfer, als die Erkrankung seiner Frau 1873 ihn zur Rückkehr in die Heimat nötigte. Aber der Gewinn aus der eigenen praktischen Missionstätigkeit ist ihm in seinem späteren Berufe als Leiter der Rh. M. sehr zu statten gekommen. Nach seiner Rückkehr trat er nämlich sofort in die heimatliche Mitarbeit der Gesellschaft ein, wurde nach Fabris Abgang unter von Rohden 1884 ihr zweiter und nach dessem Tode 1889 ihr erster Inspektor — der erste Missionar, in dessen Hand die Oberleitung einer deutschen Missionsgesellschaft gelegt wurde. Auch ein Vorgang, der für die Zukunft von Bedeutung werden dürfte.

Es hat ein großer Segen Gottes auf dem Inspektorate Schreibers gelegen. Während der 14 Jahre desselben ist, wie Pastor Kriele in seiner Gedächtnisrede konstatierte, die Zahl der Rh. Missionare von 73 auf 165, die der Hauptstationen von 53 auf 102, die der Heidenchristen von 33000 auf 90000 und die Einnahme von 370000 auf 800000 Mk. gestiegen. Neue Missionsgebiete sind besetzt worden in Ovamboland und auf den Mentaweiinseln und früher — noch unter von Rohden, aber wesentlich auf Schreibers Betrieb — in Kaiser Wilhelmsland, und als ganz neue Arbeitszweige sind durch ihn die ärztliche und die Frauen-Missions-Tätigkeit eingeführt worden. Das ist ein großer Fortschritt, wie ihn in dem gleichen Zeitabschnitte keine andre deutsche Missions-Gesellschaft gemacht hat.

Auf den letzten, eine bedeutende Ausdehnung der dortigen Mission beantragenden Konferenzbericht aus Sumatra, den Schreiber kurz vor seiner Erkrankung erhalten, telegraphierte er das einzige Wort: tole, d. h. vorwärts. Dieses letzte Telegramm, gleichsam sein Testament, ist die charakteristische Überschrift über sein ganzes Inspektorat. Er war ein Missionsmann, der begriffen hatte, daß Mission Ausbreitung ist, daß sie ihrer Natur nach wachsen muß, und daß die gegenwärtige Zeit gebieterisch zur Vorwärtsbewegung drängt; ein Mann eines aus Glaubensmut und Hoffnungsfreudigkeit geborenen Optimismus, schnell in Rat und entschlossen zur Tat, manchmal vielleicht zu rasch in beiden, aber auch demütig sich dann korrigieren lassend. Und weil sein fröhlicher Wagemut Gottes allmächtige Hilfe immer mit in Rechnung setzte und mit einer Lauterkeit gepaart war, die nichts als die Ehre Gottes und seines Reiches Wachstum im

Auge hatte, darum geriet fast alles wohl, was er unternahm und war er ein Baum gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit. Mit seinem energischen Vorwärtsgehen mutete er seiner heimatlichen Missionsgemeinde eine starke Steigerung ihrer Leistungen zu, aber diese hat ihn nie im Stich gelassen, und wenn je und je ein Defizit in Sicht war, immer wurde es gedeckt, oft noch ehe die öffentliche Rechnungsablage erfolgte. Nie ist während seines Inspektorats eine Finanznot zum Hemmschuh geworden.

Und diese opferwillige Gefolgschaft der heimatlichen Missionsgemeinde. deren sich der wagemutige Inspektor zu erfreuen hatte, hing aufs engste zusammen mit seiner gewinnenden Liebenswürdigkeit, seiner lauteren Offenheit, seiner kindlichen Herzlichkeit, seiner erfrischenden Natürlichkeit, seiner demütigen Schlichtheit, einem — man kann sagen — persönlichen Charisma, dem wiederum überall das Vertrauen in den Schoß fiel. Und das ist das Mysterium des Einflusses und der Macht eines Mannes, der an der Spitze einer freien Gesellschaft steht, die ganz von freigeschenktem Vertrauen lebt. Unser verstorbener Freund war ganz und gar keine Treibernatur; aber weil er vertraute, auch den Menschen vertraute, weil er evangelisch und nicht gesetzlich regierte, darum hatte er Gewalt über die Menschenherzen und auch über die Geldbeutel.

Und wie die heimatlichen Missionsfreunde, so hingen ihm auch die Missionszöglinge und die Missionare an. Er konnte sie leicht regieren, denn sie vertrauten ihm, weil er ihnen vertraute, sie liebten ihn, weil sie fühlten, daß er sie liebte, sie arbeiteten mit Lust, weil sie sahen, daß ihm die Arbeit eitel Freude war; er dressierte sie nicht, aber er beseelte sie, nicht blos weil er, ganz in seinem Beruf lebend, ihr Vorbild war, sondern weil sie in ihm einen Vater und einen Freund hatten.

Die Rh. M. G. hat viel an ihm verloren und es wird schwer sein, daß sie einen Nachfolger von gleicher Menschen gewinnenden Macht für ihn findet. Aber nicht blos die Rheinische, die ganze deutsche Mission empfindet eine schmerzliche Lücke durch seinen Verlust. Es sind weniger missionsliterarische Leistungen von Belang, durch die er auf die Mission im Großen Einfluß geübt hat. Der schnell und viel arbeitende Mann hat ja auch durch geschriebenes Wort weithin gewirkt; aber abgesehen von seiner Mitarbeit an der A. M.-Z., auf die ich gleich kommen werde, hat sich seine litera-

rische Tätigkeit fast ausschließlich auf populäre Schriftchen über die Rh. M. beschränkt, die in reichlicher Anzahl erschienen sind. Seine beiden Visitationsberichte sind wohl seine umfangreichsten literarischen Arbeiten[1]). Aber durch sein mündliches Wort war der erfahrene, urteilsreife und immer anregende Mann sowohl in dem Ausschusse der deutschen Missionen wie auf der kontinentalen Missionskonferenz in Bremen ein geschätzter Berater, und auf andern großen Versammlungen, namentlich auch den Provinzial- und Missionskonferenzen, ein sehr belebendes Element. Immer zu jedem Dienste bereit und immer ein vortrefflicher Speisemeister.

Der A. M.-Z. hat er zahlreiche Beiträge geliefert. Seit Jahrzehnten ist er ständiger Rundschauer über die Mission im indischen Archipel gewesen, mit der er wie kaum ein anderer Missionsfachmann der Gegenwart aufs genaueste vertraut war. Über sie hat er außer dem großen Artikel: „Die Battas auf Sumatra; ihre Mohammedanisierung und Christianisierung (1876, 257) zwei grundlegende Aufsätze geschrieben: „Die inländischen Christengemeinden des indischen Archipels" (1883, 251) und „Die reformierte Kirche in niederländisch Indien unter der ostindischen Kompanie" (1885, 465). Ferner sind aus seiner Feder 2 wertvolle Artikel über den Mohammedanismus: „Die gegenwärtige Lage des Islam" (1891, 545) und „Der Islam und die evangelische Mission" (1897, 145). Endlich noch ein Aufsatz über „Die Arbeit an den heidnischen Frauen und Mädchen" (1891, 277), für die er einer der Hauptvorkämpfer in Deutschland gewesen ist.

Ein Leben voll unermüdlicher Arbeit für die Mission ist mit Schreibers Hinscheiden zum Abschluß gekommen. Noch auf dem Sterbebett hat er sich in seinen Fieberphantasien Tag und Nacht nur mit der Mission beschäftigt. Vor 2 Jahren sagte er einmal: „Jetzt bin ich soweit, wie ein Missionsinspektor eigentlich sein muß. Die größte Anzahl der Brüder draußen sind meine Schüler und die andern kenne ich alle meist persönlich. Nun wollen wir den lieben Gott bitten, daß er mich noch ein paar Jahre hier läßt". Nur 2 sind es noch geworden. Aus der vollsten Arbeit ist er zur Sabbatruhe eingegangen. Über seinem Arbeitstisch hing der Spruch, der auch sein Sterbebett geschmückt: „Meine Sache ist des Herrn und mein

1) „Fünf Monate in Südafrika" (1895) und: „Eine Missionsreise in den fernen Osten" (1899).

Amt meines Gottes." Ja, die Sache ist des Herrn; die Diener des Herrn kommen und gehen, aber der Herr bleibt. Mit diesem Trost wollen wir uns aufrichten am Grabe dieses gesegneten Arbeiters.

Warneck.

Die rheinische Mission auf Nias.

Von Missionsinspektor Dr. Schreiber.[1])

Es ist mir eine besondere Freude, daß ich hier heute Abend über dieses Thema reden darf. Denn gerade dieser Teil unsrer Arbeit verdient viel mehr das Interesse und die Liebe der Missionsfreunde, als er bisher gefunden hat. Es heißt hier auch: Unbekannt macht ungeliebt, wie die Holländer sagen. Wenn es mir nun gelingt, heute Abend ein wenig dazu beizutragen, daß unsere Arbeit auf Nias in ähnlicher Weise die Aufmerksamkeit der Missionsleute auf sich zieht wie unsere Batakmission auf Sumatra, dann werde ich sehr froh sein.

Es war am 28. Januar des Jahres 1899 als ich morgens gegen 4 Uhr zum erstenmal in meinem Leben Nias erblickte. Unser Schiff hatte sich während der Nacht der Insel genähert, und nun lag sie im hellen Mondenscheine vor mir mit ihren sanften grünen Hügeln, von denen der Morgenwind die lieblichen Düfte, wie sie ein tropisches Wald- und Gebirgsland entsendet, uns zutrug. Wie viele Jahre hatte ich mich in meinen Gedanken schon mit diesem Lande und seinen interessanten Bewohnern beschäftigt, nun sollte ich es endlich auch selbst sehen. In kurzer Zeit hatte unser Dampfer „still wie ein Schwan" die spiegelglatte See durchfurcht bis vor den Hafenplatz, Gunong Sitoli, wo ein Kanonenschuß bald die noch schlafenden Bewohner von unsrer Ankunft benachrichtigte. Es dauerte nicht lange, da waren wir auch schon ans Ufer geholt und ich betrat die Insel Nias.

Dieselbe ist die größeste von den Inseln, welche in langer Reihe der Westküste Sumatras vorgelagert sind, der Überrest einer ins Meer gesunkenen Gebirgskette, die den Gebirgen Sumatras ge-

1) Vortrag auf der Missionskonferenz in Halle am 17. Juli 1903. Das Thema lautete: „Die Rh. M. auf Nias und den benachbarten Inseln" (Nakogruppe, Mentaweiinseln, Engano); über diese enthielt aber das Manuskript nur abgerissene Aufzeichnungen, so daß ich den Vortrag auf Nias beschränken mußte. D. H.

nau parallel läuft. Nias hat eine Oberfläche von zirka 90 geographischen Quadratmeilen und seine Bewohnerschaft wird auf 200 000 Seelen geschätzt. Die Niasser gehören zur malaiischen Rasse und sollen mit den Bataks von Sumatra und den Madagassen besonders nahe verwandt sein; nebenbei gesagt, kein schlechtes Omen für die dort zu beginnende Missionsarbeit. Es ist ein besonders liebliches Land, wenn auch ohne hervorragende Naturschönheiten, mit üppiger tropischer Vegetation, aber ohne hohe Berge und große Wälder. Nias ist wie ein großer herrlicher Park, nur daß er eben noch nicht parkartig angelegt ist und also, was sehr schmerzlich empfunden wird, noch ohne Weg und Steg, fast durchweg ein entsetzlich unwegsames Land. Große Säugetiere gibt es nicht, aber desto mehr herrliche Vögel und ein reich entwickeltes Insektenleben.

Die Niasser, d. h. „die Menschen" sind ein anziehendes Völkchen sowohl durch ihre nicht unschönen Gesichtszüge als durch ihr freundliches fröhliches Wesen. Der berühmte englische General-Gouverneur von Indien, Sir Stamford Raffles, war so von ihnen entzückt, daß er einer Freundin in England ein besonderes Buch über diese liebenswürdigen Naturkinder schreiben wollte, bis er dann in den Mentaweiern noch liebenswürdigere Wilde gefunden zu haben meinte. Sie leben hauptsächlich vom Ackerbau, gehen aber auch seit alter Zeit viel ins Ausland, um dort Arbeit zu suchen, da die Insel unter den seitherigen Verhältnissen ihnen nicht allen Unterhalt bot. In noch älterer Zeit wurden Jahr für Jahr Niasser von ihren eigenen Landsleuten, besonders von einigen Häuptlingen, als Sklaven verkauft namentlich nach Atschin auf Sumatra. Schon diese eine Tatsache zeigt uns, daß es mit der vermeintlichen Unschuld dieser Naturkinder nicht weit her sein kann. Aber dieser schöne Traum zerrinnt hier wie überall vollends, sobald man die ganzen Zustände und Verhältnisse der Niasser näher kennen lernt.

Zwar was die Sittlichkeit im engern Sinne betrifft, so sind die Niasser entschieden besser, als viele andere Naturvölker. Die Ehe wird im allgemeinen streng gehalten und Ehebruch sowie Hurerei werden sehr hart bestraft. Aber die Goldgier und die Mordlust sind ganz ungemein stark bei ihnen entwickelt. Namentlich die Häuptlinge haben einen unersättlichen Durst nach Gold, das übrigens auf der Insel selbst nirgends zu finden ist, also von außen eingeführt wird. Um des Goldes willen verkauften die Häuptlinge früher ihre

Untertanen und saugen sie noch jetzt, soweit sie noch Heiden sind, aufs schändlichste aus, besonders vermöge des ungeheuerlichen Zinsfußes von 50—100%. Verwendet wird das Gold fast ausschließlich zu allerlei Schmuck der Häuptlinge, von denen mancher uns höchst kindisch und lächerlich vorkommt. Da gibt es nicht nur ellenhohe Kronen, die freilich meist nur mit Goldflitter behangen sind, sondern auch goldene Schnurrbärte, mit Gold überzogene Schirme und dergl.

Daneben gibt es aber noch einen andern, eigentümlichen eisernen Schmuck, der eine grausige Bedeutung hat. Auf den Bildern von Niassern, besonders aus dem Süden und Westen der Insel, bemerkt man eine eigentümliche Art von Halsringen. Einen solchen Ring darf nur derjenige tragen, der einen Mord begangen hat. Also das ist keine Schande, sondern im Gegenteil eine Ehre. Es haben offenbar zwei Gründe zusammengewirkt, um die Niasser, ganz besonders einige Stämme im Süden, wie die Iraono Huna und Iraono Lasse, zu einer wahren Mörderbande zu machen, das ist die Goldresp. Geldgier und der Aberglaube. Für das erstere ist sehr bezeichnend, daß die Niasser gar wunderbare Sagen haben über die Herkunft des Giftes, das im Geheimen viel unter ihnen geführt und gebraucht wird. Sie erzählen nämlich an verschiedenen Stellen in allerlei Variationen folgende merkwürdige Geschichte: Da geht ein Mann einsam durch den Wald und trifft eine Schlange. Natürlich will er dieselbe töten. Aber plötzlich fängt dieselbe an zu sprechen und sagt ihm: „Mach mich nicht tot, ich kann dich glücklich machen, ich will dir auch ein untrügliches Gift geben, mit dem du jedermann leicht aus dem Wege schaffen kannst, und außerdem auch noch ein Mittel, das als Gegengift wirkt.“ Es ist höchst bezeichnend, daß für die Niasser das höchste Geschenk des Himmels Gift ist, um sich seiner Anverwandten oder anderer Leute, die dem Glück im Wege stehen, entledigen zu können. Aber natürlich um dies Ziel zu erreichen gibt es auch noch andere Mittel, nämlich, daß man den Betreffenden einfach ermordet oder aber, daß man Meuchelmörder bestellt, die ihn aus dem Wege schaffen. Namentlich diese letztere feige Manier ist sehr verbreitet auf Nias. Mehr als ein Missionar aus dem Innern und dem Westen der Insel hat mir schon versichert, daß unter allen seinen Christen bis herunter auf Jünglinge von noch nicht 20 Jahren, wohl kaum ein einziger zu finden sei, der nicht einen Mord auf dem Gewissen habe.

Es wird schwer zu sagen sein, ob Gründe der Habsucht und der Eifersucht, oder aber der Aberglaube mehr dazu beigetragen haben, die Niasser zu solch einem Mördervolke zu machen. Jedenfalls spielt der Aberglaube, das berüchtigte „koppensnellen", wie es die Holländer genannt haben, eine große Rolle dabei. Manches an dieser Sitte bleibt dunkel. Daß man einem gestorbenen Häuptling zu Ehren einen frisch abgeschnittenen Kopf haben muß, damit derselbe im Jenseits an der Seele des Ermordeten einen Diener habe, das ist noch verständlich. Aber warum man einen solchen Kopf haben muß bei der Errichtung eines neuen Häuptlingshauses, oder zur Verherrlichung eines großen Festes, bei dem der Häuptling einen neuen Namen annimmt, oder um den Brautpreis für die Tochter eines großen Häuptlings zu vervollständigen, das bleibt doch dunkel. Auf alle Fälle steht aber dies fest, daß dies entsetzliche Koppensnellen wie ein Fluch auf Nias gelastet hat und zum Teil noch lastet, nämlich überall da, wo der Einfluß des holländischen Regimentes und der Mission noch nicht hingekommen sind. Man behauptet, daß allein in den Jahren 1896—1898 im Innern der Insel mehr als 200 Dörfer verlassen worden seien aus Furcht vor den Zügen der meist aus dem Süden kommenden Kopfschnellerbanden. Die Bewohner dieser Dörfer haben sich meist nach der Westküste der Insel geflüchtet. Solche Mordzüge kommen aber noch bis in die neuste Zeit vor, und das Abscheulichste dabei ist, daß es entweder den Mördern überhaupt nur um irgend einen Kopf geht, oder daß sie von nahen Verwandten der Ermordeten bestellt sind.

Um vor solchen Überfällen möglichst sicher zu sein, sind die Dörfer fast ausnahmslos auf den Spitzen von steilen Hügeln angelegt. Die Häuser sind ziemlich groß, auf Pfählen gebaut, viereckig, jedoch mit abgerundeten Ecken, inwendig mit verschiedenen Kammern, an den Seiten nach der Dorfstraße hin zum Teil mit Gitterwerk, so daß man von innen die Straße gut übersehen kann, und mit einer großen Klappe im Dach, um frische Luft einzulassen. Als Haustiere hat man nur Schweine, Hunde und Hühner, von denen besonders erstere sehr geschätzt sind, und den Maßstab für alle Bezahlungen bilden. Der Ackerbau steht auf keiner hohen Stufe und kann der Unsicherheit wegen nicht ordentlich ausgeübt werden. Von Handwerken versteht man außer Zimmern nur etwas Schmieden, Eisen und Gold, und Töpfe machen. Nur im Süden hat sich das Volk

zu einer bedeutend höheren Kulturstufe erhoben, ob infolge auswärtiger Einflüsse kann kaum genau festgestellt werden, doch ist es wohl wahrscheinlich. Dort im Süden ist das Land auch am dichtesten bevölkert; da gibt es große Städte mit Mauern, gepflasterten Straßen und Trottoiren, mit Tag- und Nachtwächtern. Aber die sozialen und sittlichen Zustände sind eher ärger als besser im Vergleich mit dem übrigen Teile des Landes.

Was den Einfluß der Außenwelt auf Nias betrifft, so hat es daran ja keineswegs gefehlt. Seit Jahrhunderten hatte Nias mit den beiden bedeutendsten Völkern Sumatras, den Atchinesen und den Malaien, in regem Handelsverkehr gestanden. Als Ausfuhrartikel hatte die Insel hauptsächlich nur Sklaven, eingeführt wurden dagegen Gold, Kleidungsstoffe und allerlei andere Waren. Sehr merkwürdig ist dabei aber dies, daß durch diese beiden eifrig mohammedanischen Völker der Islam nicht auf der Insel eingeführt worden ist. Nur an der Westküste und im Norden finden sich am Strande kleine mohammedanische Dörfer, die aber für das Innere und also für das ganze Volk sehr wenig zu bedeuten haben. Gewiß ist die große Vorliebe der Niasser für das Schwein ein Haupthindernis für die weitere Verbreitung des Islam gewesen, aber doch dürfte das kein genügender Grund zur Erklärung dieser auffallenden Tatsache sein. Denn anderwärts, z. B. bei den Bataks auf Sumatra, die auch große Freunde des Schweinefleisches waren, hat das doch den Sieg des Islam nicht verhindert. Vielleicht hat das niassische Heidentum darum mehr Widerstandskraft bewiesen, weil es noch ursprünglich ist, während auf Sumatra schon seit Jahrhunderten auch bedeutsame religiöse Beeinflussungen von außen her stattgefunden haben. Dieselben fehlen hier, wie man auch schon aus dem Fehlen einer Schrift bei den Niassern schließen kann.

Was die Religion der Niasser betrifft, so ist dieselbe ein Gemisch von Vorfahren- und Geisterdienst. Ausgezeichnet sind sie durch die Unmasse ihrer Ahnenbilder, an denen sie mit großer Zähigkeit hängen. Deshalb war die Sorge von gewisser Seite, die sich neulich in einigen deutschen Blättern kund tat, als ob durch das Vernichten von heidnischen Götzenbildern auf Nias durch einen unsrer Missionare der Ethnographie unberechenbarer Schaden getan sei, weshalb der Missionar der Barbarei angeklagt wurde, recht überflüssig. Wir haben denn auch geantwortet, daß wir ganze Fuder

von Götzen besorgen könnten, gegen Erstattung der Fracht. Übrigens gibt es unter diesen Ahnenbildern, die meist nur sehr oberflächlich und roh hergestellt sind, doch auch hie und da sehr schöne. Wir haben in unserm Museum ein Bild, das eine fast klassische Schönheit zeigt. Die Vorstellungen von den Göttern sind im übrigen nicht gerade sehr schön, so z. B. daß die Niasser sagen, gerade so wie wir Menschen uns die Schweine hielten, so hielten sich die Götter uns Menschen, und wie ein Niasser, wenn er Lust kriegt, sich eins seiner Schweine schlachtet, um es zu essen, ebenso lassen die Götter einen von uns Menschen sterben, wenn sie gerade Lust haben, seine Seele zu verspeisen.

So beschaffen also waren die Niasser, unter denen unsere rheinische Mission seit dem Jahre 1865 die Missionsarbeit begonnen hat. Ich meine, sie sind nicht besser und nicht schlechter als die meisten anderen heidnischen Naturvölker auch. Ehe ich nun aber auf die Geschichte der Nias-Mission eingehe, erst noch eine Bemerkung. Wir haben es schon sehr oft von Gegnern der Mission hören müssen, ja es ist als eine unbestrittene Tatsache hingestellt worden, daß die Mission bei den Naturvölkern keine andere Wirkung habe, als sie zu ruinieren. Auf sehr vielen Gebieten nun ist der Gegenbeweis gegen diese Anklage deshalb so schwer zu erbringen, weil man die Wirkungen der Missionsarbeit und der neben ihr hergehenden Beeinflussung durch die sog. europäische Kultur nicht auseinander halten kann. So wird dann uns auf die Rechnung gesetzt, was jene verschuldet hat. Hier auf Nias haben wir aber nun eine ganz klare Sache. Hier hat die Mission nämlich lange Jahre das Feld sozusagen ganz für sich allein gehabt, so daß man nun hier an einem Beispiele klar sehen kann, welcher Art ihre Wirkungen sind, ob verderblich oder das Gegenteil.

Nias ist freilich schon seit langer Zeit ein Teil der holländisch-indischen Kolonie, und seit Mitte vorigen Jahrhunderts ausdrücklich ganz dieser Kolonie einverleibt. Aber dabei hatten die Holländer bis in die Gegenwart nur einen einzigen Platz auf der Ostküste, Gunong Sitoli, besetzt, — eine zweite Niederlassung im Süden war, nachdem sie durch ein Erdbeben vor zirka 80 Jahren zerstört worden war, aufgegeben worden, — während das ganze übrige Land sich völlig selbst überlassen blieb. So hat sich denn die Mission hier ganz allein ausdehnen können, und lassen sich ihre Wirkungen genau konstatieren.

Man muß sich eigentlich darüber wundern, daß nicht schon längst irgend eine andre Missionsgesellschaft auf Nias eingesetzt hat. So viel ich weiß, haben nur die Katholiken vor uns einmal hier einen Versuch gemacht. Gerade jetzt vor wenig Wochen starb auf Nias, ganz in der Nähe von Gunong Sitoli ein 95 Jahre alter Christ, Namens Ama Gawiga, den ich vor 4 Jahren auch in seinem Dorfe Lasara besucht habe. Der wußte sich noch zu erinnern, daß ihn ein katholischer Pater als kleinen Knaben auf dem Arme getragen habe. Aber etwa im Jahre 1820 ist diese Arbeit der Katholiken wieder aufgegeben. Man sagt, es seien einige der Missionare vergiftet worden. Unsre rheinische Mission war schon im Jahre 1862 von der holländischen Regierung aufgefordert worden, doch auch auf Nias anzufangen; aber dazu konnte man sich nicht entschließen außer Sumatra gleich noch ein zweites neues Gebiet in Angriff zunehmen. So wären wir schwerlich hingekommen, wenn uns Gott nicht so zu sagen mit Gewalt hingebracht hätte. Unser Missionar Denninger, der mit andern von Borneo nach Sumatra übergesiedelt war, blieb seiner kranken Frau wegen in Padang auf Sumatra, anstatt ins Batakland zu gehen. Dort suchte er sich Arbeit und fand sie besonders unter den zahlreich dort anwesenden Niassern. Er begann ihre Sprache zu studieren und machte dann seinem Vorstande den Vorschlag, ob er nicht lieber nach Nias selbst übersiedeln sollte, um dort in Gunong Sitoli diese seine Arbeit fortzusetzen. Das fand man in Barmen gut, und so siedelte Denninger im Jahre 1865 wirklich dahin über.

Natürlich galt es nun erst die Sprache, die ihre besonderen Schwierigkeiten hat, zu studieren. Die Mission fand hier nicht wie bei den Bataks auf Sumatra eine schon studierte Sprache, Wörterbuch, Lesebücher und Grammatik vor, es mußte erst alles den Leuten vom Munde abgelesen werden. Missionar Denninger, der darin schon auf Borneo Vorübungen in andern Sprachen gemacht hatte, begann diese schwierige Arbeit mit allem Eifer, fand es aber nicht leicht. Trotzdem hat er, offenbar viel zu früh, schon damit angefangen, Teile der heiligen Schrift zu übersetzen. Besonders schwer hielt es dabei, überhaupt an die echten Niasser heran zu kommen. Wollte Denninger die Leute Sonntags in die Kirche bekommen, so mußte er ihnen mindestens Tabak geben, und wollte er gar Kinder in seine Schule bekommen, so mußte er ihnen regelrecht Schulgeld

dafür bezahlen. Unsere Gesellschaft hatte ihm sofort in Missionar Ködding noch einen Mitarbeiter gesandt. Derselbe verstand sich aber nicht gut mit ihm, und versuchte deshalb schon zwei Jahre später weit im Süden der Insel, noch dazu im Innern, in Fagulö, eine eigene Station aufzurichten. Aber nur zwei Jahre lang hat er mit dem ihm nachgesandten Missionar Mohri sich dort halten können. Es war ein allzu großer Sprung gewesen. Außerdem hörte unser Vorstand auf den Rat der holländischen Beamten, die uns immer wieder versicherten, daß die Niasser doch kein Ohr hätten für das Wort Gottes, da sie nur Sinn für Gold, Schweine und Menschenköpfe hätten. Da sich nun damals in Sumatra die Türen so weit auftaten, während sie in Nias noch völlig verschlossen zu sein schienen, so wurden diese beiden Missionare nach Sumatra versetzt.

So blieb der alte Denninger zunächst ganz allein auf Nias zurück. Zwei Jahre später, im Jahre 1872 sandte man ihm jedoch in Missionar Thomas wieder einen Mitarbeiter und das Jahr darauf noch einen, Kramer.

Dies Jahr, 1873, brachte nun eine bedeutsame Wendung auf Nias. Nicht nur gelang es jetzt dem Missionar Thomas die erste Station außer dem unter holländischem Schutz stehenden Gunong Sitoli, also unter den noch unabhängigen Niassern, in Ombolata anzulegen und zu behaupten, sondern in dem folgenden Jahre konnten auch endlich die Erstlinge auf Nias getauft werden, 25 an der Zahl. Wenn man sich die Sache recht überlegt, so ist das durchaus noch gar nicht so lange, daß also hier 9 Jahre nach dem Beginn der Arbeit die Erstlinge getauft werden konnten. Wenn man bedenkt, wie viel Zeit dazu gehört, erst eine noch ganz unbekannte und dabei nicht in Schrift gebrachte Sprache zu erlernen, und weiter wie lange es überall dauert, ehe die Heiden anfangen, zu begreifen, was wir eigentlich wollen und was wir ihnen bringen im Evangelium, dann muß man sagen, schneller sollte man eigentlich nirgends in einer neu begonnenen Missionsarbeit Früchte erwarten.

Eins war nun sehr erfreulich bei diesen niassischen Erstlingen, und es ist dies für die ganze Arbeit auf Nias von großer Bedeutung, nämlich daß sie sich alle so treu hielten. Denn darauf kommt natürlich in jeder jungen Missionsarbeit ganz außerordentlich viel an, wie sich die Erstlinge bewähren. Es ist aber sehr bemerkenswert, daß es in unserer ganzen niassischen Mission bis auf diesen

Tag nur äußerst wenig unter den Getauften gegeben hat, die wieder abgefallen wären, weder zum Islam noch auch ins Heidentum zurück.

Hier wie überall in Indien hatten die Erfolge der Mission aber auch die Wirkung, die Mohamedaner zu ernstlicheren Versuchen zu treiben, um ihren Glauben den Heiden beizubringen. Waren die Erfolge solcher Bemühungen auch keineswegs bedeutend, so erschien es doch geraten, unsre Kräfte zunächst in der Umgebung von Gunong Sitoli zu konzentrieren. Deshalb legte der zur weiteren Verstärkung gesandte Missionar Sundermann seine Station nicht, wie erst beabsichtigt war, in Tugala, nahe der Westküste, sondern in dem nahen Dahana an. Diesem Missionar trat dort zum ersten Mal eine ebenfalls für die Arbeit auf Nias charakteristische Erscheinung entgegen, nämlich daß er einen Mann fand, welcher sich sofort unbedingt für die Annahme des Evangeliums entschied, da es dem Verlangen seines Herzens entspreche. Dieser Mann, Ama Mandranja, ist zeitlebens ein eifriger Evangelist ohne Bezahlung geblieben, und hat vielen seiner Landsleute den Weg zum Leben gewiesen. Hier in Dahana wurde auch die erste Gehilfenschule auf Nias angelegt, und außerdem widmete sich Missionar Sundermann mit gutem Erfolge dem genaueren Studium der Sprache und fing an, die nötigsten Bücher herzustellen, bis er dann später das ganze Neue Testament übersetzen konnte.

Das Wachstum der ganzen Arbeit war in dieser Zeit noch immer ein ziemlich langsames. Wie schon gesagt, waren erst nach neunjähriger Arbeit 1874 die 25 Erstlinge getauft, und nach abermals 9 Jahren, also 1883, zählte man 420 Christen. Von Anfang an hatte man sich den Süden der Insel mit seiner dichten Bevölkerung und seinen am meisten entwickelten Zuständen zum Ziele gesetzt. Missionar Thomas, der in Ombolata die bedeutendste Gemeinde gesammelt hatte, machte 1884 dem Vorstande unsrer Mission den Vorschlag, er wolle versuchen, dort die Arbeit anzufangen. Man ging darauf ein, und so wurde von Missionar Kramer in Gunong Sitoli, lediglich mit inländischen Arbeitern ein Schuner hergestellt, um die Verbindung mit dem Süden, die über Land ganz unmöglich war, auf dem Wasserwege zu ermöglichen. Dies Schifflein nach dem schon 1875 verstorbenen Begründer der Nias-Mission, Denniger genannt, hat auch treffliche Dienste getan. Aber dennoch mißglückte dieser Versuch. Missionar Thomas legte allerdings an

der Telok-Dalam-Bay im Süden der Insel eine Station an und arbeitete dort zwei Jahre lang; es wurde sogar eine zweite Station nicht weit davon durch Missionar Lagemann angelegt, aber schon 1886 mußten beide Missionare den Süden wieder verlassen. Es war unmöglich, sich aus den kriegerischen Verwicklungen herauszuhalten und die holländische Regierung, die wohl politische Verwicklungen mit den wilden Bewohnern des Südens scheute, veranlaßte die Missionare, ihre Stationen dort wieder aufzugeben. Seitdem ist es uns klar geworden, daß man hier nicht den Stier bei den Hörnern fassen kann, sondern daß es gilt, in langsamem, aber sicheren Fortschreiten nach dem Süden vorzudringen.

Der erste bedeutsame Schritt dazu war das Vordringen nach der Westküste. Bis zum Jahre 1891 hatte sich die Arbeit nur an der Ostküste der Insel allmählich ausgebreitet. Missionar Thomas, der einige Jahre von Nias abwesend gewesen war, — er war als Pionier nach Neu-Guinea gesandt worden, — hatte nach seiner Rückkehr weiter im Süden eine neue Station Gumbu Humene angelegt. Im folgenden Jahre gelang es dem neu ausgesandten Missionar Lett an die Westküste vorzudringen und in Fadoro eine Station anzulegen. Allerdings war diese wichtige Ausdehnung mit großen Schwierigkeiten verbunden. Nicht nur mußte durch die völlig unwegsame Insel der erste Weg angelegt werden, was unsägliche Mühe machte, sondern was noch viel schlimmer war, die Westküste stellte sich zunächst als recht ungesund heraus. Missionar Lett und sein erster Nachfolger Reitze haben beide nach wenigen Jahren das Land verlassen müssen, da sie die unaufhörlichen Fieber nicht mehr ertragen konnten. Sie fanden beide auf Sumatra andre Arbeit. Aber trotz dieser großen Schwiergkeiten gedieh die Arbeit gerade auf der Westküste in überraschender Weise. Dazu trug sehr viel bei, daß sich in Fadoro zum zweiten Male auf Nias eine solche Kornelius-Seele fand, ein Mann an dem Gottes vorlaufende Gnade ganz merkwürdig gearbeitet hatte, ein Mann, der bekannt dafür war, daß er die Wahrheit redete und der nun auch sofort dem Evangelium, sobald er nur begriffen hatte, um was es sich dabei handelt, mit seinem Hause zufiel. Dieser Mann, Ama Gahonowa, ist seitdem ein unermüdlicher und sehr erfolgreicher Verkündiger des Evangeliums und für viele seiner Landsleute der Wegweiser zu Christo worden, und das alles ohne Bezahlung.

So hatte sich denn das Werk bis zum Jahre 1893 ansehnlich ausgebreitet. Man zählte schon 6 Stationen mit zusammen 1376 Getauften und 300 Taufbewerbern. Auch mit den Schulen, die von Anfang an am meisten Not gemacht hatten, war man doch etwas voran gekommen; dieselben zählten um die Zeit 140 Schüler. Aber nun sollte erst das rechte Wachstum auf Nias angehen. Wie bedeutend dasselbe ist, erkennt man aus folgenden Zahlen: Im letzten Jahre sind auf Nias ungefähr ebensoviele getauft worden, als damals im Jahre 1893 nach 28jähriger Arbeit überhaupt gewonnen waren, nämlich über 1200. Die ganze Zahl der Christen und Taufbewerber aber beträgt jetzt schon über 10000. Hauptstationen gibt es jetzt, die gegenwärtig im Bau begriffenen drei neuen Stationen eingerechnet, 14 und Filiale, von denen vor zehn Jahren nur das einzige, Fachu, vorhanden war, sind jetzt mindestens 15. Dies höchst erfreuliche Wachstum hat sich ebensowohl auf der Westküste, wie auf der Ostküste vollzogen, wenn auch natürlich auf der Ostküste am stärksten. Dort haben wir eine Reihe ganz wunderbar schnell heranwachsender Gemeinden. Da ist neben dem herrlich aufblühenden Ombolata, das jetzt an 1400 Getaufte zählt, die neue Station von Missionar Thomas, Humene, die nach 12 Jahren 1200 aus den Heiden gewonnene Christen zählte. Wenn wir aber gemeint hatten, daß dies doch wohl das non plus ultra sei, so sollten wir bald eines andern belehrt werden. Als ich vor 4 Jahren in Nias war, traf ich auf Humene den jungen Missionar Momeyer, der gerade eine Station weiter nach dem Süden zu in Sogae Abu anlegen wollte. Das ist dann auch geschehen, und nun zählt diese neue Station nach noch nicht 4 Jahren 400 Getaufte und dazu fast 1000 im Taufunterrichte, wird also voraussichtlich Humene noch weit überflügeln. Auch auf den drei im Innern der Insel angelegten Stationen, Lolowua, Lahagu und Lolomboli, besonders auf der ersten sind schon ansehnliche Gemeinden gesammelt.

Von ganz besonderem Interesse aber ist die Arbeit auf der Westküste. Auf der ältesten dortigen Station, die jetzt nicht mehr Fadoro, sondern Sirombu heißt, ist die Gemeinde stetig gewachsen und hat auch 600 Getaufte. Ein gut Stück weiter nach dem Süden liegt die neue Station Lahussa dicht an dem Gebiete der so berüchtigten Kopfabschneider, der Iraono Huna. Und gerade unter diesen Leuten hat uns der Herr nun in den letzten 3 Jahren ganz wunder-

bare Erfolge geschenkt. Als ich diese Station besuchte, waren diese Mordgesellen noch der Schrecken der ganzen Gegend und niemand hatte zu hoffen gewagt, daß sich auch nur ein einziger von ihnen dem Evangelium zuwenden würde. Aber nun hat sich auch hier der Herr die Starken zum Raube genommen. Schon an 200 dieser wilden Mordgesellen sind zum Glauben gekommen. Einer nach dem andern haben sich ihre Hauptheiden der Huku Lovalangi, dem Gesetz Gottes, gebeugt. Die ganze Geschichte dieses Teiles unsrer Arbeit auf Nias ist von allergrößtem Interesse, und ist darum nicht zu verwundern, daß die Berichte darüber u. a. eine Dame in Barmen so ergriffen haben, daß sie mir vor kurzem das Geld für die Errichtung der neuen Station unter diesen Mordgesellen, Lolowau, gegeben hat. Einer dieser Mörder hatte noch im letzten Jahre einen Mordzug ausgeführt, bei dem 11 unschuldigen Leuten die Köpfe abgeschnitten waren. Die holländische Regierung hatte zweimal vergeblich versucht, diesen gefährlichen Menschen gefangen zu nehmen, um ihn zu strafen. Darauf machte der Beamte dem Missionar Krumm den Vorschlag, er möge doch einmal versuchen, ob er des Mannes nicht habhaft werden und ihn zu einem Christen machen könne. Das schien eine ganz unmögliche Zumutung zu sein. Und doch ist es gelungen. Der Mann hat den Aufforderungen des Missionars Gehör gegeben, ist zu ihm gekommen, hat bezeugt, daß er sein seitheriges Mordhandwerk leid sei, und hat versprochen, ein andrer Mensch zu werden. Ein andrer, Siwa Humolo mit Namen, d. h. der Neunflammige, früher ein sehr gefürchteter Wüterich, ist jetzt zu Weihnachten getauft worden. Kurz vor der Taufe, als Missionar Krumm mit ihm und den Seinen noch einmal besonders redete, hat dieser Mann ein kurzes Gebet gesprochen, das ich mir doch nicht versagen kann, hier mitzuteilen. Erst wollte er nur das Vaterunser beten, sprach dann aber auf Zureden des Missionars auch noch diese Worte:

„O großer Gott, dem nichts an Kraft fehlt, der du ein großes Herz gegen uns hast und unser Vater bist, wir kommen zu dir im Gebet. Wir danken dir, daß du uns gut bist, daß du uns geholfen hast, uns den bösen, schlechten Niassern, den Menschen, die nichts sind, die verfinsterte Herzen haben. Wir danken dir, daß du uns Missionare sandtest, die uns deine gute Huku lehrten. Nun sollen wir getauft werden, sollen wirkliche Christen werden, hilf uns, vergib uns alle Sünden, lehre uns deine Gebote halten! Wenn der Teufel kommt, uns zu versuchen, dann hilf uns, ihn niederzuwerfen und hole uns als deine Genossen in deinen schönen Himmel!“

Auch mit den Schulen sind wir inzwischen ein gutes Stück weiter gekommen. Das Verständnis für den Nutzen des Lesens und Schreibens fängt den Leuten an aufzugehen. Wir haben jetzt 800 Schüler, von denen freilich die Mädchen nur erst den vierten Teil bilden. Mehrere dieser Schulen erhalten von der holländischen Regierung ansehnliche Subsidien. Im Taufunterrichte stehen etwa $3^1/_2$ Tausend. Aber noch ungleich viel mehr Leute warten nur darauf, daß Lehrer zu ihnen kommen, um sie auch zu unterrichten. Das ist nämlich einer der hoffnungsvollsten Züge in der Mission auf Nias, diese sich von Jahr zu Jahr steigernde Bitten um Lehrer, einerlei ob Europäer oder eingeborene Lehrer. Wir können einstweilen noch lange nicht allen diesen Bitten entsprechen, obwohl wir jetzt ein etwas größeres Seminar für die Ausbildung von eingeborenen Lehrern in Ombolata unter Leitung eines Theologen Ufer haben. Hätten wir nur genug Lehrer, so könnte die Zahl der Filiale in einem Jahre verdoppelt werden. Unser Gebiet hat sich in den letzten 10 Jahren auf etwa das Vierfache des damaligen Gebietes ausgedehnt, und auf der Westküste sind wir jetzt nur noch eine Tagereise weit von dem ersehnten Süden entfernt.

Ganz von selbst erhebt sich die Frage: Woran liegt es doch wohl, daß sich das Christentum so außerordentlich schnell auf Nias ausgebreitet hat und noch immer weiter ausbreitet? Das hat offenbar mehr als einen Grund. Einiges zur Beantwortung habe ich freilich schon im Laufe meines Vortrages genannt. Es ist einmal die herrliche Eigenschaft unserer Nias-Christen, daß sie fast ausnahmslos dem Glauben treu bleiben, wenn sie ihn einmal angenommen haben, und daß Abfall zum Islam zumal gar nicht vorkommt. Weiter wurde auch schon berichtet von dem Evangelistengeist, der sich bei manchem der Getauften in so hohem Grade findet. Wo ein Häuptling Christ geworden ist, wie z. B. in Faichu oder in Lasara, da gewinnt er fast immer mit der Zeit, und zwar ganz ohne Zwang, sein ganzes Dorf.

Aber nun sind noch zwei sehr wichtige Gründe zu nennen. Der eine ist die Tatsache, daß sich aus den Niassern sehr brauchbare und zuverlässige Gehilfen heran bilden lassen. Dies ist ja bei einer jeden Missionsarbeit eine der allerwichtigsten Fragen. Zumal aber überall da, wo man nicht größere Volksmengen an einem Orte zusammen wohnend hat, sondern wo die Bevölkerung in un-

zähligen kleinen Dörfern zerstreut wohnt, wie das auch auf Nias der Fall ist. Die Zahl unserer seminaristisch gebildeten Gehilfen ist auf Nias ja noch nicht groß; unser Seminar ist erst seit wenig Jahren wieder eingerichtet, und außerdem haben wir nur einige wenige von dem Seminar in Depok auf Java erhalten; es sind augenblicklich 15 Gehilfen in der Arbeit und sollen gerade jetzt Ostern noch weitere 8 angestellt werden. Aber das hat uns die Erfahrung schon deutlich gelehrt, daß wir hier Gehilfen haben, auf die man sich verlassen kann, die auch in selbständigerer Stellung auf den Filialen als Evangelisten und Prediger ganz Ausgezeichnetes leisten, so daß unsere Missionare schon davon sprechen, etliche der bewährten Gehilfen demnächst weiter zu ordinierten Gehilfen ausbilden zu wollen, wie wir das auf Sumatra schon länger getan haben. Missionar Lett, der reichlich Gelegenheit gehabt hat, sowohl die niassischen als die batakschen Gehilfen gründlich kennen zu lernen, stellt die niassischen über die batakschen, und ich glaube, er hat recht. Das gibt namentlich auch für die Zukunft eine sehr hoffnungsvolle Aussicht, lehrt uns aber zugleich, worauf wir es vor allen Dingen jetzt abzusehen haben, nämlich auf eine energische Vermehrung dieser unsrer Gehilfen.

Und nun komme ich zu dem letzten und vielleicht allerbedeutsamsten Grunde für das schnelle Wachstum auf Nias. Ich weiß von keinem andern unter unsren Missionsgebieten, wo sich die Verheißung: „Siehe ich mache alles neu" bei der Verkündigung des Evangeliums so sichtlich erfüllt hätte, wie auf Nias. Wo die Missionare mit Erfolg haben arbeiten können, wie z. B. auf Ombolata, Dahana und weiterhin auf Lolowua, Sirombu und Lahussa, da ist wirklich eine ganz neue Zeit angebrochen, und es hat ein so sichtlicher Umschwung zum Bessern stattgefunden, daß solches den umwohnenden Heiden nicht entgehen konnte. Wohin die Missionare kamen, brachten sie für die Leute größere Sicherheit des Lebens mit, sodaß dieselben mit mehr Ruhe und dann also auch mit mehr Erfolg ihre Reisfelder bestellen konnten; außerdem konnten die Missionare den vielen Kranken, ganz besonders den vielen Fieberkranken, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Fällen bedeutende Hilfe bringen. Beides zusammen verbunden mit dem Vorbilde und den Ermahnungen der Missionare hatte dann weiter zur Folge, daß nicht nur die Leute gesunder und besser genährt und gekleidet aussehen, son-

dern daß auch ihre Dörfer sich durch Sauberkeit und Wohlstand so sehr von den heidnischen unterscheiden, daß einem jeden der Unterschied sofort auffallen muß. Außerdem halfen die Missionare den armen geplagten Untertanen, daß sie sich allmählich aus der entsetzlichen Schuldsklaverei der Häuptlinge loskaufen konnten; doch hat unsre Gesellschaft hierfür nie Geld gegeben. Endlich aber brachte das Evangelium den Niassern Frieden des Herzens und Ruhe im Gewissen, die ihnen früher unbekannt gewesen waren. Von alledem bekamen die umwohnenden Heiden einen solchen starken Eindruck, daß sie mit der Zeit fast überall von dem Wunsche beseelt wurden, doch auch die Missionare oder ihre Lehrer bei sich zu haben, damit sie in gleicher Weise aus ihrem Elend, wozu namentlich die Kopfabschneiderei das Meiste beigetragen hatte, herauskämen. Daraus ist nun eine Bewegung zum Evangelium hin entstanden, die offenbar allmählich die ganze Insel ergreift, so daß hier das Evangelium in seinem Lauf nicht eher aufhören wird, als bis es die ganze Insel gewonnen hat.

Als ich vor 4 Jahren dort war, habe ich mit den Missionaren zusammen eine Petition aufgesetzt an den Gouverneur-General, daß doch die holländische Regierung ihre Herrschaft allmählich eben so weit ausdehnen möge, wie wir uns mit unsrer Arbeit ausgebreitet haben. Diesem Wunsche ist die Regierung jetzt nachgekommen und tut ihr Bestes, um dem Mordwesen ein Ende zu machen, um überall für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Sie wird ganz gewiß dann auch bald gangbare Wege anlegen.

Nach der Seite der finanziellen Selbständigkeit der Gemeinden ist ein Anfang gemacht, aber hier muß noch viel geschehen. Dazu wird aber auch erforderlich sein, daß wir den Niassern helfen, noch besser aus ihrer Armut heraus zu kommen. Wir wollen sie noch mehr ermuntern, allerlei nützliche Dinge anzubauen, namentlich Kapok (Pflanzendaunen) und Muskatnüsse, und wollen dann für den Absatz ihrer Produkte sorgen.

Weiter ist die Rede von der Anlage einer Handwerkerschule. Bei einem Volke, das noch auf einer solchen niedrigen Kulturstufe steht wie die Niasser, kann und darf sich die Mission diesen Dingen nicht entziehen. Wir haben kürzlich hierfür einen Kaufmann nach Nias gesandt. Ein weiteres dringendes Bedürfnis unsrer Niasmission ist ein Missionsarzt, der hier ein ganz besonders dankbares Feld

seiner Tätigkeit und von seiten der holländischen Regierung eine sehr ausgiebige Unterstützung finden wird, sobald er nur sein Hospital, ohne das es nicht gehen wird, in Gang gebracht hat. Gott Lob haben wir einen solchen Missionsarzt, den wir, wills Gott, im Herbst hinaus senden werden.

Es fordert zu viel Dank gegen Gott auf, daß er uns neben der so überaus gesegneten Batakmission auf Sumatra, in der wir jetzt mit Einrechnung der Taufbewerber eine Christenheit den 55 000 Seelen gesammelt haben, auf eine so hoffnungsvolle Arbeit auf Nias geschenkt hat. Und die Freude über diesen Segen muß uns ein kräftiger Antrieb sein, immer zuzunehmen in dem Werke des Herrn.

Missions-Rundschau.

Vorderasien II.

Von Julius Richter.

1) Persien. Der politische und wirtschaftliche Verfall in diesem Lande scheint unaufhaltsam zu sein. „Moscheen, Karawanserais, Poststationen, Mauern, Wohnhäuser, alles sieht vernachlässigt und verlottert aus; was noch nicht in Trümmern liegt, ist mehr oder weniger auf dem Wege dahin. Ruinen überall! Wo einst der Prunk und die Pracht der Könige oder die fleißige Arbeit des Landmanns wohnte, haust jetzt die Eule oder der furchtsame Schakal." Proc. 1902, 173. Unaufhaltsam dringt von Norden der russische, von Süden der englische Einfluß vor, aber der erstere läuft dem letzteren den Rang ab. Die Eisenbahn nach Eriwan ist vollendet; die Kontrakte wegen der Weiterführung der Linie nach Dschulfa-Ispahan sind abgeschlossen. In Ostpersien ist die fruchtbare Provinz Khoraſſan heiß umworben. Die Russen wollen von Askabad eine Zweiglinie der transkaspischen Bahn 30 Meilen weit nach Mesched bauen. Die Engländer haben von Quetta in Afghanistan über Nuschki und Seistan eine neue Karawanenstraße eröffnet, um den Handel nach Indien abzulenken; sie frohlocken, daß der Handel dieser Straße im Jahre 1900/1901 bereits zwei Millionen Mark Wert überschritt. Auch im Süden am persischen Meerbusen platzen Englands und Rußlands Interessen hart aufeinander. Am heißesten ist der Wettbewerb am Hofe in Teheran, und die Russen wissen ihre Ansprüche meist mit Erfolg durchzusetzen, zumal auch durch reiche Vorschüsse, die sie mit freigebiger Hand dem Schah und den Provinzial-Gouverneuren zuwenden. (Proc. 1902, 174. Presb. Rep. 1902, 216.) Es ist ein Glück für Persien, daß die Interessen der beiden Rivalen einander zuwiderlaufen.

In der Haltung gegenüber dem Christentum wird ganz allgemein ein Umschwung zum bessern gemeldet. Einer der ersten Akte des Schahs Muſaffereddin nach der Rückkehr von seiner europäischen Reise war, daß er der arme-

nischen Bevölkerung seines ganzen Landes (etwa 100,000 Seelen) volle Freiheit gewährte, Schulen zu eröffnen, pädagogische Vorträge zu halten, und nationale oder Handelsgesellschaften zu gründen, ohne in jedem Fall die Erlaubnis der Zentralregierung in Teheran einzuholen. (Proc. 1901, 182.) Auch der evangelischen Mission sind die persischen Behörden in den letzten Jahren in überraschend freundlicher Weise entgegengekommen. Ein intelligenter Gouverneur begegnete auf einer Reise mit seinem glänzenden Gefolge einem nestorianischen Prediger, der ihn einige Wochen zuvor mit den Missionaren besucht hatte; er grüßte ihn herzlich, ritt eine halbe Stunde mit ihm, erinnerte an ihre damaligen religiösen Gespräche und bat den Prediger, ihn baldmöglichst wieder zu besuchen, um dieselben fortzusetzen. In einer bedeutenden Stadt empfing der Gouverneur eine durchreisende Schar von christlichen Evangelisten mit ausgesuchter Höflichkeit, wandte sich dann an 30 oder 40 mohammedanische Würdenträger an seinem Hofe und erklärte ihnen offen, wenn sie ihr Leben und ihre Lehren nicht änderten, würden früher oder später ihre mohammedanischen Anhänger sie verlassen und Christen oder etwas anderes werden. Anderswo wurden zwei christliche Kolporteure, der eine ein Nestorianer von einiger ärztlicher Erfahrung, der andere ein bekehrter Israelit, höchst gastfrei von den angesehenen Mohammedanern des Ortes aufgenommen. Man gab ihnen jede Gelegenheit, allem Volk den Weg des Heils in Christo zu verkünden; die Gastgeber zeigten sich sogar nicht wenig ergötzt, als ihre Mollahs durch die Beweisführung der Christen in arge Verlegenheit gerieten. Daß durchreisende Gouverneure auf den Missionsstationen feierlichen Besuch machen und ihrerseits den Besuch durchreisender Missionare erwarten, scheint sich fast zu einer festen Höflichkeitsform auszubilden. Besonders freundlich ist das Verhalten gegen die Missionsärzte. Braucht der Schah einen besonders vertrauenswerten Hausarzt, so sucht er die Dienste seiner oft erprobten amerikanischen Freunde Dr. Holmes und Dr. Cochran. Als bei seiner Thronbesteigung ein ganz zuverlässiger Arzt seine Familie von Tabris nach Teheran begleiten sollte, wurde diese delikate Aufgabe dem Missionsarzt Dr. Bauneman übertragen. In Jesd sandte der bis dahin der Mission sehr unfreundlich gesinnte Gouverneur den Missionsarzt Dr. White in seiner Staatskutsche mit vier Pferden und sechs bewaffneten Reitern nach Kirman, und halbwegs holte ihn in gleich feierlicher Weise der Gouverneur von Kirman ab, dessen kranke Gemahlin er behandeln sollte; und in beiden Städten vollzog sich ein völliger Umschwung zugunsten der Mission. (Miss. Rev. 192, 122 f., Proc. 1901, 194 f.) Bei der Landbevölkerung finden die Missionare auf ihren ausgedehnten Predigtreisen fast ausnahmslos freundliches Willkommen. Die Darlegung spezifisch christlicher Lehren wie der Gottessohnschaft und der Menschwerdung erregt nicht mehr wie früher Anstoß. Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Glauben und ihren religiösen Führern, Bewunderung für den Charakter und die Lehren Christi werden öffentlich ausgesprochen. Nachfragen, wie man Christ werden könne, ergehen häufiger als je zuvor. (Presb. Rep. 1902, 234.) Es ist noch ein weiter Schritt bis zu öffentlicher religiöser Duldung; der Übertritt zum Christentum ist noch äußerst erschwert und gefährlich; aber es werden doch fast von allen Stationen, wenigstens von den älteren, einzelne Mohammedanertaufen

gemeldet. Den Babis, auf welche man früher große Hoffnungen setzte, scheint man nirgends nähergekommen zu sein; ihre Anerkennung der heiligen Schrift und mancher christlichen Lehren wird wettgemacht durch ihre willkürliche Schriftauslegung; glaubt man sie mit einem Schriftbeweis fest gefaßt zu haben, so gleiten sie mit ihrem: „Nun wollen wir aber diese Schriftstelle aufbrechen und den Kern herausholen" geschickt wieder durch die Finger. (ib. 218). Immerhin bietet Persien der evangelischen Mission zur Zeit entschieden günstigere Aussichten als die übrigen mohammedanischen Länder Vorderasiens. Ist auch meist die Zahl der mohammedanischen Schüler in den Missionsschulen gering, und tragen besonders in Mädchenanstalten meist die Leiter sogar Bedenken, solche zuzulassen, so giebt es doch schon eine Knabenschule (in Teheran), in der von 100 Schülern 42 mohammedanisch sind. Sind auch unter den Pfleglingen der Missionshospitäler die Mohammedaner noch spärlich vertreten und selbst schwer Kranke oft von unüberwindlichem Argwohn und Widerwillen dagegen, so ist doch die Zahl der mohammedanischen Patienten in den Polikliniken aller Orten in erfreulichem Wachsen, und an Hausbesuchen bei mohammedanischen Männern und Frauen aller Stände bis zu den höchsten hinauf wird den Missionsärzten fast mehr zugemutet, als sie leisten können.

Die englische Kirchenmission in Süd-Persien hat ihre Arbeit nicht unerheblich ausgedehnt; neben dem armenischen Vorort Dschulfa (bei Ispahan), wo der Schwerpunkt der Arbeit, die Schulen und das Hospital, bleiben, ist auch die Hauptstadt Ispahan besetzt. Die beiden vorläufig besetzten Stationen Yesd (1898) und Kirman (1897) sind zu voll ausgerüsteten Hauptstationen erhoben. In Schiras ist seit 1900 eine vierte Station hinzugekommen. Der Senior unter den englischen Missionaren ist Bischof Stuart, der dem Vorbilde seines Freundes Bischof French folgend, das Bistum von Waiapu in Neuseeland niedergelegt hat, um in seinem Alter als einfacher Missionar zu den Mohammedanern zu ziehen. Trotz seiner 74 Jahre und eines Missionsdienstes von 52 Jahren (seit 1851) erfreut er sich einer beneidenswerten Frische und wird von den Persern hochgeehrt. Übrigens ist die Arbeit auf diesen englischen Stationen (außer dem armenischen Dschulfa) überall jünger und mehr in den Anfängen als bei den Presbyterianern in Nord-Persien.

Diese haben zwar die Zahl ihrer Stationen (4) nicht vermehrt; sie lieben wenige, stark besetzte Stationen, und das wird bei dem eigentümlichen Charakter des persischen Missionsfeldes das richtige sein; aber wenn sie um 1897 aus Mangel an Mitteln ihre bedeutendsten Schulinstitute in Urmia und Teheran schließen mußten, so haben sie dieselben glücklicherweise inzwischen alle wieder eröffnen können, und das College und das Lehrerinnen-Seminar oder Töchterinstitut (Fidelia Fiske) in Urmia sind neu aufgeblüht. Neuerdings planen sie sogar, in der Landeshauptstadt Teheran eine vollausgerüstete Missionshochschule nach dem Muster des syrisch-protestantischen College in Beirut zu schaffen. Weitaus ihre interessanteste Station ist Urmia; sie ist im letzten halben Jahrzehnt eine Stätte großer Sorgen und heißen Ringens gewesen.

Zuerst schien es, als habe die russische Invasion (A. M. Z. 1899, 590—592) die nestorianische Kirche vernichtet und der evangelischen Mission eine tötliche Wunde versetzt. In der Tat ist auch heute noch der russische Ein-

fluß fast erdrückend; die Russen haben zum Beispiel durchgesetzt, daß ihnen trotz alles Widerstandes der Lokalbehörden vor den Toren von Urmia ein günstig gelegener Platz zum Bau einer Kathedrale überwiesen wurde. Allein in ihren Reihen selbst sind so schwere Zerwürfnisse ausgebrochen, daß sie alle kurzer Hand nach Moskau zurückgerufen sind. Unter den in Scharen zu ihnen Übergetretenen ist nach dem ersten Rausch bald eine gründliche Ernüchterung eingetreten; die weitgehenden Hoffnungen, die man auf die Russen gesetzt hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Wenn sie nur könnten, würden viele jetzt gern zu ihrer alten Kirche zurückkehren; aber nun ist es zu spät; die Russen lassen keinen wieder los, der in ihren Listen steht. Übrigens sind es meist die moralisch und geistlich tiefstehenden Schichten, die sich in Massen ihnen angeschlossen haben. Die versprengten Reste der Nestorianer haben das „Motwa" gebildet, ein Komitee, um sich neu zu organisieren — meist mit Hilfe der deutschen Lutheraner (Hermannsburger). Im Interesse dieser letzteren hat es auch der deutsche Gesandte in Teheran durchgesetzt, daß die beiden mit deutschem Gelde gebauten Kirchen in Geogtapa und Wasirabad von den Russen wieder herausgegeben werden mußten. Die Presbyterianer haben wenigstens ihren Verlust an vollen Kirchengliedern und Anhängern wieder ausgeglichen, und die Stimmung in ihren Gemeinden ist, daß jetzt ein günstiger Augenblick sei, um unter den Unzufriedenen und Schwankenden sowohl bei den Russen wie bei dem Motwa eine energische Propaganda zu treiben. Der größte Schade für die evangelische Sache, die sonst aussichtsvoll liegt, ist die maßlose Zersplitterung. Es ist damit seit unserer letzten Rundschau noch schlimmer geworden. Die Mission des Erzbischofs von Canterbury ist nicht aufgehoben, sondern hat sich nur von den zur russischen Kirche Übergetretenen zurückgezogen; zu ihr gehören 56 Knaben- und Mädchenschulen, eine gehobene Schule in Urmia und ein Diakonen-Seminar in Tiary (auf türkischem Gebiete). Da sie nur im Rahmen der alten Kirche arbeiten will, zählt sie weder eigene Priester noch Kirchenglieder; in ihrem Dienst stehen 5 Missionare. Neu eingetreten ist die „Awischalum-Mission", hinter der die englischen Plymouth-Brüder stehen. Seufzen die presbyterianischen Missionare schon über diese neuen Missionare, „die sich zu ihrem Behagen in möglichster Bequemlichkeit in das von andern bereitete Nest gesetzt haben," so sind die nestorianischen Abenteurer geradezu eine Gefahr; sie durchreisen die evangelischen Länder Europas und Amerikas und wissen durch bewegliche Erzählungen und weit übertriebene Schilderungen ihrer eigenen Leistungen leichtgläubige Kreise für sich zu interessieren. Dann kehren sie mit einem Sack voll Geld und einer Schar reicher Freunde hinter sich nach Urmia zurück, und verzehren in Gemütsruhe den reichen Ertrag ihrer „Arbeit" unterwegs; zum Schein richten sie ein paar Volksschulen ein, bauen auch wohl eine Kapelle und nehmen ein paar ungebildete Leute für wenig Geld in ihren Dienst, um dann an ihre leichtbefriedigten Freunde glänzende Berichte ihrer großartigen „Arbeiten" zu senden und mehr Geld herauszulocken. Die Presbyterianer warnen dringend vor diesen zweifelhaften Abenteurern!

Von Urmia erstreckt sich die Arbeit nach Westen in die von halb unabhängigen Christen- und Kurdenstämmen bewohnten unwirtlichen Bergländer,

die zum Teil unter persischer, zum Teil unter türkischer Oberhoheit stehen. Die Christen, zumal des türkischen Gebiets, werden teils in unbarmherziger Weise von den Kurden und Kotschers ausgeraubt und bedrängt, teils von den türkischen Zolleinnehmern bis aufs Blut ausgesogen. Die Evangelisation unter ihnen wird außerdem behindert durch eine sehr energische und den Evangelischen feindselige Propaganda der römischen Lazaristen. Unter den Kurden ist wohl die fesselndste Erscheinung der durch W. Fabers Reisen bei uns bekannt gewordene Scheich Gül Baba. Oberhaupt eines kleinen Kurdenstammes im persischen Armenien, zugleich Stifter einer religiösen Sekte von etwa 50,000 Anhängern, ist er dem evangelischen Christentum außerordentlich günstig gesinnt. Überall nimmt er die Christen in Schutz und hält auch seine Anhänger dazu an. Stets ist er für die Besuche der Missionare dankbar und führt mit ihnen lange, eindringende Religionsgespräche. „Ich bin geneigt — schreibt ein presbyterianischer Missionar nach einem Besuche bei ihm — ihn für einen Vorläufer des Evangeliums bei den Kurden zu halten." Presb. Rep. 1901, 245 f. Statistik: C. M. S. 177 Getaufte, 100 Kommunikanten, 6 Schulen, 500 Schüler. — Presbyterianer: 3010 Kommunikanten, 103 Schulen, 2547 Schüler.

2) Mesopotamien ist seitens der evangelischen Mission schwach besetzt. Basra im Schatt el Arab (amerikanisch Reformierte) im Süden und Mardin (A. B.) im Norden sind die Vorposten. In der Mitte liegt die Station Baghdad der C. M. S. seit 1882, zu der 1900 eine zweite Station in Mossul gekommen ist. Baghdad wurde auf Wunsch der persischen Missionare besetzt, weil man hoffte, auf die zahlreichen persischen Pilger nach den in der Nähe gelegenen heiligen Städten der Schiiten Einfluß zu gewinnen. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt; dagegen hat man besonders durch Missionsärzte bei der ziemlich zersplitterten einheimischen Bevölkerung Eingang gefunden. Um diesen einsamen Posten zu stärken und um rechtzeitig auf dem Plan zu sein, wenn diese abgelegenen, jetzt schwer erreichbaren Gebiete durch den Bau der Baghdad-Bahn in den Strudel des Weltverkehrs hineingezogen werden, nahmen seit 1900 die englisch-kirchlichen Missionare die 1897 von den amerikanischen Presbyterianern aufgegebene Arbeit in Mossul auf. Von den 100,000 Einwohnern dieser Stadt sind zwar annähernd die Hälfte Christen, sie gehören indessen den verschiedensten Denominationen an. Stark ist in diesem Gebiet die römische Mission der unbeschuhten Karmeliter (schon seit 1721).

3. In Arabien hat die evangelische Mission nur einige Vorposten an der Ost- und Südküste der ungeheuren Halbinsel. Im Osten sitzen die amerikanischen Reformierten seit 1889 auf drei Stationen (Basra, Bahrein und Maskat), im Südwesten die vereinigten Freischotten in Scheikh Othman bei Aden. Sind die vorher besprochenen Missionen in Persien und Mesopotamien vorwiegend Mohammedaner-Missionen und auch der Betrieb auf dieses Ziel angelegt, so arbeiten diese ausschließlich an Mohammedanern. Sie zeigen den großen Nachteil solcher Arbeit, wenn sie sich nicht an relativ starke christliche Kirchen, wenn auch anderer Denominationen, anlehnen kann. Man liest in Missionsberichten oft bittere Klagen über die erstorbenen orientalischen Kirchen; auf ihre Versumpftheit sei es zu schreiben, daß es mit der Moham-

medaner-Mission so langsam vorwärts gehe. Hier haben wir den Gegenbeweis. Diese Arbeit ist da bedeutend schwieriger und mühsamer, wo eine einheimische christliche Bevölkerung fehlt. Über zu großen Fanatismus haben übrigens beide arabische Missionen nicht zu klagen. Ausgedehnte Reisepredigt, bei welcher Schriftenverkauf und Privatgespräche die Hauptsache bilden, ärztliche Hilfe durch fachmännisch ausgebildete Mediziner oder Laien, Buchläden in den belebten Basaren machen das Gepräge dieser Arbeit aus. Gemeinden sind nicht vorhanden. Die ostarabische Mission der Reformierten ist im Begriff, in Maskat ein Missionshaus auszubauen und in Bahrein ein Missionshospital zu errichten. Ihr sonst recht abgelegenes, nur via Bombay erreichbares Arbeitsfeld ist 1901 durch die Koweit-Frage zeitweilig in den Vordergrund des Interesses gerückt. Der Scheikh des innerarabischen Nedsch war mit dem von Koweit in Krieg geraten; die Türkei wollte bei dieser Gelegenheit ihre zweifelhafte Oberherrschaft über beide geltend machen, und England, das sich schon seit einem Jahrhundert in Oman festgesetzt hat, suchte das mit Erfolg zu verhindern. Die Missionare hoffen, daß sich infolge dieser Wirren das bisher ihren Bibeln und Kolporteuren verschlossene Reich Nedsch öffnen werde. Scheikh Othmann hatte ich im Frühjahr 1901 Gelegenheit zu besuchen und hatte den Eindruck, daß es für die Missionsarbeit günstig liegt, nur daß leider bisher die Missionare viel an Fieber zu leiden hatten. Auf dieser Station sowohl wie in Bahrein im persischen Meerbusen sind die Erstlinge aus den Mohammedanern getauft.

4. Türkei. Insofern besteht ein Unterschied zwischen den bisher besprochenen Arbeiten und denen des Am. Board, als der letztere sich fast ausschließlich auf die alten Kirchen beschränkt, und unter den Mohammedanern höchstens beiläufig und gelegentlich wirkt. Das Werk des A. B. ist zur Zeit weitaus das bedeutendste Evangelisationswerk unter den orientalischen Kirchen; auf diesen Zweck hin ist es angelegt, unter diesem Gesichtspunkte müssen seine Erfolge geprüft werden. — In der europäischen Türkei war das einschneidendste Ereignis die Gefangennahme der Missionsschwester Miß Ellen Stone am 3. September 1901 und ihre Gefangenschaft bis zum 25. Februar 1902, 172 Tage lang. Die Räuberbande, in deren Hände sie fiel, hing offenbar mit den macedonischen Aufrührern zusammen, und das große, für sie gezahlte Lösegeld — die Räuber verlangten erst 25,000 türkische Pfund (ca. 460,000 Mk.) und erhielten schließlich 15,500 Pfund (ca. 300,000 Mk.) — hat wahrscheinlich dazu gedient, die vorjährigen und diesjährigen macedonischen Unruhen in Szene zu setzen. Mahnte schon das Mißgeschick der unglücklichen Schwester die übrigen auf diesem Gebiete arbeitenden Missionare zu großer Vorsicht, so störten die beständigen Unruhen im Kampfe um die Selbständigkeit Macedoniens erst recht die Missionsarbeit empfindlich. Wir Missionsfreunde, denen nicht der handelspolitische Grundsatz der „offenen Tür" für das politische Denken Ausschlag gebend ist, können übrigens nur wünschen, daß den Macedoniern ein möglichst großes Maß von Freiheit eingeräumt oder wenn irgend möglich, Macedonien von der Türkei losgelöst werde; denn was Landschaften mit vorwiegend christlicher Bevölkerung von der türkischen Regierung zu erwarten haben, das haben uns die armenischen Blutbäder mit erschütternder Deutlich-

keit gelehrt. Schade nur, daß selbst bei den Mächten, welche für die Macedonier eintreten, nicht das christliche Zusammengehörigkeitsgefühl, sondern die slavische Rassenpolitik maßgebend ist. —

Die türkische Mission des A. B. hat in den letzten Jahren mehrere ihrer bedeutendsten Vertreter verloren. Am 8. August 1900 starb in den Vereinigten Staaten, wohin er schon 1873 zurückgekehrt war, der originelle und tatkräftige D. Cyrus Hamlin, der Begründer und frühere Präsident des Robert-College in Bebeck bei Konstantinopel, des bedeutendsten Schulinstituts für Christen in der Türkei. Am 17. Januar 1901 starb fast neunzigjährig der Nestor des A. B., D. Elias Riggs, ein Mann, der fast 70 Jahre hindurch seine großen Sprachengaben in den Dienst der Orientmission gestellt hat. Seine beiden vollständigen Bibelübersetzungen in der armenischen und bulgarischen Sprache werden von Sachkennern als Meisterwerke angesehen. Auch an der Übersetzung der Bibel in die türkische Sprache war er hervorragend beteiligt. — Bei dem eigentümlichen Charakter dieser Mission ist die Pflege der literarischen Arbeiten, die Schaffung einer guten evangelischen Literatur in den wichtigsten, von den Christen gesprochenen Sprachen von besonderer Bedeutung. Die Leitung des A. B. ist deshalb bemüht, einen Fonds von 30,000 Dollars (125,000 Mk.) eigens für diesen Zweck zu sammeln. Allerdings liegt gerade dabei der A. B. in einem beständigen Kampfe mit der oft geradezu lächerlich gehandhabten türkischen Censur. So wurde Pauli Brief an die Galater beanstandet, weil er an die Einwohner von Galata, einem Stadtteil von Konstantinopel, geschrieben sei; als der Vertreter der Mission dem Preßbüreau entgegnete, daß ja aber Paulus längst tot sei, forderte der hochweise Türke die Vorlegung seines Totenscheins. Das Lied „Onvard, Christian Soldiers" wurde getilgt; es sei zu kriegerisch; die zweite Bitte gestrichen mit der Begründung, der Sultan habe kein Verlangen nach irgend einem andern Reiche als seinem eigenen! (Miss. Rev. 1902, 215).

In dem Mädchen-College des A. B. in Skutari promovierte 1901 die erste Türkin, die Schriftstellerin Halide Edib. Ob eine so hochgeschraubte Erziehung des weiblichen Geschlechts den Bedürfnissen des christlichen und noch mehr des mohammedanischen Teils der Bevölkerung entspricht, ist uns sehr zweifelhaft. Charakteristisch aber ist, wie die türkische Regierung darauf geantwortet hat. Sie ließ sofort ein Edikt ausgehen, kein türkisches Kind dürfe ausländische Schulen besuchen, kein Privatlehrer für Mädchen dürfe in einem türkischen Hause verwendet werden, keine Türkin dürfe sich auf der Straße in der Gesellschaft christlicher Frauen sehen lassen. Es beginnt dennoch auch in der Türkei ein Kampf um die Befreiung des weiblichen Geschlechts aus dem Banne der Haremwirtschaft. Weniger Wert legen wir dabei auf die Vortragsreisen der türkischen Prinzessin Hatrie ben Alid und ihres armenischen Begleiters Anmeghian. In Kairo hat der Rechtsanwalt Kasim Bey ein Buch geschrieben „Al Mirat ab jadidat" (Die neue Frau), worin er für Abschaffung der Vielweiberei, des Schleiers und Harems eintritt, und für die Frauen das Recht in Anspruch nimmt, daß auch sie unter Umständen gegen ihre Männer auf Scheidung klagen dürfen. Das Buch hat in der Türkei Aufsehen erregt.

Nach fünfjährigen Verhandlungen hat sich die Pforte endlich dazu be-

quemt, für die Zerstörung der großen Schulinstitute des A. B., besonders in Charput und Aiuterb 95,000 Doll. (400,000 Mk.) Schadenersatz zu zahlen und die Erlaubnis zum Wiederaufbau derselben zu geben. So ist es endlich im vorigen Jahre möglich gewesen, wieder wenigstens in der Hauptsache ausreichende Schulhäuser zu beziehen. Das ist um so wichtiger, als der Andrang zu den Missionsschulen, zumal den höheren, größer ist als je. Der A. B. plant eine noch weitere Ausdehnung dieses Schulwesens; z. B. soll die gehobene Knabenschule in Smyrna zu einem großen College wie das Robert-College ausgebaut werden.

Die Hauptaufgabe des A. B. während der letzten sechs Jahre hat darin bestanden, nach den entsetzlichen Greueln der Blutbäder von 1895/96 die Gemeinden wieder zu organisieren, die zerstörten Kirchen, Kapellen, Schulen und Pastorate wieder zu bauen. Diese wichtigen Arbeiten werden gehemmt durch die namentlich aus der östlichen Türkei immer stärker werdende Auswanderung; die Gemeindlein von Mardin und Umgegend am Südrande von Kurdistan zerstreuen sich nach Mesopotamien und Syrien; diejenigen der mittleren Gebiete verziehen nach den Häfen des Aegäischen Meeres, nach Persien oder Russisch-Armenien, wo sie sicherer zu leben hoffen; die Gebildeten und Studierten schiffen sich nach Amerika ein oder suchen sich im südlichen und östlichen Asien ihr Brot. Die gute Kenntnis des Englischen, welche ihnen das Missionsschulwesen mitgegeben hat, verschafft ihnen fast überall ein sichereres Brot; aber für ihr armes Heimatland und für die evangelische Sache in der Türkei sind sie damit verloren. Von 44 armenischen Studenten der Theologie, die „zur Vervollständigung ihrer Studien" nach den Vereinigten Staaten gegangen waren, sind nur 4 zu dauerndem Dienst im geistlichen Amt nach Armenien zurückgekehrt.

Die von verschiedenen Seiten in Angriff genommenen armenischen Hilfswerke, von denen uns in erster Linie das Lohmannsche und das Lepsiussche interessieren, sind noch in der alten Weise im Segen tätig. Die Erziehung der Scharen von Waisen, ihre Ausbildung in allerlei Handwerken, ihre Überführung in angemessene Lebensberufe stellt immer von neuem schwere Fragen; aber mit Hilfe der bisher ununterbrochenen Unterstützung durch bedeutende Geldmittel aus der Heimat ist es möglich gewesen, die wichtigste Aufgabe erfolgreich zu lösen. In den nächsten Jahren muß sich entscheiden, ob und inwiefern aus diesen zunächst nur zur Abhilfe schreiender Not geschaffenen Liebeswerken dauernde Arbeiten hervorgehen werden. Das hängt hauptsächlich davon ab, in welchem Maße es in diesen Jahren gelungen ist, in den heimischen Kreisen ein dauerndes Interesse für den Orient zu erwecken. Dr. Lepsius und sein Komitee haben am 11. Mai 1900 einen ersten entscheidenden Schritt getan und haben sich, an frühere Pläne anknüpfend, als „Deutsche Orient-Mission" konstituiert. Die Aussendung der beiden Missionsärzte Dr. Christ nach Urfa und Dr. Raab nach Diarbekir sowie die des Pastors von Oertzen nach Choi in Persien liegen bereits in dieser Richtung; doch ist alles noch zu sehr im Werden, im Übergang, als daß wir uns ein abschließendes Urteil erlauben dürften. Sehr zu bedauern ist es dagegen, daß W. Faber trotz aller schon verunglückten Projekte wieder mit einer neuen Mohamme-

daner-Mission hervorgetreten ist. Alles an diesem neusten Plane scheint uns höchst bedenklich: daß sich im entscheidenden Augenblicke die beiden Lehrer seines orientalischen Seminars, der Orientalist Dr. Andreas und Pastor Schmidt, öffentlich von ihm losgesagt haben; daß der erste Sendling der Perser David Schahbaz sein soll, der wegen eines Lungenleidens im Süden Hilfe suchen muß; daß die Mittel zu seiner Aussendung durch kurzfristige Darlehne beschafft wurden, die nicht rechtzeitig zurückgezahlt wurden und zum Teil trotz aller Mahnbriefe bis heute nicht bezahlt sind; daß Faber seine Mission auf den Erlös von allerlei Patenten für selbstgemachte Erfindungen basieren will und anderes. Wir haben kein Vertrauen zu den Plänen des projektenreichen Mannes.

Literatur-Bericht.

Pflanz: „Verlassen, nicht vergessen. Das heilige Land und die deutsch-evangelische Liebesarbeit." Neu-Ruppin 1903. 1 Mk., geb. 1,50 Mk. Das mit 75 Abbildungen schön ausgestattete und im Verhältnis zu dieser Ausstattung wie zu seinem Umfange (240 S.) sehr billige Buch ist eine Festgabe zum 50jährigen Jubiläum des Jerusalem-Vereins, dessen Geschichte und Arbeit darum auch einen wesentlichen Bestandteil seines Inhaltes bildet. Das ansprechend geschriebene Buch zerfällt in 2 Hauptteile, von denen der erste in 6 Abschnitten „Land und Leute" (S. 3—76), der zweite in 5 Abschnitten (S. 79—233) „die deutsch-evangelische Liebesarbeit im heiligen Lande" behandelt. Im 1. Hauptteile ist neben den beiden Kapiteln über die deutschen (Templer) und jüdischen Ansiedlungen das über die Religionsgemeinschaften in Palästina (die Mohammedaner wie die in die griechisch-orthodoxe und römisch-katholische Kirche geschiedene orientalische Christenheit) das wertvollste. Der zweite Teil gibt nach einer kurzen Skizzierung der Arbeitsmethode und der wesentlich auf Anregung der Hohenzollern geschaffenen Organisationen (Bistum von Jerusalem; deutsch-evangelische Gemeinde mit Erlöserkirche; Evang. Jerusalemstiftung; Johanniterhospiz) eine Orientierung über die Arbeiten des Jerusalem-Vereins, der Kaiserswerther Anstalten, des syrischen Waisenhauses und des Aussätzigen-Asyls. Mehr anhangsweise ist auch der wissenschaftlichen Institute und der deutschen Palästina-Bank gedacht. Obgleich die Schrift sich zur Aufgabe gestellt hat, die deutsche evangelische Liebesarbeit zu behandeln, so hätte doch die sonstige ausgebreitete nichtdeutsche evangelische Arbeit um so weniger übergangen werden sollen, als der russischen und nichtdeutschen katholischen Propaganda ja auch gedacht worden ist. Es empfiehlt sich immer, Teildarstellungen evangelischer Arbeit auf einem auswärtigen Gebiete in eine Art Situationskarte einzurahmen, damit nicht der Schein entsteht, als sei ein Teil das Ganze und damit der Teil seine richtige Stellung im Ganzen erhalte.

Schneider: „Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1903". Gütersloh. 3,50 Mk., geb. 4 M. Wieder nimmt in diesem bekannten, inhaltreichen Jahrbuch, dessen 30. Jahrgang der vorliegende ist, die Heidenmission einen

sehr breiten Raum ein (S. 112—173), besonders die Übersicht über die deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften (S. 136—173). Bei vollster Anerkennung des Fleißes, der auf die Arbeit verwendet worden ist, kann man den Gedanken nicht unterdrücken, daß sie wertvoller sein würde, wenn der Statistik etwas weniger wäre und sorgfältiger zwischen Kleinlichem und Bedeutendem unterschieden würde. Solche Übersichten müssen mehr in großen Zügen gehalten werden, dann sind sie nicht blos fesselnder sondern auch behaltlicher. Und wenn dadurch eine Reduktion selbst bis auf die Hälfte des Raumes eintritt, so werden die Leser das schwerlich als einen Verlust empfinden.

Bahnsen: „Bilder aus der Geschichte der Schleswig-Holsteinischen evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft zu Breklum." Breklum. 1902. Geb. 1 Mk. Ein wirkliches Bilderbuch und zwar ein in jeder Beziehung schön ausgestattetes, dessen auf 40 systematisch wohl geordnete Hauptblätter verteilte 130 Einzelbilder fast ohne Ausnahme auch künstlerischen Anforderungen entsprechen. Neben zahlreichen Porträts stellen sie vornehmlich die heimatlichen und auswärtigen Arbeitsstätten der Breklumer Mission und von den letzteren charakteristische Gruppen von Eingeborenen dar. Auch eine sehr deutliche Karte und 2 Blätter mit Schriftproben (Telugu und Odiga) sind beigegeben. Der Preis ist im Verhältnis zur Kostspieligkeit der Herstellung erstaunlich billig. Möchte der Absatz die Hoffnung des Herausgebers erfüllen daß er nicht blos die Kosten deckt, sondern die opferwillige Liebe zu dem fröhlich aufblühenden Werke der Schleswig-Holsteinischen Missions-Gesellschaft in Indien vermehre.

„Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1903". Leipzig. 1,50 Mk. 184 S. Dieses jetzt zum 16. Male erscheinende Jahrbuch hält sich auf seiner Höhe. Außer dem Missionskalender, den stehenden statistischen Tabellen von Döhler, den chronistischen und literarischen Beiträgen von Paul und dem biblischen Aufsatze von Kleinpaul bringt es einige Bilder aus den Leipziger Missionsgebieten in Indien und Ostafrika, einen allgemeinen Artikel über die großen Aussichten der Heidenmission, einen speziellen über den Jerusalem-Verein, ein Blatt zur Erinnerung an D. Luthardt und eine Skizze über die jüdischen Parteien zur Zeit Jesu. Warneck.

La France au Dehors. Les missions catholiques françaises au XIXe siècle, publiées sous la direction du Père J.-B. Piolet, S. J., avec la collaboration de toutes les sociétés de missions. Illustrations d'après des documents originaux. Paris (ohne Jahr).

Der Titel dieses neuesten großen französischen Missionswerkes, von dem in vornehmer Ausstattung 3 Bände[1]) im größten Oktavformat vorliegen, trägt Anmaßung und Prahlerei an der Stirn. „Frankreich im Auslande" wird die katholische Mission genannt, als ob sie die souveräne Vertreterin alles französischen Lebens und Wirkens auf dem ganzen Erdenrund wäre. Ohne Zweifel würden viele französische Vertreter der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und des Handels wie der Politik gegen solche Unterstellung Widerspruch erheben,

1) I. Die Missionen im Orient. II. Abessinien, Indien und Indochina. III. China und Japan.

wenn sie nicht im Auslande den Klerikalismus, dem sie in der Heimat zumeist als bittre Feinde gegenüberstehen, im eigennützigen Interesse ausbeuteten. Freilich trotz dieser Feindschaft besteht in ausgedehntem Maße wirklich ein Bündnis zwischen Franzosentum und katholischer Mission, das aber durch seine auf beiden Seiten liegende Unwahrhaftigkeit gradezu widerlich wird. Der Antiklerikalismus, der in Frankreich in Blüte steht, wird sprichwörtlich nicht unter die „Exportartikel" gerechnet. Aus Nützlichkeits-Rücksichten benutzt man im Auslande die Geschicklichkeit und Übung römischer Priester und ihre Gewalt über ihre Beichtkinder zu politischen Zwecken, während man sie daheim verachtet, und ebenso stellt sich die katholische Mission nicht interessefelos in den Dienst des nationalen Gedankens. Nicht bloß der Schutz französischer Waffen, sondern gradezu ihr Gebrauch zur äußeren Überwindung von Feinden der Mission, gegen welche die katholischen Missionsmittel ihren Zweck nicht erfüllen, ist der Preis, um dessentwillen diese Mission mit Eifer die französische Trikolore hochhält. Wir hatten sonst schon (1901, 386) Gelegenheit, anzudeuten, wie in neuerer Zeit in der französischen Kolonialpolitik eine merkliche antiklerikale Wendung eingetreten ist. Vielleicht ist durch die letztere die Wahl des Titels für das vorliegende Prachtwerk beeinflußt worden. Auch sonst findet sich ja bei der katholischen Mission nicht grade viel Bescheidenheit; aber der Anmaßung, die in jener Identifizierung mit Frankreich liegt, dürfte hier noch die aus der Besorgnis um eignen Nachteil erwachsene Tendenz zugrunde liegen. — Unser Vorwurf, dem wir wohl noch einen stärkeren Ausdruck hätten geben dürfen, findet übrigens seine volle Berechtigung im Hinblick auf die französische, protestantische Mission, die mit bewundernswerter Opferwilligkeit überall in den französischen Kolonien eintritt, wo ihre Arbeit erforderlich ist. Ihren Vertretern kann man nicht nachsagen, daß sie weniger gute Patrioten seien, als die katholischen Missionsleute. Auch sie sind erfüllt von dem nationalen Gedanken, der aber bei ihnen nicht, wie auf jener Seite so oft, die trübe Beimischung des Eigennutzes hat. Die Arbeiten der Pariser evangelischen Mission z. B. auf Tahiti, Madagaskar und Neukaledonien repräsentieren auch ein Stück „La France au dehors", das mit seiner inneren Wahrhaftigkeit der französischen Nation wohl noch mehr Ehre einbringen wird, als die großsprecherische Identifizierung der katholischen Mission mit derselben. Den deutschen Katholiken aber müssen wir es überlassen, sich mit ihren französischen Brüdern auseinanderzusetzen, die meist so tun, als wenn *sie* die Vertreter der *ganzen* katholischen Mission seien — wie ja auch Herr Piolet sich der Mitarbeit *aller* Missionsgesellschaften rühmt. Auch dürfte es unter diesen Umständen nicht unbedenklich sein, wenn französische Kongregationen in Deutschland ihre Filialen gründen (Hiltrup, Hünfeld, Meppen), um in deutschen Kolonien zu arbeiten.

Wir haben bisher nur vom *Titel* des französischen Werkes geredet. Man könnte meinen, wir hätten die Fassung zu sehr gepreßt und zu viel unter der rhetorischen Form gesucht. Doch nein; der *Inhalt* des Werkes bestätigt unsre Auffassung. Wie ein Refrain kehrt der im Titel angedeutete Gedanke wieder und wird mit beweisenden Beispielen belegt. Am drastischsten wirkt wohl jenes aus Persien, wo die Anhänger der katholischen Mission anno

70 sofort Freiwillige zum Kampfe gegen Deutschland, das ihnen doch nichts zuleide getan hatte, entsenden wollten (I S. 221).

Alles das sollte uns jedoch nicht hindern, dem Werke die volle Anerkennung zuteil werden zu lassen, wenn wir hier wirklich einmal eine gründliche sachliche Darstellung der katholischen Mission fänden. Ein kleiner Fortschritt gegen andre ähnliche Werke ist ja vorhanden. Hier und da erscheint etwas von wissenschaftlichem Streben. Zwar die langatmige Einleitung (l'apostolat), die von philosophischen Betrachtungen ausgeht und das Heidentum in seinen verschiedenen Formen charakterisiert, als Hindernis der Zivilisation, um dann auf einem Gange durch die ganze Kirchengeschichte die Alleinberechtigung der katholischen Kirche aufzuzeigen, kann nicht viel wissenschaftlichen Wert beanspruchen. Dennoch spürt man es, daß die Darstellung nicht mehr wie einst, z. B. Henrions Werk, auf legendengläubige Massen, sondern auf gebildete Leser berechnet ist. Hier und da erkennt man das Bestreben, nüchtern die Tatsachen zu zeigen, wie sie sind, und selbst Schäden, die sonst sorgfältig verhüllt zu werden pflegten, finden sich hier mit überraschender Offenheit berührt — freilich nicht ohne mildernde Erklärung, welche die Schuld an anderm Orte sucht und die Unfehlbarkeit der Kirche wahrt. Der Leser gewinnt an manchen Stellen den Eindruck, als hätten die Verfasser sich bemüht, eine missionswissenschaftliche Arbeit zu liefern, soweit in ihren Grenzen davon überhaupt die Rede sein kann. Man vergleiche, was über das Goanesische Schisma[1]), oder zur Charakterisierung der Bekehrten im südlichen Indien gesagt ist (II, 212). Auch das Eingeständnis, daß die Massen der Christen ganz überwiegend aus Parias bestehen, auf einer Kulturstufe, auf der Individuen, die für den priesterlichen Beruf geeignet wären, sich nicht finden (263) — und dergleichen lautet anders, als was wir sonst in katholischen Missionsschriften zu lesen gewohnt sind.

Wenn dagegen an andern Stellen, besonders bei Erwähnung der Protestanten, die alten Vorurteile zu Tage treten, wird man sich nicht wundern dürfen. Diesen Häretikern kann ein katholischer Schriftsteller eben nicht gerecht werden. Auch die Animosität gegen England als Vertreterin des Protestantismus, trotz der dem Katholizismus gewährten Freiheit (selbst das portugiesische Regiment wird vorgezogen! S. 234 f.), wird auf jener Seite durch sachliche Erwägung nie beseitigt werden. — Auch grobe Irrtümer bezüglich der Protestanten treten uns hier wie gewöhnlich entgegen. Wir notieren: Holländische Lutheraner an der Fischerküste (S. 192). — Die dänisch-hallischen Missionare werden durch eine Schrift des P. Beschi vernichtet, aber verlieren nicht den Mut und geben Veranlassung zur Gründung der Christian Knowledge Society 1698, obwohl sie doch erst 1706 ins Land kamen (S. 193) — enfin la Scotland Mission, sorte de Mission quaker dépendant de Madras S. 194 und ähnliches Verkehrte.

So macht auch dieses Werk trotz des angedeuteten Fortschritts immer noch einen wenig befriedigenden Eindruck. Auf eine wirklich wissenschaftliche

1) Das Betreffende soll in einem besondern Artikel mitgeteilt werden. D. H.

Darstellung der katholischen Mission und ihrer Geschichte wird man wohl noch lange vergeblich warten.

Da die verschiedenen Abschnitte von verschiedenen Verfassern bearbeitet sind, dürfen wir uns nicht wundern, in der Behandlung ungleichartiges zu finden. So sind auch die am Schluß der Kapitel beigefügten statistischen Angaben nicht überall nach denselben Rubriken gemacht. Auffallend ist es, daß viele der Zahlen nicht mit denen der Missiones Catholicae übereinstimmen.

In einem Stücke aber kann ich über das Werk in vollstem Maße lobende Anerkennung ausdrücken. Es bringt nämlich eine Fülle von vortrefflichen Bildern. Nach guten Photographien sind sorgfältig angefertigte autotypische Platten hergestellt, die auf dem durchweg verwendeten Kunstpapier ausgezeichnete Bilder in vollster Klarheit, mit den zartesten Abtönungen geliefert haben. Nicht minder ist die künstlerische Einfügung dieser Bilder in verschiedenen Formen und Umrahmungen anzuerkennen. Sie ist nicht bloß nach typographischen Rücksichten gemacht. In diesem Stücke können sich unsre illustrierten Blätter an diesem Werke ein gutes Vorbild nehmen. Freilich auch dieses Lob bleibt nicht ungeteilt. Denn im Texte sind die schönen Bilder mit wenigen Ausnahmen garnicht berücksichtigt, wie sie mit demselben meist auch keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie von dem behandelten Gebiete genommen sind. Das ist die weitverbreitete Versündigung der modernen illustrierten Literatur, daß sie den Text zu einer Füllung des reichlich bemessenen leeren Raumes eines Bilderbuchs herabwürdigt, mit dessen Darstellungen er innerlich nicht verwachsen ist. Hunderte von oberflächlichen Lesern werden dadurch verleitet, bloß die Bilder zu besehen und lassen den Text ganz beiseite. Für jemanden, der im harmonischen Genuß von Wort und Bild den behandelten Gegenstand erfassen möchte, ist es eine Qual, wenn beides, auf den engsten Raum zusammengedrängt, wie Öl und Wasser voneinander getrennt bleibt. Möchte auch für die evangelische illustrierte Missionsliteratur diese Gefahr, welche durch Verleitung zur Oberflächlichkeit der Sache viel Schaden bringen kann, gebührend beachtet und beseitigt werden. R. Grundemann.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Welche Aufgaben stellt die Erziehung der Heidenchristen zur kirchlichen Selbständigkeit an die evangel. Mission?

Von Missionsinspektor Öhler in Basel.

B) Die Selbstverwaltung.

Die Selbsterhaltung der Gemeinden und der Kirche setzt eine Organisation voraus, durch welche die einzelnen kirchlichen Organismen (Lokalgemeinden, größere Gemeindeverbände, Gesamtkirche) gegen einander abgegrenzt und durch die jedem dieser Organismen seine Aufgaben zugewiesen werden. Diese Organisation bringt mit sich die Notwendigkeit von Organen, durch welche jeder einzelne Organismus seine Aufgaben erfüllt, also Organe zur Selbstverwaltung. Die Selbstverwaltung erstreckt sich sowohl auf das finanzielle und ökonomische Gebiet, (Aufbringung der Geldmittel, Verwaltung desselben, Sorge für kirchliche Bauten u. dergl.) als auf das Gebiet der Gemeinde- und Kirchenleitung; doch schließe ich davon als ein ganz spezielles Gebiet aus die geistliche Versorgung der Gemeinde, ihre Bedienung durch Wort und Sakrament.

Die Erziehung zur Selbstverwaltung umfaßt eine doppelte Aufgabe. 1. Die Schaffung der verschiedenen Organismen und Organe mit Feststellung der jedem zugestellten Aufgaben und Rechte, 2. die Anleitung der einzelnen Organismen und Organe zur Erfüllung ihrer Aufgaben, beziehungsweise die Heranbildung solcher Personen, wie sie für die Selbstverwaltung notwendig sind.

1. Die ersten Anfänge einer Organisation bilden sich fast von selbst, man kann sagen mit Naturnotwendigkeit, nämlich der Zusammenschluß der Heidenchristen innerhalb eines größeren oder kleineren Bezirks zu einer Gemeinde mit gewissen Ordnungen ihres Gemeindelebens, besonders des Gottesdienstes. Häufig sind es dann bestimmte geschichtliche (kasuelle) Veranlassungen, die zur Weiterentwicklung der Organisation führen, wie schon die erste organisatorische Tat

der Urgemeinde, die Einrichtung des Diakonenamtes, einen kasuellen Anlaß hatte (Apg. 6, 1 ff.). Die Organisation folgt dann in ihren Fortschritten der natürlichen Entwicklung der Gemeinde. Aber es wird bald ein Zeitpunkt eintreten, da sich die Mission genötigt sieht, mit ihrer organisatorischen Tätigkeit der Entwicklung nicht nur zu folgen, sondern sie auch zu leiten nach bestimmten Zielen hin. Das gilt besonders im Blick auf die finanzielle Organisation, und das Bedürfnis wird sich in dieser Richtung am frühesten geltend machen. Aber auch was sich im Zusammenhang mit der natürlichen geschichtlichen Entwicklung von Organisation, Einrichtungen und Ordnungen herausgebildet hat und Gewohnheit geworden ist, wird fixiert und unter Umständen gesichtet werden müssen. Es entsteht so das Bedürfnis einer Gemeinde- und weiterhin einer Kirchenordnung, dieselbe hat festzustellen die Abgrenzung der verschiedenen kirchlichen Verbände, deren Organe und die Aufgaben und Rechte der einzelnen Verbände und Organe, also die äußere Verfassung der Gemeinde. Zugleich aber handelt es sich auch um Normen für das gottesdienstliche, sittliche und soziale Leben der Gemeinden, deren Wahrung und Durchführung Aufgabe der Gemeinde und ihrer Organe ist, Ordnungen, in denen sich die Selbstverwaltung vollzieht. Die Erhaltung und Durchführung dieser Ordnungen, die Selbstbewahrung der Gemeinde gegenüber aufkommender Unordnung und eindringendem Ärgernis erfordert die Handhabung einer Kirchenzucht, für die die Grundsätze auch in der Gemeindeordnung festzustellen sind. Als allgemeiner Grundsatz für die Gestaltung der Gemeinde- und Kirchenordnung gilt, daß sie sich an das Bestehende, an das geschichtlich Gewordene anschließe und dasselbe, soweit es lebensfähig und der Erhaltung wert ist, aufnehme, zugleich aber auch der künftigen Entwicklung die Richtung weise ohne derselben jedoch durch zu sehr ins Einzelne gehende Bestimmungen vorzugreifen und sie durch doktrinäre Theorien in ihrem naturgemäßen Fortschritt einzuschränken und zu binden.

Auf das Einzelne, das die Kirchenordnung festzustellen hat, um für die Selbstverwaltung eine Grundlage und eine geordnete Wirksamkeit zu schaffen, kann hier nicht eingegangen werden. Darum nur einige Worte über die Bildung von Einzelgemeinden und größeren Kirchenverbänden und die damit zusammenhängenden Ordnungen.

Die Organisation beginnt naturgemäß mit der Bildung einzelner Gemeinden, die natürlich als notwendigstes Organ einen Prediger und Lehrer brauchen. Meistens wird es sich empfehlen, sobald einmal die Gemeinde groß genug ist und geeignete Persönlichkeiten vorhanden sind, ein Presbyterium zu bilden, das besonders die ökonomischen Angelegenheiten der Gemeinde zu besorgen, aber auch den Prediger in Aufrechterhaltung von Zucht und Sitte, unter Umständen auch in seiner seelsorgerlichen Arbeit zu unterstützen hat. Insbesondere ist für die offizielle Kirchenzucht das Presbyterium heranzuziehen.

Die Gemeinden, die durch dieselbe Missionsgesellschaft gegründet sind — vorausgesetzt, daß ihre Missionare nach übereinstimmenden kirchlichen Grundsätzen arbeiten, — sind naturgemäß durch ein geistiges Band und durch gleiche Einrichtungen verbunden, nämlich durch Gleichheit der Lehre oder des Bekenntnisses (mag dieses mehr oder weniger konfessionell ausgeprägt sein), durch die Gleichartigkeit der gottesdienstlichen Einrichtungen und den Gebrauch derselben kirchlichen Bücher. Sie werden im wesentlichen einen Geist haben. Aber wenn man als Ziel der Mission eine die Gemeinden eines Distriktes oder Landes umfassende Kirche im Auge hat, so wird man auch Einrichtungen treffen müssen, die die Gemeinden äußerlich verbinden. Dazu dienen kirchliche Versammlungen wie Missionsfeste und besonders Synoden. Zugleich ist ein Zusammenwirken der Gemeinden zu gewissen Aufgaben anzubahnen, sei es, daß für eine größere Aufgabe einer einzelnen Gemeinde, z. B. den Bau einer größeren Kirche die Hilfe der andern Gemeinden in Anspruch genommen wird, sei es, daß gewisse Aufgaben als Unternehmungen der Kirche betrieben werden, wie Waisenhäuser, Distriktsschulen, Seminare für Lehrer und Prediger, Heidenmission. Schon oben habe ich empfohlen, auch die Versorgung der Gemeinden mit Predigern und deren Unterhalt ganz oder teilweise der Kirche zu übertragen. Um das allmählich in die Bahn zu leiten und die Gemeinden dazu zu erziehen, muß man rechtzeitig gewisse Geldleistungen der Gemeinden für die gemeinsamen Zwecke der Kirche in Anspruch nehmen und sie in einen Kirchenfonds sammeln. Man wird also bei der finanziellen Organisation sowohl die Bedürfnisse der Einzelgemeinden wie der Gesamtkirche ins Auge zu fassen, jedem Teil seine finanziellen Aufgaben aber auch seinen Anteil an den der Kirche gehörigen

Geldern zuzuweisen haben. Dabei mag in Rechnung genommen werden, daß eine Zentralisation am Anfang, so lange die Gemeinden noch von der Mission abhängen und alles unter der Leitung der Mission steht, leichter durchführbar ist, als wenn die Gemeinden als Einzelgemeinden selbständig geworden sind. Beweist sich dann die Zentralisation als ungeeignet, so wird die Dezentralisation leichter sein als eine Zentralisation, wenn der Mangel einer solchen als Übelstand empfunden worden ist.

Wie die Einzelgemeinde, so bedarf auch die Kirche ihrer Organe zu ihrer Leitung. Bezüglich der Kirchenleitung können verschiedene Systeme befolgt werden, auf die ich nicht näher eingehen will. Zur Festsetzung von Ordnungen, die für die Kirche verbindlich sein sollen, also für die kirchliche Gesetzgebung bietet sich als natürlichstes Organ eine Synode dar. Daneben ist aber eine Behörde für die laufenden Verwaltungsgeschäfte, eine ständige Kirchenbehörde notwendig, die aus der Synode etwa als ein Synodalausschuß hervorgehen kann.

2. Während die Erziehung der Gemeinden für ihre Aufgaben wesentlich in Gewöhnung an die kirchlichen Einrichtungen und Weckung des kirchlichen Sinns und Gemeingefühls besteht, bedürfen die Organe der Gemeinden und der Kirchen noch einer besonderen Erziehung für ihre Aufgaben. Die Eingeborenen werden dafür erzogen durch gemeinsame Arbeit mit den Missionaren. Man wird nicht sofort Presbyterien, Synoden, Behörden der Kirche schaffen, die neben den Missionaren stehen, sondern man wird die Verwaltungskorporationen bilden aus Missionaren und eingeborenen Christen. Dabei werden zuerst die Missionare den überwiegenden Einfluß haben müssen, während die Eingeborenen im Zusammenwirken mit den Missionaren die Geschäfte der Verwaltung und Leitung und die richtigen christlichen Grundsätze dabei zu lernen haben, besonders auch treue und solide Geldverwaltung.

Theoretisch betrachtet ist es billig, daß mit den finanziellen Leistungen der Gemeinden auch der Einfluß ihrer Vertreter auf die Verwaltung und überhaupt auf die ganze Leitung zunehme und die Missionare dementsprechend sich zurückziehen. Doch läßt sich dieser theoretisch richtige Satz nicht immer in die Praxis umsetzen, weil erfahrungsgemäß die finanzielle Leistungsfähigkeit der Gemeinden und die geistige Reife sich nicht immer in gleichmäßigem und parallelem

Fortschritt entwickeln. Besonders ist darauf hinzuweisen, daß eine streng solide und völlig uneigennützige Vermögensverwaltung eine Stufe sittlicher Bildung voraussetzt, die um so weniger leicht zu erreichen ist, als die Gewohnheiten und Begriffe der heidnischen Völker, aus denen die Gemeinden hervorgegangen sind, manches gestatten, was wir als unzulässig erkennen. Hier ist also, auch wenn die Verwaltung den Eingeborenen überlassen wird, auf eine gute Kontrolle Bedacht zu nehmen. Bezüglich der Leitung der Gemeinde, der Aufrechterhaltung der Ordnung, der Kirchenzucht ist im Auge zu behalten, daß auch wohlgesinnte Heidenchristen oft nicht die sittliche Fähigkeit, die Unparteilichkeit, die Unabhängigkeit von persönlichen Rücksichten haben, die notwendig ist, daß also auch nach dieser Seite hin eine Mitwirkung oder wenigstens eine Aufsicht durch die Mission lange nötig bleiben kann.

Nur kurz bemerken will ich, wie die Hoffnung geeignete Leute aus der Gemeinde für die Verwaltung zu bekommen, nicht nur auf dem Vorhandensein sittlicher und religiöser Tüchtigkeit in der Gemeinde ruht, sondern auch eine gewisse Stufe geistiger Bildung voraussetzt, wie also für die Heranbildung von Leuten, die zur Verwaltung tüchtig sind, auch das Gemeindeschulwesen mitwirken muß. Ohne ein über die einfachste Elementarbildung hinausführendes Schulwesen wird es kaum möglich sein, eine heidenchristliche Kirche für die Selbstverwaltung zu erziehen.

C) Die Selbsterbauung.

Ein gutes Schulwesen ist auch die wichtigste Voraussetzung um die Gemeinden auf die geistige Höhe zu führen, auf der die Selbsterbauung möglich ist. Die heidenchristliche Kirche muß so weit gebracht werden, daß sie für die kirchliche Bedienung ihrer Glieder, für ihre Erbauung im biblischen Sinne des Wortes, der Missionare nicht mehr bedarf, daß sie auch in einer noch mehr oder weniger heidnischen Umgebung ihr Christentum behaupten und vertiefen kann ohne die Gefahr eines Zurücksinkens ins Heidentum oder geistiger Erstarrung. Es versteht sich von selbst, daß die Frage der Erziehung der Kirche dafür wesentlich die Frage der Heranbildung und Verwendung eingeborener Prediger ist. Aber doch nicht allein. Prediger, denen die geistliche Leitung und Bedienung einer Kirche ganz überlassen werden kann, müssen auf einer hohen Stufe geistiger Entwicklung stehen. Aber die Aussicht, solche

zu gewinnen, scheint mir nur vorhanden, wenn die geistige Entwicklung der Gesamtgemeinde, aus der sie hervorgehen sollen, eine bestimmte Höhe erreicht hat. Der geschichtliche Beweis dafür liegt in der oft beobachteten Tatsache, daß man bei noch so sorgfältiger und gründlicher Ausbildung aus den Söhnen geistig noch wenig entwickelter heidenchristlicher Gemeinden keine Missions- und Gemeindearbeiter machen kann, die das erforderliche Maß geistiger Selbständigkeit haben. Man kann nicht aus jedem Holz einen Apollo schnitzen. Also muß schon im Blick darauf, daß die selbständigen Pfleger des geistlichen und sittlichen Lebens aus der Gemeinde genommen werden müssen, auf Hebung des gesamten Standes des geistigen Lebens der Gemeinde hingearbeitet werden. Deswegen ist ein gutes Schulwesen auch im Blick auf die Selbsterbauung der Gemeinde notwendig.

Aber auch noch aus einem andern Grund. Warum hat Luther dem deutschen Volk die deutsche Bibel gegeben? Weil er die Erbauung der Christen nicht nur vom Prediger und Seelsorger abhängig machen wollte, sondern weil es ihm auch um Selbsterbauung des einzelnen zu tun war. Selbsterbauung der einzelnen oder kleinerer Kreise durch Bibelbetrachtuug ist die Voraussetzung dafür, daß sich in den einzelnen Gliedern der Kirche ein selbständiges christliches Leben bilde und erhalte, und das Vorhandensein solcher selbständiger Christen wird notwendig sein, wenn eine heidenchristliche Kirche ohne Beistand der Missionare gedeihen soll. Den Predigern allein wird man die ganze Last, den christlichen Stand der Kirche zu behaupten und zu fördern, zumal inmitten einer heidnischen Umgebung, nicht aufladen können. Vielmehr muß ein Kern von Gemeindegliedern mit selbständigem Christentum da sein. Aber für die Heranbildung von bibelforschenden, aus der Bibel sich erbauenden Christen kann die Schule nicht alles tun. Sie bietet dafür die formelle und technische Geistesbildung, die Bekanntschaft mit der Bibel, die Ermunterung sie zu benutzen. Aber lernen, sie zu benutzen, muß man, abgesehen von dem, was die Schule und was der Prediger im Konfirmandenunterricht und bei anderen Anlässen tun kann, durch die Hausandacht und durch die Bibelbesprechungen im kleineren Kreise. Anleitung der Christen zum Halten der Hausandacht und verständige Pflege erbaulicher Zusammenkünfte sind wertvolle Mittel der Erziehung der Gemeindeglieder zur Selbst-

erbauung. Gefördert kann, beziehungsweise muß dieselbe auch werden durch eine gute Erbaungsliteratur in der Landessprache.

Aber die wichtigsten Organe der Selbsterbauung der Kirche sind ihre Prediger. Ausführlicher auf die Heranziehung und Weiterbildung der Prediger einzugehen ist hier nicht der Ort. Aber betont muß werden die ungeheuere Wichtigkeit der Aufgabe, von Anfang an auf Heranbildung eingeborener Prediger hinzuarbeiten. Auf ihnen vornehmlich ruht die Hoffnung künftiger geistiger Selbständigkeit der Kirche. Sodann muß man sich darüber klar sein, welche Stufe die Prediger erreicht haben müssen, wenn ihnen nicht nur einzelne Gemeinden unter Oberleitung eines Missionars, sondern die gesamte geistliche Bedienung der Kirche, wozu auch die Heranbildung neuer Prediger gehört, soll überlassen werden können. Die Antwort ist: sie müssen die Fähigkeit und den Trieb haben, selbständig und methodisch in der Schrift zu forschen, um so ihre eigene Erkenntnis schriftgemäß zu fördern. Sie müssen die Fähigkeit dazu haben. Die Geschicklichkeit, die Schriftgedanken, die sie gelehrt worden sind, in gangbare Münze umzusetzen und oft in überraschender Weise anzuwenden, Selbständigkeit und Originalität in Ausdruck und Anwendung ist oft als eine Gabe der Natur vorhanden, z. B. bei dem Neger auf der Goldküste; wahrscheinlich könnten wir Pfarrer der alten Christenheit in dieser Beziehung von manchem von ihnen lernen. Aber ein anderes ist eine wirkliche Bereicherung der Erkenntnis durch selbständige Schriftforschung, eine produktive Schriftforschung. Eine solche setzt höher entwickelte geistige Fähigkeit voraus. Sie scheint mir aber unentbehrlich, wenn eine Kirche vor Erstarrung bewahrt bleiben soll. Absichtlich habe ich nicht nur Fähigkeit, sondern auch Trieb zu solcher Schriftforschung gefordert. Sie hängen mit einander zusammen, sind aber doch nicht notwendig beisammen. Aber wo der Trieb fehlt, hat man von der Fähigkeit keinen Gewinn. Auf eine diesem Ziel entgegenstrebende Entwicklung des Geistes hat wie das gesamte Schulwesen, so insbesondere die spezielle Bildung der Prediger hinzuwirken.

Nicht übergangen werden darf hier die Bedeutung der fremden Sprachen nicht nur für die formale Bildung des Geistes, sondern, soweit es sich um die Sprachen der christlichen Kulturvölker handelt, um der durch sie vermittelten Befruchtung des gesamten

geistigen Lebens willen. Ich bezweifle, ob es möglich ist, eine heidenchristliche Kirche zu geistiger Selbständigkeit zu führen und ihr dieselbe zu sichern, ohne daß wenigstens einem Teil ihrer Glieder, zum mindesten ihren Predigern, die erbauliche, bis zu einem gewissen Grad auch die theologische Literatur eines der alten christlichen Kulturvölker zugänglich gemacht wird. Jedenfalls gilt dies im Blick auf literaturlose heidnische Völker. Die populäre und wissenschaftliche christliche Literatur der deutschen oder englischen Christenheit für eine junge heidenchristliche Kirche durch eine entsprechende in der Landessprache ganz überflüssig zu machen, wäre ein Unternehmen so groß und langwierig, daß nicht daran zu denken ist, so wichtig es ist, einen Grundstock solcher Literatur in der Landessprache zu schaffen. Aber infolge ihrer eigenen Befruchtung durch eine fremde christliche Literatur mag dann die selbständig gewordene heidenchristliche Kirche die nationale christliche Literatur weiter bilden und auch darin einen Beweis ihrer Selbständigkeit geben.

Die Verwendung der eingeborenen Prediger, das Maß der ihnen zuzuweisenden Selbständigkeit hängt von dem Grad ihrer eigenen Selbständigkeit und sittlich-religiösen Tüchtigkeit ab. Diesen Grad richtig zu beurteilen, ist ein wichtiges Stück missionarischer Einsicht. Naheliegende Fehler sind die Übereilung, die eine Gemeinde oder Kirche eingeborenen Leuten überläßt, die selbst noch der Erziehung und Leitung bedürfen, und die Ängstlichkeit, die nie den Mut hat, die Verantwortung auf die Eingeborenen zu legen. Wenn man sie nicht selbständig wirken läßt, auch auf die Gefahr hin, daß sie manchmal Mißgriffe machen oder sich nicht bewähren, so werden sie auch nicht selbständig. Die Aufgabe ist ein allmähliches Abladen der Arbeit und Verantwortung auf die Eingeborenen, oder eine allmähliche Einschränkung der Arbeit des Missionars für die einzelnen Gemeinden und auch die Gesamtkirche. Das letzte, was die Mission abzugeben hat, wird ohne Zweifel in den meisten Fällen die Predigerbildung sein.

Die Erziehung der Heidenchristen zur kirchlichen Selbständigkeit, wenn man dabei als Objekt nicht nur die Individuen, sondern, wie mir notwendig scheint, die Gemeinden und Kirchen ins Auge faßt, schließt eine Menge von Aufgaben und Problemen in sich, die ganz in der Stille durch eine mühsame und an Konflikten und Enttäuschungen reiche Geduldsarbeit gelöst werden müssen, aber, wie ich

glaube sagen zu dürfen, auch gelöst werden. Ob das Ziel da, wo man es erreicht zu haben glaubt, wirklich erreicht ist, weiß ich nicht und kann es nicht entscheiden. Es gibt tiefstehende Nationen, bei denen es überhaupt nicht erreichbar scheint. Aber bedeutende Fortschritte zu dem Ziel hin sind in vielen Ländern schon gemacht. Das beweisen zahlreiche heidenchristliche Kirchen, die das Kindesalter überschritten haben und in kräftigem Fortschritt auf der Bahn der Selbständigkeit begriffen sind, wenn sie auch das Ziel männlicher Reife und Selbständigkeit in vollständiger Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbsterbauung noch nicht erreicht haben.

Die Äthiopische Bewegung unter den eingeborenen Christen Süd-Afrikas.[1])

Von D. Merensky.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte die evangelische Mission in Süd-Afrika bereits seit länger als einem Menschenalter ihre Arbeit getan. Durch Gottes Segen hatte sie sich unter schwierigen Verhältnissen aus kleinen Anfängen heraus zu hoher Blüte entwickelt. Die Mischlinge und Hottentotten der Kapkolonie waren christianisiert, positives Heidentum war unter ihnen kaum noch zu finden, und auch bei den ungetauften Gliedern dieser Bevölkerung war ein gewisses Maß christlicher Kenntnis verbreitet. Unter den Betschuanen und Baßuto des Innern waren die größten Anfangsschwierigkeiten überwunden: die Sprachen waren zu Schriftsprachen und damit zu Gefäßen der Evangeliums-Verkündigung gemacht, und die Häuptlinge hatten sich daran gewöhnt zu dulden, daß größere Scharen ihrer Untertanen das Christentum annahmen. Auch unter den harten und stolzen Kafferstämmen des Ostens ertönte fast überall die Predigt des Evangeliums in ihrer Sprache und sammelte kleine Gemeinden. Der Widerstand der alten Kapkoloniſten gegen die Mis-

1) Quellen: Mouvement Éthiopien par Maurice Leenhardt. Cahors Imprimerie A. Coueslant. The Christian Express 1899—1903. (Lovedale). Berichte der Brüdergemeine und andrer deutscher Missionen.

sion war überwunden; vielfach fand die Missionsarbeit bei ihnen sogar Förderung, und die englischen und auch holländischen Kirchengemeinschaften trieben als solche Mission. Die Zahl der im Gebiet vom Kap bis zum Sambesi aus den Heiden gewonnenen Christen war bereits auf etwa 500000 angewachsen. Da trat plötzlich eine Störung des hoffnungsvollen Werks von einer Seite ein, von der man sie nicht erwartet hatte, von der Seite der eingeborenen Helfer, die von den Missionaren ausgebildet waren, und von denen man hoffte, daß sie nun die pastorale Arbeit an den gesammelten Gemeinden übernehmen würden. Es bildete sich eine sogenannte äthiopische Kirche, welche mit den Missionaren von europäischer Abstammung brach, und hinfort niemanden als Lehrer und Geistlichen dulden wollte, der nicht ein eingeborener Afrikaner war.

Der Grund für diese Sezession der Helfer lag zumeist in der sozialen Stellung, welche diese Leute den Weißen und somit auch ihren Missionaren gegenüber einnahmen, und man muß anerkennen, daß diese Stellung eine schwierige war. Ihrem Volk waren sie durch bessere Bildung entwachsen, es bestand unter ihren Landsleuten noch kein Stand von Gebildeten, an den sie sich hätten anschließen können, der nähere Umgang mit Weißen aber blieb ihnen wegen ihrer Farbe, Abstammung und Sprache versagt. So fühlten sie sich vereinsamt und konnten leicht gegen die Weißen, für deren Schwächen und Sünden sie offene Augen hatten, mißtrauisch und bitter werden. Der Unterschied zwischen ihnen und den Weißen machte sich ihnen auch in andrer Weise bemerkbar. Sie taten mehr oder weniger dieselbe Arbeit wie die europäischen Missionare und leisteten nach ihrer Meinung oft mehr als diese. Trotzdem waren ihre Gehälter im Vergleich zu denen der weißen Missionsarbeiter sehr niedrig bemessen, denn man erwartete, daß sie sich inbezug auf äußere Lebenshaltung nicht viel über den Stand der übrigen Farbigen erheben sollten. Es kam hinzu, daß viele Gesellschaften oder Synoden von Missionaren unwillig oder allzu bedenklich waren, solchen Helfern die Ordination zu gewähren. Häufig hatten diese Leute besonders auf Außenplätzen den Katechumenenunterricht zu erteilen; war aber der Unterricht beendet, so durften sie doch nicht taufen, der weiße Missionar mußte kommen und die Handlung verrichten. Solche, die ordiniert worden waren, murrten, weil sie mit der Ordination keineswegs alle Rechte der weißen ordinierten Missionare erhalten hatten. An den Sitz-

ungen der Synoden durften die eingeborenen Helfer, auch wenn sie ordiniert waren, meist nur in sehr beschränktem Maße sich beteiligen. Bei diesen Verhältnissen konnten Reibungen nur vermieden werden, wenn die Helfer über ein großes Maß von Demut und die Missionare über ein ebensolches Maß von Weisheit und väterlichem Sinn verfügten. Die Zahl der Helfer war bedeutend und bei den meisten englischen Kirchengemeinschaften, wie bei den Wesleyanern, den Kongregationalisten und auch den Gemeinden der englischen Staatskirche lag die Arbeit unter den Farbigen fast ganz in ihren Händen. Unzufriedenheit mit ihrer Stellung war unter ihnen weit verbreitet und somit fand die Anregung zur Bildung einer unabhängigen Kirche von Farbigen, in der sie allein die Leitung haben sollten, bei vielen von ihnen einen fruchtbaren Boden.

Die Anfänge der „äthiopischen" Bewegung unter diesen Helfern lassen sich zurückverfolgen bis in das Jahr 1882.[1]) In diesem Jahre trennte sich im Tembulande ein Evangelist Namens Tile von seiner wesleyanischen Mutterkirche. Nach einiger Zeit kehrte er wieder zu dieser zurück, allein eine Zahl seiner Anhänger hielt an der Abtrennung fest, und schloß sich später der äthiopischen Bewegung an. Gegen das Ende der achtziger Jahre trennte sich in Süd-Transvaal der Berliner Missionar Winter in Gemeinschaft mit dem ordinierten eingeborenen Helfer Martinus Sebuschane von der Berliner Gesellschaft. Winter war ein Bewunderer der Sitten der Baßuto, und wollte sich nicht in die Ordnungen seiner Gesellschaft fügen. Er schürte die leicht zu erregende Unzufriedenheit der eingeborenen Helfer mit einigen Maßnahmen der Leitung und bestärkte sie in ihrer Eingenommenheit gegen einzelne Missionare, so trennte er sich mit seinem Anhang und organisierte eine unabhängige Bapedi-Kirche, in welcher kirchliche Ämter nur von Eingeborenen bekleidet werden sollten. Um Mitarbeiter zu haben ordinierte er in Gemeinschaft mit Sebuschane im Jahre 1890 6 eingeborene Helfer. Zur selben Zeit trennte sich in Pretoria ein ordinierter Evangelist der englischen Kirche (S. P. G.), der Rev. J. M. Kanyane, zu einer Zeit, da sein Bischof auf einer Reise nach England abwesend war, von seiner Kirche, und bildete eine unabhängige „afrikanische" Gemeinde, deren Bischof er selber sein wollte; den anglikanischen Ritus behielt er bei. Er schuf eine ihm unterstellte Diöcese, die er in Parochien teilte; seine Schöpfung aber entbehrte jeder festen Ordnung und litt unter seiner Haltlosigkeit und Unlauterkeit. Er baute z. B. an einer Kirche drei volle Jahre und vertat dabei eine Summe von 30 000 Mark, welche seine Anhänger aufgebracht hatten.

---

1) Ein Bericht über diese Anfänge findet sich in dem Blatt Izwi labantu unter dem 11. 1. 1898, und im Blatt Ipepa la ilanga (Pietermaritzburg) unter dem 17. 5. 1901.

Ein andrer Vorgänger in dieser Bewegung ist Mangena Maka Mokone, der ordinierter Helfer der wesleyanischen Missionare in Pretoria war. Er kam mit seinen Vorgesetzten in Streit, weil sie die ordinierten Eingeborenen von der Teilnahme an den Konferenzen der europäischen Geistlichen ausschlossen, obwohl es diesen gestattet sein sollte, an den Konferenzen der farbigen Helfer teilzunehmen. Er klagte auch, daß sein Gehalt (1440 Mk.) zu niedrig sei, wie auch darüber, daß man in das Gebiet seiner Wirksamkeit einen jungen weißen Missionar eingeführt habe. So trennte er sich von seiner Gesellschaft und gründete Ende der achtziger Jahre eine eigene Nationalkirche, die er „äthiopische" Kirche nannte. Er wählte diese Bezeichnung wohl nur, um das Wort „afrikanisch" zu vermeiden, welches zu Mißverständnissen hätte führen können, weil die Bezeichnung „Afrikaner", „afrikanisch" von den in Süd-Afrika geborenen Weißen für sich und ihre Eigenart in Anspruch genommen wird. „Äthiopien" war ihm und den schwarzen Christen aus Apostelgeschichte 8, 27 als biblische Bezeichnung Afrikas bekannt. Er wollte, wie er sagte, frei werden von dem „importierten" Christentum der Europäer, und ermahnte seine Leute an der Hebung ihrer Rasse zu arbeiten. So arbeitete er in der Stille bis die äthiopische Bewegung durch das Eintreten andrer Kräfte an Ausdehnung gewann.

II.

Unter den Leuten, welche bei der weiteren Ausbreitung der äthiopischen Bewegung in Betracht kommen, tritt die Person des James Dwane am meisten hervor. Dieser Mann gehört dem Gaika-Stamme an, der sich in den früheren Kaffernkriegen durch seine wilde Energie ausgezeichnet hat. Er ist geboren im Jahr 1848, wurde Christ und trat im Jahr 1875 als Evangelist in den Dienst seiner wesleyanischen Kirche. Da er sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten erwarb, wurde er 1881 in Port Elisabeth ordiniert und 1894 nach England gesendet. Leider ließ man es aber ihm gegenüber an weiser erzieherischer Behandlung fehlen. Man ließ es ihm ruhig hingehen, daß er auf der Reise die Empfehlungsbriefe erbrach, welche man ihm mitgegeben hatte; er spielte in England bei Festen und Versammlungen eine große Rolle und trat dann, nach Verlauf eines Jahres, reichlich mit Geld zur Fortführung seiner Arbeit beschenkt und mit Botschaften an die südafrikanischen Gemeinden be-

traut, die Rückreise an. In Südafrika konnte er sich aber nicht wieder in die untergeordnete Stellung finden, die dort der Farbige einnimmt. Der Haß gegen die Weißen loderte in ihm auf und trieb ihn, eine unabhängige Stellung zu suchen; er trennte sich von seiner Kirche, entfremdete ihr das Geld, welches man ihm in England anvertraut hatte und sammelte um sich eine freie Gemeinde. Hiermit aber nicht genug, er wollte auch weitere Kreise seiner Landsleute mit seinen sozialpolitischen Ideen erfüllen. Wollte er dabei Erfolg haben, so mußte er sich an den christlichen Teil der eingeborenen Bevölkerung wenden, denn die Heiden waren zu stumpf und ungebildet, um für seine Gedanken empfänglich zu sein. Bei den farbigen Christen aber mußte er zunächst den Einfluß der weißen Missionare brechen, der ihm entgegenstand, deshalb sah er seine erste Aufgabe darin, die Gemeinden ihren Missionaren zu entfremden.

Bei seinem Vorgehen fand er Gesinnungs- und Bundesgenossen in den Führern der äthiopischen Bewegung, unter denen Mangena Mokone in Pretoria der bedeutendste war. Durch Mangena wurde er darauf hingewiesen, daß sie bei ihren Bestrebungen den nötigen Beistand finden könnten bei ihren schwarzen christlichen Landsleuten in Amerika.

Die Versuche, der freien äthiopischen Kirche Anerkennung und eine sichere Stellung zu verschaffen, hatten nämlich bei den Regierungen der Kap- und Natalkolonie keinen Erfolg gehabt. Bei der Gefahr, welche diesen Kolonien die Überzahl der farbigen über die weiße Bevölkerung bringt, kann es nicht gleichgiltig sein, was die 500000 farbigen Christen, die sich hier finden, denken und treiben. Man verfolgte deshalb hier die äthiopische Bewegnng mit Mißtrauen und weigerte sich, die amtlichen Handlungen schwarzer Geistlicher anzuerkennen, die aus dem Verbande der anerkannten Kirchen und Gesellschaften geschieden waren. Diese Anerkennung wollte man sich nun durch Anschluß an eine amerikanische Negerkirche verschaffen, von deren Bestehen man durch amerikanische Neger gehört hatte, welche in ziemlicher Zahl nach Südafrika gekommen waren. Unter den amerikanischen Kirchen konnten nur die der Baptisten und Methodisten in Frage kommen. Die Baptisten und der baptistische Ritus hatten aber in Südafrika nur wenig Freunde, so wendete man sich der amerikanischen methodistischen Episkopalkirche zu, die unter den Negern Amerikas sehr viele Anhänger hat, welche sich zu einer

besonderen Abteilung dieser Kirche unter nur schwarzen Bischöfen, Geistlichen und Lehrern konstituiert haben. Diese Kirche ist auch auf den westindischen Inseln, auf Kuba und Haiti verbreitet. Mit dem Bischof Turner von dieser Kirche hatte Mangena schriftliche Verbindung angeknüpft.

Auf einer Konferenz der Äthiopier in Pretoria wurde beschlossen, daß Dwane mit noch einem farbigen Geistlichen nach Amerika gehen und zur Vereinigung der äthiopischen Kirche mit der amerikanischen bischöflichen Methodisten-Kirche (A. M. E. C.) die nötigen Schritte tun sollte. Die Abgesandten wollten an der großen Mai-Jahresversammlung in New-York teilnehmen. Dazu kamen sie zu spät, sie konnten aber in Philadelphia mit drei Leitern der Kirche, den Herren Abram, Dr. Coppie und H. M. Turner, konferieren. Bei einer späteren Konferenz, die im Staate Georgia stattfand, wurde die Vereinigung der äthiopischen Kirche mit der A. M. E. C. beschlossen und, soweit das an Ort und Stelle möglich war, vollzogen. Man vereinbarte eine Verfassung und ernannte Dwane zum Generalsuperintendenten der neuen Provinzialkirche. Das Abkommen wurde von ihm und seinem Begleiter Xaba und den Bischöfen Turner und Arnett unterzeichnet. Im September 1896 kehrte Dwane nach Südafrika zurück, wo der neue Generalsuperintendent zunächst versuchen mußte, eine Strömung zu beseitigen, die gegen ihn in Fluß gekommen war. Er hatte nämlich in Amerika den Mund etwas voll genommen betreffs der Bedrückung, welche die südafrikanischen Farbigen durch die Weißen erlitten. Darüber war in der Presse Südafrikas Lärm entstanden, und nicht nur farbige Christen der alten Gemeinden, sondern auch solche, die sich der äthiopischen Bewegung angeschlossen hatten, waren seine Gegner geworden. Dwane sicherte sich zunächst das Einvernehmen mit seinen bedeutendsten Gesinnungsgenossen. Er verständigte sich mit Mangena, Kanyane und Tile durch eine Konferenz in Pretoria im Februar 1897, welche der Regierung Transvaals anzeigte, daß die vereinzelten schismatischen farbigen Gemeinden sich zu einer afrikanisch methodistischen Episkopalkirche zusammen geschlossen hätten. Die Transvaal-Regierung erkannte diese Neu-Schöpfung an; es mochte dabei der Gedanke obwalten, daß es nützlich sei, wenn dadurch der große Einfluß, den die Missionare unter den Eingeborenen im Lande besaßen, etwas beschränkt würde.

Der nächste Schritt galt der Ausbreitung der neuen Kirche in der Kapkolonie. Zu diesem Zweck hielt Dwane im April 1897 eine Konferenz mit Predigern und Abgeordneten in Lesseyton bei Queenstown ab, unter denen die Aufreizung zur Unzufriedenheit und die Mahnung, sich zu trennen und selbständig zu werden, fruchtbaren Boden fand. In ähnlicher Weise agitierte er dann weiter in anderen Städten des Kafferlandes und auch in Kapstadt.

Dazu konnten die Missionare und treuen Glieder der alten Gemeinden nicht schweigen. Der Christian Expreß[1]) von Lovedale nannte die neue Kirche eine Höhle Adullam und klagte mit Recht, daß unter den neu geschaffenen Geistlichen viele seien, die nicht genügende Bildung besäßen, oder die unmoralisch lebten, und gab den Äthiopiern den guten Rat, sie möchten sich mehr der eigentlichen Missionsarbeit in den nördlichen Gegenden, in den Republiken, widmen. Jener Xaba, der mit Dwane in Amerika gewesen war, antwortete dann in demselben Blatt folgendermaßen: [2])

Das Ziel der äthiopischen Kirche ist, Christentum und Einigkeit im ganzen Kontinent von Afrika zu fördern. Schließt man sie in die Grenzen der Republiken ein, so würde sie ihr Ziel nicht erreichen können. Die beiden Kolonien (Kapkolonie und Natal) und die beiden Freistaaten sind gleich voll Heiden, welche an Zahl der christlichen Bevölkerung überlegen sind. Der Schreiber (im Expreß) hofft die, welche die Bewegung verurteilen, den Äthiopiern gegenüberstellen zu können. Ein guter Richter stellt die Parteien einander gegenüber, ehe er das Urteil „schuldig" spricht, er verurteilt nicht zum Tode, wenn er erst eine Partei gehört hat. Wenn man unsere Kirche eine Höhle von Adullam nennt, so beschimpft man sie. Wir erwarten von christlichen Brüdern Teilnahme, nicht Spott und verächtliche Bezeichnungen, so wie man uns von verschiedenen Seiten damit bedacht hat. Was wir wünschen ist Eintracht; wenn uns aber andere Kirchen hassen, so ist das nicht unsere Schuld. Wir sind niemandes Feinde, sondern Freunde aller. Fachgemäße Vorbildung wird von uns hochgeschätzt und ist äußerst notwendig, aber ein Maurer legt in das Fundament verschiedene Arten von Steine, so ist es mit dem Anfang jeder Sache, die von Menschen betrieben wird. Ich kenne viele bestehende Kirchen, welche Geistliche haben, die niemals eine besondere Ausbildung für ihr Amt genossen haben. Einige sind Hirten, Gärtner und Laden-Besitzer, einige Polizisten, Landwirte und Wagentreiber gewesen. Alles das kam vor, ehe die äthiopische Kirche da war. Die Zahl unserer Mitglieder (Erwachsene sind gemeint) ist 3975. Der Ihrige

Jacobus G. Xaba.

1) Christian Expreß. April 1897.

2) Chr. Expreß. August 1897. Wir geben den Brief hier wieder, um zu zeigen, in welcher Weise die Führer der Äthiopier ihre Sache damals vertraten.

Die am Schluß dieses Schreibens erwähnten Mißstände finden sich wohl besonders bei den Gemeinden der südafrikanischen Methodisten, auch der weißen. Aus der Menge der von dieser Kirche angestellten farbigen Helfer und Geistlichen hat die äthiopische Kirche ihren Haupt-Zuwachs erhalten, die gerügten Mißstände wurden so auf diese Gemeinschaft übertragen. Außerdem fehlte der neuen sogenannten Kirche jede Organisation, die eine wirksame Kontrolle bei Anstellung von Lehrern oder Geistlichen möglich gemacht hätte. Die übergetretenen oder neuangestellten Würdenträger kümmerten sich wenig um ihre Gemeinden, zu deren Pflege sie meist in keiner Hinsicht befähigt waren, um so eifriger betrieben sie die Ausbreitung ihrer Gemeinschaft, indem sie als nationale Fanatiker auftraten und Haß gegen die Weißen predigten. Dies Mittel war meist wirksam, seine Anwendung aber entkleidete die Bewegung mehr und mehr des geistlichen Charakters und ließ sie zu einer politisch-sozialen Bewegung werden.

Hie und da im Lande bahnten sich nun nach dem durch die Äthiopier gegebenem Beispiel Separationen an. In Pretoria bildete sich eine Kongregationalisten-Gemeinde aus dorthin verschlagenen Gliedern der gesegneten Schweizer-Mission (Lausanne), die sich Gasa-Kirche nannte, und in den Tälern der Keiskamma und Tschumi im Kafferland sammelte ein amerikanischer schwarzer Baptist Anhänger. Auch die Äthiopier machten hie und da Fortschritte. In Pretoria weihte Kanyane die große St. Peterkirche ein; ca. 1000 Eingeborene waren dabei zugegen, welche 600 Mark Kollekte opferten, und auch Mangena (Mokone) hatte an diesem Orte eine Gemeinde.

Mit der Organisation fehlte der neuen Kirche jeder Zusammenhang zwischen den einzelnen Gemeinden. Die Führer kamen langsam zu dem Bewußtsein, daß es ihnen unmöglich sei, hier Wandel zu schaffen, sie sprachen deshalb den Wunsch aus, daß Bischof Turner selbst nach Südafrika kommen und helfend eintreten möge. Dwane freilich erklärte um diese Zeit in öffentlichen Blättern, es sei in der äthiopischen Kirche alles in bester Ordnung, er habe sie organisiert als Zweig der A. M. E. C., es gebe keine Gemeinde und keinen Geistlichen der Äthiopier, der nicht zu dieser Gemeinschaft übergetreten sei, und der Bischof, den man von Amerika erwarte, habe keine Aufgabe als, was er getan habe, zu sanktionieren.

III.

So machte sich Bischof Turner auf und reiste über England nach Südafrika, wo er am 22. März 1898 anlangte. In Kapstadt wurde er von vielen schwarzen Geistlichen, unter denen auch Dwane, Mangena und Kanyane waren, warm begrüßt. Er hielt auch sofort eine große Versammlung ab, bei welcher auch der amerikanische Konsul zugegen war. Wenn er auch kluger Weise vermied, in seiner Begrüßungs-Rede auf die einzelnen Fragen einzugehen, die in Bezug auf südafrikanische Verhältnisse erörtert werden konnten, so kam doch der Haß, den die amerikanischen Neger gegen die Weißen im Herzen tragen, so deutlich und dreist zum Ausdruck, daß er auf die Hörer zündend wirken mußte.

„Wir haben mit den Weißen nichts zu tun," sagte der Bischof, „wir hassen sie und sie sind hassenswert. Sie haben die Sklaverei aufgebracht, sie haben sich unsere Länder angeeignet, aus denen sie uns dann durch Verrat fortgeführt haben. Dafür geben sie uns nichts als ein wenig Unterricht und hindern uns am Emporkommen. Wenn sie auch die Sklaverei verurteilt haben und heut uns Missionare senden, so können wir ihnen doch nicht vergeben, sintemal das Evangelium wenig mit diesen Dingen zu tun hat. Man mußte uns die Freiheit geben und hat das nicht getan. Die Missionare vertreten die Interessen ihrer Länder, welche gegen uns Niederträchtigkeiten begangen haben. Sie haben uns eine Bildung und Gewohnheiten aufgedrängt, die unseren Bedürfnissen nicht entsprechen, sie verletzen unsere geheiligten Gebräuche, auch wo sie der allgemein anerkannten Sittlichkeit nicht zuwider sind, sie suchen unser Wohl und sorgen im Verborgenen für politische Tyrannei. Die Lage ist, dank dem Evangelium, heut besser als früher, aber um dieser Übelstände willen, können wir nicht den Weißen dankbar sein. Sie haben ihre Pflicht getan und uns das Heil angeboten, an uns ist es nun, unseren Brüdern es zu predigen!"

In Bezug auf das Verhältnis des A. M. E. C. und ihres äthiopischen Zweiges zu den alten Kirchen und Gesellschaften sagte er folgendes: „Man wolle wohl beachten, daß ich nicht gekommen bin, irgend eine Kirche oder religiöse Gemeinschaft zu beunruhigen. Ich bin hier durch Gottes Gnade und auf die dringenden Bitten meiner geliebten Freunde von der äthiopischen Kirche, um in Südafrika die Missionsarbeit zu ordnen, die künftig das Werk der afrikanischen bischöflichen Methodisten-Kirche sein wird. Ich habe keine Zeit, mit anderen Kirchen zu verhandeln; ich kann nur für sie beten und ihnen guten Erfolg wünschen."

Diese Worte klingen, als ob der Bischof meinte, daß die europäischen Missionare mit ihrer Arbeit nun abzuschließen hätten, jedenfalls sind sie selbstbewußt genug. Mit solchem Selbstbewußtsein trat Turner dann auch ferner in Süd-Afrika auf. Vier Tage nach seiner Ankunft in Kapstadt reiste er, begleitet von Mangena, Kanyane und

Kaba, ab nach Transvaal, wo die Farbigen in Johannesburg ihm einen großartigen Empfang bereiteten und wo er zwei Gemeinden gründete[1]). Es traf sich für ihn gut, daß gerade damals dort schwarze Jubiläumssänger weilten. In Johannesburg stieß Dwane zu ihm, der nun als Dolmetscher dienen konnte. In Pretoria wurde der Bischof von Tausenden farbiger Leute empfangen, Hunderte von weißgekleideten Kindern begrüßten ihn mit Gesang. Um keinen der beiden Rivalen Mangena und Kanyane zu verletzen, wohnte der Bischof bei dem erstgenannten und war bei letzterem zu Tisch. Am Tage nach seiner Ankunft versammelten sich hier 71 schwarze Geistliche und Helfer, aber auch 2 „Könige" und „Häuptlinge", wie es in den Berichten heißt. zur Konferenz, welche eine Woche lang täglich zusammenkam, täglich wurden auch Gottesdienste gehalten.

Bemerkenswert ist, daß der Bischof in einem Bericht über diese Versammlung die Äußerung tut, unter den Schwarzen Amerikas fänden sich wohl mehr Leute als hier, die eine höhere Bildung sich angeeignet hätten, aber die Leute, die er in Transvaal angetroffen habe, also die Baßuto und Sulu, schienen ihren amerikanischen Landsleuten an Verstand überlegen zu sein. „In wenigen Jahren," sagt er, „werden in Süd-Afrika einige der größten Männer unserer Rasse zu finden sein." Er hebt auch hervor, daß die bei der Konferenz anwesenden schwarzen Helfer und Geistlichen ohne Ausnahme ihren Lebensunterhalt von ihren Pflegebefohlenen erhielten. Die einzigen Bitten um Unterstützung wären die gewesen, die amerikanische „Mutterkirche" möge helfen, ein Seminar zur Ausbildung von Geistlichen zu errichten und möge dazu Männer nach Süd-Afrika senden, die fähig wären, Geistliche zu bilden. Die jungen Kirch-Beamten scheinen sich übrigens etwas zu schnell Talare zugelegt zu haben. Der Bischof entschied deshalb, daß der Talar hinfort nur von Ordinierten getragen werden solle, den anderen Kirchen-Beamten wurden Abzeichen anderer Art zuerkannt.

In Johannesburg hinterließ Turner, nach seinem Bericht, 5 Gemeinden, er nahm dort auch „eine ganze Gemeinde der Presbyterianer" mit ihrem Geistlichen in die äthiopische Kirche auf; der Geistliche aber war Tsewu, den seine Kirche schon ein Jahr zuvor wegen schlechter Führung abgesetzt hatte. Es ist bemerkenswert, daß die Äthiopier bis dahin aus den Gemeinden der Hermannsburger und Berliner Mission in Transvaal, welche ca. 55000 Seelen zählten, keinen nennenswerten Zugang erhalten hatten.

Die zweite große Konferenz hielt Bischof Turner in einer Woche

1) Turner beschreibt diese Reise in der Voice of missions. Siehe auch Expreß August 1898.

des April in Queenstown ab. Zu weiteren Reisen fehlte Zeit und Geld; am 27. April kehrte er über Kapstadt nach Amerika zurück. Bei seiner Abreise bestand die neue „Südafrikanische bischöfliche Methodisten-Kirche" aus 73 Gemeinden, die zusammen 10800 erwachsene Glieder zählen sollten. Während der kurzen Anwesenheit Turners in Südafrika sollten sich 6400 neue Mitglieder ihr angeschlossen haben, und zwar 4000 aus wesleyanischen, 1000 aus schottischen Gemeinden und 1000 aus solchen der englischen Staatskirche, nur 400 entstammten anderen Gemeinschaften, besonders den kongregationalistischen. Für den Dienst an den Gemeinden waren 65 Pastoren vorhanden, welche fast alle neuerdings von Bischof Turner nach Ablegung eines sogenannten Examens ordiniert worden waren, es kam somit auf je 166 Gemeindeglieder ein Pastor.

In Bezug auf die Organsation der neuen Kirche hatte man sich zu folgenden Bestimmungen geeint:

Die Gemeinden vom Freistaat und Transvaal sollten sich zu einem Kreise, die der Kapkolonie und die von Natal und dem Sululande zu einem anderen zusammenschließen, und in beiden Kreisen sollten jährliche Konferenzen abgehalten werden. Die Konferenzen sollten das Recht haben, neue Gemeinden in ihre Kirche aufzunehmen, und ihnen eine Verfassung zu geben, sowie Pastoren zu bestellen. Als Feiertage sollten die gehalten werden, die bei der A. M. E. C. im Gebrauch sind. Jedes Gemeindeglied sollte 20 Mk. Kirchen-Abgabe zahlen und jeder Schüler 1 Mk. Schulgeld pro Monat. Man glaubte Geldunterstützungen aus Amerika nur nötig zu haben zur Gründung eines Seminars, für welches auch die Lehrkräfte aus Amerika kommen sollten, und man hoffte, daß die Kapkolonie, wie sie in ähnlichen Fällen zu tun pflegt, dieselbe Summe zur Erhaltung solcher Anstalt zahlen würde, die Amerika bewillige; und der Bischof erwarb 12 acres Ödland bei Queenstown, wo das Seminar seinen Platz haben sollte.

Vor seinem Abschied ordinierte Turner auf den dringenden Antrag beider Konferenzen den Dwane zum „Missions-Bischof" von Süd-Afrika. Die amerikanische „Mutterkirche" sollte ihm einen Teil seines Gehaltes geben.

Wenn Turner viele Gründe anführen konnte, mit denen er die Notwendigkeit, einen Bischof in Süd-Afrika zu haben, zu beweisen suchte, so bleibt die Tatsache doch bestehen, daß er nicht die Macht hatte, diese Ordination zu erteilen; die Befugnis dazu hatte allein das Konzil der Bischöfe in Amerika, und die südafrikanische Tochterkirche konnte auch ohne eigenen Bischof ein Zweig der A. M. E. C. werden, gleichwie deren Tochterkirchen in Haiti und Guayana, welche auch keine eigenen Bischöfe haben. Dwane glaubte seiner Kirche die Selbständigkeit gesichert zu haben, Turner dagegen sah die Ordi-

nation nur als bedingungsweis erteilt an, und Dwane mußte bald erfahren, daß die Versprechungen, mit denen Turner geschieden war, nicht gehalten wurden. Der Bischof und sein Vikar hatten einander hinter das Licht geführt.

Turner wurde in Amerika im Juni (1898) in Wilberforce von dem Konzil der Bischöfe seiner Kirche empfangen, und berichtete hier wie anderwärts enthusiastisch über seine Erfolge. Die Ordination von Bischof Dwane fand aber keine allgemeine Billigung. Um seine Stellung zu stärken, gründete Turner ein Blatt, die Voice of Missions[1]), welches erst zweimal, dann aber bald nur einmal im Monat erschien. In diesem Blatte schrieb der angefochtene Mann damals folgendes in Bezug auf seine Gegner: „Gewiß wäre das beste, was wir für den Frieden der Kirche und für das Wohl einiger unserer unwissenden, faulen und aufsässigen Prediger tun könnten, ihnen eine tüchtige Tracht Hiebe zu geben." Bischof Dwane aber und seine Gemeinden in Süd-Afrika warteten vergeblich auf das für Errichtung eines College verheißene Geld.

Der letztenwähnte Umstand veranlaßte Dwane zu einer zweiten Reise nach Amerika.

Sechs Monat nach Bischof Turner trifft er dort ein, er berichtet den Bischöfen von der Ausbreitung seiner Kirche in Süd-Afrika, sucht Turner zu rechtfertigen, daß er ihm das bischöfliche Vikariat für Süd-Afrika anvertraut habe, dies sei bei der großen Entfernung dieses Landes von Amerika durchaus notwendig gewesen, und spricht mit hohen Worten von seinen Aussichten und Plänen. Seine Kirche werde sich in Rhodesia ausbreiten, Herr C. Rhodes habe dazu Erlaubnis gegeben, er verkehre mit Abessiniern, welche Ägypten, den Sudan und ihr eigenes Land eröffnen würden, an Menelik habe er bereits geschrieben. Die eine Expedition nach diesen nördlichen Ländern Afrikas werde 2000 Mk., die andere 4000 Mk. kosten; er, Dwane, sei gern bereit, sie zu begleiten, wenn Geld da sei. Afrika müsse nicht durch Europäer, auch nicht durch amerikanische Neger, sondern durch richtige Afrikaner missioniert werden. Die Neger Amerikas könnten ihre Landsleute in Afrika wohl mit Geld unterstützen, aber die Arbeit müßte getrennt sein, jeder Teil müßte getrennt arbriten. Dwane bat schließlich die Bischöfe um Teilnahme, um Fürbitte und werktätige Hilfe. Da er aber einige Züge der methodistischen Arbeitsweise als für Süd-Afrika nicht passend abwies, z. B. den Brauch, einen Missionar nur kurze Zeit an einem Ort in Stellung zu lassen, und da er forderte, es müßte dem Bischof von Süd-Afrika überlassen bleiben, die Art der Arbeit nach Bedürfnis zu regeln, fehlte schließlich eine gewisse Verstimmung nicht, zumal einige bedeutende Männer immer noch seine rechtmäßige Bestallung in Frage stellten.

1) Ausgabe in New-York 61. Bible house

Um nun aus Amerika doch etwas mitzubringen, ließ er sich ein Dokument anfertigen, worin die Regierung von Pennsylvanien beglaubigte, daß die A. M. E. C. eine anerkannte Kirche sei. Der Staatssekretär in Washington setzte sein Siegel unter diesen Ausweis. Endlich erkannte diese Kirche sein Sekretariat durch eine Encyklika an. Dwane kehrte zurück in sein Land mit dem Glauben, daß Gott weiter helfen werde, aber sein Glaube, daß solche Hilfe von der A. M. E. C. kommen werde, war stark erschüttert.

In der südafrikanischen Methodistenkirche waren die neu ernannten Geistlichen inzwischen nicht müßig gewesen. Aber statt das Nötigste zu tun, sich innerlich zu vertiefen und mit allem Ernst ihre Gemeinden aufzubauen und durch Ausüben der Zucht zu reinigen, hielten sie es für ihre Aufgabe, die Arbeit der weißen Missionare zu unterwühlen und ihnen so viele ihrer Gemeindeglieder abspenstig zu machen, als irgend möglich war. Den Haß gegen die Weißen, den sie von ihren amerikanischen Landsleuten nur zu leicht annahmen, durften sie in Süd-Afrika freilich nicht öffentlich predigen, das hätte hier die Obrigkeit nicht zugelassen, auch wäre die Stimmung vieler Farbigen ihnen dabei zuwider gewesen; aber um so eifriger wühlten sie gegen ihre früheren Lehrer und Wohltäter, die weißen Missionare. Die Gedanken, welche sie dabei leiteten, lernen wir aus einem Briefe kennen, den die Führer Mangena, Xaba und andere im April des Jahres 1899 an die Bischöfe in Amerika richteten; in diesem Briefe heißt es, wie folgt:

„Die Missionare wenden bedeutende Mittel auf und sehen doch schwache Erfolge, sie haben auch die Reinheit ihrer Bestrebungen dadurch getrübt, daß sie politische und kirchliche Zwecke im Auge hatten. Weiter, es war der Wunsch der ersten Helden, die zu uns kamen, und die unsere Wohltäter waren, daß die Eingeborenen sich nicht für immer auf die Gesellschaften in Europa stützen müßten, sondern lernen sollten auf eigenen Füßen zu stehen. Das was wir jetzt tun ist nichts als eine Antwort auf die Bitten der Missionare, der Kirchen und der Freunde hier und drüben. Wir sind betrübt, zu sehen, daß dieses gute Werk von denen durchkreuzt wird, die gekommen sind, die schwarzen Rassen zu zivilisieren und zu christianisieren. Die fremden Meister können nicht mehr tun als sie getan haben. Es wäre nicht weise von uns, mehr von ihnen zu erwarten, und es wäre Torheit von ihnen, zu denken, daß sie mehr tun könnten. Man hat oft genug Unzufriedenheit geäußert, wenn man die geringen Resultate mit der Größe der Mittel, Geld und Menschen, verglich, welche man auf die Evangelisation der Eingeborenen verwendet hat. Die fremden Lehrer haben nicht allein mit dem Nachteil zu kämpfen, daß sie das Volk und seine Sprache und Sitten nicht kennen, sondern sie gehören einem anderen Volke an, ihre

Farbe ist eine andere, ihre Sprache und Gedanken sind andere, und oft genug haben sie keine Sympathien für das Volk, unter dem sie arbeiten. Wenn wir das Missionswerk studieren, wie es in verschiedenen Ländern erscheint, so sehen wir, daß, wenn der Erfolg dauernd sein soll, er durch die Eingeborenen erreicht sein muß. Die Dienste der europäischen Missionare sind sehr nötig in den Kolonial-Städten und Ländern für die heruntergekommenen Weißen, welche hoffnungslos Lastern und Sünden verfallen sind, während in England Amerika, Frankreich, Deutschland und in anderen europäischen Ländern Aberglauben und Heidentum ein Bollwerk bilden."

Manches, was in diesem Briefe den Missionaren vorgehalten wird, ist freilich wahr, den Äthiopiern aber fehlte das Vermögen, die aufgestellten Grundsätze auszuführen. Sie waren nicht imstande, eine Geistlichkeit zu schaffen, welche an Stelle der fremden Missionare treten konnte. Trotzdem predigten sie die Größe ihrer Rasse, die reif sei, sich von den Vormündern zu befreien, und weit genug in religiöser und sozialer Hinsicht gefördert, um die untergeordnete Stellung zu verlassen, in der die Weißen sie halten wollten. Die Bibel legten sie, wie das unter ähnlichen Umständen so oft geschehen ist, willkürlich aus. Dabei übten sie, um ihren Anhang zu vergrößern, verwerfliche Ränke und Schliche. An Evangelisten und Helfer der Missionare wurden Briefe gerichtet, um sie aufsässig zu machen. Die Lehrer aber begrüßten die Aussicht, Geistliche werden zu können, mit Freuden; als solche wurden sie hie und da frei von Beschränkungen ihrer Freiheit, welche Farbigen durch polizeiliche Bestimmungen auferlegt sind. In der Kapkolonie hatten sie als Reverends bei Fahrten auf der Eisenbahn Ermäßigungen. Auch mancher Häuptling legte Wert darauf, daß sein Schullehrer ein Geistlicher wurde. Er hatte nun einen Reverend in seinem Dorfe oder Bezirk, den er beeinflussen konnte. Es kam vor, daß ein Häuptling seine Leute durch allerlei Mittel nötigte, sich den Äthiopiern anzuschließen. So geschah es, daß mancher Helfer seinem Missionar, dessen Vertrauen er bis dahin besessen hatte, plötzlich den Rücken kehrte, daß er erklärte, die Kirche, deren Schlüssel er in Verwahrung hatte, gehöre ihm, daß er die Schule mit ihrem Inventar sich zueignete und Kirchengelder, die er in den Händen hatte, nach Gutdünken verbrauchte. Solch Beispiel steckte an, und die Bewegung breitete sich aus. (Schluß folgt.)

Die zehnjährliche Allgemeine indische Missionskonferenz in Madras.

11.—18. Dezember 1902.[1])

Von Julius Richter.

I.

Die Madrasser Missionskonferenz vom Dezember 1902 verdient bei den Missionsleitungen und Missionsfreunden allgemeine Beachtung, weil sie in größerem Umfang als eine der vorausgegangenen allgemeinen Konferenzen (1872 in Allahabad, 1882 in Kalkutta, 1892 in Bombay) eine Vereinigung der sachkundigsten und tüchtigsten indischen Missionare war, und fast alle Probleme und Schwierigkeit des indischen Missionslebens mit freimütiger Offenheit und gereifter Erfahrung behandelte. Die Vorbereitungen zur Konferenz waren mit großer Umsicht getroffen. Nachdem man sich klar geworden war, daß man diesmal in Madras tagen wolle, und ein Geschäftsrat aus erfahrenen Missionaren fast aller bedeutenden Missionsgesellschaften gebildet war, faßte man bereits im Frühjahr 1902 den wichtigen Beschluß, daß die Konferenz nicht wie ihre Vorgängerinnen eine allgemeine, öffentliche Versammlung sein solle, zu der jeder Missionar oder Missionsfreund Zutritt habe, sondern nach Art unsrer kontinentalen Missionskonferenz in Bremen eine Delegiertenversammlung von Abgeordneten aller in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften. Jede Mission sollte auf je fünfzehn ihrer Missionare einen Vertreter wählen dürfen, und zwar waren dabei Missionsschwestern und Eingeborene ebenso wählbar wie Missionare. Die Beteiligung der Missionsschwestern war denn auch sehr stark; sie machten ein Fünftel aller Konferenzmitglieder aus; jedoch befleißigten sie sich,

1) Nachstehendem Referat liegen lange, an den Verfasser erstattete Berichte zweier Konferenz-Teilnehmer, des Goßnerschen Missionars Kiesel und des Basler Missionars Bader zu Grunde, welche zum Teil wörtlich benutzt ist. Die Hauptquelle außerdem war der „Report of the fourth Decennial Indian Missionary Conference. London u. Madras, Christian Litter. Soc. 1903, ferner die ausführlichen Artikel in der südindischen Missions-Zeitschrift Harvest Field 1903, 28 ff., 49 ff., 99 ff. Auch haben fast alle in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften in ihren Monatsblättern mehr oder weniger ausführliche Referate über die Konferenz gebracht, in denen sie zum teil in beachtenswerter Weise zu den Resolutionen Stellung nehmen.

außer in der speziellen Sektion für ihre Arbeitszweige, großer Zurückhaltung. Von eingeborenen Delegierten waren nur 15 gegenwärtig. Die Gesamtzahl der Abgeordneten betrug 287; außerdem hatten noch etwa 100 Besucher Zutritt zu den Verhandlungen. Die Leipziger Mission war aus ihrer früheren Zurückhaltung herausgetreten und beteiligte sich lebhaft an der Konferenz. Auch die S. P. G. nahm zum erstenmal teil; es hatte zwar auch jetzt in ihren Reihen an heftigem Widerspruch gegen gemeinsame Arbeit mit den „Sektierern" nicht gefehlt, und auch bei den Vorverhandlungen gab es manche unerquickliche Reibungen mit einigen ihrer Heißsporne. Ausschlag gebend war, daß der extrem hochkirchliche Bischof Whitehead von Madras, früher Missionar der ritualistischen Oxford Bruderschaft in Kalkutta, sogar an leitender Stelle und mit maßgebendem Wort sich beteiligte.

Auch die Arbeit der Konferenz begann bereits im Februar 1902, und zwar mit solchem Geschick und Nachdruck, daß die größere Hälfte derselben bereits erledigt war, als die Konferenz am 11. Dezember in Madras zusammentrat. Alle Fäden liefen in Madras in den Händen des Rev. D. Kellett, Professor am Christian College, und des Sekretärs Benton Smith, Missionars des christlichen Vereins junger Männer, zusammen, die ihre ganze Kraft mit großer Selbstverleugnung in den Dienst dieser Arbeit stellten. Es sollten auf der Konferenz im Unterschied von früheren ähnlichen Verhandlungen keine Vorträge gehalten werden, sondern man wollte nur praktische Fragen praktisch erörtern. Zu diesem Zwecke teilte man die das moderne Missionsleben beherrschenden Fragen in 8 Gruppen: 1. eingeborne Kirche, 2. Heidenpredigt, 3. Missionsschulwesen und Arbeit an höheren Kasten, 4. Frauenarbeit, 5. Missionsärzte, 6. Arbeitsschulen, 7. Missionary Comity und allgemeine Fragen der Verwaltung, 8. sprachliche Arbeiten. Nun teilte man auch die angemeldeten Delegierten mit möglichst sorgfältiger Berücksichtigung ihrer Erfahrungen in 8 Kommissionen, und gab jeder eine der 8 Gruppen von Missionsproblemen zur Behandlung. Daß man so die Konferenz vor einer Überfüllung mit einer Hochflut von Referaten sehr verschiedenen Wertes schützte, war gewiß ein Vorteil. Aber davon mochte man doch nach alter englischer Gewohnheit nicht lassen, daß in der einen Konferenzwoche alle und jede Missionsfragen, die überhaupt in Indien auftauchen, sich breit machen konnten. Uns Deutschen würde

es sympathischer gewesen sein, wenn einige wirklich akute und bedeutende Fragen eindringend und in maßgebender Weise verhandelt wären, wie es bei uns in Bremen geschieht.

Die Kommissionen waren die Zentralstellen, an welche jede Missionsleitung, jeder Delegierte und auch jeder sonstige Missionar und Missionsfreund Fragen stellen, Anträge einreichen, Vorschläge unterbreiten konnte. Damit war ein ungeheurer Schreibapparat in Bewegung gesetzt. Die Kommissionen teilten sich wieder und wieder in Sektionen zur Behandlung einzelner Fragen. Haufenweis liefen Fragen, Vorschläge, Anträge und Abhandlungen ein. Die wichtigsten zirkulierten in Abschrift oder Auszug bei den Delegierten, welche kritisierten, entgegneten, ergänzten u. s. w. Die so aufgehäuften Massen von „schätzbarem Material" hatten die Vorsitzenden der Kommissionen zu sichten, zu ordnen und in praktische Vorschläge zu formulieren, — eine ungeheure Arbeit, die aber mit erstaunlichem Geschick gelöst wurde. So war jeder Delegierte bei seiner Ankunft in Madras auf seinem Gebiete bereits völlig eingearbeitet, und hatte sich eingehend mit den zur Verhandlung kommenden Fragen beschäftigt. Außerdem lag das Material in Form von Resolutionen mit kurzer Begründung gedruckt vor und konnte jedem sofort übergeben werden. Die wichtigste Arbeit war getan, ehe die Konferenz begann!

Mittwoch, der 10. Dezember, wurde als ein allgemeiner Gebetstag begangen, eine würdige Vorbereitung auf die Verhandlungen.

Am Donnerstag, den 11. Dezember, vormittags 10 Uhr, fand die feierliche Eröffnung der Konferenz in der Anderson-Halle des Christian-College statt. Dr. Miller, der hervorragendste südindische Missionar, war gebeten worden, den Vorsitz bei der Eröffnungsfeier zu übernehmen. Er hatte sich aber von seiner letzten schweren Erkrankung noch nicht genügend erholt, sodaß es ihm unmöglich war, an der Konferenz teilzunehmen. Professor Kellett, der Vorsitzende des Verwaltungsrates, vertrat ihn. Die Abgeordneten wurden im Namen der Missionare von Madras durch ihren Nestor, den 82jährigen Dr. Murdoch, begrüßt. Als er, der trotz seines Alters Jugendfrische, das Rednerpult betrat, ging ein Händeklatschen los, das kein Ende nehmen wollte. Die gelegentliche Bemerkung, daß er im Jahre 1844 in Indien gelandet sei, gab Anlaß zu einem noch größeren und lauteren Ausbruch der Gefühle der Anwesenden. Ein Geist der Hoffnungsfreudigkeit erfüllte seine kurze Ansprache. Er verglich die Zahl der

protestantischen Christen Indiens bei seiner Landung (ca. 100,000) und der im Zensus von 1901 (1,012,000) und ermunterte auf Grund dieses Vergleichs, mutig in die Zukunft zu sehen. Denn der providentielle Plan sei immer der: eine lange Zeit der Vorbereitung und dann eine rasche Entwickelung. Nach ihm begrüßte Bischof Whitehead von Madras die Versammlung namens der indischen Kirche. Ihm gelang es, was ja für eine so bunt zusammengewürfelte Versammlung immer von großer Wichtigkeit ist, kraftvoll den Grundakkord für die nachfolgenden Verhandlungen anzuschlagen. Wir geben das Wesentliche seiner Ansprache im Auszuge:

Es sei angemessen, daß die Konferenz diesmal in der Hauptstadt Südindiens tage, da dieses Gebiet von jeher die Hauptfeste, das ergiebigste Quellgebiet der indischen Kirche gewesen sei. Sie trete unter den erfreulichsten Auspizien zusammen. Jahrzehnte lang habe die indische Mission den Vorwurf tragen müssen, erfolglos zu sein; das aufgewandte Geld stehe in keinem Verhältnis zu dem erzielten Erfolge. Der letzte Zensus habe in einer für jeden Einsichtigen durchschlagenden Weise den Gegenbeweis geliefert. Hauptsächlich komme für dieses starke numerische Wachstum allerdings der gewaltige Zustrom aus den niedersten Kasten und den Kastenlosen in Betracht, und es fehle nicht an Stimmen, welche darin eine Gefahr für die indische Mission und die indische Kirche sehen. Er könne sich dieser pessimistischen Auffassung nicht anschließen; er sehe in den vorliegenden Tatsachen nur einen neuen Beweis für ein in der kirchengeschichtlichen Entwickelung immer wieder sich vollziehendes Gesetz: ein halbes Jahrhundert sei das Evangelium mit allem Ernst den bevorzugten, gebildeten Klassen gepredigt; da diese sich im ganzen als minder empfänglich bewiesen haben, wende es sich nun zu den Armen, und diese nehmen es mit Freuden auf.

„Aber wenn wir nun in die Zukunft blicken, was tut uns vor allen Dingen am dringendsten not, um die christliche Kirche in stand zu setzen, sich schnell weiter zu entwickeln und innerlich und äußerlich zu einer schöneren Blüte zu gelangen? Ich antworte ohne Zaudern: Einigkeit! Das Übel der Spaltung zeigt sich nicht so deutlich bei der Ausbreitung des Christentums und der Bekehrung der Nichtchristen, als beim Aufbau der Kirche selbst. Sowohl Hindu wie Mohamedaner kennen es gar nicht anders, als daß verschiedene, selbst einander bekämpfende Sekten in ihren Religionen vorhanden sind. Es ist ihnen kein Ärgernis, denselben Zustand in der christlichen Kirche zu finden. Spaltung ist ihnen nicht mehr ein Beweis gegen die Wahrheit des Christentums, als gegen die des Islam oder des Hinduismus. Ich zweifle deshalb, ob je in der Vergangenheit die Zertrennungen der Christenheit für Hindu oder Mohamedaner ein sehr ernstes Hindernis gegen die Annahme des Christentums gewesen sind. Verhängnisvoller macht sich das Übel der Trennung geltend im Leben der christlichen Kirche selbst und hat dadurch die Kraft des Eindruckes, den die christliche Gemeinde auf die sie umgebende Welt hätte

ausüben sollen, sehr beeinträchtigt. Das geschwächte Leben eines geteilten Leibes kann nicht die Kraft des Zeugnisses haben, das der Herr in seinem hohenpriesterlichen Gebete von der Einheit der Kirche erwartete. Aber wie viel Schaden auch die Spaltungen der Sache Christi in Indien im 19. Jahrhundert zugefügt haben, ich glaube, die Übel werden viel verhängnisvoller sein im 20. Jahrhundert; denn in dem Maße, wie die Kirche wächst, braucht sie mehr von der Kraft und Zucht eines geordneten Gemeinschaftslebens. Sollen wir deshalb im Interesse des gemeinsamen Christenstandes um eins mehr beten als um anderes, so ist es um die Gabe der Einigkeit." Das soll 1. der Gegenstand unseres steten, inbrünstigen Gebetes sein; 2. um dahin zu gelangen, müssen wir ehrlich und gewissenhaft die letzten Gründe der Trennungen, der Unterschiede zwischen uns anerkennen. „Nichts wäre, glaube ich, der großen Sache der Einheit hinderlicher, als die Affektation einer scheinbaren Einigung durch Ignorierung oder Bespöttelung der Wahrheitsprinzipien, über die wir auseinandergehen. Einheit kann nur auf Wahrheit ruhen. Sollen unsere Spaltungen je geheilt werden, sollen wir je wirklich ein Leib in Christo werden, so dürfen wir uns nicht scheuen anzuerkennen, daß unsere abweichenden Grundsätze uns äußerst wichtige Fragen der Wahrheit sind . . . Anderenfalls würde unser Gewissen uns verdammen, daß wir um untergeordnete Kleinigkeiten, welche die Wahrheit in Jesu kaum angehen, den Leib Christi zerrissen haben . . ." 3. Dabei sollten wir uns aber vor allen reizenden Anfeindungen und lieblosen Urteilen über die christlichen Brüder neben uns hüten und sollten auch jeden Schein von Proselytenmacherei unter uns vermeiden. Die Frage der Missionary Comity wird diese Konferenz beschäftigen; sie ist ohne Zweifel eine der wichtigsten auf ihrem Programm. Es wird ein großer Gewinn für die Sache der Einigung sein, wenn in diesem Punkte eine Übereinstimmung erzielt wird." Natürlich dürfen dabei die indischen Christen in religiösen Fragen weder als adscripti glebae behandelt, noch die Frage nach dem mittelalterlichen Grundsatz „Cujus regis ejus religio" entschieden werden. . ."

Diese Rede aus diesem Munde machte tiefen Eindruck; daß gerade ein entschiedener Hochkirchler diesen versöhnlichen Ton anschlug, war für die Konferenzverhandlungen ein gutes Vorzeichen.

Nach der Eröffnungsfeierlichkeit löste sich die Konferenz in die obengenannten 8 Kommissionen auf. Vier davon hielten ihre Sitzungen in dem wunderschönen, fast palastartigen Gebäude der Y. M. C. A., einer fürstlichen Schenkung des bekannten Amerikaners Wanamaker, ab; die übrigen hatten ihre Versammlungen in den weiten Räumlichkeiten des Christian-College. Die ersten drei Tage waren diesen Kommissionsberatungen gewidmet. Es fanden täglich zwei Sitzungen von je drei Stunden statt. Am Montag nahmen die Sitzungen im Plenum in der Victoria-Halle, dem größten Saale der Stadt Madras, ihren Anfang; die von den einzelnen Kommissionen angenommenen Resolutionen wurden der Gesamtkonferenz zur Beratung und

Annahme vorgelegt. Für die Beratung jeder der acht zumteil sehr umfänglichen Vorlagen wurden drei Stunden Zeit gegeben. Die Ordnung in den Verhandlungen des Plenum war eine durchaus parlamentarische. Es muß zugestanden werden, daß die Engländer und Amerikaner in der Leitung solcher Konferenzen äußerst gewandt sind. Wohl der hervorragendste unter den die Sitzungen leitenden Präsidenten war der Amerikaner D. Hume (A. B.) von Ahmednagar. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Geistesklarheit und Gewandtheit der leitenden Persönlichkeiten in der Konferenz viel dazu beitrug, die Arbeit in den Sitzungen zu fördern und zum Ziele zu bringen. Aber noch mehr half ein anderes mit zum Gelingen der Arbeit, nämlich daß gerade die hervorragendsten Männer in der Konferenz vom Geist der Demut und Sanftmut sich leiten ließen.[1])

Neben diesen offiziellen Verhandlungen gingen eine große, fast erdrückende Reihe offiziöser oder privater Versammlungen für die Konferenzteilnehmer her. Fast an jedem Tage hielt der beredte und tief gegründete Chicagoer Evangelist Dr. Torrey, Leiter des dortigen Bibelinstituts, gut besuchte Evangelisations-Versammlungen, aus denen auch die erfahrenen und im Dienst des Herrn ergrauten Missionare reichen Segen und viel Anregung schöpften. In jedem der vier Hauptdelegaten-Quartiere fand jeden Morgen eine gemeinsame Morgenandacht statt, über der vielfach eine heilige Weihe lag. An den Abenden hielten Missionare aus den verschiedensten Teilen Indiens Vorträge über ihre Gebiete. Zwischendurch suchte auch wohl ein Redner seine Zuhörer für neue Kunststückchen zu begeistern, um die „Evangelisation der Welt" doch mindestens „in 25 Jahren" zu Ende zu bringen, ohne indessen damit viel Anklang zu finden. Einzelne Kreise von Missionaren benutzten die günstige Gelegenheit, um gleich auch noch Spezial-Konferenzen abzuhalten; so tagten in den Wochen

1) Auf der andern Seite darf man den Wert dieser Verhandlungen nicht überschätzen. Da keine Referate erstattet, sondern nur Resolutionen erörtert wurden, ging man nur selten in die Tiefe. Nur einige Male kam es zu heißen Debatten, die meist zur Ablehnung der betreffenden Resolutionen führten. Sonst verbrachte man viel Zeit mit Änderungen des Wortlauts, und die meisten Resolutionen wurden übers Knie gebrochen, wenn nicht gar ohne ein Wort der Erläuterung angenommen. Wenn eben in einer Stunde zehn und mehr Resolutionen angenommen werden sollten, mußte es mit Windeseile gehen. Wie man zu dieser, uns höchst unzweckmäßig erscheinenden Verhandlungsweise kam, vgl. Harvest Field 1903, 28 ff.

vor der Konferenz die englisch-kirchlichen Missionare Indiens, gleichzeitig die Konferenz der Telugu-Missionare, die südindische Missionary Association, der Bund gegen das Natsch-Wesen und die Legalisierung der Unsittlichkeit u. s. w. Besonders geweihte Stunden waren der gemeinsame Sonntagsgottesdienst und die Abendmahlsfeier in der freischottischen Kirche des Christian-College; Missionare fast aller Richtungen und Denominationen nahmen daran teil, sodaß es wirklich ein Stück „Gemeinschaft der Heiligen" wurde. Nur die Ritualisten, einige Baptisten und die konfessionellen Lutheraner schlossen sich aus.

Die Sitzungen der Konferenz wurden am Nachmittag des 18. Dezember zum Abschluß gebracht. Dr. Hume hielt eine kurze packende Ansprache über den Schlußsatz von Hebr. 11: „Daß sie nicht ohne uns vollendet würden." In geistreicher Weise führte er aus, daß die Kirche Jesu in Europa und Amerika nicht zur Vollendung kommen könne ohne die Kirche in Indien; wie es deshalb im Interesse unserer heimischen Kirche liegen müsse, noch kräftiger als bisher für die Ausbreitung der indischen Kirche zu beten und zu arbeiten. Dr. Weitbrecht aus Lahore sprach das Schlußwort: Anknüpfend an Apostelgesch. 10, 19: „Da sprach der Geist zu ihm: siehe, drei Männer suchen dich", führte er schön aus, die Konferenztage seien Tage heiliger Weihe, himmlischer Visionen gewesen. Sie hätten ihnen ganz Indien gezeigt, ein Tuch voll reiner und unreiner Tiere zum schlachten und essen. Jetzt klopfe der Ernst der Arbeit vernehmlich an ihre Türe: Indiens Millionen, die Heiden, die Katechumenen, die jungen Christen — die Männer stehen draußen und suchen uns. Möge, wie dort in Joppe das Predigt-Gesicht zur Missionstat in Cäsarea geführt habe, die Madrasser Konferenz zu einer Missionstat auf allen Missionsfeldern Indiens führen. Die Konferenz nahm dann einmütig den folgenden Appell an die heimatlichen Kirchen an:

Appell der indischen Mission an die Kirchen der Heimat.

Da wir am Schlusse eines anderen Jahrzehnts indischer Missionsarbeit und am Anfang des 20. Jahrhunderts stehen, senden wir folgende Botschaft an unsere Mitchristen in allen Landen. Seit unsrer letzten Zusammenkunft im Jahre 1892 ist Indien schwer von Seuche und Hungersnot heimgesucht, und der finstre Schatten der Pest liegt noch auf dem Lande. Aber die Dienste, welche Beamte und Evangelisten in gleicher Weise selbst bis zur Aufopferung ihres Lebens dem Volke erwiesen haben, haben nicht verfehlt, die Herzen des Ostens und Westens durch Bande menschlicher Teilnahme zu verknüpfen und

Mengen hin zu dem Menschensohne zu ziehen. Allgemeine Kenntnisse verbreiten sich in wachsendem Umfang. Eine Universitäts-Kommission hat die Fragen des Unterrichts der oberen Klassen studiert; Regierung, Mission und gebildete Hindu arbeiten um die Wette an der Erleuchtung der unteren und untersten Volksschichten. Der Eisenbahn-Verkehr verbreitet die Wirkungen der Zivilisation, und bei den gebildeten Hindu regt sich trotz aller Verschiedenheit der Rassen der Sinn für nationale Einheit. Der Patriotismus des Volkes wendet sich in größerem Umfang als bisher den sozialen Reformen zu. Vereine zur Beseitigung der anstößigen Ehesitten, der Kastenregeln und für Volksbildung entstehen überall in Indien. Auch an Versuchen einer religiösen Reform auf nationaler Basis fehlt es nicht. Der gebildete Mann versucht mehr als früher seinen Glauben zu modernisieren; die Zahl der reformatorischen Sekten des Hinduismus wächst, auch der Buddhismus sucht sich ein neues Gewand zu geben. Fast alle diese Bewegungen sind wenigstens teilweise die Wirkung der christlichen Mission, wir sehen in ihnen neue Gelegenheiten zur Betätigung der christlichen Kirche.

Die Bewegung unter den unterdrückten Klassen hat an Kraft gewonnen, Mengen sind in die christliche Kirche eingegangen. Tausende von Waisen sind unter die Obhut der Mission genommen. Die Arbeit der Industrie-Mission zur Hebung der wirtschaftlichen Lage der Christen ist in den Vordergrund getreten. Ärztliche Missionen und Senana-Arbeit haben dazu beigetragen, Vorurteile zu beseitigen und das häusliche Leben zu heben; sie haben auch viele Nachahmung gefunden. Die Bibel ist jetzt in alle Hauptsprachen Indiens übersetzt und wird weit über die Grenzen der christlichen Kirche, ja sogar des missionarischen Einflusses hinaus studiert. Christliche Literatur in den Landessprachen und in Englisch hebt die Unwissenden und beeinflußt die Gebildeten. Unter der Menge, die so in Berührung mit der christlichen Lehre kommen, mehrt sich die Zahl derer, welche dem Anspruche Christi an sie Gehör schenken.

In allen Teilen des Landes predigen etwa 3000 Missionare — ordinierte, Laien und Schwestern — das Evangelium; etwa 25000 eingeborene Prediger, Bibelfrauen und Lehrer helfen ihnen, das Reich Christi zu bauen und auszubreiten. Die protestantische Christenheit zählt jetzt etwa eine Million. Während des letzten Jahrzehnts hat sie sich stärker vermehrt als irgend ein andrer Teil der Bevölkerung. Auch der Geist der Eintracht zur Wahrnehmung ihrer berechtigten Interessen wächst. Ihre Glieder, darunter nicht wenige aus den oberen Volksklassen, sehen ihre Lage gesicherter; den Bekehrten deckt eine einflußreichere Gesellschaftsklasse. Auch in der Unterhaltung ihres Pfarramts und ihrer Schulen hat die einheimische Kirche entschiedene Fortschritte gemacht.

Unter diesen Umständen sehnen wir uns nach einem noch höheren Grade christlichen Lebens und christlicher Erkenntnis. Die Zahl der Veranstaltungen zu diesem Zweck wächst. Immerhin ist bloßes Namenchristentum noch immer in einem uns demütigenden Umfang verbreitet; so ist der innigste Wunsch und das Gebet dieser Konferenz ein doppeltes: Belebung des geistlichen Lebens der Kirche und mächtige Ausdehnung über die bisherigen Grenzen hinaus. Die Tore öffnen sich, die Widersacher mehren sich. Es gibt kaum noch ein

Gebiet Indiens, das für eine weise, geduldige, eifrige Missionsarbeit nicht zugänglich wäre. Der Befehl Christi ist noch immer derselbe: „Machet zu meinen Jüngern alle Völker.“ Und auch an Seiner Verheißung hat es während der letzten zehn Jahre nicht gefehlt, Er ist bei uns gewesen „alle Tage“.

Indessen obgleich die evangelische Mission nun länger als ein Jahrhundert in Indien arbeitet, bleibt die doppelte Tatsache, daß die gegenwärtige Zahl der Missionare in keinem Verhältnis steht zu den sich uns auf allen Seiten darbietenden Arbeitsgelegenheiten, und daß sie weit zurückbleibt hinter dem, was die heimatliche Kirche recht wohl leisten könnte. Selbst wenn wir weiter nichts erstrebten als die klare und verständliche Predigt des Evangeliums an jeden Einwohner dieser Länder, würde der gegenwärtige Stab von Missionaren und eingeborenen Arbeitern durchaus unzureichend sein; — nur ein kleiner Teil der Bevölkerung kann regelmäßig besucht werden; weitaus die Mehrzahl der Dörfer bleibt überhaupt unbesucht. Wir erkennen durchaus an, daß der größte Teil dieser Reisepredigt nicht durch die Ausländer sondern durch die Mitglieder der indischen Kirche getan werden muß. Aber um diese indischen Arbeiter zu erziehen, anzuleiten und zu beaufsichtigen wird noch auf eine lange Reihe von Jahren eine beträchtliche Zahl von Missionaren erforderlich sein. Es ist gewiß keine übertriebene Schätzung der Bedürfnisse dieses Landes, wenn wir um einen Missionar und eine Schwester für je 50000 Einwohner bitten, und doch hieße das bereits, die gegenwärtigen Zahlen vervierfachen. Es ist die Meinung nüchterner, nachdenkender und eifriger Männer, daß um nun die bereits begonnenen Arbeiten erfolgreich durchzuführen und die deutlich geöffneten Türen zu besetzen, der Arbeiterstab innerhalb der nächsten zehn Jahre mindestens verdoppelt werden sollte.

Allein wir erklären ferner ausdrücklich, daß eine bloße klare und verständliche Predigt des Evangelii vor jedem Inder eine höchst unangemessene Erfüllung unserer Pflicht wäre[1]) Die Boten der Kirchen haben die Einflüsse des heiligen Geistes zu benutzen, um jahrhundertalte Vorurteile zu beseitigen, um Abneigung, Gleichgiltigkeit und Trägheit zu überwinden, um Aufmerksamkeit zu erregen, durch Taten der Barmherzigkeit Zuneigung für Christum zu erwecken, um durch ihr selbstloses und geweihtes Leben neue Lebensideale darzustellen. Sie haben eine tiefere Erkenntnis der Sünde zu erwecken, das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit zu vertiefen, und die Willensschwachen zu stärken, bis sie Helden werden. Bei diesen Bestrebungen kommen sie in Konflikt mit Priesterklassen, welche um ihrer Vorrechte willen für die Aufrechterhaltung der überlieferten Sitten streiten; sie müssen mit Teilnahme, aber auch mit richtiger Schätzung merkwürdige philosophische Systeme studieren, die von scharfsinnigen Männern verteidigt werden, sie haben soziale Abgründe zu überbrücken und zu christlicher Brüderschaft Volksklassen zu verbinden, welche seit Jahrtausenden getrennt gewesen sind; sie haben die Erfahrungen des Westens anzuwenden auf die Verhältnisse des Ostens; sie müssen neue Hilfsmittel für die Bedürfnisse der schnell wechselnden Zeiten auffinden; kurz

1) Dieser ebenso deutliche wie verständige Protest gegen die Weltevangelisationstheorie ist offenbar die Hauptsache in dem Appell.

sie sollen den Geist Christi zur Wirkung bringen in jedem Gebiete des persönlichen, häuslichen, sozialen und politischen Lebens des Volkes.

Daraus ergibt es sich, daß wir nicht nur Zahlen brauchen. Unser Werk ist ebensowohl intensiv als extensiv. Die Qualität der ausgesandten Arbeiter ist noch wichtiger als ihre Zahl. Da wir sehr verschiedene Gaben brauchen, appellieren wir an die Männer der gebildetsten Klassen unserer Vaterländer, welche ihr Leben dem Gehorsam Christi geweiht haben, ob nicht manche von ihnen einen Ruf hören, ihre Gaben — zum großen Teil das Erbe von 17 Jahrhunderten christlicher Kultur, — zur Bildung minder begünstigter Brüder und Schwestern in fernen Landen zu verwenden. Wir appellieren an Pastoren, Lehrer und Gelehrte, an Ärzte und Pflegerinnen, an Schriftsteller und Journalisten, an Männer von Organisationstalent und Geschäftserfahrung, an begüterte Christenmänner und -Frauen, daß sie sich fragen, ob sie nicht einen Ruf Gottes zu dieser Arbeit hören. Jeder Arbeiter voll des Geistes der Liebe, der Kraft, gesunden Menschenverstands, kurz mit den Eigenschaften, die zu Hause einen tüchtigen Pastor machen, wird hier für alle seine Gaben reichen Spielraum finden.

Wir wissen wohl, daß die angeführten Tatsachen nicht nur für Indien, sondern fast für alle Teile des Missionsfeldes gelten. Aber wir glauben, daß die Not Indiens, Barmas und Ceylons besondes dringlich ist, 1) wegen der reichen und einzigartigen Arbeitsgelegenheiten in diesen großen Dependenzen der britischen Krone und der großen Geneigtheit des Volks, abendländische Ideen aufzunehmen; 2) weil Indien, eben aus einem Jahrhunderte langen Schlafe erwachend, eben jetzt in einer besonders bildsamen Periode sich befindet, sodaß die guten oder bösen Eindrücke dieser entscheidenden Jahre wahrscheinlich sein Geschick auf Jahrhunderte hinaus bestimmen werden; 3) weil diese kritische Zeit schnell vorüber geht. Viele Arten des Weltgeistes, viele mit dem Geist Christi im Widerspruch stehende Tendenzen kämpfen auch mit um die Herrschaft in Indiens Geist und Gemüt; läßt man die jetzige Gelegenheit ungenutzt verstreichen, so werden sich in späteren Jahrzehnten die Schwierigkeiten häufen, uns schwächen und unser Werk hindern.

Im Namen unseres gemeinsamen Herrn Christus, um derer willen, die ohne Ihn wie Schafe ohne Hirten sind, bitten wir Sie, unsern Appell zu hören. Sie haben — nächst Gott — uns nach Indien hinausgesandt. Wir halten es für unsere Ehre, unser Leben für dieses Land zu geben. Um Christi und des Evangelii willen stärken Sie unsere Hände, befähigen Sie uns dem hohen Ziele unserer Berufung nachzustreben, bis die Reiche der Welt werden das Reich unseres Herrn und seines Gesalbten.

Ein neuer amerikanischer Missionsatlas.

Von R. Grundemann.

Die zweite Auflage meines neuen Missionsatlas war nach anstrengender Arbeit nahezu vollendet, der erste Bogen schon unter der Presse. Das ist die Zeit, in der bei immer noch neu auftauchenden Mängeln und Versehen der

Missionskartograph sehr deutlich empfindet, was Paulus 1. Kor. 13, 9 schreibt. Tief gebeugt war ich bei der Zusammenstellung der Nachträge und Berichtigungen, die auf den Karten selbst nicht mehr anzubringen waren.

In dieser Stimmung traf mich die Nachricht, daß ein neues amerikanisches Werk[1]) erschienen sei, das alles bisher in der Missionsgeographie Geleistete weit in den Schatten stelle. Der Intercollegian, das Blatt der amerikanischen Studentenbewegung, sagt in seiner Besprechung des Atlas, es sei schwer, ohne scheinbare Übertreibung von demselben zu sprechen, in Bezug sowohl auf die Vorzüglichkeit der Karten, als auch auf die Methode zur Darstellung der Missionen. Besonders wird die statistische Beigabe mit ihrer überwältigenden Fülle der bis ins einzelnste gehenden Angaben gerühmt.

Ich war sehr niedergeschlagen. Mein neuer Atlas schien mir durch das neue Werk überflüssig gemacht. Nach einigen erwartungsvollen Tagen erhielt ich das neue Werk, Teil I, einen starken Oktavband, Teil II, den Atlas in Folio, beide in ansprechendem, einfachen Kattunbande. Ich griff zuerst nach Teil II. Überwältigend wirkt sofort das Verzeichnis der Missionsgesellschaften. Ein zweites Verzeichnis, welches die angewendeten Signaturen in Unzialen (C. M. S.-Church. M. S. 2c.) erklärt und nur die direkt missionierenden Gesellschaften geben will, hat zwar gegen 100 Nummern weniger, zählt aber immer noch 309. Dann kommen 13 Seiten statistische Tabellen in 20 Rubriken, geordnet nicht nach den Gesellschaften, sondern nach den hauptsächlichsten Missionsgebieten, aber doch unter Aufführung der Daten in Bezug auf die einzelnen dort arbeitenden Gesellschaften — eine höchst wichtige Ergänzung zu Dennis Riesenarbeit. Weiter finden wir auf 22 Folioseiten ein Verzeichnis von ca. 5000 protestantischen Missionsstationen mit sehr eingehenden Angaben über jede einzelne. Man staunt über den großartigen Fleiß, der dazu gehörte, alle diese Angaben aus den direkt eingeforderten Originalmitteilungen zusammen zu tragen.

Endlich aber kommen wir zu den Karten. Es sind 18 Blätter, Doppelfolio (43 × 32 cm.), in reichem Farbendruck, ansprechend ausgeführt. Die politischen Grenzen sind überall hervorstechend angegeben, ohne daß die Farben aufdringlich wirken. Das Wasser ist in blauer Fläche, mit abgetöntem Küstenrande gegeben. Die Gebirge fehlen meistens gänzlich. Nur auf einigen Blättern sind sie in leichter Strichmanier schwarz angegeben. Die Schrift ist deutlich und gefällig, gelegentlich allerdings so klein und dicht, daß man ohne Lupe fast nicht fertig wird. Die Missionsstationen sind überall in rot, mit einen an ein rundes Tüpfchen gesetztem Kreuze angegeben, dessen Stellung oben oder unten, rechts oder links amerikanische, kontinentale, britische und internationale Mission unterscheidet. Die roten Unzialen J. und S., für Judenmission und Seemannsmission, sind bei unserer Auffassung der Mission

1) Harlan P. Beach, M. A., A Geography and Atlas of Protestant Missions, their environment, forces, distribution, methods, problems, results and prospects at the opening of the 20th century. New-York, Student volunteer movement for foreign Missions. 2 Vol., geheftet 16,— Mk.

hier nicht recht am Platze — aber man nimmt sie mit in den Kauf. Etwas umständlich wird der Gebrauch der Karten freilich dadurch, daß die betreffenden Gesellschaften bei den Stationen nicht angedeutet sind. Man muß jedesmal den Namen in dem Verzeichnis nachschlagen. Dort findet man die in der II. Liste erklärten Signaturen — dazu dann aber auch eine Fülle von Angaben: die Bezeichnung der Lage auf der Karte nach den mit Nummern und Buchstaben bezeichneten Vierecken, welche die Gradlinien bilden, das Stiftungsjahr, Zahl der Missionare, Frauen, unverheiratete Missionarinnen, die eingebornen Helfer und Helferinnen, Außenstationen, Schulen, Waisenhäuser, Hospitäler u. s. w. Die 39 Zeichen für alle diese Angaben sind am untern Rande jeder Seite erklärt. Eine derartige Vollständigkeit ist bis jetzt noch nirgends versucht worden. Die Vorreden[1]) sagen über dieses Stationsverzeichnis: „Es ist gleich wertvoll, wie einzigartig. So weit der Verfasser die Literatur kennt, ist nichts der Art jemals erschienen." (Vol I, VI.) „Voll ausgeschrieben würde es mehrere hundert Seiten eines Bandes von gewöhnlichem Format füllen." (Vol. II, 5.) Es wird dann noch auf die höchst praktische Einrichtung der Abreviaturen aufmerksam gemacht.[2]) In der Tat, wir müssen dieser eigenartigen Leistung auf den ersten Blick unsere volle Anerkennung zollen.

Da wir aber gerade bei den Vorreden sind, sehen wir zu, was dort über die Karten selbst gesagt ist. Sie sind in der kartographischen Anstalt von J. G. Bartholomew in Edinburgh hergestellt, deren glänzende Leistungen gerühmt werden. Den Kartographen spricht der Verfasser seinen besonderen Dank aus. (V. II.) An der kartographischen Arbeit also scheint er selbst sich nicht beteiligt zu haben.

Herr Beach ist der Educational Secretary der Studentenbewegung. Wenn ich recht verstehe, hat er für eine angemessene Vorbildung der Mitglieder des Bundes auf ihren bevorstehenden Missionsberuf zu sorgen. Dazu gehören die geeigneten literarischen Hilfsmittel, unter denen dies Werk vielleicht das hervorragenste bildet. Eine Serie von 32 Textbüchern war schon vorhanden, in denen sich auch Karten finden, auf denen aber nur „wenige Städte außer den von Missionaren besetzten erschienen. Dagegen sind diese Karten absichtlich gefüllt, um einen Begriff zu geben von dem Land, das noch einzunehmen ist."

Blicken wir nach dieser Bemerkung nochmals auf die Karten. Ich schlage gerade Nr. 7 auf, den indischen Archipel. Gefüllt ist das Blatt an einigen Stellen sehr reichlich. So z. B. sind von den Natuna-Inseln und den benachbarten und südlicheren Gruppen (im Westen von Borneo) mehr als 20 Namen angegeben, zum teil unbewohnte Klippen, zum teil kleine, vielleicht nur von etlichen Dutzend malaiischer Fischer bewohnte Eilande. Sind diese wirklich im Interesse der Mission absichtlich angegeben? Es würde ja nur

1) Jeder Band hat eine solche. Die in Band II umfaßt nur einige 40 Zeilen.

2) Eine Rezension im (Boston Herald 03, p. 126) sagt: It is a marvel both of fullness and condensation.

Unheil angerichtet, wenn ein etwas schwärmerischer junger Mann sich hiernach in den Kopf setzte, an einem dieser abgelegenen Plätze seine Lebenskraft dem Herrn zu weihen. Aber da stehen ja auch weit und breit all die „Steingestelle ohn' alles Gras und Moos" mit Namen genannt, die nur für den Seefahrer wichtig sind. Auch die andern Karten zeigen viel Vorgebirge und Buchten, die für die Mission gar keine Bedeutung haben. Bei näherer Prüfung findet man, daß *diese Blätter ihrer ganzen Anlage nach gar nicht Missionskarten, sondern allgemein geographische Karten sind*, die nur nachträglich mit den die Mission betreffenden Angaben versehen worden sind.

Diese Entdeckung wirft ein eigentümliches Licht auf die angeführte Bemerkung. Wir bedauern lebhaft, daß der wahre Sachverhalt verschleiert wurde. Warum wird uns nichts gesagt, daß diese Karten ursprünglich für *andere Zwecke* angefertigt worden sind und nur in Überarbeitung für die Missionsgeographie zurecht gemacht wurden?

Jetzt verstehen wir auch manche Mängel in der Disposition. Auf Nr. 14 Nordwestafrika, nehmen die Missionsgebiete einen ganz unverhältnismäßig kleinen Teil ein. Es war ungeschickt, auf einem Blatte ein Drittel des ganzen Erdteils zu zeichnen, wobei wichtige Felder wie Joruba, Goldküste u. s. w. in einem ungenügenden Maßstabe erscheinen. Der Missionskartograph mußte vor allem die *Missionsfelder* in ausreichendem Maßstabe zeichnen und ihre Lage im Ganzen auf einer Übersichtskarte zeigen. Eine Zeichnung im Maßstabe 1 : 12000000 [1]) reicht nicht aus, um sich einigermaßen über die landschaftliche Lage der Missionsstationen zu orientieren. Nur von der Halbinsel Sierra Leone ist ein genügendes Nebenkärtchen beigefügt. Das andere, Küstengebiete der Bucht von Biafra, hat nur den doppelten Maßstab des Hauptblattes. So ist für Ostafrika (Nr. 16) die Darstellung der Missionsfelder am Njassa bei weitem nicht genügend, ebenso auf Nr. 7 die der Felder auf Borneo und Celebes, während hier die Nebenkärtchen vom Batak-Gebiet und Nias dankenswerte Beigaben sind — allerdings recht nackte Missionskarten, nicht gefüllt mit Angaben über „das noch einzunehmende Land." Auch bei China würde man einige Teile im größeren Maßstabe wünschen, und ebenso den Blättern von Indien. Hier ist z. B. Tinnewelt (Nr. 12) so mit Schrift überfüllt, daß man nur einen wirren Eindruck bekommt. Hier hätte wenigstens durch Abkürzungen die Zeichnung etwas entlastet werden sollen. Von den polynesischen Feldern ist nur Tahiti, Hawaii und Neuseeland (Nordinsel) hervorgehoben; Viti, Samoa, Tonga und die melanesischen Missionen kommen nicht zu deutlicher Anschauung. Doch genug der Beispiele, die uns beweisen, wir haben es hier *gar nicht mit eigentlichen Missionskarten zu tun, sondern mit gewöhnlichen Karten, die zur Darstellung der Mission überarbeitet* und durch Zufügung einzelner Nebenkärtchen nur ungenügend ergänzt wurden.

Aber vollkommen ist in dieser Welt nichts. Wir wollen die Enttäuschung vergessen und uns dankbar freuen über die Fülle der Missionsinformation,

1) Andre Blätter haben einen größeren Maßstab bis ca. 1 : 5 Mill. Aber auch dieser genügt nicht. Nur das letzte Blatt hat 1 : 2½ Mill.

die uns bei aller Unvollkommenheit der kartographischen Form hier geboten wird. Wir hofften hier infolge der direkten Originalangaben, die Mr. Beach zu erhalten in der glücklichen Lage war, die geographische Situation so mancher Missionsstation zu erfahren, nach der wir Jahre lang vergeblich gesucht haben.

Coranderk, Cumeroongunga und mehrere andre australische Stationen sind oft erwähnt, aber nirgends war die Lage angegeben. Leider findet sich auch hier in dem großen Verzeichnisse kein einziger von diesen Orten. Die Vollständigkeit ist also doch nicht eine so vollkommene, wie man erwartete. Ähnlich geht es mit einigen seit lange gesuchten Plätzen in Britisch Guyana.[1]) Doch halt! da ist einer, Ebeny Point. Aber dahinter steht ein Fragezeichen und die Bemerkung: „am oberen Berbice-Fluß." Das ist eine sehr unbestimmte Angabe und auf der Karte steht der Name gar nicht. Solchen Fragezeichen aber begegnet man öfter und die Erläuterungen sagen: „Der Ort ist auf der Karte nicht zu finden, aber seine Lage ist im allgemeinen angegeben" — meist nach dem betreffenden Gradnetz-Viereck, dem im günstigsten Falle eine Fläche von ca. 12000 qkm (auf einigen Karten aber 8–9 mal mehr) entspricht.

Ich habe mir die Mühe genommen, diese Fragezeichen zu zählen. Wenn ich mich nicht verzählt habe, sind es 370!! Es fehlt also eine große Anzahl von Stationen auf den Karten, selbst wenn die Namen im Verzeichnis stehen. Dadurch wird der Wert der Karten sehr vermindert, um so mehr, da auch solche Plätze fehlen, deren Lage wohl bekannt ist, und mit etwas bestimmteren Angaben im Verzeichnis erwähnt wird. Aber warum fehlen sie auf der Karte? Ich glaube das Rechte zu treffen, wenn ich annehme, darum, weil der Missionsmann nicht die Karte machte, und dem Kartographen die Missionskenntnis fehlte.

Diese Annahme wird weiter bestätigt durch die Unrichtigkeiten in Wiedergabe der Namen. Es kommen in diesem Stücke mehrere geradezu ungeheuerliche Fehler vor. Gleich zu Anfang des Verzeichnisses finden wir: Abebisy als Basler Station genannt. Man denkt, das sei ein unangenehmer Druckfehler. Doch nein! Vier Nummern weiter steht Abetisi, siehe Abebisy. An der ersten Stelle ist dann nach den eingehenden statistischen Angaben, aus denen man sogar ersieht, daß auf der Station ein Kindergarten ist, auch der richtige Name in Klammern gesetzt. Die Erläuterungen sagen: „Das ist die eigene Schreibart der Missionsgesellschaft, aber nicht die der Karte." Auf der Karte steht auch wirklich Abebisy — jedenfalls ein lithographischer Fehler, der mit Fug und Recht hätte korrigiert werden sollen, oder wenn er erst nach dem Druck entdeckt wurde, an irgend einer Stelle zu berichtigen war. Hier aber wird aus der Not eine Tugend gemacht. Man will den Fehler nicht eingestehen und legalisiert ihn lieber. Wer diesen Atlas benutzt (zumal nach den Lobeserhebungen der Rezensionen) wird die Schreibung desselben jedenfalls für die richtige halten. In den großen Scharen der Missions-Volunteers wird

1) Ich habe 45 Missionsplätze notiert, die weder auf der Karte noch im Verzeichnis stehen

der Name dieser wichtigen Station fortan Abebisy lauten, und manche werden mitleidig lächeln über die deutsche Gesellschaft, die ihre Station mit einem verkehrten Namen nennt.

Diese Erwägung würde ich nicht geschrieben haben, oder würde sie sofort als eine Nörgelei tilgen, wenn das angeführte Beispiel vereinzelt dastände oder sich nur einige wenige dieser Art fänden. Aber man mustre die folgende Liste.

Für Abo: Aboa.	Für Siu-hin: Sihnin.
„ Abokobi: Agbogba.	„ Kyelang: Kailang.
„ Baziya Bazeia.	„ Chunar: Chanar.
„ Buluwayo: Bulawayo.	„ Bordhai: Borda.
„ Kafergod: Kaffergode.	„ Kotapad: Kotpad.
„ Gulbarga: Kulbarga.	„ Yellandu: Yelandur.
„ Darbhanga: Durbanzha.	„ Ramapatam: Ramiapatnam.
„ Khutitoli: Khatitolo.	„ Koraput: Korapur
„ Palaphe: Palachwe.	„ Tindivanam: Dindivaram.
„ Murtizapur: Murtazapur.	„ Paihia: Piahia.

Doch genug mit diesen 20 Beispielen. Jedem, der sich dafür interessiert, kann ich noch weitere 60 solcher legalisierten Druckfehler mitteilen. Nur in einem Falle (soweit ich mich erinnern kann) habe ich eine Berichtigung gefunden. Auf der Karte steht Ronthe. Im Verzeichnis ist auf Bonthe verwiesen, wo jene Schreibung als incorrect map spelling bezeichnet ist. Doch das ist eine Ausnahme. Die übrigen 80 falschen Namen werden in der Missionskunde ziemlich viel Verwirrung anrichten.

Endlich aber finden sich missionsgeographische Verstöße der schlimmsten Art in der falschen Ortsangabe mancher Stationen. Wadale, eine ganz bekannte, alte amerikanische Station, 40 km von Ahmednagar, ist ca. 550 km N. W., auf die Halbinsel Kathiawar verlegt, wo sich ein Ort Wadal findet. Tai-ping-fu in der Provinz Kwang-si, wohin vielleicht noch nie ein evangelischer Missionar gekommen ist, soll eine Station der Rheinischen M. G. sein — infolge Verwechselung mit Tai-ping, südöstl. v. Kanton. Bisrampur, Station der Deutschen evangelischen Synode in N. A., ist verwechselt mit dem gleichnamigen Orte im Tributstaate Sirgudscha, ca. 200 km n.[1]) Die Basler Station Anandapur im Kurglande ist weit nach Norden in die Vorberge des Himalaya versetzt, wo es auch ein Anandpur gibt. Desgleichen ist Puttur um 300 km von seiner richtigen Lage in die Nähe von Madras verlegt, obgleich die Karte an der richtigen Stelle den Namen Putur hat. Aburah ist ein Missionskreis der Wesleyaner auf der Goldküste. Der Missionar wohnt in Dunkwa, 20 km von der Küste. Die Karte aber zeigt Aburah 60 km nordöstl. von Kumase. Auch Agbogba (Abokobi) ist 75 km westl. von Christiansborg verlegt, während es 12 km nördl. liegt. Meine Liste hat noch 30 weitere falsche Ortsangaben, und ich glaube, daß ich manche noch nicht entdeckt habe.

1) In diesem Falle ist ausnahmsweise im Verzeichnis die richtige Lage angedeutet.

Daß eine Anzahl von Stationen, deren Ortsname wohl auf der Karte steht, nicht durch die rote Signatur als Station kenntlich gemacht ist, wollen wir nicht betonen. Solche Versehen schleichen sich leicht ein. Jene groben Verstöße aber zeugen von Mangel an Sachkenntnis, der überhaupt das Vertrauen zu dem Werke erschüttern muß.

Unter den Karten befindet sich auch eine solche von Europa, auf der ziemlich viele Missionsstationen sofort in die Augen springen, z. B. Berlin, Brandenburg, Leipzig, Frankfurt a. M. u. s. w. Das beigefügte J belehrt uns, daß nur die Judenmission gemeint ist. Fremde Evangelisationsarbeit in evangelischen Ländern ist nicht angegeben. Dagegen ist dieselbe in katholischen Ländern ganz so wie die Mission unter Heiden bezeichnet. An der Küste sind die Stationen der Seemannsmission hervorgehoben. — Nach meiner Auffassung sollte die Karte von Europa in einem Missionsatlas nur dazu dienen, Angaben über die heimatliche Seite der Heidenmission, die Sitze der Gesellschaften, ihre Gebiete, Seminare, ihre Hilfsvereine u. s. w. zu zeigen. Dasselbe sollte man auch auf den Karten der außereuropäischen, christlichen Länder erwarten. Es läge näher als das, was hier geboten wird. Doch hier reicht der Raum nicht, zu Auseinandersetzungen über die rechte Abgrenzung des Gebietes der Heidenmission. Daß in den B. St. die von verschiedenen Denominationen an den Negern getriebene Arbeit nicht erwähnt ist, muß man bedauern. In diesem Stücke hat die Missionskunde noch eine störende Lücke, deren Ausfüllung dringendes Bedürfnis ist.

Soviel über die Karten. Das schon mehrfach erwähnte, großartige Stationsverzeichnis verdient noch einer besonderen Prüfung, die sich sachgemäß mit einer eingehenden Besprechung der Statistik verbinden ließe. Ich möchte an dieser Stelle von beiden absehen. Dieses massenhafte Zahlenmaterial hat seine große Bedeutung, da es als Feststellung des Bestandes der Mission am Schlusse des 19. Jahrhunderts noch in späten Zeiten zu rate gezogen werden wird. Eine Prüfung seiner Richtigkeit sollte daher gründlicher ausgeführt werden, als es in dieser Besprechung möglich ist. Will's Gott, so komme ich später in einer besonderen Arbeit darauf zurück. Hier möchte ich mich vorläufig auf das Ergebnis einiger, kurzer Hand gemachter Stichproben beschränken. Bei der Missionsstatistik kommt alles darauf an, daß die Zahlen mit den Originalangaben der betreffenden Gesellschaften übereinstimmen. Aus diesem Gesichtspunkte prüfte ich die Angaben über 15 Missionsgebiete verschiedener englischer, amerikanischer und deutscher Gesellschaften. Es kamen im ganzen 108 Zahlen in Betracht. Davon zeigten 62 die volle Übereinstimmung mit den Originalangaben. Leichtere Abweichungen (+ — 1 bis 5) fanden sich bei 17; 29 aber stimmten ganz und gar nicht. Hier und da gelang es, einen Rechenfehler oder eine Auslassung als Grund der Verschiedenheit zu entdecken. Meistens aber blieb derselbe verborgen. Ob Druckfehler vorliegen, ist schwer zu entscheiden. Einige Fälle von Mißverständnis der Rubriken drängen sich bald auf, so z. B. wenn für den Goßnerschen Missionsverein 64365 Abendmahlsberechtigte angegeben sind, während die Spalte der Anhänger einen Bakatstrich zeigt, ebenso bei den Hermannsburgern in Afrika

25400 und bei der Rheinischen Mission in Holl.-Indien 20759. Was für eine Verschiebung geben schon diese 3 Zahlen![1]) Hiernach wird man die vorliegende Statistik nur mit großer Vorsicht gebrauchen dürfen.

Kommen wir aber endlich auf Band I, die Missionsgeographie, die bereits vor einem Jahre erschienen ist. Man hatte damals gehofft, der Atlas sollte bald nachfolgen. Aber die Fertigstellung der Karten verzögerte sich über Erwarten. In manchen Blättern ist der erste Band schon besprochen. Der (Boston) Herald, 02 p. 258 rühmt das Buch: „als zusammenfassende Darstellung des gegenwärtigen Bestandes und Ausblick in die Zukunft des ganzen Missionswerks, mit dem nichts zu vergleichen ist." „Mr. Beach verpflichtet nicht blos das Student Volunteer Movement, sondern die ganze christliche Welt zur Dankbarkeit für die Herstellung eines so wertvollen Werkes."

Sehen wir es uns selber an. Es besteht aus 21 Abschnitten: Die Aborigines von Amerika (26),[2]) Mexiko (8), Centralamerika (9), Westindien (9), Südamerika (20), Ozeanien (10), Neuseeland nebst Australien und Neuguinea (9), der Malaiische Archipel (7), Japan (15), Korea (11), China (18), Siam nebst Malakka (6), Barma und Ceylon (11), Indien (17), Persien (10), Türkei (8), Afrika (22), Madagaskar (8), tatsächlich unbesetzte Felder (14), Judenmission (5), Japaner und Chinesen in christlichen Ländern (5).

Nicht blos die Reihenfolge, die wir dem Amerikaner gern gönnen, sondern die Verteilung des Stoffes weicht merklich von den bisherigen ähnlichen Werken ab. In Gunderts Handbuch nimmt die Afrikanische Mission mehr als 1/5 des Ganzen ein, hier 1/28, Indien dort ebenfalls 1/5, hier 1/38. Der Malaiische Archipel dort 1/22, hier 1/38 u. s. w. Man sieht, Gundert traf seine Disposition nach der Bedeutung und Ausdehnung der Mission in den verschiedenen Gebieten, während Beach sich weit mehr an die geographische Einteilung anschließt und dadurch zu einer gewissen Egalisierung kommt. Wenn dabei der Gedanke mitwirkte, daß in allen Ländern die Verkündigung des Evangeliums so dringendes Bedürfnis ist, daß dahinter alle sonst so bedeutenden Unterschiede zurücktreten müssen, so vermißt man schon hier eine scharfe Definition des zu behandelnden Gegenstandes, wie sie z. B. Dennis dankenswerter Weise gegeben hat, obgleich wir ihr freilich nicht in allen Stücken zustimmen können.

Die angedeutete annähernde Egalisierung aber hat darin schlimme Folgen, daß die wichtigsten Missionsgebiete viel zu kurz kommen. Es ist ja doch z. B. gar nicht möglich, Indien mit seinen fast 300 Millionen recht verschiedenartiger Völker, unter mannigfaltigen Verhältnissen, auf wenig mehr Raum zu

1) Wie bei Dennis (1902, 327.) wird auch von Beach mit anderen statistischen Grundbegriffen gerechnet, als wir sie für richtig halten. Das gibt sehr bedeutende Differenzen. Außerdem zeigen B.'s Angaben große Lücken, da sie diejenigen christianisierten Gebiete, die in den Statistiken der Miss.-G. G. nicht mehr aufgenommen werden, ganz beiseite lassen. Am stärksten tritt das hervor im niederländischen Archipel und in Westindien. Eine Kritik der B.'schen Statistik würde sehr umfangreich werden müssen. D. H.

2) Die beigefügten Zahlen zeigen den Umfang nach Oktavseiten.

behandeln, als Japan mit seinen 44 Millionen einheitlicher Bevölkerung unter gleichartigen Verhältnissen.

Diese Unzuträglichkeit tritt mehrfach hervor, schon im 1. Abschnitt der betreffenden Kapitel, welcher die geographische und ethnographische Schilderung bringt, sowie die vorhandenen Religionsverhältnisse darlegt. In dem zweiten, der eine Darlegung der zur Zeit bestehenden Missionsveranstaltungen, der Arbeiter, der Arbeitsmethode, der Hindernisse, der Erfolge, der Aussichten in die Zukunft gibt, macht sich der Übelstand noch viel mehr fühlbar.

Vielleicht hätte sich der Verfasser noch während seiner Arbeit zu einer andern Einteilung und Scheidung der einzelnen wichtigsten Missionsfelder eines größeren Gebietes entschlossen, wenn er die Fülle seines aus umfassendem Material gesammelten Missionswissens selbständig zu einheitlichen anschaulichen Bildern verarbeitet hätte. Zwar betont er kräftig die hier nötige Anschaulichkeit, um derentwillen er alle trockenen Zahlen und sonstige Angaben (welche in den II. Teil gehören) verbannt hat. Leider war er durch „Mangel an Raum gezwungen, auf das kritische Element, das D. Warnecks Schriften so wertvoll macht" zu verzichten (p. VI). In einem wissenschaftlichen Werke sollte ja freilich dazu der Raum nicht fehlen dürfen. Aber der Verfasser arbeitete zum großen Teil auch nicht als wissenschaftlicher Schriftsteller, sondern als fleißiger Redaktor. In der Überzeugung, daß seine Darstellung an Wert gewinne, wenn er möglichst viel Autoritäten zu Wort kommen ließe, hat er sich bemüht, durch Zitate aus den Werken berühmter Männer oder auch aus den ad hoc gemachten Originalmitteilungen langjähriger Augenzeugen seinen Lesern den Gegenstand vorzuführen. Das Verzeichnis im 1. Anhang enthält die Namen von 184 solchen Mitarbeitern, während Anhang 2 der Katalog einer ziemlich vollständigen Missionsbibliothek ist, aus der er geschöpft hat. Leider sind die Quellen nicht in jedem Falle angegeben, „um den Band nicht mit Fußnoten über die hunderte von benutzten Quellen zu belasten." Der Verfasser hat sich damit begnügt, in der Vorrede auf Anhang 2 zu verweisen.

Nehmen wir aber eine Probe, wie sich nun dies Verfahren bewährt hat. In einzelnen Kapiteln hatte der Stoff doch in gewissen Beziehungen zu einer weiteren Scheidung gedrängt. Die Völker Afrikas konnten nicht in einheitlicher Schilderung behandelt werden. Semiten, Hamiten, Neger und Bantu sind besonders behandelt. Die letzteren werden (S. 442) nach kurzen Bemerkungen über ihre Farbe und Sprache uns in einer „Federzeichnung" des bekannten Professors Drummond vorgeführt. Er schildert sie als armselige Geschöpfe, in endlosen Wäldern versteckt lebend, in beständiger Furcht einer vor dem andern, und alle vor dem gemeinsamen Feinde, dem Sklavenjäger. „Hier lebt der Mensch in seiner jungfräulichen Einfachheit ohne Kleider, ohne Zivilisation, ohne Unterricht, ohne Religion — das echte Kind der Natur, gedankenlos, sorglos und zufrieden. — — — Ein zugespitzter Stock ist sein Speer, 2 aneinander geriebene Stöcke geben ihm Feuer, 50 zusammengebundene Stöcke bilden sein Haus. Die abgeschälte Rinde dient ihm zur Kleidung, die Früchte seine Nahrung." D. beschreibt dann das Begräbnis eines Afrikaners, dem sein ganzes Besitztum mit ins Grab gegeben wurde: 1 Pfeife, 1 Messer, 1 irdener Napf, Pfeil und Bogen — das war alles. — — — Zu schlecht bewaff-

net um zu jagen, leben sie ausschließlich von vegetabiler Nahrung; einen kleinen Teil des Jahres sind sie, wie die Affen, auf wilde Früchte und Kräuter angewiesen. Aber die Hauptnahrung ist der fade Hirsebrei, der in Unmassen verschlungen wird. Dann wird der sehr einfache Ackerbau ausführlich geschildert, wobei die niedere Stellung der Frau berührt wird. Weiter läßt sich nichts von ihrem leeren Leben berichten.

Nun fährt Mr. Beach fort: „Es ist nur billig, auch die lichtere Seite dieses traurigen Bildes zu zeigen", und zitiert eine Beschreibung der Sulus von einem Missionsveteranen Dr. Tyler. Dieser meint, daß sie in geistiger und physischer Tüchtigkeit keinem Weißen nachstehen. Sie sind einer so hohen Kultur, wie irgend ein Volk auf Erden fähig — gefühlvoll und doch logisch, wie ein haarspaltender Yankee-Advokat. Ein bekannter Afrikareisender sagt: „Sie sind von Natur ladies und gentlemen — — und stellt sie in mehrfacher Beziehung über seine Landsleute."

Das ist alles, was über die Bantu gesagt wird. Der Verfasser hat nichts getan um das schroffe Dilemma zu lösen. Hier ist es ihm verhängnisvoll geworden, daß er sich zur Kritik keine Zeit nahm. Wie soll nun ein Student aus dieser Schilderung eine zutreffende Vorstellung gewinnen von den Völkern, unter denen die Mission in Transvaal, am Sambesi, am Njassa, in Kamerun u. s. w. arbeitet? Wo hat sie es nun zu tun mit jenen elenden Naturkindern und wo mit den edeln Wilden?

Dies Beispiel wurde vorweg genommen, weil es in schlagendster Weise zeigt, wohin die Charakteristik ganzer Gebiete durch Schilderungen und Urteile führt, die sich auf Einzelheiten beziehen und im geistreichen Feuilletonstil auf die Spitze getrieben sind. Im Zusammenhange bietet das betreffende Kapitel über Afrika folgendes. Nach einem kurzen Präludium mit Drummonds „sententiöser" Unterscheidung von drei Afrikas[1]), die für die Mission wenig zu bedeuten hat und jetzt nicht mehr zeitgemäß ist, wird 1. die Größe des Erdteils nach 4 verschiedenen Berechnungen angegeben. Der Verf. sagt nicht, welche er für die zutreffendste hält. 2. Bodengestaltung (3/4 S.). 3. Flüsse. Nur der Nil wird eingehender besprochen; Niger, Kongo und Sambesi sind nur mit Namen genannt. 4. Seen. Die Missionen an den 3 großen Seen werden irrtümlich als teilweise Ausführung der „Apostelstraße" Krapfs bezeichnet. Die letztere sollte nur von Kairo nach Abessinien führen. Krapf plante vorher eine Stationenkette durch den Erdteil von Ost nach West. 5. Charakteristische Landschaften. Wüsten und Steppen werden kurz, die Savannen mit einer ausführlichen Schilderung Drummonds (von Ostafrika) vorgeführt; die Urwaldregion mit Livingstones Worten. 6. Reisen in Afrika — mit Dampfschiff, gelegentlich mit Kamelkarawanen, Ochsenwagen, Fahrrad, Eisenbahn. Diese Reisegelegenheiten werden kurz charakterisiert. Am gewöhnlichsten geht man zu Fuß, oder läßt sich in der Hängematte tragen. Sehr allgemeine Schilderung aus der Feder des katholischen Bischof Augouard (nicht — gonarde). Schwierigkeiten mit den Trägern und wie man suchen muß sich

1) 1. Wohin die Kranken gehen, 2. das Afrika der Sulus und Diamanten, dessen Geographie uns die beiden Lehrmeister Krieg und Aktienbörse lehren, und 3. das Afrika Livingstones und Stanleys!

behandeln, als Japan mit seinen 44 Millionen einheitlicher Bevölkerung unter gleichartigen Verhältnissen.

Diese Unzuträglichkeit tritt mehrfach hervor, schon im 1. Abschnitt der betreffenden Kapitel, welcher die geographische und ethnographische Schilderung bringt, sowie die vorhandenen Religionsverhältnisse darlegt. In dem zweiten, der eine Darlegung der zur Zeit bestehenden Missionsveranstaltungen, der Arbeiter, der Arbeitsmethode, der Hindernisse, der Erfolge, der Aussichten in die Zukunft gibt, macht sich der Übelstand noch viel mehr fühlbar.

Vielleicht hätte sich der Verfasser noch während seiner Arbeit zu einer andern Einteilung und Scheidung der einzelnen wichtigsten Missionsfelder eines größeren Gebietes entschlossen, wenn er die Fülle seines aus umfassendem Material gesammelten Missionswissens selbständig zu einheitlichen anschaulichen Bildern verarbeitet hätte. Zwar betont er kräftig die hier nötige Anschaulichkeit, um derentwillen er alle trockenen Zahlen und sonstige Angaben (welche in den II. Teil gehören) verbannt hat. Leider war er durch „Mangel an Raum gezwungen, auf das kritische Element, das D. Warnecks Schriften so wertvoll macht" zu verzichten (p. VI). In einem wissenschaftlichen Werke sollte ja freilich dazu der Raum nicht fehlen dürfen. Aber der Verfasser arbeitete zum großen Teil auch nicht als wissenschaftlicher Schriftsteller, sondern als fleißiger Redaktor. In der Überzeugung, daß seine Darstellung an Wert gewinne, wenn er möglichst viel Autoritäten zu Wort kommen ließe, hat er sich bemüht, durch Zitate aus den Werken berühmter Männer oder auch aus den ad hoc gemachten Originalmitteilungen langjähriger Augenzeugen seinen Lesern den Gegenstand vorzuführen. Das Verzeichnis im 1. Anhang enthält die Namen von 184 solchen Mitarbeitern, während Anhang 2 der Katalog einer ziemlich vollständigen Missionsbibliothek ist, aus der er geschöpft hat. Leider sind die Quellen nicht in jedem Falle angegeben, „um den Band nicht mit Fußnoten über die hunderte von benutzten Quellen zu belasten." Der Verfasser hat sich damit begnügt, in der Vorrede auf Anhang 2 zu verweisen.

Nehmen wir aber eine Probe, wie sich nun dies Verfahren bewährt hat. In einzelnen Kapiteln hatte der Stoff doch in gewissen Beziehungen zu einer weiteren Scheidung gedrängt. Die Völker Afrikas konnten nicht in einheitlicher Schilderung behandelt werden. Semiten, Hamiten, Neger und Bantu sind besonders behandelt. Die letzteren werden (S. 442) nach kurzen Bemerkungen über ihre Farbe und Sprache uns in einer „Federzeichnung" des bekannten Professors Drummond vorgeführt. Er schildert sie als armselige Geschöpfe, in endlosen Wäldern versteckt lebend, in beständiger Furcht einer vor dem andern, und alle vor dem gemeinsamen Feinde, dem Sklavenjäger. „Hier lebt der Mensch in seiner jungfräulichen Einfachheit ohne Kleider, ohne Zivilisation, ohne Unterricht, ohne Religion — das echte Kind der Natur, gedankenlos, sorglos und zufrieden. — — — Ein zugespitzter Stock ist sein Speer, 2 aneinander geriebene Stöcke geben ihm Feuer, 50 zusammengebundene Stöcke bilden sein Haus. Die abgeschälte Rinde dient ihm zur Kleidung, die Früchte seine Nahrung." D. beschreibt dann das Begräbnis eines Afrikaners, dem sein ganzes Besitztum mit ins Grab gegeben wurde: 1 Pfeife, 1 Messer, 1 irdener Napf, Pfeil und Bogen — das war alles. — — — Zu schlecht bewaff-

net um zu jagen, leben sie ausschließlich von vegetabiler Nahrung; einen kleinen Teil des Jahres sind sie, wie die Affen, auf wilde Früchte und Kräuter angewiesen. Aber die Hauptnahrung ist der fade Hirsebrei, der in Unmassen verschlungen wird. Dann wird der sehr einfache Ackerbau ausführlich geschildert, wobei die niedere Stellung der Frau berührt wird. Weiter läßt sich nichts von ihrem leeren Leben berichten.

Nun fährt Mr. Beach fort: „Es ist nur billig, auch die lichtere Seite dieses traurigen Bildes zu zeigen", und zitiert eine Beschreibung der Sulus von einem Missionsveteranen Dr. Tyler. Dieser meint, daß sie in geistiger und physischer Tüchtigkeit keinem Weißen nachstehen. Sie sind einer so hohen Kultur, wie irgend ein Volk auf Erden fähig — gefühlvoll und doch logisch, wie ein haarspaltender Yankee-Advokat. Ein bekannter Afrikareisender sagt: „Sie sind von Natur ladies und gentlemen — — und stellt sie in mehrfacher Beziehung über seine Landsleute."

Das ist alles, was über die Bantu gesagt wird. Der Verfasser hat nichts getan um das schroffe Dilemma zu lösen. Hier ist es ihm verhängnisvoll geworden, daß er sich zur Kritik keine Zeit nahm. Wie soll nun ein Student aus dieser Schilderung eine zutreffende Vorstellung gewinnen von den Völkern, unter denen die Mission in Transvaal, am Sambesi, am Njassa, in Kamerun u. s. w. arbeitet? Wo hat sie es nun zu tun mit jenen elenden Naturkindern und wo mit den edeln Wilden?

Dies Beispiel wurde vorweg genommen, weil es in schlagendster Weise zeigt, wohin die Charakteristik ganzer Gebiete durch Schilderungen und Urteile führt, die sich auf Einzelheiten beziehen und im geistreichen Feuilletonstil auf die Spitze getrieben sind. Im Zusammenhange bietet das betreffende Kapitel über Afrika folgendes. Nach einem kurzen Präludium mit Drummonds „sententiöser" Unterscheidung von drei Afrikas[1]), die für die Mission wenig zu bedeuten hat und jetzt nicht mehr zeitgemäß ist, wird 1. die Größe des Erdteils nach 4 verschiedenen Berechnungen angegeben. Der Verf. sagt nicht, welche er für die zutreffendste hält. 2. Bodengestaltung (5/4 S.). 3. Flüsse. Nur der Nil wird eingehender besprochen; Niger, Kongo und Sambesi sind nur mit Namen genannt. 4. Seen. Die Missionen an den 3 großen Seen werden irrtümlich als teilweise Ausführung der „Apostelstraße" Krapfs bezeichnet. Die letztere sollte nur von Kairo nach Abessinien führen. Krapf plante vorher eine Stationenkette durch den Erdteil von Ost nach West. 5. Charakteristische Landschaften. Wüsten und Steppen werden kurz, die Savannen mit einer ausführlichen Schilderung Drummonds (von Ostafrika) vorgeführt; die Urwaldregion mit Livingstones Worten. 6. Reisen in Afrika — mit Dampfschiff, gelegentlich mit Kamelkarawanen, Ochsenwagen, Fahrrad, Eisenbahn. Diese Reisegelegenheiten werden kurz charakterisiert. Am gewöhnlichsten geht man zu Fuß, oder läßt sich in der Hängematte tragen. Sehr allgemeine Schilderung aus der Feder des katholischen Bischof Augouard (nicht — gonarde). Schwierigkeiten mit den Trägern und wie man suchen muß sich

1) 1. Wohin die Kranken gehen, 2. das Afrika der Sulus und Diamanten, dessen Geographie uns die beiden Lehrmeister Krieg und Aktienbörse lehren, und 3. das Afrika Livingstones und Stanleys!

zu helfen, zeigt das Zitat eines Beispiels des „saintly" Henry Drummond, das wohl mehr in eine Sammlung kurioser Anekdoten, als in ein wissenschaftliches Werk gehört.

Es folgt II. Das Klima und seine Bedeutung für die Mission. Temperatur, Regen, Gesundheit — die drei Abschnitte über ganz Afrika umfassen 1¼ S. III. Ethnologie. Die Semiten, Hamiten und Neger, sowie Hottentotten und Buschleute werden kürzer abgemacht. Länger ist die Schilderung der Bantu, die wir im Auszuge schon mitteilten. IV. Religion und Moral. 1. Gebiete und Verhältniszahlen der verschiedenen Religionsbekenner. 2. Kurze Bemerkung über Protestantismus und Katholizismus — etwas mehr über Kopten und Abessinier. 3. Die Mohammedaner. 4. Das heidnische Afrika. Was auf kaum 2 Seiten über Fetischismus, Ahnendienst und einer etwas höheren Form des Gottesglaubens[1]) und der Zauberei gesagt ist, dürfte kaum genügen, nur die einfachste Grundlage zu einem wissenschaftlichen Verständnis des afrikanischen Heidentums zu bilden. Nr. V hat die Überschrift: „Politisches und prophetisches (!) Afrika." Einige Bemerkungen über die natürlichen Hilfsquellen des Erdteils und die Fähigkeit der Afrikaner sie zu entwickeln, sowie über die politischen Verhältnisse führen zu dem Ausblick in die Zukunft, daß die zivilisierenden und christianisierenden Einflüsse schließlich eine Wohltat für den Kontinent sein werden.

Die zweite Abteilung des Kapitels behandelt die Mission. Zur Einleitung dient ein Zitat mit dem Thema: „Britische Missionare sind überall die Pioniere des Reichs gewesen." Die Kritik fehlt. Es wird nur zugefügt, daß auch die Missionare anderer Länder sich um die Zivilisation verdient gemacht haben. Ihr größter Ruhm aber ist die innere Umgestaltung durch das Evangelium, von der zwar wenig erreicht — aber viel für die Zukunft zu erwarten ist. Nun folgen I. die Missionsgesellschaften und ihre Felder. 1. Drei Angaben über die Zahl der arbeitenden Gesellschaften werden nebeneinander gestellt: Noble 140, meine Kl. M.-Geographie 45, Beach in Bd. II, 95. Das verschiedene Zählungsprinzip bleibt unberücksichtigt. 2. Hier werden nur die jungen Gesellschaften kurz mit Namen aufgeführt, welche die hervorragendste Arbeit tun, nach den Rubriken: Nord-A., Ost-A., Süd-A. und Westafrika. 3. Wird darauf hingewiesen, wie die meisten Stationen an der Küste liegen oder an Flüssen und Seen, und wie sich die Gesellschaften auf mohammedanisches und heidnisches Gebiet verteilen. II. Typen der Afrikaner, unter denen gearbeitet wird. 1. Christen: Kopten und Abessinier. 2. Mohammedaner mit Hervorhebung des Senussi-Ordens. 3. Über die Evangelisation der 90 Millionen Heiden werden mit einem Zitat von Krapf gegen Verzagtheit und einem solchen von Mackenzie über die Vielseitigkeit des Missionars in Südafrika einige ganz allgemeine Betrachtungen verbunden. 4. Schwierigkeiten in den Gebieten mit eindringender europäischer Kultur, wobei Scheußlichkeiten von Beamten des Kongostaates speziell vorgeführt werden, sowie die Spannung der schwarzen und weißen Christen in Transvaal. Auch die Äthiopische Bewegung wird behandelt, doch ohne daß man einen genaueren Ein-

1) Bei den „Galwa" — soll wohl Galla heißen.

blick gewinnt. 5. Andere Probleme, wie Polygamie, Unzucht, Trunksucht werden nur kurz angedeutet, ohne eingehende Behandlung. 6. Viele tröstliche Züge stehen diesen Schwierigkeiten gegenüber: Gastfreundschaft, Willigkeit zu hören, feste Ordnungen, Unsterblichkeitsglaube u. s. w.

III. Wege der Missionsarbeit. 1. Ärztliche Hilfe wird geschildert mit einem Zitat von Dr. Prentice von Bandawe. 2. Evangelisation. Ein leuchtendes Beispiel erfolgreicher Arbeit am Njassa und ein kurzer Hinweis auf das „wunderbare Pfingsten" in Uganda ohne Schilderung des Durchschnitts, wird manchen Leser zum Generalisieren verleiten. 3. Schriftstellerische Tätigkeit. In 115 der 600 Sprachen und Mundarten Afrikas ist die Bibel oder Teile derselben übersetzt. Es werden interessante Bemerkungen Pilkingtons über Übersetzung in Luganda zitiert. 4. Unterricht. Die Anfänge desselben werden sehr eingehend von Dr. Laws (Bandawe) beschrieben als Gegenstück das Kolleg der Amerikanischen Presbyterianer in Asiut, mit einem sehr rühmenden Zitat. Beides steht sehr unvermittelt gegenüber. Eine treffende Darstellung der evangelischen Missionsschule in Afrika und ihrer Leistungen gewinnt der Leser nicht. 5. Die industrielle Erziehung wird einseitig am Beispiele von Lovedale gezeigt.

IV. Aufgaben der afrikanischen Kirche. 1. Weiteste Evangelisation durch Eingeborne. Auch hier wieder ein paar Lichtbilder, die nicht einen treffenden Begriff vom Ganzen geben. 2. Überwindung der Überreste der Sklaverei. 3. Polygamie. Über dies wichtige Problem kommt der Verfasser in 7½ Zeile hinweg, um fast siebenmal mehr über Frauenarbeit und Arbeit an den Frauen zu schreiben. Zwei Bilder in Kleinmalerei nehmen mehr als die Hälfte davon ein. 4. Ausrottung der Trunksucht. Die schwerste Verantwortung hat der europäische Handel. In vielen Missionen zeigt sich aber, was durch die Temperenzgesellschaften getan werden kann.

V. Afrikas Hoffnungen und Bedürfnisse. Zwei Aussprüche werden ausführlich citiert. Der eine von dem in einem Kampf getöteten G. L. Pilkington in Uganda ermahnt zur vollen Hingabe an den Herrn. Der andere von einer der glänzenden Trophäen der Mission, einem eingebornen Christen in Natal, der unter den Schrecken des Krieges wünscht, daß die Christenheit Südafrika mit christlichen Missionaren überschwemmen und genügendes Geld zur Gründung von Anstalten geben möge, in denen Eingeborne als tüchtige Führer zum Kampf gegen alle Gottlosigkeit ausgebildet werden könnten.

Die Skizzirung dieses einen Kapitels wird genügen zu zeigen, wie wenig diese Darstellungsweise geeignet ist, um eine gründliche wissenschaftliche Kenntnis des schwarzen Erdteils als Missionsgebiet und der daselbst getriebenen Missionsarbeit zu gewinnen. Die Zitate, denen man es oft genug anmerkt, daß sie gewählt wurden, um den Leser zu fesseln, und die in ihrer Kleinmalerei nicht verschmähen ungehörige, kuriose Sachen zu bringen,[1]) sind un-

1) S. 481. Zur Charakterisierung des Orientierungssinnes wird angeführt, daß ein Madagasse einem Missionar sagte, in seinem nördlichen Schnurrbart hänge eine Krume. — Zur Mission in Brit. Borneo, wo nicht einmal

geben von einer sehr allgemeinen, oberflächlichen Darstellung, durch die ein empfindlicher Mangel an gründlicher Sachkenntnis hindurch scheint. Unangenehm berührt ein rhetorisches Gepränge, das der Sache wenig nützt. — Als schweren Mangel empfindet man es, daß der Verfasser sich gar nicht näher auf Erörterung der wichtigen Missionsprobleme einläßt und seinen Lesern nicht zur Gewinnung eines selbständigen Urteils hilft. — Die unvermittelte Nebeneinanderstellung ganz verschiedener Ansichten wird geradezu unerträglich. Obgleich durch die allgemeine Haltung der Verfasser in weitem Maße vor Unrichtigkeiten geschützt wurde, sind solche hier und da doch zu Tage gekommen. Von Sumatra wird Munson und Lyman erwähnt und des weiteren von der Arbeit unter den Mohammedanern gesprochen. Von dem außergewöhnlich gesegneten Werke unter den heidnischen Batakken, die nur in der letzten Zeile mit Namen genannt sind, scheint der Verfasser keine Kenntnis zu haben, wie er denn auch Dr. Schreiber als einen langjährigen Mohammedanermissionar bezeichnet (S. 193).) Das großartige Missionswerk in der Minahaßa, wo die Christianisierung der ganzen Alifurenbevölkerung zu unsern Zeiten stattgefunden hat, ist ihm ebenfalls unbekannt, denn er hält die Christen auf Celebes für Früchte der alten holländischen Regierungs-Mission. (S 192.)

Manche Kapitel sind besser als andere gelungen, wie z. B. Japan und Korea. Es scheint, daß dort geeigneteres Material vorlag. Gerade diese beiden Kapital zeigen, wie verfehlt die Disposition war, nach der so ausgedehnte Gebiete wie Afrika, Indien u. a. einheitlich behandelt wurden.

Wir erkennen den großen Fleiß an, der auf die Geographie, auf die Statistik und das Stationsverzeichnis verwendet wurde. Es ist aber nur eine Registraturarbeit dabei herausgekommen, die der Missionswissenschaft keine ersprießlichen Dienste leisten wird. Schon von dem Atlas mußten wir die Befürchtung aussprechen, daß er in manchen Stücken Verwirrung anrichten werde. Vielleicht noch mehr ist dies von der Geographie zu sagen, durch die der Leser so vielfach von den Missionsfeldern und der Missionsarbeit eine verfehlte Vorstellung gewinnen wird.

Es ist für den Stand der Missionswissenschaft in Amerika ein charakteristisches Zeichen, daß dieses Werk von leitenden Blättern mit so überschwenglichen Lobeserhebungen angepriesen wird. Bei dem großen Missionseifer, der sich im Student Volunteer Movement zeigt, sollte mehr klare Sachkenntnis und wissenschaftliches Verständnis gefördert werden, als durch dieses Werk geschieht, das gewiß für Tausende die Hauptquelle ihres Studiums bilden wird. Wahrhaft fruchtbar wird der Eifer nur, wenn er mit gediegener und nüchterner Sachkenntnis verbunden ist.

---

der Name Sarawak genannt ist, wird gesagt, die hochkirchlichen Herrn müßten wohl über den Unterschied der Wirklichkeit von den Idealen lächeln in ihren unbeschreiblichen Blätterkapellen, oder bei den Zwischenrufen bei ihren Predigten und Amtshandlungen, wie z. B. bei den Worten der Begräbnisliturgie „Selig sind die Toten u. s. w." ein Mann gerufen habe: „Dieser wäre nicht gestorben, wenn er nicht Hering gegessen hätte." Solche Mätzchen gehören nicht in ein ernstes wissenschaftliches Werk.

Chronik.

Im vergangenen Jahre ist unter dem Namen „Missionary Society of the Church of England in Canada“ die erste offizielle anglikanische Kirchenmission konstituiert worden. Der Vorsitzende derselben ist der Primas des Kanadischen Zweigs der Kirche von England, Mitglied jedes Glied dieser Kirche, der Board of management die Generalsynode, die Exekutive ist in die Hand zweier Komiteen gelegt, eines weiteren, welches aus sämtlichen Bischöfen und je 2 Geistlichen und 2 Laien aus jeder Diöcesansynode, und eines engeren, welches aus 2 Bischöfen, 2 Geistlichen und 2 Laien besteht. Ein von der Generalsynode erwählter Sekretär hat die geschäftliche Leitung. Aber das Charakteristischste ist, daß die Einnahmen proportionaliter auf die 22 Diöcesen der Dominion als eine Art freiwilliger Kirchensteuer verteilt sind, ein Modus der Beitragssammlung, den auch die anglikanische Kirche der Vereinigten Staaten acceptiert hat (Int. 1903, 254. M. Field 1903, 138). Wie dieser Apparat arbeitet, muß die Zukunft lehren; das Experiment den deutschen Missionen zur Nachahmung zu empfehlen unterliegt den ernstesten Bedenken. Zur Zeit hat sich diese neue offizielle Kirchenmission bis zu einem gewissen Grade alliiert mit dem kanadischen Zweige der englischen Church Miss. Soc., die ihr Werk in der Dominion of Canada noch fortsetzt, aber wie es scheint, sich mit dem Gedanken trägt, es nach und nach der Kanadischen anglikanischen Kirche zu überlassen.

Wie in England und Amerika und jüngst auch in Australien eine wachsende Bewegung im Gange ist, welche nicht eine Church Union, aber eine Christian Unity through **Church Federation** unter verwandten Denominationen, besonders unter den verschiedenen Zweigen der größeren Kirchenfamilien, namentlich der presbyterianischen, anstrebt (Miss. Rev. 1903, 385. Unit. Free Ch. of Sc. Rec. 1903, 218), so breitet sich diese Bewegung auch auf verschiedenen Missionsgebieten immer kraftvoller aus. In Japan hat sie bekanntlich bereits zu einem Zusammenschluß der kongregationalistischen, presbyterianischen und bischöflichen Gemeinen geführt und neuerdings wird aus Indien und aus China berichtet, daß die verschiedenen presbyterianischen Missionen ernstlich an einem ähnlichen Zusammenschluß arbeiten (Rev. 1903, 392. Unit. Rec. 1903, 122 f.). Täuscht nicht alles, so nimmt diese Einigungsbestrebung bald größere Dimensionen an und es ist einleuchtend, daß ein großer Gewinn an Kraft und eine bedeutende Ersparnis an Geld aus der Konzentration sich ergeben muß, die sie in ihrem Gefolge hat.

Neben dieser erfreulichen auf Zusammenschluß gerichteten Bewegung geht aber, besonders von Nordamerika, und soweit man nachkommen kann, von dortigen methodistischen Kreisen aus, eine im Zunehmen begriffene gerade entgegengesetzte Bewegung her, welche an die Stelle des gesellschaftlichen Missionsbetriebs das völlig **independente Freimissionartum** setzt. In einem sehr instruktiven Artikel, der diese Atomisierung der protestantischen Mission begünstigen, den Miss. Rev. (1903, 177) berichtet einer der ältesten Vertreter dieser Richtung.

Rev. Ward in Jellandu (Haiderabad, Indien), daß es zur Zeit allein in Indien wenigstens 20 solcher individualistischen Missionscentra gebe, deren Gesamtunterhaltungskosten (abgesehen von den Baukosten) sich jährlich auf mehr als 800000 Mk. belaufen, die ohne direkte Aufforderungen in lauter Einzelgaben ihnen zufließen. Mehr als 70 Missionare, wie es scheint, vorzugsweise Damen, sind in ihnen beschäftigt. Die meisten sind erst im Laufe der letzten 15, ja der letzten 6 Jahre ins Leben gerufen worden und beschäftigen sich vorwiegend mit der Erziehung der in den großen Hungerjahren 1897 und 1900 gesammelten Waisen und Witwen, deren sie über 6000 in ihrer Pflege haben. Aber nebenbei scheint auch „evangelistische" Tätigkeit getrieben zu werden. Der diese freimissionarische Richtung enthusiastisch verteidigende Berichterstatter gibt zu, daß 2 Gefahren mit ihr verbunden sind: 1. daß ihnen die Garantie für den Fortbestand fehle, und 2. daß ungeeignete Persönlichkeiten sich eindrängen; aber er begründet ihre Notwendigkeit durch die angebliche Verweltlichung, Ungeistlichkeit und Gesetzlichkeit der Missions-Gesellschaften, die statt den Enthusiasmus zu pflegen, in Routine geraten seien, und auf wissenschaftliche Ausbildung der Missionare wie auf ordnungsmäßigen Missionsbetrieb und Missionshaushalt zu viel Gewicht legen. Das sogenannte Glaubensprinzip, nach welchem, wie er zu rühmen nicht müde wird, das Missionswerk von jeder menschlichen Stelle unautorisiert und ungarantiert, lediglich in demütiger Abhängigkeit von den dem Gebete gegebenen Verheißungen getrieben wird, entziehe allerdings den alten Gesellschaften Menschen und Mittel; aber wenn es erst allgemeiner die heimatlichen Kreise beherrsche, dann „würden wir Wunder sehen, wie die Welt bisher von keinem Zeuge gewesen sei." Daß unsrerseits diese Erwartung nicht nur nicht geteilt wird, sondern daß wir in dieser Atomisierung der Mission, bei aller Hochachtung vor der persönlichen Frömmigkeit ihrer Vertreter, eine sehr ernste Gefahr erblicken, braucht kaum bemerkt zu werden.

Eine interessante Zusammenstellung der allein in Indien seitens der evangelischen Mission getroffenen Veranstaltungen zur wirtschaftlichen Hebung der unteren Klassen der Bevölkerung, namentlich der armen Christen, durch Erziehung zur industriellen Tätigkeit gibt die Miss. Rev. 1903, 367. Nach der mitgeteilten spezifizierten Tabelle — die aber nicht vollständig ist — gibt es 97 sogenannte **Industrial Missions** in Indien, unter denen die Basler die bekanntesten und vielleicht bestorganisierten sind. Neben Ackerbau wird in diesen Arbeitsveranstaltungen die vielseitigste gewerbliche Tätigkeit getrieben: Zimmerei und Schreinerei, Schmiederei, Ziegelbrennerei, Schuhmacherei, Schneiderei, allerlei Weberei, Spinnerei, Bäckerei, Druckerei, Buchbinderei, Posamentier-, Gold- und Silberarbeit u. s. w. Eine Industrial missions aid society, die in London ihren Hauptsitz und in New-York und Bombay Zweiganstalten hat, unterstützt diese vielverzweigte Tätigkeit durch Rat und Tat und vermittelt die kaufmännische Verwertung ihrer Erzeugnisse (Ebd. 388). Vielfach schließt sie sich an die zahlreichen Waisenhäuser an, die neben der religiös-sittlichen und intellektuellen Ausbildung auch die Erziehung zu selbständigem Broterwerb ihrer Zöglinge als ihre Aufgabe betrachten.

Von einem großartigen Wachstum hat die Goßnersche Kolsmission zu berichten. Nach der neuesten in Indien ausgegebenen sehr detaillierten und instruktiven Statistik zählt jetzt diese Mission 56389 Getaufte und 26201 Taufbewerber, also zusammen 82590 in Pflege der Missionare stehende Glieder. Taufen haben in 1902 6725 stattgefunden, darunter 4302 Erwachsener, 2403 von Christenkindern. Diese große Christenheit, die sich um 18 (bezw. 19, wenn Jorhat in Assam mitgerechnet wird) Hauptstationen gruppiert, aber in 2096 Dörfern zerstreut lebt, wird leider nur von 36 (mit Einschluß der beurlaubten: 39) europäischen Missionaren bedient, und auch das eingeborene Arbeiterpersonal ist im Verhältnis zur Ausdehnung der Arbeit nicht genügend: 24 Pastoren, 349 Katechisten, 225 Stations- und Dorflehrer, 10 Kolporteure und dazu 349 (unbesoldete) Älteste. Auch die Schülerzahl steht noch nicht im proportionalen Verhältnis zur Größe der Christenheit: auf den höheren Schulen inkl. Seminar: 203, in den Stations- und Dorfschulen und Kindergärten: 5231. Sonntagsschüler 7812. In Summa ist an finanziellen Leistungen ca. 23090 Mark (17373 Rupien) — inkl. des Arbeitswerts bei Bauten — eingekommen, auch eine der Steigerung durchaus bedürftige Summe. Mit dem Nationallaster der Kols, dem Trunke, muß immer noch ein ernster Kampf geführt werden; 389 werden als Säufer, 6652 aber als Gelegenheitstrinker registriert. Dagegen sind mit Gefängnis nur 23 Christen bestraft worden und unter diesen 15 wegen Landstreitigkeiten, 333 lebten in wilden Ehen. Unter Kirchenzucht mußten 339 genommen und 319 aus der Kirche ausgeschlossen werden. Abfälle in die römische Kirche fanden 2375, Übertritte aus dieser 495 statt. — Gott schenke dieser so erfolgreichen Mission die persönlichen Kräfte und die finanziellen Mittel, deren sie so dringend bedarf.

Den nachstehenden Passus aus „Eine Jagdfahrt nach Ostafrika“ von Oberländer (S. 69 ff.) begnügen wir uns einfach mitzuteilen. Der Verfasser hat sehr Recht, wenn er sagt, daß „ihm von jeher alles Verständnis gefehlt habe“ für die Menschen umgestaltende Kraft des Christentums und daher auch für die christliche Mission. Er sollte daher auch lieber über diese Sachen nicht reden. Es ist klassisch, was er schreibt:

„Den Rest des Tages benutzten wir zu einer Besichtigung des Negerdorfes (bei Mombassa) . . . . . Die Hütten sind planlos nebeneinander gebaut, wie es den Wollköpfen gerade in ihren stupiden Sinn kam, so daß nicht einmal von einer Straße die Rede sein kann. In diesen Schilflöchern leben Männer und Weiber, Kind und Kegel friedlich beisammen, wie die Karnickel im Bau, und die Fruchtbarkeit scheint keine geringere zu sein. Und dennoch, wenn wir die vor den Hütten herumlungernden schwarzen Gestalten musterten: nirgends ein sorgenvolles, unzufriedenes Gesicht, überall Glück und Zufriedenheit! Eine Affenhorde im Busch kann sich unmöglich wohler fühlen wie die Schwarzen in ihrer Bedürfnislosigkeit! Der Gedanke, diese von Zufriedenheit und Sorglosigkeit strotzenden Geschöpfe, welchen die Seligkeit der Dummheit aus jedem Gesichtswinkel strahlt, durch die europäische Kultur oder gar durch die Lehren des Christentums beglücken zu wollen, ist so absurd, daß er nur in einem unduldsamen Pfaffenkopf Platz finden kann!

„Ich möchte an dieser Stelle doch die Frage aufwerfen, mit welchem Recht man den wilden Völkerschaften Afrikas eigentlich eine ihrem ganzen Wesen fremde, unsympathische und deshalb auch gar keine Fortschritte machende Religionslehre gewaltsam aufdrängen will? Um sie zur Gesittung zu erziehen, ihre Moral zu heben, ihren Streitigkeiten und Kriegen ein Ende zu machen, die im Innern von Zeit zu Zeit entbrennen — so lauten die beliebten Redensarten. Nun — wenn man sich die Geschichte aller Religionen, insonderheit die der „Religion der Feindesliebe" ansieht und sich überzeugt, durch welchen Sumpf von Blut, Verbrechen, Gewalttätigkeit, Haß, Intoleranz und Fanatismus der Gang der Entwicklung geführt hat; wenn man ferner die fortwährenden Raubkriege inbetracht zieht, welche die waffenstarrenden „christlichen" Nationen seit Jahrhunderten gegen einander führen, so muß man beschämt gestehen, daß noch keine Theorie sich in der Praxis schlechter bewährt, ja sich geradezu in ihr Gegenteil verkehrt hat! Schauerlicher können es die Wilden in Afrika unmöglich treiben, als es die Prediger der Feindesliebe im Mittelalter getrieben haben und heute noch treiben würden, wenn ihnen die „ungläubige" Neuzeit, die Zeit der Aufklärung und wissenschaftlichen Erkenntnis, die Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, nicht Flügel und Krallen beschnitten hätte.

„Daß die Vertreter der Lehre, welche im Bereich der Kultur eine Schweißfährte von Unglück und Jammer hinterlassen, Mord und Totschlag angestiftet hat, erwarten, durch ihre Einwirkung stumpfsinnige, rohe Wilde zu sanften Lämmern umzuformen, das ist eine Vorstellung, für die mir von jeher alles Verständnis gefehlt hat. Seit ich die lieben „schwarzen Brüder" aus eigener Anschauung kennen gelernt (?) habe, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß das ganze Missionswesen eine Farce ersten Ranges ist. Der Versuch, einen Kafferbüffel zum sanften, gefügigen Jochochsen zu erziehen, würde ungefähr zu denselben erfreulichen Erfolgen führen, wie die christliche Mission sie schon unter den wilden Stämmen Afrikas gezeitigt hat. Der Schluß ist immer, daß die Missionare, sobald sie nicht mehr durch die eine weit überzeugendere Sprache redenden Mauserbüchsen der Askaris gedeckt sind, früher oder später auf jämmerliche Weise ermordet werden. Und immer finden sich wieder neue, vom religiösen Wahnsinn befallene Schwärmer, welche das Bedürfnis verspüren, den „Heiden" das Evangelium zu predigen und sie „zur Arbeit und Gesittung zu erziehen", wie die Phrase lautet.

Aus Raummangel mußte der Literatur-Bericht zurückgestellt werden. D. H.

Buchdruckerei Ernst Röttger, Kassel.

Zur Würdigung Gützlaffs,
des ersten deutschen Chinesenmissionars.

Von Missionar Lechler.

Am 8. Juli ds. Js. sind es 100 Jahre, daß der erste deutsche Chinesen-Missionar Karl Gützlaff das Licht der Welt erblickte. Der Herausgeber dieser Zeitschrift wünschte, daß ich, als der noch einzige lebende Mitarbeiter Gützlaffs, ein Gedächtniswort schreiben sollte, welchem Wunsch ich gerne bereit bin Folge zu leisten.

I.

Gützlaff war ein außerordentlicher Mann, und sein Leben ist auch nicht auf gewöhnlichen Bahnen verlaufen. Seine Jugendgeschichte ist bekannt, wie er durch königliche Gnade der Missionsschule Jänickes in Berlin zugeführt wurde, wo er mehr Nahrung für seinen Wissensdurst finden konnte, als auf dem Sattler-Handwerk, das er in Stettin hatte erlernen sollen. Jänicke empfing den neuen Zögling mit den Worten: „Seien Sie willkommen, lieber Bruder, aber was wollen Sie denn hier machen?“ „Ich will ein Kanzelredner werden,“ antwortete Gützlaff. „Ach,“ erwiderte Jänicke, „dazu ist hier der Ort nicht; aber kommen Sie nur.“ Gützlaff ist unzweifelhaft noch in Jänickes Schule gründlich erweckt worden, und die Anfänge des göttlichen Lebens, die damals in ihn gepflanzt wurden, haben sich später weiter entfaltet. Wer sich seine interessante Bekehrungsgeschichte vergegenwärtigen will, findet dieselbe im Missions-Magazin 1859, 450 ff. Als Gützlaff seine Studien in Berlin vollendet hatte, wurde er nach Rotterdam berufen, um sich dort im Anschluß an eine holländische Missionsgesellschaft als Heidenbote weiter vorzubereiten.

In Rotterdam verweilte er mehrere Jahre und schrieb ein Werk über christliche Missionen in holländischer Sprache. Er besaß eine große Sprachbegabung und verfaßte Bücher in Deutsch, Englisch, Holländisch, Chinesisch und Japanesisch; selbst mit dem Persischen hatte er sich unter Tholuck befaßt. Die Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam sandte ihn nach Holländisch-Indien, und er arbeitete einige Jahre auf Java und dann in Siam. Infolge des

Todes seiner Gattin und seines Kindes, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte, war er geistig so gedrückt und auch körperlich so leidend, daß er auf den Rat der Ärzte Siam zu verlassen wünschte. Sein Sinn stand nach China. Die Gesellschaft in Rotterdam widersetzte sich aber seinen Plänen, worauf er sich von ihr trennte und von dem Gelde lebte, das ihm von seiner verstorbenen Gattin geblieben war. An Bord einer chinesischen Dschunke unternahm Gützlaff die Reise nach China. Seine dunklen Haare und Augen ließen ihn als Chinesen gelten, er kleidete sich ganz chinesisch und trug auch den Zopf. Doch die beste Empfehlung war seine Kenntnis der chinesischen Sprache, die ihm geläufig geworden war, namentlich die Hoklo-Sprache der Provinz Fock kien, welche von den Schiffsleuten gesprochen wurde.

II.

Damals war die politische Lage in China noch sehr schwierig. Der Vertrag von Nanking, durch welchen 5 Tore in der alten Festung geöffnet wurden, datiert vom Jahr 1842, also 11 Jahre später, als Gützlaff nach China kam. Es war daher ein kühnes Wagnis von ihm, ohne bestimmten Anhaltspunkt und ohne zu wissen, wie und von wem er empfangen werden würde, diese Reise anzutreten. Die Dschunke erreichte glücklich den Ort ihrer Bestimmung: Tientsin, und Gützlaff trat auch die Rückreise mit derselben an bis nach dem portugiesischen Makao, wo er das Fahrzeug verließ und seinen Aufenthalt nahm. Dort ist auch Morrissons Grab, und noch andere Missionare gingen dort ab und zu. Wir finden die Namen der englischen Missionare Medhurst, Milne, Dyer, sowie des Amerikaners Roberts in späteren Berichten genannt.

Gützlaffs brennendes Verlangen, den Chinesen das Evangelium zu bringen, hat ohne Zweifel einen starken Dämpfer erlitten, als er sah, wie unzugänglich das Land noch war, wie die Ausländer buchstäblich ein Spott der Leute und eine Verachtung des Volkes waren. Die Aufregung unter dem Volke war so groß, wenn ein „Barbare" sich in einer größeren Stadt blicken ließ, daß einer sein Leben riskieren mußte, wenn er dem Pöbel sich aussetzen wollte.

Nun gingen damals europäische, stark bewaffnete Schiffe der Küste Chinas entlang, um Opium zu verkaufen. Gützlaff wurde aufgefordert, das Amt eines Dolmetschers auf diesen Schiffen zu übernehmen. Er erblickte hier eine ausgezeichnete Gelegenheit, den

Chinesen näher zu kommen und in Verkehr mit ihnen zu treten, so daß er auch das Odium auf sich nahm, zu ihrer Vergiftung mit Hand angelegt zu haben. In den Jahren 1831—1833 machte er 3 solcher Reisen. Er hatte sich mit Bibeln und Traktaten reichlich versehen und teilte freigebig aus, so daß hunderte und tausende christlicher Schriften in die Hände der Chinesen kamen. Das Opium ist den Chinesen nie aufgenötigt worden, sie bezahlten für die Ware wie für andere Handelsartikel. Die chinesische Regierung verbot zwar die Einfuhr, aber das Volk wollte es und die Mandarinen steckten gerne das viele Geld in ihre Taschen, das die chinesischen Schmuggler bereit waren, zu bezahlen, um das Gift ins Binnenland hereinbringen zu dürfen. Jetzt ist die Einfuhr des Opiums gesetzlich gestattet, und schwere Summen für den Zoll fließen jetzt in die Staatskasse. Die Verbindung mit dem Opiumhandel mochte aber doch Gützlaffs Gewissen beschwert haben, er gab sie darum auf im Jahre 1835, indem er eine Stelle als Dolmetscher im englischen Konsulardienste annahm, die er bis zu seinem Tode (9. Aug. 1851) behielt. Siehe A. M. Z. 1900, 55.

Im Jahre 1839 brach der Krieg aus zwischen China und England. Derselbe war keineswegs um des Opiums willen geführt worden, obgleich dasselbe eine traurige Rolle dabei spielte, sondern um des unerträglichen Hochmuts der Chinesen willen, die sich zu keinem vernünftigen Verkehr mit den Ausländern herbeilassen wollten. Es war ein Zweikampf, in welchem entschieden werden mußte, welche von den beiden Mächten die stärkere sei, und in Zukunft ein Wort zu sprechen berechtigt sein würde, wo es galt, völkerrechtliche Probleme zu lösen. Die Freunde des Reiches Gottes erkannten in diesen Ereignissen die Hand Gottes, der dieses große Volk nicht länger in seiner Abgeschlossenheit verbleiben lassen wollte, sondern die Tore für dasselbe öffnete, um sie auch teilnehmen zu lassen an den Segnungen der christlichen Religion und an der Kultur des Westens. Der Krieg dauerte von 1839 bis 1842, während welcher Zeit es schwierig ist, den Spuren Gützlaffs zu folgen. Die Engländer hatten die Insel Tschusan besetzt bis zur Erfüllung der Friedensbedingungen und dort scheint Gützlaff als Zivilbeamter die Stelle eines Magistrats oder Landrats bekleidet zu haben. Bei dem Friedensschluß in Nanking hat er ohne Zweifel als Dolmetscher gewirkt. Er erzählt, wie er sich's nicht habe versagen können, seinen Namen in den Porzellan-

turm daselbst einzukritzeln. Schließlich finden wir ihn in Hongkong, welche kleine Insel eine englische Besitzung geworden war, und bald der Mittelpunkt für große Handelsunternehmungen wurde. Gützlaffs Amtstitel war damals: „Englischer Sekretär der chinesischen Angelegenheiten".

Daß die Annahme von weltlichen Aemtern dem Beruf als Missionar Vorschub leisten könnte, wird kaum behauptet werden wollen. In der „A. M. Z." 1900, 55 wird ein Fall angeführt, der das Gegenteil beweist.

III.

Am 19. März 1847 warf ein englisches Segelschiff die Anker im Hafen von Hongkong. Es hatte 4 deutsche Missionare an Bord, die gekommen waren, um Dr. Gützlaff in seiner Missionsarbeit zu unterstützen. Schon waren ja mehrere Jahre darüber hingegangen, daß er in einem weiten Umkreis das Wort Gottes verkündigt und dasselbe in Schrift verbreitet hatte, und es hatte sich eine Anzahl Leute um ihn gesammelt, die ein Interesse zeigten an der christlichen Religion und auch einen Eifer an den Tag legten, das von Gützlaff Gehörte wieder anderen mitzuteilen. Diesen Missionssinn suchte Gützlaff zu pflegen und er kam bald zu der Ueberzeugung, daß China durch die Chinesen christianisiert werden müsse. Er sah in den kleinen Anfängen ein Angeld dafür, daß die Zeit jetzt gekommen sei für China, das Evangelium in Empfang zu nehmen und ihrer Seelen Seligkeit teilhaftig zu werden. Gützlaff stiftete einen Verein, der es sich zur speziellen Aufgabe machen sollte, sich mit der Evangelisierung des ganzen großen Reiches zu befassen. Dazu bedurfte er aber Hilfe und hatte sich deshalb schon öfters an die Missionsgesellschaften in Deutschland gewendet mit immer dringenderen Bitten um zweckdienliche junge Leute aus den Anstalten, die als Leiter des Evangelisationswerkes sowie als Vorsteher der Gemeinden wirken sollten. Nach mancher Zögerung sandten die Missionsgesellschaften in Barmen und Basel je 2 Missionare nach China, um unter der Leitung Gützlaffs das schöne Werk zu fördern, welches er angefangen hatte, das ihm aber allmählich über den Kopf gewachsen war.

Die Namen der Neuankömmlinge waren: Genähr und Köster von Barmen, Hamberg und Schreiber dieses von Basel. Wir waren über Indien gereist, brachten Weihnachten in Bombay zu und brauchten von dort noch 72 Tage bis Hongkong. Wie froh waren

wir, als das Ziel erreicht war, und wie brannten wir vor Verlangen, den Mann zu sehen, von dem wir so vieles gehört hatten, der schon so außerordentliches geleistet und dessen Mitarbeiter wir werden sollten im Weinberge des Herrn. Hatten wir nicht die ermutigenden Berichte von Dr. Gützlaff im Calwer Blatt gelesen, wo er die Tagebücher der Mitglieder des Chinesischen Vereins veröffentlichte über ihre Arbeiten im Binnenland? Waren uns nicht ihre Namen bekannt, und waren wir nicht auf der Karte ihnen gefolgt und hatten sie begleitet auf ihren Reisen, die sie als Pioniere des Evangeliums in den Provinzen Chinas gemacht hatten? Nun sollten wir Gützlaff selbst sehen und chinesischen Brüdern die Hand reichen dürfen, die wir anführen sollten, das Panier des Kreuzes auf den alten Mauern Chinas aufzupflanzen, daß der Drache weiche und der Stärkere dem Starken den Raub nehme. Unter solchen Betrachtungen stiegen wir ans Land und suchten das Büreau Dr. Gützlaffs auf. Wir wurden mit offenen Armen von ihm empfangen. Seine Herzlichkeit und Liebe berührten uns äußerst wohltuend; und als er uns seine Pläne darlegte und die Brüder uns vorstellte, welche zu dem chinesischen Verein gehörten und seine Mitarbeiter waren, konnte man wirklich Mut bekommen, nur gleich anzufassen und diesen Kameraden am Netze ziehen zu helfen. Von dem Büreau aus begaben wir uns in seine Wohnung, um Frau Gützlaff unsere Aufwartung zu machen. Auch sie nahm uns liebevoll auf und bereitete uns ein Nachtlager, da es sehr stark regnete und unsere Sachen bei dem Umzug von dem Schiff ans Land naß geworden waren. Am andern Morgen bezogen wir eine chinesische Wohnung in der Chinesenstadt, legten unsere europäischen Kleider ab, zogen chinesische an, ließen den Kopf rasieren, befestigten einen Zopf an unseren Haaren und lernten den Gebrauch der Eßstäbchen zu unsern chinesischen Mahlzeiten. Wir sollten in allem den Chinesen gleich werden, um ihrer etliche zu gewinnen. Wir konnten mit allem, was Gützlaff uns vorstellte, von Herzen übereinstimmen. Wir sahen uns einem geistesmächtigen Manne gegenüber, der uns imponierte und unter dessen Leitung in der chinesischen Mission zu arbeiten wir uns glücklich schätzten. Was hatte dieser Mann nicht schon alles erlebt, gelitten und gearbeitet, und wie war er noch in vollster Thätigkeit! Seine Vielseitigkeit war erstaunlich. Um die Mitglieder des Vereins zu unterrichten, mußte er verschiedene Dialekte handhaben. Die Aufsätze, welche sie schrieben,

mußte er lesen und kritisieren. Des Abends ging er aus zur Heidenpredigt, in der er den Leuten auf den Schiffen sowie denen am Land die Liebe Gottes in Christo Jesu verkündigte. In seinen literarischen Arbeiten war er unermüdlich. Er hatte in englischer Sprache ein zweibändiges Buch geschrieben: „China opened". Ferner veröffentlichte er ein „Leben des Kaisers Tau kwang" und gab auch eine chinesisch-englische Grammatik heraus. In Deutsch hatte er eine Geschichte Chinas veröffentlicht. In Chinesisch fanden wir die ganze Bibel, bei deren Uebersetzung ihm Dr. Medhurst von der London Mission geholfen hatte. Ferner die Calwer biblischen Geschichten und überhaupt die meisten Bücher des Calwer Verlags-Vereins. Das alles neben seinem Amt, das ihn von Morgens 10 Uhr bis nachmittags 4 Uhr in Anspruch nahm.

Wir hatten also ein vortreffliches Beispiel an ihm von Fleiß, Eifer und Hingebung. Wir sollten nun zuerst die Sprache lernen, um mit den Chinesen verkehren zu können. Zu diesem Behuf gab uns Gützlaff den Rat, das Studium nicht in der Studierstube zu betreiben, sondern dem Volke seine merkwürdige Sprache abzulauschen und zu diesem Zweck viel und oft unter die Leute zu gehen, weil nur so das erwünschte Ziel erreicht werden könnte. Dazu war es aber notwendig, Begleiter zu haben. Nun hatten die Komiteen in Barmen und in Basel eingewilligt, eine Anzahl von den Mitgliedern des chinesischen Vereins auf Hongkong in ihre Dienste zu nehmen und dieselben unserer Leitung zu unterstellen, damit wir Begleitung haben könnten zu unseren Reisen ins Land, sowie Gehilfen heranziehen könnten, die wir zur seelsorgerischen Bedienung der Gemeinden verwenden müßten.

So waren wir nun ganz gut in Gang gesetzt und freuten uns des allmählichen Fortschritts, den wir in der Sprache machten, sowie daß wir mit den Sitten und Gebräuchen der Chinesen bekannter wurden, was ja besonders notwendig war, um Anspruch auf Bildung machen zu dürfen. Gützlaff freute sich, daß wir auf seine Ideen eingingen und uns das Vertrauen der Chinesen erwarben. Leider aber sahen wir bald, daß Gützlaffs Werk große Mängel anhafteten. Der Charakter der Chinesen wird durch Konfucius formiert, und dieser legte das Hauptgewicht auf Zeremonie und Musik. Das Ritual spielte schon im hohen Altertum eine bedeutende Rolle; aber es führt zu Äußerlichkeit und Heuchelei. Die Ausübung der Zeremonien geht

über die Gottesfurcht, und das geht den Chinesen sehr nach. Ein Missionar muß deshalb sehr auf der Hut sein, sich nicht täuschen zu lassen, wenn er einen Chinesen gesalbte Reden halten oder auswendig gelernte Phrasen anwenden hört. Auch der Chinese muß von neuem geboren werden, sonst kann er das Reich Gottes nicht sehen. Ich habe selbst gesehen, wie Gützlaff hingenommen sein konnte von den Reden seiner chinesischen Gehilfen, so daß er behauptete, das könne nur das Werk des Geistes von oben sein. Im Ev. Miss.-Mag. 1875, 102 finden sich z. B. folgende Äußerungen von ihm:

„Ich besuchte die Gemeinde in Kanton und fand dort etwas so Apostolisches, etwas so Heiliges, daß ich mich in die erste Zeit des Christentums versetzt glaubte. Da ist so viel Salbung, solche christliche Einfalt, solche Bereitwilligkeit, der Sache des Erlösers alles aufzuopfern, solche Freudigkeit dem Herrn zu dienen, daß wir diesen Verein als eine Muster-Missionsgesellschaft ansehen können."

Aber wie grell war der Abstand, als Gützlaff nach Europa ging, und die Verwaltung des chinesischen Vereins Hamberg übertrug. Was da für Täuschungen an den Tag kamen, ist kaum glaublich. Es sei mir gestattet, jene traurigen Erlebnisse nicht aufs neue her zu zitieren. Sie sind ja auch im Missions-Magazin von 1875 gedruckt. Unsere Verbindung mit dem chinesischen Verein hatte aufhören müssen, weil wir es nicht billigen konnten, daß unbekehrte Chinesen angestellt wurden, als Prediger und Lehrer zu wirken, ja selbst Taufen zu verrichten. Ferner weil bekannt wurde, daß sie sich des Auftrages nicht entledigten, den sie erhielten, und wofür sie bezahlt wurden, nämlich in allen Provinzen Chinas zu missionieren. In Europa hatte Gützlaff viel Anerkennung gefunden und war mit Ehrenbezeugungen überhäuft worden; aber der chinesische Verein konnte dadurch nicht am Leben erhalten werden, denn er hatte keine Lebensberechtigung, und obgleich Gützlaff seine Existenz noch zu verlängern trachtete, ging derselbe nach seinem Tode, der bald nach dessen Rückkehr von Europa erfolgte, auseinander, sobald kein Geld mehr flüssig wurde, durch das dieser Verein bisher zusammen gehalten worden war.

IV.

Aber obgleich der chinesische Vereiu keinen Bestand haben konnte, weil er sich als eine großartige Täuschung erwies, so ist damit nicht gesagt, daß Gützlaff nicht in anderer Beziehung erfolgreichere Arbeit getan hätte. Wir dürfen durchaus nicht daran zweifeln,

daß sein Missionssinn und Eifer so war, wie er ihn selbst beschreibt in einem Brief von 1831, wo er sagt:

„Alle meine Gedanken wenden sich China zu, nicht aus eigener Wahl, wie ich hoffe, sondern auf den Ruf Gottes. Ich liebe die Chinesen unaussprechlich, ich brenne für ihr Heil. Ich trage diese hunderte von Millionen, welche das Evangelium nicht kennen, vor den Tron der Gnade und in die Arme unseres Hohenpriesters. Gott wird mir schon einen Weg in dieses Land zu bahnen wissen. Nicht als ob ich glaubte, ich vermöge etwas, ich schwaches Gefäß von Erde, aber der allmächtige Herr, unser Erlöser, der Löwe aus Juda, ist der Fels meines Glaubens" usw.

Es ist auch Tatsache, daß Gützlaff selbst viel gepredigt hat in China und Schriften verbreitet von dem kleinen Traktat bis zu der ganzen Bibel. Dieses Wort Gottes, welches also frei verkündigt, oder von ihm im engeren Kreise den Chinesen ausgelegt wurde, die ihm näher traten, oder das in Schrift verbreitet worden ist, darf auch Anspruch machen auf die Verheißung, daß es nicht leer zurückkehren soll, sondern das tun, was Gott gefällt, und soll ihm gelingen, wozu Gott es sendet. Noch sind einige Mitglieder des weiland chinesischen Vereins am Leben, welche die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen haben. Da ist der alte Wong sen sang bei der rheinischen Mission, dessen zwei Söhne als ordinierte Prediger und Seelsorger der Mission gedient haben. Ferner Kong Khi min von Lilong (Baseler), der durch Hamberg erweckt, zu ihm gekommen war mit einem Meerrohr und um körperliche Züchtigung bat, weil seine Sünden sein Gewissen beunruhigten. So waren es noch andere, wie Kong hin in Lilong, Tschonghin in Tschhonglok, und wer weiß wie mancher sonst noch vom Geiste Gottes gestraft vom Tod zum Leben hindurch gedrungen ist.

Schließlich war es Gützlaffs Verdienst, Deutschland an seine Pflicht erinnert zu haben, den Millionen Chinas das Brod des Lebens darzureichen. Keine von den bestehenden Missionsgesellschaften hatte ihr Augenmerk auf China gerichtet, noch mit der Sendung von den ersten Missionaren nach China die Absicht gehabt, ein eigenes Unternehmen anzufangen. Nur als Gehilfen Gützlaffs sollten wir anzusehen sein, und als wir uns von Gützlaff trennen mußten, tauchte in Basel die Frage auf, ob wir an die englische Mission abgetreten werden sollten, oder uns nach Indien versetzen lassen. Aber es war des Herrn Wille, daß Deutschland nicht unbeteiligt bleiben sollte an der großen Aufgabe der Christiani-

sierung Chinas. Gützlaffs großer Eifer und brennende Liebe für diese Sache sind vorbildlich. Ihm ist es zu verdanken, daß die 3 Missionsgesellschaften von Berlin, Barmen und Basel Missionare nach China gesendet haben. Wir haben alle Gützlaffs Plan befolgt und sind ins Binnenland vorgedrungen. Am meisten hat Hudson Taylor, der Engländer, später verwirklicht, was Gützlaff angestrebt hat, indem er seine Truppe selbst anführte und seine Vorposten in allen Provinzen aufstellte. Mancher heiße Kampf ist ausgefochten worden und mancher edle Streiter ist gefallen. Aber „China für Christus" ist die Parole, die jetzt ausgegeben ist, und die christlichen Länder wetteifern miteinander, mit teilzunehmen an dem Eroberungszug, bis daß der Vater dem Sohne seine Feinde zum Schemel seiner Füße legen wird und auch die Chinesen ihre Kniee beugen werden und in ihrer Zunge bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei.

Bei dem Tode Gützlaffs war ich gerade auf Besuch in Hongkong. Sein Krankenlager war sehr schmerzhaft, dennoch sprach er sehr angelegentlich über die Mission in China und ließ sich von mir Bericht erstatten über den Fortgang derselben unter den Hoklo Chinesen, wo ich damals meine Station hatte. Am 9. August 1851 nahm ihn der Herr hinweg von der streitenden Kirche in die triumphierende.

Sein Gedächtnis bleibe im Segen.

Die Finnische Missionsgesellschaft.[1])

Von Pastor Berlin.

1. Die Heimat.

Später als in den andern skandinavischen Ländern regte sich in Finnland der Sinn für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden. Von Schweden, von wo aus einst das Christentum nach Finnland gebracht war, kamen die Anregungen durch die Gründung der „Schwedischen Missionsgesellschaft", und eine geistliche Bewegung, die in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch das Land ging, bereitete den Boden für sie. Ja, es schien,

1) Quellen: A. Hirn, Finska Kyrkans hednamission. Helsingfors 1901. Jahresberichte und die 4 letzten Jahrgänge von Missionstidning för Finland.

als sollte in einem schnellen Ansturme Großes zustande kommen: ein finnischer Pastor erbaute ein Haus für eine Missionsschule und suchte durch Reisen im Lande Pastoren und Gemeinden für seine Pläne zu gewinnen. Aber teils war die Sache noch zu neu, als daß daß weitere Kreise sich hätten für sie gewinnen lassen, teils wurde die Obrigkeit mißtrauisch gegen diese Bewegung: Pastoren, welche Missionssparbüchsen in ihren Häusern angebracht und in ihren Gemeinden verbreitet hatten, wurden dafür zur Rechenschaft gezogen! [1]) Erst mit der Thronbesteigung Alexanders II. 1855 kam ein unbefangenerer Geist in die Behörden und nun konnte offen geschehen, was früher heimlich betrieben war. Schwedische Missionsblätter hatten der Heidenmission doch manche Freunde erworben und manche Missionsgabe war dafür nach Schweden gegangen, und als nun 1857 am 18. Juni das 700jährige Erinnerungsfest an die Christianisierung Finnlands gefeiert wurde, da gedachte man der Dankesschuld, die man abzutragen hatte, und sammelte eine Kollekte für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden, die 4000 Rubel einbrachte. Aber das hin und her im Lande sich regende Missionsinteresse bedurfte der Leitung, der Zusammenfassung. Derselbe Mann, der jenes Gedächtnißfest angeregt hatte, Prof. Schaumann (später Bischof in Borgà), wies auf die Notwendigkeit hin, die für die Mission sich regenden Kräfte zu sammeln. Gleichzeitig befürworteten einige jüngere Geistliche die Bildung einer Missionsgesellschaft, arbeiteten Satzungen aus, gewannen die Professoren in Helsingfors und andere Persönlichkeiten und erreichten es, daß ein Ge-

1) Charakteristisch für die damaligen Verhältnisse ist folgendes Schreiben des finnischen Erzbischofes an einen dieser Pastoren aus dem Jahre 1853, welches Missionstidning för Finland (1902, 86) in einem Nekrolog über ihn mitteilt: „Da mir angezeigt worden ist, daß der Herr Pastor bei der Sammlung von Geldbeiträgen für das Missionswerk im Ausland tätig gewesen ist und das von den hohen zuständigen Behörden als gegen die gnädige Verordnung S. k. M. vom 4. 6. 1849 verstoßend angesehen wird, so muß ich hiermit dem Herrn Pastor von aller weiteren Tätigkeit in gedachter Richtung freundschaftlich abraten und hoffe, daß der Herr Pastor um so lieber sich diese Beschränkung auferlegen wird, als er sich gewiß nur höchst ungern einem amtlichen Verweise ausgesetzt sehen dürfte und unzweifelhaft die Erfahrung gemacht hat, daß es durchaus aller von oben verliehenen Kräfte und Mittel bedarf, um innerhalb des angewiesenen Amtskreises der vorhandenen Unwissenheit und Ungläubigkeit und der daraus sich ergebenden Unsittlichkeit und vielfachen zeitlichen Bedrängnis in wünschenswerter Weise entgegenzuarbeiten."

such um Erlaubnis zur Gründung einer Missionsgesellschaft an den finnischen Senat gerichtet wurde. Dieses Gesuch wurde am 28. Oktober 1858 bewilligt und der zu gründenden Gesellschaft nicht bloß die Verwendung der Kollekte von 1857 überlassen, sondern auch die Abhaltung einer jährlichen Kollekte in allen Kirchen des Landes zu Gunsten der Mission erlaubt. Ungesäumt traf man nun die nötigen Vorbereitungen und am 19. Januar (dem Gedächtnistage des „Apostels der Finnen", Bischof Heinrich von Upsala) 1859 wurde in Helsingfors die „Finnische Missionsgesellschaft" gestiftet; Prof. Schaumann wurde ihr erster Vorsitzender.

Gern hätte der junge Eifer der finnischen Missionsfreunde die Tätigkeit der Gesellschaft einem der finnischen Stämme Rußlands zugewendet, aber hier legte die russische Regierung ihr Veto ein. Man dachte dann an einen Volksstamm in China, aber alles das war verfrüht, denn die Gesellschaft hatte noch keine Missionare zur Verfügung, und außerdem redeten die Satzungen noch nicht von einer eigenen Mission, sondern nur davon, geeignete junge Leute zu unterrichten und dann zur weiteren Ausbildung einer ausländischen lutherischen Missionsanstalt zu überlassen; über die Bestimmung dieser so ausgebildeten Missionare sollte dann mit ihnen und der Ausbildungsstelle eine Vereinbarung getroffen werden. Aber zunächst fanden sich noch keine geeigneten jungen Leute und man beschränkte sich darauf, die Leipziger, Hermannsburger und Goßnersche Mission zu unterstützen. Zwei Missionare der letztgenannten, Onasch und Batsch, galten, von der F. M. G. unterstützt, als deren Missionare, ein Verhältnis, das jedoch bald wieder gelöst wurde. Die Bemühungen des Vorstandes, das Missionsinteresse im Heimatlande anzuregen, auch durch Herausgabe von Missionszeitschriften in schwedischer und finnischer Sprache und von anderer Missionsliteratur waren von Erfolg gewesen, die Mittel wuchsen und es fanden sich auch junge Leute, welche Missionare werden wollten. Zwei wurden nach Hermannsburg geschickt, für die anderen, weniger vorgebildeten, wurde 1862 eine vorbereitende Missionsschule in Helsingfors eröffnet, die aber — und das war gewiß für die Einwurzelung der Mission nur vorteilhaft, obwohl ängstliche Missionsfreunde ihre Bedenken dagegen hatten — bald in eine vollständige Missionsschule verwandelt wurde und 1865 in C. G. Töttermann einen Lehrer erhielt, dessen Namen mit der Entwickelung der finnischen Mission unzertrennlich verbunden ist.

So war der Weg gebahnt, auf dem die Kräfte der finnischen Christenheit in die Missionsarbeit hineingeführt werden konnten. Ein Missionsfeld fand sich: der bekannte rheinische Missionar Hugo Hahn, durch langjährigen Aufenthalt mit den Verhältnissen in Südwestafrika vertraut, richtete die Aufmerksamkeit der F. M. G. auf das Ovambolaud (südlich vom Kunene, nördlich vom Hereroland) und man entschloß sich, diesem Rufe zu folgen. 1868 wurden die ersten 5 Missionskandidaten nach der Prüfung vor dem Domkapitel ausgesandt; Schaumann, der Vater der F. M. G (aber damals nicht mehr ihr Vorsitzender) hatte die Freude, als Bischof diese ersten finnischen Glaubensboten zu ordinieren. Aber schon hier tritt uns ein Zug entgegen, der in der Geschichte der F. M. G. oft wiederkehrt: auf die Erfolge folgt so oft ein Rückschlag, eine Zeit der Not. Die sechziger Jahre waren Notjahre für Finnland gewesen, die Missionseinnahmen waren heruntergegangen, man hatte von den Überschüssen aus früheren reicheren Jahren Zuschüsse nehmen müssen, und als nun die Aussendung der Missionare und die Begründung der Mission im Ovambolande größere Ausgaben mit sich brachte, waren diese Überschüsse bald verbraucht und man mußte sogar noch Schulden machen. Deswegen war die Arbeit in der Heimat beschränkt worden; 1870 sandte man nur zwei neue Missionare aus, Missionsschüler konnten nicht mehr aufgenommen werden, ja, 1872 mußte die Schule vor dem Semesterschluß geschlossen werden! Es war eine besondere Gnade von Gott, daß die erst ausgesandten Missionare verhältnismäßig lange arbeitsfähig blieben, aber es war auch ein Übelstand, an dem die Mission wiederholt hat leiden müssen, daß nicht immer Missionskandidaten zur Verfügung standen, wenn die Ausdehnung der Arbeit neue Kräfte verlangte. Die F. M. G. zeigt, daß eine Missionsgesellschaft, die auf stetige Erweiterung bedacht ist, einer geregelten Rekrutierung bedarf und daß es eine Lebensfrage für sie ist, ihre Ausbildungsanstalt in Gang zu erhalten. Hier sparen müssen, heißt die Zukunft der Mission schädigen.

Natürlich setzte man alles daran, um wieder in bessere Verhältnisse zu kommen. Seit 1870 hatten die Einnahmen, die bis auf 20000 F. Mark (= 16000 Reichsmark) heruntergegangen waren, wieder langsam angefangen sich zu heben. Die Freiheit, welche Töttermann durch den Schluß der Schule erhielt, benutzte er zur Reisepredigt. War die Reisepredigt früher mehr gelegentlich betrieben, so

wurde sie jetzt planmäßig geübt, und es zeigte sich bald, wie segensreich sie war. Wurde es doch durch ihre Erträge möglich, die Schuld bei der Rhein. Miss.-Ges. allmählich zu tilgen. Durch diese Erfolge ermutigt, veranlaßte die Gesellschaft auch heimgekehrte Missionare zu Reisen im Lande, und als 1876 ein von einem Missionar mitgebrachtes Ovambomädchen getauft wurde — der Erstling des Ovambovolkes! — nahm das Missionsinteresse wieder zu und die Missionsbeiträge stiegen auf 45—50000 F. Mark. Trotz der noch immer schwierigen finanzielleu Lage wurde 1880 — namentlich auf die Autorität des Dr. Fabri in Barmen — der mannhafte Entschluß gefaßt, die Missionsschule wieder zu eröffnen, allerdings nur mit 5 Schülern. Töttermann, der inzwischen als Missionsdirektor die Leitung übernommen hatte, unterrichtete und erhielt 1884 an A. Hirn eine Hilfe. Später pausierte die Schule wieder, aber je länger je mehr drängte sich die Erkenntnis auf, daß es nicht angehe, die Ausbildung von Missionaren zu unterbrechen. 1890 wurde die Schule wieder eröffnet, und nun tat man einen wichtigen Schritt vorwärts, an den man schon 1865 gedacht hatte: man kaufte für 80000 F. Mark ein eigenes Grundstück für die Missionsschule und Missionsverwaltung und entging endlich den Schwierigkeiten, welche mit der Benutzung von Mietsräumen verbunden waren.

Die Entwicklung der ganzen Arbeit, welche dem Vorstande eine bedeutend größere Verantwortung auferlegte, machte eine Änderung der Satzungen notwendig. Dabei wurden nicht blos die Befugnisse des Vorstandes schärfer bestimmt, sondern für wichtigere Fragen eine Erweiterung des Vorstandes durch 6 Mitglieder vorgesehen. Die aufsteigende Entwicklung dauerte fort. Die Beiträge, die 1889 zum erstenmale 100000 F. Mk. erreicht hatten, wuchsen und ergaben allmählich einen Überschuß; die Zahl der Nähvereine stieg von 60 (in 1890) auf 136 (in 1895) und 250 (in 1898), die Verbreitung der Missionszeitungen in denselben Jahren von 14300 auf 18800 und 23000. Man hatte auch die schöne Erfahrung gemacht, daß Angriffe der Presse auf die Mission das Interesse für die angegriffene Sache nur steigerten. Ein schmerzlicher Verlust traf freilich die Gesellschaft in dieser Zeit: sie verlor ihren Direktor Töttermann, nachdem er drei Jahrzehnte mit ihr in der Arbeit verbunden gewesen war. Als junger Mann wohnte er der Stiftung der Gesellschaft bei, der er später durch unermüdliche Arbeit eine Heimat in den Herzen der Finnen gewinnen sollte. Ein

Mann des Glaubens und des Gebetes, war er kein Freund eines übereilten Vorgehens; aber hatte er einen Schritt als richtig erkannt, so blieb er mit unbeugsamer Festigkeit auf diesem Wege, trotz der Geringfügigkeit von Kräften oder Mitteln. Sprach jemand in solchem Falle Befürchtungen aus, so pflegte er zu sagen: „Sollten wir nicht glauben und auf Gott vertrauen, dessen wunderbare Hilfe wir so oft erfahren haben?" Noch nicht ganz sechzigjährig, ging er am 20. Mai 1895 heim. Sein Nachfolger wurde zunächst sein langjähriger Mitarbeiter A. Hirn, später Lektor J. Mustakallio, der 1898 in dem Pastor Dufwa einen Gehilfen für den Unterricht in der Missionsschule erhielt. Die Missionsschule wurde in vergrößertem Umfange wieder aufgenommen. Daneben wandte sich die Gesellschaft auch der inneren Mission zu, namentlich der Schriftenverbreitung, und um Raum für die erweiterte Tätigkeit zu gewinnen, wurde auf dem der Gesellschaft gehörigen Grundstück ein stattlicher Neubau aufgeführt, der am 2. Dezember 1900 feierlich eingeweiht wurde, und der mit seinem Kirchensaal für 800 Personen, mit einem kleineren Saale für den Nähverein u. s. w., mit geräumigen Klassenzimmern und vermehrten Wohnungen für Angestellte und Missionsschüler, sowie Räumen für Verwaltung und Expedition nicht blos ein Mittelpunkt für die Tätigkeiten der Gesellschaft, sondern auch ein Brennpunkt für das christliche Leben in der Stadt selbst werden konnte. Und Erweiterung der Tätigkeit war nun überall die Losung: das immer mehr wachsende Missionsinteresse im Lande, das nach andern Punkten ausschaute, die vermehrten Einnahmen, welche Überschüsse zur Verzinsung ergaben, die zunehmenden persönlichen Kräfte, die sich zur Arbeit meldeten (auch die „akademischen Freiwilligen" treten hervor), der Wunsch, die F. M. G. an der Spitze der Missionstätigkeit im Lande zu erhalten und eine Stagnation zu verhüten, die Unmöglichkeit, das afrikanische, von der Rheinischen Mission umfaßte Gebiet zu erweitern — das alles trieb nach außen hin, und so wurde nicht blos die Judenmission in den Bereich der Arbeit gezogen, sondern es wurde auch ein neues Missionsgebiet gesucht, und zwar in China, für das man unter den Gebildeten besondere Teilnahme erwartete, und das durch die sibirische Eisenbahn eine günstige Verbindung mit der Heimat hatte. So wurde 1899 ausgeführt, was schon 1859 angeregt war. Zwei Missionare sind 1901 und 1902 ausgegangen; sie haben sich in der Provinz Hunan nie-

dergelassen, um sich zunächst in Sprache und Verhältnisse einzuleben. Drei weitere Aussendungen stehen für 1903 bevor.

Man sieht, die F. M. G. ist in einem kräftigen Aufschwunge begriffen, der mühsame Anfang ist überwunden und ein kraftvoller, nach vielen Seiten hin sich regender und mit einem wachsenden Stabe von Arbeitern verschiedener Art ausgestatteter Organismus tritt uns jetzt in der F. M. G. entgegen, geschickt und willig, dem Herrn zu dienen in der Heimat wie unter den Heiden. Die Einnahmen der Gesellschaft haben im Jahre 1901 betragen 182 945 F. Mk., die Ausgaben 161 514 F. Mk. Die Zahl der Nähvereine beträgt jetzt 300, die Missionszeitungen haben, die schwedische, eine Auflage von 4000, die finnische von 27 000 Exemplaren, die finnische Kindermissionszeitung erscheint in 30 000 Exemplaren.

Was die Organisation der F. M. G. angeht, so ist für uns das gänzliche Fehlen von Ortsvereinen auffallend. Die Gesellschaft hat ihre Mitglieder ohne die Zwischenstufe von Ortsvereinen oder dergl. durch das ganze Land. Es scheint jedoch, als fühle man den Mangel einer Zwischeninstanz für die Pflege des Missionslebens; wenigstens hat Direktor Mustakallio für die größeren Gemeinden mit Erfolg die Bildung von Missionskomitees angestrebt, welche die Verbreitung von Missionsschriften, die Veranstaltung von Missionspredigten, Familienabenden, Bazaren, die Verteilung von Sparbüchsen, kurz, die Pflege des Missionslebens einheitlich in die Hand nehmen, und sich mit der Missionsgesellschaft dabei in Fühlung erhalten. Die Gesellschaft hat in jeder Pfarrei des Landes einen Agenten, in der Regel einen Geistlichen, der in seinem Bezirke ihre Interessen vertritt; durch diese Agenten hat sie ein Netz über das ganze Land ausgebreitet. Unter den Mitgliedern unterscheidet man ständige und zahlende. Ständige sind diejenigen, die einen Beitrag von mindestens 40 F. Mk. zur Missionskasse gezahlt haben, etwa 700 an Zahl, unter denen alle Stände vertreten sind vom Professor und Propst bis herab zum Arbeiter und Dienstmädchen. Zahlende sind diejenigen, die einen persönlichen Beitrag von 2 Mk. entrichten oder gesammelte Beiträge von 20 Mk. abliefern. Die Mitglieder haben bei den Jahresversammlungen Stimmrecht, die ständigen für immer, die zahlenden für das betreffende Beitragsjahr. Die Jahresversammlung ist die oberste Behörde der Gesellschaft; sie hat über die vom Vorstand ihr vorgelegten Angelegenheiten zu entscheiden, den Vorstand zu wählen sowie Persönlichkeiten zur Prüfung der Jahresrechnung und zur Feststellung des Versammlungsprotokolls zu bestimmen. Jedes Mitglied hat das Recht, auf der Jahresversammlung Fragen anzuregen; doch werden die so angeregten Angelegenheiten zunächst dem Vorstande zur Vorberatung überwiesen und auf Grund von dessen Bericht auf der nächsten Jahresversammlung — in eiligen Fällen in einer außerordentlichen — endgiltig erledigt. Die Jahresversammlung wird Ende Juni gehalten und findet starken Besuch aus dem ganzen Lande. Sie ist reichlich begleitet von erbaulichen Zusammenkünf-

ten, die, der Mischung von schwedischen und finnischen Teilen der Bevölkerung entsprechend,[1]) teils finnisch, teils schwedisch gehalten werden, vielfach aber von beiden Teilen besucht sind. Bei der eigentlichen Jahresversammlung redet jeder in seiner Sprache; eine Sprachenfrage kennt man hier nicht, alles geht in brüderlicher Eintracht her. — Der Vorstand besteht aus 9 Mitgliedern und hat seinen Sitz in Helsingfors; der dritte Teil scheidet jährlich aus, ist aber wieder wählbar. Der Vorstand hat die Missionstätigkeit in der Heimat zu pflegen, die Missionsblätter herauszugeben und für ihre Verbreitung zu sorgen, Reisepredigt zu veranlassen, die Ausbildung der Missionskandidaten zu überwachen, die Missionare auszurüsten und auszusenden, die eingehenden Gelder zu verwalten und der Jahresversammlung einen Bericht (in beiden Sprachen) vorzulegen. Für gewisse Fälle wird der Vorstand durch 6 Mitglieder (ebenfalls in dreijährigem Turnus wechselnd) verstärkt. Dieser verstärkte Vorstand wählt den Missionsdirektor, der die unmittelbare Leitung des Missionswerkes unter sich hat, den Vorsitzenden, den Sekretär, den Kassierer u. s. w., er muß mitwirken bei Besoldungs- und Prinzipienfragen; ihn bei anderen hinzuzuziehen, ist dem engeren Vorstand frei gegeben; tatsächlich ist er bei den meisten Angelegenheiten beteiligt.

Die Missionsschule hat einen sechsjährigen Lehrgang. Sie treibt von alten Sprachen Griechisch (Lateinisch nicht), von neuen Deutsch und Englisch, und neben dem gründlichen Studium des Neuen Testaments und der wichtigeren Teile des Alten Testaments die wissenschaftlichen und praktischen theologischen Fächer. Zur Vervollständigung ihrer Ausbildung werden die Zöglinge praktisch und theoretisch im Gesang unterrichtet, sie lernen Tischlerarbeiten und machen einen ärztlichen Kursus durch. Früher wurden neue Zöglinge nur aufgenommen, wenn die bisherigen fertig ausgebildet waren. Nach dem Neubau des Missionshauses, der für eine größere Anzahl von Zöglingen Wohn- und Unterrichtsraum darbietet, hat man sich entschlossen, nach je 2 oder 3 Jahren neue Zöglinge aufzunehmen, so daß der Unterricht in 3 resp. 2 Abteilungen stattfindet. Unterricht und Aufenthalt in der Missionsschule sind frei, doch kann der Vorstand auch eine Entschädigung dafür fordern. Nach Abschluß des Kursus geschieht die Prüfung vor dem Domkapitel.

Über die Stellung der F. M. G. zur Kirche findet sich in den Satzungen nur die Bemerkung, daß die Ausbreitung der evangelisch-lutherischen Lehre unter nichtchristlichen Völkern ihr Zweck ist und daß der Jahresbericht den Domkapiteln und Pfarrämtern zuzustellen ist. Man hat es wohl nicht für nötig gehalten, über die Stellung zur heimischen Kirche ein Wort zu verlieren, so sehr verstand sich die innige Verbindung mit der Kirche von selbst. Die F. M. G. sah sich von Anfang an als Organ der finnischen Kirche

1) Schweden rechnet man 200 000, Finnen 2 700 000, doch wird die geringere Zahl der Schweden dadurch ausgeglichen, daß sie in den gebildeten Ständen vorherrschen.

an[1]) und freut sich dessen, daß Bischöfe und Geistliche mit wachsender Liebe sich ihrer annehmen. Die Ordination der Missionare hat keine Schwierigkeiten gemacht. Wie sehr die F. M. G. mit der Kirche verbunden ist, zeigt sich auch an der großen Zahl von Geistlichen, die ihr als Agenten dienen. Tatsächlich ist auch der ganze Missionseifer der finnischen Christenheit lange durch die F. M. G. geflossen, erst in neuerer Zeit haben sich freikirchliche Neigungen gezeigt. Eine freikirchliche Mission, mit dem Sitz in Tammerfors, steht in Verbindung mit der China-Inland-Mission und unterhält 2 männliche und 3 weibliche Missionare in China. Auch eine kleine finnische Allianzmission ist hervorgetreten, die einige Arbeiterinnen nach Indien geschickt hat. Am meisten in Gegensatz gegen die Kirche steht trotz seines Namens der lutherische Evangeliumsverein, der seit 1899 in Japan mit 2 Arbeitern tätig ist. Doch haben diese Unternehmungen der F. M. G. bis jetzt noch keinen merklichen Abtrag getan.

Die zehnjährliche Allgemeine indische Missionskonferenz in Madras.

11.—18. Dezember 1902.

Von Julius Richter.

II. Die Resolutionen.

Nachdem wir uns in der vorigen Nummer mit dem Verlauf der Madrasser Konferenz beschäftigt haben, müssen wir noch auf die von derselben geleistete Arbeit eingehen. Die Urteile darüber in der Presse sind ziemlich verschieden. Die Konferenz hat in 4 Tagen Plenarverhandlungen bei etwa 20stündiger Arbeit nicht weniger als 159 Resolutionen angenommen. Es versteht sich von selbst, daß da für eine eingehende Beratung derselben meist keine Zeit blieb. Auch die vorausgehenden Kommissions-Sitzungen halfen diesem Mangel nur zum teil ab, weil sie in dreitägiger Arbeit bei etwa 16stündiger Tagung viel zu große Gebiete beherrschen, zu verschiedenartige Fragen

1) Vgl. auch den Titel der oben angeführten Schrift von Hirn: Finska Kyrkans hednamission; eine „Kirchenmission" ist sie nicht.

verhandeln sollten. Das sind unleugbare Mängel, und es liegt mit daran, daß die Resolutionen so ungleichartig sind, zum teil Selbstverständliches wiederholen, zum teil sich mit technischen Kleinigkeiten befassen. Dennoch wäre es verkehrt, sie deswegen als wertlos bei Seite zu schieben. Die repräsentative Zusammensetzung der Konferenz brachte es mit sich, daß vorwiegend tüchtige Männer und Frauen verhandelten, welche ihre eigene Mission, ihre Methoden und starken Seiten genau kannten und gern zur weiteren Beachtung empfehlen wollten. Da zudem die Konferenz von vornherein praktisch angelegt war und jedes Gebiet unter dem Gesichtspunkte behandelte: was kann und muß geschehen, um die Mission zu fördern, so kam es der Versammlung überall darauf an, bestimmte Vorschläge zu machen, auf Grund der gesammelten Erfahrung Rat zu erteilen, Direktiven zu geben. Prof. Kellett sagte in seiner Eröffnungsansprache: „Die Missionskomitees und Missionsfreunde daheim haben ein Recht zu wissen, in welchen Punkten die erfahrenen Missionare einer Meinung sind. Deshalb gehen wir überall auf Resolutionen aus, und diese Resolutionen geben wir der Welt." Da diese Flut nun fast alle brennenden Missionsfragen Indiens berührt, ist es in der Tat von hohem Interesse und von Wert, die wichtigeren derselben im Spiegel der jetzigen indischen Mission zu betrachten. Anstatt dabei die Verhandlungen der 8 Kommissionen zu rekapitulieren, ordnen wir unsere Bemerkungen nach den Stadien der Missionsentwickelung: der vorbereitenden, grundlegenden, aufbauenden und abschließenden Arbeit, obgleich die Grenzen dieser Stadien vielfach fließende sind.

Von den vorbereitenden Arbeitszweigen beschäftigte sich die Konferenz eingehend mit der Schwesternarbeit, der ärztlichen Mission und der literarischen Arbeit; jedem dieser Zweige war eine eigene Kommision gewidmet, die Frauenkommission war die stärkste der ganzen Konferenz; sie bildete mit ihren 60 Mitgliedern, wie Prof. Kellett bemerkte, fast eine eigene Konferenz für sich und umfaßte mehr als ein Fünftel aller Konferenz-Teilnehmer [1]). Ueber die grundlegende Frage, welches denn eigentlich die Aufgabe der Senana-Mission sei, fand merkwürdiger Weise eine Diskussion nicht statt: uns sollte scheinen, die Konferenz wäre gerade das geeignete und sachkundige Forum zur

1) Diese Zeitschrift wird demnächst einen ausführlichen, selbständigen Artikel über „die Aufgabe an der heidnischen Frauenwelt Indiens" bringen. D. H.

Behandlung dieser wichtigen und so verschieden beantworteten Frage gewesen. Im Grunde hängt die ganze Praxis dieses Arbeitszweiges davon ab. Die Damen setzten mit ihren Beratungen bei den beiden schwierigsten Fragen ein: sollen bekehrte Frauen getauft werden? und was soll dann mit ihnen werden? Es war selbstverständlich, daß die erste schließlich bejaht wurde; jemand, der nicht in der indischen Mission zu Hause ist, kann sich kaum denken, daß sie so viel Not macht. Da der Empfang der Taufe von der Kaste ausschließt, widersetzt sich die ganze Familie fast in jedem Falle derselben auf das entschiedenste, und es heißt für den Täufling, Lebensstellung, Familie und Kaste aufgeben — ein Opfer so groß und so verantwortungsvoll, daß dazu die Mission nur in Ausnahmefällen die Hand bieten darf. Was anders als gründlichste Personalkenntnis schützt sie auch davor, daß die in allen Listen des Trugs geübten Indierinnen nicht doch schließlich die Taufe begehen, um ihnen unerträglich scheinenden häuslichen Verhältnissen zu entfliehen? In der Regel bleiben alle getauften Frauen der höheren und mittleren Kasten auf den Schultern der Mission hängen, dazu kommen noch die heranwachsenden Mädchen der Waisenhäuser und die hilflosen Witwen und verlassenen Frauen der Pest- und Hungersnöte. Die Frage, was soll aus ihnen allen werden? ist um so schwieriger, als das heidnische Indien für Frauen eigentlich außer der häuslichen Arbeit keinen Beruf, keine auch nur erlaubte Beschäftigung kennt. Trotz aller auch auf der Konferenz aufgewandten erfinderischen Liebe bleibt das eine schwere, offene Frage, an welcher jede Senana-Station sich abmüht, sobald ihre Arbeit mit Erfolg gesegnet ist. — In Indien ist die Zahl der öffentlichen Dirnen erschreckend groß. Sie setzt sich zusammen aus den Natsch- oder Tempeldirnen, welche der Unzucht von Kasten und Berufs wegen obliegen, den Bazardirnen, meist entgleisten Witwen oder davongelaufenen Frauen, den kasernierten Dirnen in den dem Laster geweihten Straßen und Häusern zumal der dem europäischen Verkehr offenen Seestädte, und unglücklichen verführten Frauen, Witwen und Mädchen. Die Magdalenen-Arbeit an ihnen erfordert gründliche Kenntnis des Volkslebens, der Sprachen und Sitten und sollte nur von eigens dafür ausgebildeten Missionsschwestern und einem besonders zuverlässigen indischen Personale betrieben werden. — Der noch wenig zahlreichen Klasse von heidnischen Frauen und Mädchen, welche eine höhere Bildung suchen, glaubt sich die Frauenmission vorläu-

sig nur dann annehmen zu sollen, wenn eigene Schwestern für diesen Dienst zur Verfügung stehen und die Schülerinnen die Kosten decken. Übrigens ist jetzt noch solches höhere Bildungsstreben in weitaus den breitesten Volksschichten durch die allzufrühe Heirat behindert. — Eins der dringendsten Bedürfnisse der Senana-Mission ist zur Zeit die Beschaffung eines besser vorgebildeten und zahlreichenPersonals von Bibelfrauen und Lehrerinnen. Hat man sich früher in den Missionsschulen für Heidenmädchen in den weltlichen Fächern vielfach mit heidnischen Lehrerinnen beholfen, so geht jetzt das Streben nachdrücklich dahin, nur noch Christinnen zu verwenden. Bei den Bibelfrauen überzeugt man sich immer mehr, daß dieselben ohne eine sorgfältige Vorbildung fast wertlos sind. Um das geschulte Hilfspersonal zu erhalten, vermehrt die Frauenmission die Lehrerinnen-Seminare, eröffnet Bibelfrauen-Heime und sucht aus Witwen- und Waisenhäusern die begabtesten und geeignetsten Kräfte an sich zu ziehen. Die Hoffnung, auf diesem Wege vielen Frauen und Mädchen eine gesicherte Existenz zu verschaffen, befördert diese Bestrebungen und führt ihnen neue Bewerberinnen zu.

Ärztliche Mission kommt als ein wirksames Mittel Vorurteile zu überwinden und verschlossene Türen, zumal in der schwer zugänglichen Frauenwelt der höheren Kasten zu öffnen, immer mehr in Aufnahme. Nach Ansicht der betr. Kommission[1]) hat im letzten Jahrzehnt kein Zweig der Missionsarbeit in Indien einen gleich kräftigen Aufschwung gehabt. Die vorwiegende Auffassung ist dabei, daß der Missionsarzt an der der ärztlichen Hilfe parallel laufenden geistlichen Arbeit persönlich tätigen Anteil nehmen soll. Und wie er selbst fromm sein soll, so sollen auch alle seine indischen Gehilfen nicht blos ärztlich, sondern auch geistlich geschult sein. Dies mannigfaltig abgestufte indische Hilfspersonal, dessen die ärzliche Mission nicht entbehren kann, bietet viele Schwierigkeiten, und zwar ebenso das männliche wie das weibliche. Beim männlichen ist es die Gehalts- und

1) Die Kommission für „ärztliche Mission" faßte eine Reihe von wichtigen Resolutionen technischen Inhalts: Alle wohlhabenden Patienten sollen bei Missionsärzten dieselben Gebühren zahlen wie bei anderen Ärzten desselben Orts. Unheilbare sollen nur vorübergehend in Missionshospitälern aufgenommen werden, bis für sie anderweitig gesorgt werden kann. Die Regierung soll möglichst zur Tragung der Kosten der ärztlichen Mission mit herangezogen werden. Jede ärztliche Station, besonders jede frauenärztliche soll mit 2 europäischen Ärzten besetzt werden, um die Kontinuität der Arbeit zu sichern.

Besoldungsfrage. Um ihrer ganzen Stellung willen kann die Mission kaum von der Forderung abgehen, daß ihre Angestellten den für ihre Dienste vorgeschriebenen Anforderungen der Regierungsexamina genügen; denn sie würde sich schwer schädigen, wollte sie ein minder tüchtiges, ungenügend vorgebildetes Personal verwenden. Allen Indern aber, welche die öffentlichen Prüfungen abgelegt haben, stehen die überreich bezahlten Regierungsstellen offen, und die Mission kann mit diesen hohen Gehältern um so weniger wetteifern, als doch die Bezahlung der Hilfsärzte und Hospitalgehilfen in einem leidlich richtigen Verhältnis zu der der Pastoren, Katechisten und anderen Angestellten bleiben muß. — Bei der Ausbildung von indischen weiblichen Ärzten hat sich herausgestellt, daß für sie der Besuch derselben Vorlesungen und Kliniken mit den jungen Männern allzu gefahrvoll ist, selbst da, wo sie außer den akademischen Stunden in Missionsheimen Zuflucht und geistliche Anregung finden. Die Überzeugung bricht sich Bahn, daß für indische Ärztinnen eigene Hochschulen eingerichtet werden müssen. Die bekannteste ist die in Ludhiana in Pandschab, gegen deren staatliche Anerkennung sich aber die Universität Lahore noch immer sträubt. Bei den Gehältern von männlichem wie weiblichem Hilfs- und Pflegepersonal sollten sich die Missionsprovinzen über gemeinsame feste Taxen einigen, um dadurch dem unlauteren Wettbewerb der auf höheres Gehalt allzu erpichten Eingeborenen zu steuern. — Insonderheit wurde von der Madrasser Konferenz die Aufmerksamkeit wieder auf die auch bei uns bekannte Edinburger Aussätzigen-Miss.-Ges. gerichtet, deren Sekretär Bailey an den Verhandlungen teilnahm. Die Gesellschaft hat in Indien und Barma 25 Asyle und Hospitäler und 13 Heime für noch nicht angesteckte Kinder aussätziger Eltern, dieselben pflegen 5250 von den ca. 400000 Aussätzigen Indiens. Sie hat im Februar 1902 in Wardha eine eigene Konferenz abgehalten und dabei beschlossen, mit Nachdruck dahin zu wirken, daß 1. allgemein auch von Staatswegen die Absonderung der Aussätzigen in Asylen zum Schutze der gesunden Bevölkerung vor Ansteckung durchgeführt, 2. in den Asylen überall die Geschlechter getrennt, 3. die gesunden Kinder kranker Eltern in eigenen Heimen erzogen werden. Die Madrasser Konferenz eignete sich diese Grundsätze in einer Reihe von Resolutionen (V, 26—34) an und gab ihnen dadurch verstärkten Nachdruck. Besonders wurde die Regierung dringend gebeten, der Gesellschaft bei ihrem für Indien so wichtigen,

humanen Werke verstärkte finanzielle und moralische Unterstützung zu teil werden zu lassen, besonders durch nachdrücklichere Durchführung der „Lepra-Akte" von 1898 (A. M. Z. 1899, 54 f).

Von besonderer Wichtigkeit ist bei dem gegenwärtigen Stande der indischen Mission die Schaffung einer geeigneten christlichen Literatur in den Landessprachen, und zwar ebenso für die Heiden — um sie mit dem Christentum bekannt zu machen und für dasselbe zu gewinnen — wie für die Christen, um sie zu vertiefen und immer von neuem anzuregen; ebenso für die Kinder, für welche gute Schulbücher und gesunde Unterhaltungslektüre beschafft werden muß, wie für die Erwachsenen, welche mit erbaulicher und belehrender Literatur zu versorgen sind. Die Ansprüche auf diesem Gebiete sind um so größer, je geistig regsamer das indische Volk ist, und je mächtiger der einflutende Strom abendländisch-christlicher Bildung sich im ganzen Lande geltend macht. Eine große Arbeit von weittragender Bedeutung, die Revision der Bibelübersetzungen in den wichtigsten indischen Volkssprachen liegt in der Hauptsache vollendet vor; die britische Bibelgesellschaft hat sich durch dieses mit großen Opfern planmäßig und umsichtig durchgeführte Werk ein großes, auch in Madras freudig anerkanntes Verdienst um die indische Mission erworben. Dem Madrasser Literaturkomitee blieb in dieser Richtung nur übrig, den einen Wunsch zu äußern, daß die britische Bibelgesellschaft allen ihren indischen Bibelausgaben eine Erklärung unübersetzbarer Fremdwörter wie Sabbath, Pharisäer, Passah und dergl. beifüge. — Um eine Übersicht über die bereits vorhandene Literatur in den einzelnen Sprachen zu gewinnen, ist es dringend wünschenswert, daß für jede derselben ein möglichst lückenloses Verzeichnis aufgestellt werde, wie solches für eine ganze Reihe großer und kleiner Sprachgruppen bereits vorliegt. — Die Hauptsache aber ist die Weiterarbeit. Zu diesem Zwecke hat die Madrasser Konferenz Indien in 18 (mit Einschluß des Englischen 19) Sprachgruppen eingeteilt und für jede derselben eine Literaturkommission eingesetzt. Aufgabe derselben soll es sein, je für ihr Gebiet kirchliche und allgemeine periodische Literatur, Zeitschriften, Zeitungen, Broschüren, Bücher und Traktate teils selbst abzufassen, teils ihre Abfassung anzuregen und zu befördern. Über diesen Provinzialkommissionen steht ein Generalliteraturkomitee, welches beauftragt ist, für die verschiedenen Gebiete der Schule und Kirche, der Apologetik und der Polemik, des Katechumenenunterrichts und

der Bibelerklärung größere und kleinere Schriften in Englisch derart abzufassen, daß sie sich zu einer Übersetzung in die indischen Landessprachen eignen. Es ist zu erwarten, daß durch die Einsetzung dieser Kommissionen ein neuer Impuls in die literarische Missionsarbeit kommen wird. Hier ist das Waffenarsenal aller Zweige der Missionstätigkeit. Dringend zur Nachahmung zu empfehlen ist der bereits seitens einiger großer Missionsgesellschaften eingeschlagene Weg, für jedes größere Sprachgebiet einen besonders sprachbegabten und wissenschaftlich durchgebildeten Mann nur für die literarische Arbeit auszusenden und ihm die Schaffung einer gediegenen Literatur in seiner Sprache als Lebensaufgabe vorzuschreiben. Die Schwierigkeit liegt darin, daß nur hervorragende Männer für diese bedeutsame Arbeit brauchbar sind, für solche aber jede Missionsleitung stets noch dringendere Aufgaben und Stellungen hat. Solche literarische Missionare sind Dr. Weitbrecht (CMS.-Urdu); Rev. Rouse DD. (EBpt.-Bengali); Dr. Mc. Laurin (ABpt.-Telugu); Dr. Thompson (Wesl.M.-Kanaresisch). Künftig denkt man es sich so, daß der Unterhalt geeigneter Männer von mehreren in denselben Sprachgebieten arbeitenden Gesellschaften zu gleichen Teilen getragen wird, wodurch die Last für jede einzelne weniger ins Gewicht fällt. — Ein gerade für Indien besonders wichtiger Zweig ist die Pflege der englisch sprechenden höheren Volksschichten. Sie sind, politisch angesehen, das stärkste Band zwischen Mutterland und Kolonie und missionarisch angesehen, der lebendige Kanal, durch den die christliche Kultur in das große Heidenland flutet. So schmerzlich verständige Missionare das unnationale, oft kindische Nachäffen englischen Wesens und die damit verbundene Verachtung der heimischen Sitte und Sprache beklagen, so dringend fühlen sie die Verpflichtung, die damit gegebene geistige Öffnung für das Evangelium auszunutzen. Zu diesem Zwecke ist die Begründung einer billigen, aber gediegenen illustrierten Wochenschrift in der Art des englischen „Spektator" geplant.

Seit einem halben Jahrhundert führen die indische Mission und ihre Freunde einen fast hoffnungslosen Kampf gegen 2 schwere Übel. Der auf Indien lastende Fluch der Opiummanufaktur und des Opiumhandels ist das schlimmste; in immer bedrohlicherem Maße tritt daneben die Trunksucht, welche durch zahllose, von der Regierung konzessionierte Toddyschenken befördert wird. Nahm doch die Regierung im Jahre 1900 nicht weniger als 82½ Mill. Mk. Schanksteuer ein! Das Umsichgreifen dieses Lasters ist um so bedauerlicher, als es mit Ausnahme einiger Kasten und Bergvölker früher in Indien nicht heimisch

war. Dazu kommt der Kampf um die bürgerlichen Rechte der Christen in den Tributärstaaten besonders Travankor, und der Protest gegen Härten an sich wohlgemeinter englischer Gesetze wie der Ehegesetzgebung. Endlich ist es noch immer schwer, die spröde Abschließung einiger kleinerer Schutzstaaten zu überwinden, die wie Gangpur und Dschashpur in Tschota-Nagpur die Mission um keinen Preis aufkommen lassen wollen. Zur systematischen Führung dieser unvermeidlichen Kämpfe, zur Ausarbeitung diesbezüglicher Eingaben an die Regierung, zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Sinne des Standpunktes der Mission ist ein „Komitee der öffentlichen Fragen" (VII, 3 S. 156) und ein „Komitee der Privilegien" (II, 9 S. 74) eingesetzt.

Von den grundlegenden Arbeitszweigen beschäftigten die Konferenz hauptsächlich zwei, die Heidenpredigt und die Schularbeit. Bei der Behandlung der Heidenpredigt ist es charakteristisch zu beobachten, wie sich immer wieder die Weltevangelisationstheorie einzuschleichen, und wie man der von daher drohenden Gefahr den Stachel abzubrechen sucht.[1]) Ohne Zweifel ist es eine berechtigte Forderung, daß jede Gesellschaft das Gebiet, welches sie als ihr Missionsfeld ansieht, binnen höchstens einem Vierteljahrhundert mit dem Sauerteig der Predigt durchdringe. Es ist billig, daß dazu die Hilfe freiwilliger und unbezahlter Christen aufgerufen wird. Es ist auch gewiß nicht zuviel verlangt, wenn auch mechanisch gerechnet, daß jede christliche Frau jede Woche eine Stunde benutze, um ihren heidnischen Nachbarinnen das Wort Gottes nahe zu bringen. Die Hauptsache und einer der wichtigsten Erfolge der Konferenz ist es, daß unter diesem Gesichtspunkt der Grundsatz der territorialen Abgrenzung der Missionsarbeit, wenn auch nach heftigen Kämpfen, doch schließlich allgemein anerkannt wurde. Es ist ein Schiedsgerichtshof, bestehend aus führenden Missionaren aller größeren Gesellschaften, eingesetzt, dessen Votum bei Grenzstreitigkeiten oder Übergriffen entscheidend sein soll. Hoffentlich unterwerfen sich alle in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften diesem wohltätigen Gerichte, es könnten dadurch viele unerquickliche Reibereien beseitigt oder verhindert werden.[2]) Überraschend war

1) Der Kampf um eine die Weltevangelisationstheorie empfehlende Resolution gehörte zu den bewegtesten Debatten im Plenum; sie wurde aber schließlich abgelehnt. Spuren hat dieselbe auf verschiedenen Seiten des offiziellen Konferenzprotokolls hinterlassen.

2) Natürlich ist dabei jeder Missionsgesellschaft und Kirchengemeinschaft das Recht vorbehalten, ihre Kirchenglieder überall zu pflegen und mit den Sakramenten zu bedienen, auch wenn sie in das Gebiet einer andern Gesellschaft verzogen sind. Wir bedauern, daß nicht bei dieser Gelegenheit die gerade für

die bei dieser Gelegenheit gemachte Feststellung, wie viele Gebiete Indiens missionarisch noch gar nicht oder ganz unzureichend besetzt sind. Sie befinden sich hauptsächlich im Nordwesten, in Zentralindien, im östlichen und nördlichen Bengalen. Kathiawar mit 3 Mill. Einwohnern hat nur 3 Missionare, Katsch mit 1½ Mill. keinen, Dakka mit 2½ Mill. hat 2 Missionare und 4 Evangelisten, Tipperah mit 1½ Mill. nur 4 Missionsschwestern, Pubna mit 3 Mill. 5 Missionare, Nord-Bengalen mit 10 Mill. 8 Missionare. Es ist also noch viel Land zu besetzen.

Mit großem Nachdruck wurde allerseits der Standpunkt vertreten, daß alle in Indien vertretenen Religionen und alle Volksschichten einen Anspruch auf die Predigt des Evangelii haben, und daß sich für jede schwerwiegende Gründe geltend machen, welche gerade sie als besonders bedürftig oder aussichtsvoll erscheinen lassen. Die Konferenz hielt sich für verpflichtet, besonders ihre Stimme zu gunsten einer intensiveren Pflege der Mohammedanermission zu erheben; nur bedürfe jeder für diese Arbeit bestimmte Missionar eine besondere fachmännische Vorbildung sowohl in sprachlicher wie in religionsgeschichtlicher Richtung. Und gewiß ist die durch den letzten Zensus festgestellte Tatsache, daß sich die Mohammedaner in Indien im letzten Jahrzehnt um 5 Mill. (von 57 auf 62 Mill.) vermehrt haben, ein unmißverständlicher Wink. — Ebenso war es die gemeinsame Überzeugung, daß die Zahl der Missionare, deren spezielle Aufgabe die Predigt an die Heiden in den Landessprachen sei, erheblich vermehrt werden müsse. Die gerade in Indien so stark ausgebildete institutionelle Seite der Mission, ihre Schulen und Waisenhäuser, ihre Gemeindepflege u. s. w. legen unverhältnismäßig viele Kräfte in Bezug auf die eigentliche Heidenpredigt lahm, und zwar, was besonders betont wird, zumal in den Städten, trotzdem dieselben scheinbar am stärksten besetzt sind. Die städtischen Missionare haben zur Heidenpredigt in der Regel am wenigsten Zeit, weil sie von ande-

Indien so brennende Frage eines Gastrechts der evangelischen Christen in Kirchen anderer Denominationen freimütig verhandelt ist. Zumal für die Christen aus so wanderlustigen Völkern wie die Tamulen und die Kols, deren Zerstreuung viel weiter geht, als eine sorgfältige Pastoration nachkommen kann, wäre eine Fixierung des Umfangs des kirchlichen Gastrechts, zumal mit Beziehung auf die Sakramente und die Teilnahme am kirchlichen Vereinsleben, sehr erwünscht. Aber freilich die Frage ist wegen der gerade auf diesem Gebiete empfindlichen konfessionellen Gegensätze schwierig.

ren Arbeiten über die Kraft hinaus in Anspruch genommen sind. Daß die Heidenpredigt wieder mehr in den Mittelpunkt des Missionswerkes gerückt werde, sollte ein Haupterfolg der Madrasser Konferenz sein. Die Basler Mission ist in dieser Hinsicht vorbildlich.

Daß das Missionsschulwesen auch auf dieser Konferenz ein wichtiger Beratungsgegenstand sein werde, ließ sich erwarten. Hier ist ein Gebiet, wo die überall empfohlene Kooperation wünschenswert und wichtig ist. Die großen Missions-Kolleges erfordern beträchtliche Geldmittel und, was oft schwerer ins Gewicht fällt, zahlreiche und hervorragend tüchtige Kräfte. Und der durch sie ausgeübte christliche Einfluß geht viel mehr in die Breite als in die Tiefe, sodaß Gesellschaften von ziemlich weit auseindergehenden theologischen und kirchlichen Anschauungen ohne Schaden und ohne Reibung gemeinsam Hand anlegen können. Das Christian-Kollege in Madras, in dem die Konferenz großenteils tagte, ist ein leuchtendes Beispiel solcher Kooperation. Es ist erfreulich, daß neuerdings zu den 4 dasselbe bisher tragenden englisch-schottischen Gesellschaften noch einige amerikanische hinzugetreten sind. — Als eine wichtige Ergänzung der Missionshochschulen machen sich immer mehr geltend und wurden auch in Madras als solche empfohlen christliche Heime für die Studenten und Schüler der staatlichen oder heidnischen Hochschulen, wo dieselben in der Zucht einer christlichen Hausordnung und unter dem väterlichen Rate der Missionare leben; diese von den Missionen eingerichteten Schüler- und Studentenherbergen werden erfahrungsgemäß selbst von entschiedenen Gegnern der Mission, wie Brahminen, gern benutzt. Eine andere, vielleicht noch wichtigere Ergänzung der Schularbeit ist es, den der Schule entwachsenen Studenten nachzugehen, die von der Schule mitgebrachten Eindrücke zu vertiefen und allmählich eine Entscheidung für Christum herbeizuführen. Zu dieser Arbeit gehört viel Takt und umfassende Bildung. Neben Zeitungen, Zeitschriften und Büchern sind öffentliche Vorträge, Hausbesuche, Vereinsgründungen und dergl. gangbare, wenn auch mühsame Wege. Dies ist das segensreiche Missionsarbeitsfeld der indischen Y. M. C. A. — Die Madrasser Konferenz tagte gerade rechtzeitig, um Stellung zu nehmen zu den Beschlüssen und Vorschlägen, zu denen die von der indischen Regierung eingesetzte Kommission zur Untersuchung der indischen Universitäten gekommen war. Sie billigt lebhaft, daß die Anforderungen für das Abiturientenexamen, zumal in Englisch, erhöht,

und daß die akademischen Senate durch stimmberechtigte Mitglieder von den affiliirten Missions- und andere colleges ergänzt werden, ebenso daß die Universitäten aufhören sollen nur Examenbehörden zu sein und künftig wenigstens ausgewählte Vortragscyklen einrichten, Bibliotheken eröffnen und dergl. Dagegen erhebt die Konferenz lebhaften Widerspruch gegen die geplante Aufhebung der Second grade Colleges (welche nur die ersten beiden Jahre des akademischen Kurrikulums umfassen und mit dem FA. [first of Arts] Examen abschließen). Dieser Schritt würde ihrer Ansicht nach nicht nur eine schwere Schädigung der Missionsschulen, sondern auch einen Rückschritt des öffentlichen Schulwesens bedeuten.

Mit dem Aufbau der indischen Kirche beschäftigte sich hauptsächlich die erste Kommission (native Church). Durch die Missionskreise Indiens hindurch geht die Überzeugung, daß der indischen Christenheit in erster Linie eine geistige Neubelebung, mehr „Leben aus Gott" not tut. Um dies zu befördern, werden dringend Evangelisations-Wochen (special missions und conventions) empfohlen ganz in der Weise der sich auch bei uns einbürgernden Bestrebungen. Als Evangelisten denkt man dabei nicht in erster Linie an durchreisende Engländer oder Amerikaner, sondern an „geeignete europäische oder indische Missionare von anerkannter evangelischer Kraft und Erfahrung". Weniger will uns gefallen, daß in einer eigenen Resolution (I., 4, 24 f) empfohlen wird, auf ein großes indisches Revival planmäßig hinzuarbeiten. Nachdruck wird in ganz Indien auf möglichst strenge Sabbath-Heiligung gelegt; da das indische Erwerbsleben diesen Ruhetag nicht kennt und leider auch ungläubige Europäer denselben oft nicht respektieren, ist allerdings sein Heilighalten ein großes Opfer für die indischen Christen. Es wäre ein Gewinn, wenn ein Gesetz erlassen würde, wonach niemand, auch kein Arbeiter und Beamter wegen Arbeitsverweigerung am Sonntag zur Rechenschaft gezogen oder entlassen werden dürfte: wenn wir auch bei der furchtbaren Armut sehr vieler indischer Christen nicht begreifen, wie sie ohne Hunger durchkommen sollen, wenn ihnen der Arbeitsverdienst eines Tages verloren geht. — Betreffs der Kaste begnügte sich die Konferenz damit, sich die bezügliche Resolution der südindischen Missions-Konferenz von 1900 anzueignen: „Wo immer die Kaste in der Kirche vorhanden ist, muß sie als ein großes Uebel gestraft und unterdrückt werden. Keinenfalls sollte jemand, der durch

Beobachtung der Kaste das Gesetz Christi bricht, irgend ein Kirchenamt verwalten. An alle indische Christen ist ernstlich zu appellieren, daß sie alle gesetzlichen Mittel benutzen, um ein so unchristliches System auszurotten." Diese allerdings nicht einwandsfreie und verschiedener Deutung fähige Formulierung scheint die gemeinsame Position weitaus der meisten indischen Missionare zu sein. — Daß die Frauen der christlichen Gemeinde, die im allgemeinen der Belehrung und Beeinflussung durch die Missionare und die indischen Pfarrer fast ebenso unzugänglich und der Hebung in hohem Maße bedürftig sind, besondere Aufmerksamkeit erfordern, wird allerseits anerkannt. Als die beiden empfehlenswertesten Wege zu diesem Ziele werden angesehen 1) die Mädchenkostschulen, die aber in der allereinfachsten Weise eingerichtet und soweit als möglich den heimischen Verhältnissen der Kinder angepaßt werden müssen. Das ist aber schwierig; bei den Kostschülerinnen aus den ärmsten Klassen, welche das Gros der Christengemeinden ausmachen, kann die Mission mit dem besten Willen nicht so tief hinuntersteigen; denn sie muß ihre Pfleglinge anständig kleiden, gesund und trocken einquartieren und täglich satt machen, alles Vorzüge, welche den Kindern daheim unbekannt sind. Unglücklicher Weise befinden sich zudem die meisten und größten Kosthäuser der Missionen in den Städten, wo die Lebensverhältnisse und die Rücksichtnahme auf die städtischen Pfleglinge, die Besorgnis vor der abfälligen Kritik durchreisender Missionsfreunde und eine gewisse englisch-amerikanische Auffassung von unentbehrlichen Erfordernissen eines menschenwürdigen Daseins das Niveau in die Höhe schrauben [1]). Der Vorwurf, daß die Mission, zumal die englische, die jungen Christinnen über ihren Stand erziehe und sie dadurch für die bescheidenen Verhältnisse ihres späteren Lebensberufes untauglich machen, gehört zu den zumal in Indien immer wiederkehrenden. Die deutschen Missionen, besonders die Basler und die Leipziger, schränken deshalb ihr Mädchenkostschulwesen ein, möglichst nur auf die Waisenkinder der Gemeinden. So als generelles Mittel,

1) Natürlich hat die Konferenz ganz recht: „Nicht die empfangene Erziehung macht in der Regel die Mädchen untauglich, in ihre armseligen Elternhäuser zurückzukehren, sondern die während der Pensionszeit angenommenen Lebensgewohnheiten und Ansprüche; es sollte großer Fleiß darauf verwandt werden, diese einfach zu erhalten und einen Geist christlicher Demut und kindlichen Gehorsams zu pflegen" (Rep. 116). Allein da liegt eben die Schwierigkeit und der Fehler.

das geistige und geistliche Niveau des weiblichen Geschlechts zu heben, erscheinen uns die Kostschulen nicht empfehlenswert. 2) Der andere angeratene Weg ist meines Wissens bisher nur in Ausnahmefällen betreten. Man soll die Frauen der Gemeinde auf längere Zeit, etwa einen Monat, auf der Station versammeln, sie dort unterhalten und die Wochen fleißig auskaufen, um sie täglich zu unterrichten. „Die Wirkung des Zusammenlebens mit festeren und erfahreneren christlichen Frauen wird die sein, daß sie einen neuen Begriff von Sauberkeit und Regelmäßigkeit bekommen und hernach einen nachhaltigeren christlichen Einfluß ausüben können." Wenn doch einmal einer Ansammlung von Teilen der Gemeinde auf der Station auf Kosten der Mission das Wort geredet wird, dann erscheint uns die Leipziger und Hermannsburger Praxis empfehlenswerter, die Katechumenen-Familien zusammen, Männer und Frauen, Alte und Junge, während der Taufvorbereitung unter den christlichen und sittigenden Einfluß der Station zu stellen. Es freut uns, daß dann als weiteres Mittel zur Hebung des weiblichen Teils der Gemeinde auch die Niederlassung von Missionsschwestern in den Christendörfern und fleißiges Reisen und Hausbesuch empfohlen wurde. Es ist schade, daß noch immer so viele Gesellschaften diese bescheidene Arbeit in den freilich oft armseligen Christendörfern gering schätzen und es für missionsmäßiger halten, Dorfmission in weiten heidnischen Distrikten zu treiben. Daß diese Stimmung auch in Madras vertreten war, geht daraus hervor, daß neben dem oben erwähnten guten Vorschlage (Res. IV., 9, e) doch auf die Frage, ob nicht Arbeiterinnen speziell zur Pflege der Christenfrauen ausgesondert werden sollten, die ausweichende Antwort erteilt wurde, das sei in erster Linie Pflicht der Missionars- und Pfarrfrauen und freiwilliger Helfer. (S. 117 a. f).

Zur Pflege christlichen Lebens unter der heranwachsenden Jugend bürgern sich auch in Indien mehr und mehr Sonntagsschulen und Jünglingsvereine ein. Erstere, schon 1803 in Sirampur begonnen, sind erst seit der Sonntagsschul-Konvention 1876 in Allahabad allgemeiner in Aufnahme gekommen; der „indische Sonntagsschul-Bund" umfaßt 17 Zweigvereine und gegen 300000 Schüler in allen Teilen Indiens und beschäftigt einen eigenen Generalsekretär, den die Londoner Sonntagsschul-Gesellschaft bezahlt. Die Konferenz faßte eine ganze Reihe Resolutionen mehr technischer Art, um diesen vielfach mit Vorliebe gepflegten Arbeitszweig nachhaltiger wirksam zu

machen. Jünglings- und Jungfrauen-Vereine haben sich in Indien hauptsächlich in den beiden amerikanisch-englischen Formen der Endeavor-Vereine und der Christlichen Jungen Männer-Vereine eingebürgert. Während die letzteren vorwiegend unter der studierenden Jugend, der christlichen wie der heidnischen, arbeiten und da ein bedeutender Missionsfaktor geworden sind, zumal in den großen Universitätsstädten, haben die Endeavorvereine fast überall in den englisch-amerikanischen Missionen Anklang gefunden. Sie kennzeichnen sich als amerikanisches Gewächs durch den Nachdruck, den sie auf christliche Tat legen, und vielleicht empfehlen sie sich gerade dadurch vor unsern deutschen Jünglings-Vereinen speziell für das indische Missionsfeld.

Eine der schwierigsten Fragen, welche gerade jetzt die indische Mission bewegt, ist die: in welchem Umfang darf den Christen wirtschaftliche Hilfe erwiesen werden? Die Frage ist um so brennender, als weitaus die meisten Christen aus Verhältnissen und Umgebungen stammen, bei denen es durchaus nicht fraglich sein kann, daß sie gehoben, umgestaltet werden müssen. Die Konferenz beschäftigten hauptsächlich zwei hierher gehörige Fragen: 1) wie schaffen wir den Tausenden von Waisenkindern, welche während der letzten Pest- und Hungersnöte unter die Obhut der Mission genommen sind, eine wirtschaftliche Existenz? und 2) was können wir zur Hebung der Pariachristen tun? Daß die Mission auf die erste Frage eine Antwort finden muß, ist unzweifelhaft; sie hätte nicht an etwa 30000 Knaben und Mädchen Vaterstelle übernehmen dürfen, wenn sie nicht die Absicht hatte, sie für das Leben auszurüsten. Nun hat ja die Mission in ihren Waisenhäusern während des 19. Jahrhunderts reiche Erfahrung gesammelt, und dieselbe geht dahin, die heranwachsenden Kinder entweder für ein Handwerk[1]) oder für den Ackerbau zu erziehen. Die Konferenz gab dem ersteren den Vorzug; nur empfiehlt sie dringend, die Kinder erst in einer Volksschule vorbilden und dann in einer richtigen Werkstatt, Faktorei oder Fabrik (nicht in einer Industrieschule) technisch durchbilden zu lassen. Die in-

1) Gleichzeitig mit der Konferenz wurde in Madras eine „indische christliche Ausstellung" von Produkten der Arbeit indischer Christen in allen möglichen Handwerken abgehalten, — ein neuer Versuch, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die technischen Leistungen derselben hinzulenken, der hoffentlich in recht vielen und großen Bestellungen seine Antwort findet.

dische Auffassung, daß das Kind keine allgemeine Schulung, sondern nur eine technische Routine brauche und deshalb schon sehr früh erwerbsfähig werde, müsse durchaus überwunden werden. So richtig das ist, will mir doch scheinen, daß in dieser Resolution die Hauptschwierigkeit umgangen ist. Sie liegt in der mit der Kaste zusammengewachsenen zunftmäßigen Gliederung des ganzen Erwerbslebens; die Christen, welche als solche außerhalb der Zunft stehen, haben einen äußerst mühsamen, oft aussichtslosen Kampf um lohnende Arbeit vor sich, was besonders in den — von der Konferenz leider nicht berührten — Basler Missionsindustrieen zu studieren ist. In Nordindien liegen ja die Verhältnisse dadurch etwas günstiger, daß große europäische Fabriken, Heer und Verwaltung, Eisenbahnen und Zeitungen den Christen Arbeitsgelegenheit geben. Aber dieselbe ist weitaus nicht genügend. Ob die 1902 in Schottland nach Basler Muster neugegründete „Industrie-Hilfsgesellschaft" für die Christen neue wirtschaftliche Wege ausfindig machen wird, muß abgewartet werden. Mit Recht empfahl die Konferenz, auf diesem Gebiete einen Zusammenschluß benachbarter Missionsgesellschaften zur Begründung gemeinsamer Handwerkstätten, eventuell auch wirtschaftlicher Betriebe. Gerade hier, wo es viel mehr auf technische Tüchtigkeit und verfügbare Geldmittel als auf denominationelle Feinheiten ankomme, sei ein dankbares und aussichtsreiches Feld für gemeinsame Arbeit[1]).

Zu sehr bewegten Debatten kam es über der anderen Frage betreffs der Pariachristen. Über den allgemeinen Grundsatz einigte man sich bald, daß ein soziales Hilfswerk der Mission nie den Charakter des Almosengebens tragen, und daß solche Hilfe nie unter der Bedingung erwiesen werden sollte, daß die Leute Christen würden, oder in Verbindung mit ihrer Taufe (II, 8. S. 73). Es will uns schei-

1) Ein heißer Kampf entspann sich um die Frage der Verheiratung der Waisenmädchen. Bekanntlich kennt Indien einen Stand der ledigen Frauen noch nicht. Die Ehe ist selbstverständlich und fast unumgänglich das Ziel jeder indischen Mädchenerziehung. Ebenso sicher aber ist, daß die in den Missionswaisenhäusern erzogenen Christenmädchen nur an Christen verheiratet werden können und dürfen. Wie aber die genügende Zahl geeigneter Männer für eine so große Zahl heranwachsender Mädchen beschaffen? Die Missionsschwestern wünschten dringend, daß ein freierer Verkehr zwischen der heranwachsenden christlichen Jugend beiderlei Geschlechts ermöglicht werde. Aber die Konferenz lehnte mit Recht die diesbezügliche Resolution ab. Ohne Zweifel liegt hier eine der dornenvollsten Fragen der Waisenhaus-Erziehung vor.

nen, daß dieser Grundsatz in Hungersnöten und andern Drangsalen kaum ganz durchführbar ist, wiewohl ihm ein richtiges Prinzip zu grunde liegt. Sehr weit gehen die Meinungen darüber auseinander, ob die Mission die Pandschamachristen (die Christen aus den Kastenlosen) in besonderen Dörfern auf Missionsgrund ansiedeln solle. Die Vorteile dieser Methode für das geistliche Leben der Christen liegen auf der Hand. Da nach dem Zensus von 1902 nicht weniger als 95% der Inder in Dörfern oder Landstädten wohnen und Indien ganz überwiegend ein Ackerbauland ist, auch der Ackerbau allgemein in hohem Ansehen steht, scheint sich hier der verheißungsvollste Weg sozialer Hilfe aufzutun. Allein es darf nicht verschwiegen werden, daß weitaus die meisten der während des ganzen 19. Jahrhunderts von fast allen Missionsgesellschaften gemachten Versuche derart entweder gänzlich mißglückt sind oder doch nur höchst unbefriedigende Ergebnisse erzielt haben. Einzelne schöne Ausnahmen wie die aufblühenden Christendörfer Clarkabad und Montgomerywala der C. M. S. im Pandschab beweisen dagegen nichts; denn da lag der ausnahmsweise günstige Fall vor, daß die Regierung der Mission größere fruchtbare Landstriche zur Besiedelung mit Christen schenkte. Die Schwierigkeiten liegen teils in der Beschaffung der Landgüter, wozu bei den hohen Preisen des Grundes in Indien der Mission ausreichende Mittel nicht zur Verfügung stehen, teils in dem Dienst- oder Abhängigkeitsverhältnis der angesiedelten Christen zur Mission, wobei die Paria sich oft wie ungezogene, undankbare Rangen benehmen, an deren Erziehung alle Liebe und Geduld verschwendet scheint. Indessen trotz der großen Schwierigkeiten und heftiger Widerrede einigte sich schließlich die Konferenz in Resolutionen, welche „christliche Ackerbaudörfer" warm empfahlen (S. 146 f.). Wir bitten die Leipziger und Basler Missionsleitung, die beide nach schmerzlichen Enttäuschungen in der weiteren Verfolgung dieses Weges stutzig geworden sind, diese Resolutionen (VI, 7—9) in wohlwollende Erwägung zu ziehen. — Bisher nur in kleineren Distrikten und mit bescheidenen Mitteln versucht, aber allem Anschein nach aussichtsvoll ist der Weg, kooperative Kreditbanken in der Weise unserer Raiffeisen- und Schultze-Delitzschvereine und Banken zu gründen. Es scheint, daß auch die indische Regierung diesen Weg beschreiten will, um das Land von der entsetzlichen Plage der Wucherer zu befreien und leidlich gesunde Kreditverhältnisse zu schaffen. Freilich wird der wunde Punkt bei

diesen Bestrebungen in der Charakterschwäche der Hindu liegen, die zur selbstlosen Verwaltung größerer Gelder in gemeinnützigen Interessen meist nicht reif sind. Und wenn die Mission die Verwaltung des Kreditwesens in ihre Hand nehmen soll, so lädt sie sich damit eine fast unerträgliche Last auf.

Natürlich beschäftigte sich die Konferenz auch mit den auf Selbständigstellung der einheimischen Kirchen gerichteten Bestrebungen, ohne indessen dazu viel neues beizubringen. Die indischen Kirchen sollen sich selbst unterhalten, sich selbst regieren und selbst Mission treiben. Der „eigene Unterhalt" wurde fast als das wichtigste in den Vordergrund gestellt: „self support einer Kirche ist nächst ihrem Wachstum im geistlichen Leben ihre wichtigste Aufgabe" (S. 28). Von Interesse ist, daß die Konferenz nachdrücklich die heimischen Missionsleitungen ermahnt, ihre Zuschüsse an alle Missionskirchen von irgend welcher Bedeutung regelmäßig zu vermindern um sie zu gesteigerten Beiträgen zu erziehen. Auch empfiehlt die Konferenz (I, 14) möglichst überall, sei es für die Einzelgemeinde oder die Distriktskirche, Kirchenfonds zur Fundierung des Pfarrgehalts zu sammeln. Gegenüber der leider in indischen Christengemeinden weitverbreiteten Auffassung, daß zur Verkündigung des Evangelii nur die bezahlten Angestellten der Mission verpflichtet seien, wurde mit Nachdruck auf die Verpflichtung hingewiesen, möglichst alle in der Gemeinde vorhandenen Gaben und Kräfte in den freiwilligen Dienst des Evangeliums in oder außer der Gemeinde heranzuziehen. Wenn aber zu diesem Zweck die Bildung von Missionsvereinen dringend empfohlen wird (I, 24), so ist das ein Kunstmittel, das Bedenken erregt. Die Gemeinden selbst sollen missionierend wirken.

Mit den wichtigen Fragen über Ausbildung, Gehälter und Amtsbefugnisse der indischen Geistlichkeit beschäftigte sich die Konferenz wenig — vielleicht aus Rücksicht auf die dabei leicht hervortretende denominationelle Empfindlichkeit und die allzuweit auseinander gehende Praxis. Ihrer allgemeinen Tendenz getreu empfahl sie auch hier Kooperation in der Weise, daß verwandte Gesellschaften gemeinsame theologische Seminare einrichten möchten. Die presbyterianischen Missionen in Südindien (schottische Staats- und Freikirche und amerikanische Reformierte) sind neuerdings in dieser Richtung vorgegangen und haben ein Union Theolog. College gegründet. Dagegen fand die Resolution der Kommission, möglichst ein großes

„nationales theologisches Institut" für ganz Indien zu schaffen, nicht die Zustimmung der Konferenz.

Zur Beförderung theologischer Studien unter den indischen Pfarrern hat die Konferenz einen „interdenominationellen theologischen Senat" und eine „Examens- und Promotionsbehörde" eingesetzt. Bisher hat statutengemäß nur das Sirampur Kollege der englischen Baptisten das Recht, theologische (Licentiaten- und Doktor-) Grade zu verleihen; diese Befugnis soll auf die neue Behörde übertragen und dann auch, was bisher kaum geschehen ist, zur Anerkennung tüchtiger und selbständiger theologischer Leistungen indischer Geistlicher ausgiebig benutzt werden — ein guter Gedanke, wenn auch vorläufig nur wenige Inder dazu reif sein werden.

Wir haben nur die unserer Ansicht nach wichtigsten und für die gegenwärtige Lage in Indien charakteristischsten Resolutionen zusammengestellt. Des Eindrucks kann man sich bei ihrer Durchsicht nicht erwehren, daß in Madras fleißig gearbeitet ist, und daß viele fruchtbare Anregungen gegeben sind. Möchten sie durch geduldige und nachhaltige Arbeit sich zu Impulsen für die weitere Tätigkeit entwickeln und viel bleibende Frucht schaffen.

Die Äthiopische Bewegung unter den eingeborenen Christen Süd-Afrikas.[1])

Von D. Merensky.

IV.

Das Ergebnis der Vorgänge, die wir geschildert haben, war Bedrohung und Auflösung der Ordnungen, die sich auf dem südafrikanischen Missionsfelde eingebürgert hatten, ohne daß eine entsprechende Neubildung stattgefunden hätte. Die südafrikanische episkopale Methodistenkirche bestand nur dem Namen nach. Mit diesem Namen deckten sich die heterogensten Elemente, und den Führern fehlte die Kraft, diese verschiedenen Elemente zu einem lebensfähigen Gan-

1) Im Anfang dieses Artikels in der Juni-Nummer dieser Zeitschrift S. 261 muß stehen statt „sechziger" „neunziger" Jahre. Der Verf.

zen zu einen. Der Afrikaner kann gehorchen und kann auch herrschen, aber über die nächsten persönlichen Beziehungen reicht sein Blick nicht hinaus, er ist deshalb auch nicht befähigt, in weiteren Kreisen neue Ordnungen zu schaffen und zu erhalten. Das Gefühl des eignen Unvermögens in dieser Hinsicht trieb die Äthiopier, Anschluß an die Am. Meth. Ep. Ch. zu suchen, aber auch diese Gemeinschaft litt an den gerügten Schwächen und war unfähig, den auf sie gestellten Erwartungen und ihren Versprechungen nachzukommen. Die Bewegung an sich aber wurde durch die Verbindung mit Amerika gestärkt. Die Berichte von dem selbständigen kirchlichen Leben der dort wohnenden Neger mußten auf die Gehilfen der Missionare in Südafrika beunruhigend wirken. Die äthiopische Bewegung breitete sich aus, wenn sie auch nicht die Kraft hatte, ein selbständiges, geordnetes Kirchenwesen zu schaffen. Es kam sogar vor, daß Missionare das verfrühte Streben ihrer Gemeinden nach Unabhängigkeit unkluger Weise begünstigten. In Natal beteiligte sich ein Missionar, wie Missionar Winter in Transvaal früher Ähnliches getan hatte, an der Bildung einer unabhängigen Kongregationalisten-Kirche, in welcher das Recht der Mitgliedschaft und Beteiligung an der Leitung kirchlicher Angelegenheiten an die Zahlung eines Geldbeitrags gebunden war.

In derselben Kolonie forderte der Helfer Sibya von seinem Missionar Dr. Dalzell (Gordon memorial mission) die Ordination; als er sie nicht erhielt, begab er sich nach der Kapkolonie, von wo er als ordinierter Geistlicher zurückkam, dann verleitete er die Hälfte der Gemeinde dazu, sich ihm anzuschließen. Von der schottischen Mission in Kafferland trennte sich der ordinierte Geistliche Mzimba. Der war nach Schottland gegangen und hatte dort bei den Freunden seiner Mission eine begeisterte Aufnahme gefunden, auch hatte er bedeutende Summen sammeln können, um den Ausbau seiner Station zu vollenden. Als er nach Afrika zurückgekehrt war, trennte er sich bald von seiner Kirche und gründete, da er für enge Vereinigung mit den Äthiopiern zu stolz war, eine freie afrikanische presbyterianische Kirche. Nach richterlicher Entscheidung mußte er die Gebäude seiner Station seiner Gesellschaft überlassen, das Geld aber, das er in Schottland gesammelt hatte, lieferte er nicht aus. Da er ein Fingu war, folgten die meisten Fingu der schottischen Gemeinden seinem Beispiel. Ein anderer ordinierter Fingu, Makiwane, schloß sich ihm an, und diese freie presbyterianische Fingukirche breitete sich aus besonders in Transkei. Im Jahre 1902 machte Mzimba einen Besuch in Amerika. Um dieselbe Zeit, in der diese Gründung stattfand, verloren die Wesleyaner die Gemeinde Marela bei Clarkebury, welche erst von ihrer Kirche einen eignen Pastor verlangte und dann sich trennte als sie abgewiesen war. Hier weihte Dwane (am 17. April 1898) eine neue Kirche ein, in deren Grundstein die Kirchen-Ordnung der A. M. E. C. und einige Nummern der Voice of mis-

sions gelegt wurden. Von den deutschen Missionaren, welche in der Kapkolonie arbeiten, hatte nur die Brüdergemeinde eine Abscheidung zu beklagen. Jonathan Mazwi, ein Helfer aus einer Familie, die bereits in der dritten Generation christlich ist, versuchte auf einem Außenplatz der Station Silo eine freie äthiopische Brüdergemeinde zu stiften. Er schloß sich aber bald der afrikanischen presbyterianischen Kirche des Mzimba an. Nur mit Mühe wahrte die Brüdergemeinde sich den Besitz der Kirche und anderer Gebäude auf dem betreffenden Platze. Auch im Gebiet der Station Enon am Sonntagsfluß entstand Unruhe. Zwei Helfer, Jonathan Zadok und Muwana schlossen sich hier den Äthiopiern an. Selbst die Mission des treuen Coillard, der am Sambesi so unendlich schwere Pionierdienste tut, mußte unter dem Einfluß der äthiopischen Bewegung leiden. Dort arbeiteten zwei Evangelisten aus dem Süd-Baßuto-Lande, Paulus Kaneli und Willie Mokalapa. Diese Leute klagten plötzlich, daß ihr Gehalt zu klein sei, und daß sie von den Geschenken, die zur Zeit einer Hungersnot von Europa gekommen waren, zu wenig erhalten hätten. Deshalb gingen sie zurück in ihre Heimat, wo die Äthiopier auch bereits an der Arbeit waren. Der Häuptling Lerothodi erhielt die Voice of missions, Mangena kam auch selbst aus Prätoria, um hier zu agitieren. Es bildeten sich aber trotz aller angewendeten Mühe nur zwei kleine Gemeinden in diesem Lande. Die Gemeinden blieben ihren französischen Missionaren treu, das ist ein gutes Zeugnis für deren tüchtige Arbeit.

Aber während man in Amerika die besten Hoffnungen hegte in Bezug auf die Weiterentwicklung der neuen Tochterkirche, und in Südafrika ihre Anhänger siegesgewiß auftraten, erstand ihr eine Gefahr auf einer Seite, von der man sie am wenigsten hätte erwarten dürfen. Dwane, das Haupt der neuen Kirche, trennte sich von seiner eigenen Schöpfung. Dwane hatte nach seiner Rückkehr von der zweiten Reise nach Amerika die Führung der Bewegung verloren. In Amerika hatte er die Eingeborenen Südafrikas Kaffern genannt, das war ihm sehr verdacht worden, denn „Kaffer" gilt in Südafrika als verächtliche Bezeichnung. Schwerer aber wog, daß man dort seine Ernennung zum bischöflichen Vikar beanstandet hatte, in Südafrika zauderte deshalb die Regierung der Kapkolonie, seine Anstellungspapiere zu beglaubigen. Da nun auch die verheißenen Geldunterstützungen von Amerika ausblieben, sah der kluge Mann ein, daß er eine andere Stütze suchen müßte, wenn er seine Stellung wahren wollte. Der Gedanke, Anschluß an eine andere bischöfliche Kirche zu suchen, lag nahe, deshalb trat er in Unterhandlung mit dem Metropolitan der anglikanischen Kirche in Kapstadt, der anglikanische Geistliche in Queenstown bildete dabei die Mittelsperson. Die Anglikaner hätten besser getan, die Leute an ihre Mutterkirchen zurückzuweisen, allein die unglückliche Konkurrenz, die zwischen den engli-

schen Kirchengemeinschaften leider auch auf dem Missionsfelde besteht, ließ diesen Gedanken nicht aufkommen. Der drohende Krieg mahnte zur Eile, so stellte Dwane am 6. Oktober 1899 auf der Synode der Äthiopier in Queenstown den Antrag, die Verbindung mit der A. M. E. C. aufzugeben und sich an die Anglikaner anzuschließen. Er pries das bischöfliche Amt der englischen Kirche und betonte, daß sein Amt von Amerika aus angegriffen würde, die Amerikaner hätten die 40000, welche sie für das Seminar bei Queenstown, und die 4000 Mk., welche sie für das Pastorat in Kapstadt versprochen hatten, nicht gezahlt. Die Kap-Regierung weigere sich, Eheschließungen anzuerkennen, welche von Geistlichen vollzogen wären, die er ordiniert hätte, dabei fehlten Mittel, um den Geistlichen regelmäßig ihre Gehälter zu zahlen. Von den 34 Anwesenden, unter denen 22 meist von Dwane ordinierte Älteste und Diakonen waren, gaben 30 ihre Stimmen für die empfohlene Vereinigung mit der anglikanischen Kirche ab, die in Südafrika durch die S. P. G. repräsentiert ist. Damit gaben die Leute es auf, ihr Ideal zu verwirklichen, nämlich eine Kirchengemeinschaft zu bilden, die von der Leitung und Beaufsichtigung durch Weiße sich völlig befreit hatte, und zugleich zerrissen sie damit das, was sie bisher aufgebaut hatten, denn von den Gliedern der Transvaal-Konferenz war niemand zugegen, als der selbstvernichtende Beschluß gefaßt wurde.

Die Verhandlungen, welche auf diesen Beschluß folgten, endeten damit, daß mit Billigung der im August 1900 tagenden bischöflichen Synode der Provinz Südafrika mit Dwane und seinen Anhängern folgender Vertrag geschlossen wurde:

Die äthiopische oder die südafrikanische bischöfliche Methodistenkirche verwandelt sich in einem äthiopischen Orden der englischen bischöflichen Kirche, dessen Provinzial von den Bischöfen auf 5 Jahre ernannt wird, bei späteren Ernennungen von Provinzialen soll das Ordenskapitel gehört werden. Dieses Kapitel soll bestehen aus 12 Mitgliedern, von denen 6 der Provinzial und 6 der Metropolitan der Provinz ernennt. Dieses Kapitel soll dann die Verfassung des Ordens feststellen, welche aber erst in Kraft tritt, nachdem sie von dem Metropolitan und der nächsten Provinzialsynode bestätigt ist. Niemand soll als Geistlicher ohne Erlaubnis des Didzesanbischofs Amtshandlungen verrichten. Der Orden soll keine Stationen im Umkreis von 10 englischen Meilen von anglikanischen Stationen oder Außenstationen errichten. Der Didzesanbischof soll Mitglieder des äthiopischen Ordens konfirmieren, und soll die Geistlichen, Katecheten und Lektoren, die im Dienst der äthiopischen Kirche stehen, bestätigen.

sions gelegt wurden. Von den deutschen Missionaren, welche in der Kapkolonie arbeiten, hatte nur die Brüdergemeinde eine Abscheidung zu beklagen. Jonathan Mazwi, ein Helfer aus einer Familie, die bereits in der dritten Generation christlich ist, versuchte auf einem Außenplatz der Station Silo eine freie äthiopische Brüdergemeinde zu stiften. Er schloß sich aber bald der afrikanischen presbyterianischen Kirche des Mzimba an. Nur mit Mühe wahrte die Brüdergemeinde sich den Besitz der Kirche und anderer Gebäude auf dem betreffenden Platze. Auch im Gebiet der Station Enon am Sonntagsfluß entstand Unruhe. Zwei Helfer, Jonathan Zadok und Muwana schlossen sich hier den Äthiopiern an. Selbst die Mission des treuen Coillard, der am Sambesi so unendlich schwere Pionierdienste tut, mußte unter dem Einfluß der äthiopischen Bewegung leiden. Dort arbeiteten zwei Evangelisten aus dem Süd-Baßuto-Lande, Paulus Kaneli und Willie Mokalapa. Diese Leute klagten plötzlich, daß ihr Gehalt zu klein sei, und daß sie von den Geschenken, die zur Zeit einer Hungersnot von Europa gekommen waren, zu wenig erhalten hätten. Deshalb gingen sie zurück in ihre Heimat, wo die Äthiopier auch bereits an der Arbeit waren. Der Häuptling Lerothodi erhielt die Voice of missions, Mangena kam auch selbst aus Prätoria, um hier zu agitieren. Es bildeten sich aber trotz aller angewendeten Mühe nur zwei kleine Gemeinden in diesem Lande. Die Gemeinden blieben ihren französischen Missionaren treu, das ist ein gutes Zeugnis für deren tüchtige Arbeit.

Aber während man in Amerika die besten Hoffnungen hegte in Bezug auf die Weiterentwicklung der neuen Tochterkirche, und in Südafrika ihre Anhänger siegesgewiß auftraten, erstand ihr eine Gefahr auf einer Seite, von der man sie am wenigsten hätte erwarten dürfen. Dwane, das Haupt der neuen Kirche, trennte sich von seiner eigenen Schöpfung. Dwane hatte nach seiner Rückkehr von der zweiten Reise nach Amerika die Führung der Bewegung verloren. In Amerika hatte er die Eingeborenen Südafrikas Kaffern genannt, das war ihm sehr verdacht worden, denn „Kaffer" gilt in Südafrika als verächtliche Bezeichnung. Schwerer aber wog, daß man dort seine Ernennung zum bischöflichen Vikar beanstandet hatte, in Südafrika zauderte deshalb die Regierung der Kapkolonie, seine Anstellungspapiere zu beglaubigen. Da nun auch die verheißenen Geldunterstützungen von Amerika ausblieben, sah der kluge Mann ein, daß er eine andere Stütze suchen müßte, wenn er seine Stellung wahren wollte. Der Gedanke, Anschluß an eine andere bischöfliche Kirche zu suchen, lag nahe, deshalb trat er in Unterhandlung mit dem Metropolitan der anglikanischen Kirche in Kapstadt, der anglikanische Geistliche in Queenstown bildete dabei die Mittelsperson. Die Anglikaner hätten besser getan, die Leute an ihre Mutterkirchen zurückzuweisen, allein die unglückliche Konkurrenz, die zwischen den engli-

schen Kirchengemeinschaften leider auch auf dem Missionsfelde besteht,' ließ diesen Gedanken nicht aufkommen. Der drohende Krieg mahnte zur Eile, so stellte Dwane am 6. Oktober 1899 auf der Synode der Äthiopier in Queenstown den Antrag, die Verbindung mit der A. M. E. C. aufzugeben und sich an die Anglikaner anzuschließen. Er pries das bischöfliche Amt der englischen Kirche und betonte, daß sein Amt von Amerika aus angegriffen würde, die Amerikaner hätten die 40000, welche sie für das Seminar bei Queenstown, und die 4000 Mk., welche sie für das Pastorat in Kapstadt versprochen hatten, nicht gezahlt. Die Kap-Regierung weigere sich, Eheschließungen anzuerkennen, welche von Geistlichen vollzogen wären, die er ordiniert hätte, dabei fehlten Mittel, um den Geistlichen regelmäßig ihre Gehälter zu zahlen. Von den 34 Anwesenden, unter denen 22 meist von Dwane ordinierte Älteste und Diakonen waren, gaben 30 ihre Stimmen für die empfohlene Vereinigung mit der anglikanischen Kirche ab, die in Südafrika durch die S. P. G. repräsentiert ist. Damit gaben die Leute es auf, ihr Ideal zu verwirklichen, nämlich eine Kirchengemeinschaft zu bilden, die von der Leitung und Beaufsichtigung durch Weiße sich völlig befreit hatte, und zugleich zerrissen sie damit das, was sie bisher aufgebaut hatten, denn von den Gliedern der Transvaal-Konferenz war niemand zugegen, als der selbstvernichtende Beschluß gefaßt wurde.

Die Verhandlungen, welche auf diesen Beschluß folgten, endeten damit, daß mit Billigung der im August 1900 tagenden bischöflichen Synode der Provinz Südafrika mit Dwane und seinen Anhängern folgender Vertrag geschlossen wurde:

Die äthiopische oder die südafrikanische bischöfliche Methodistenkirche verwandelt sich in einem äthiopischen Orden der englischen bischöflichen Kirche, dessen Provinzial von den Bischöfen auf 5 Jahre ernannt wird, bei späteren Ernennungen von Provinzialen soll das Ordenskapitel gehört werden. Dieses Kapitel soll bestehen aus 12 Mitgliedern, von denen 6 der Provinzial und 6 der Metropolitan der Provinz ernennt. Dieses Kapitel soll dann die Verfassung des Ordens feststellen, welche aber erst in Kraft tritt, nachdem sie von dem Metropolitan und der nächsten Provinzialsynode bestätigt ist. Niemand soll als Geistlicher ohne Erlaubnis des Diözesanbischofs Amtshandlungen verrichten. Der Orden soll keine Stationen im Umkreis von 10 englischen Meilen von anglikanischen Stationen oder Außenstationen errichten. Der Diözesanbischof soll Mitglieder des äthiopischen Ordens konfirmieren, und soll die Geistlichen, Katecheten und Lektoren, die im Dienst der äthiopischen Kirche stehen, bestätigen.

Am 26. August 1899 wurde Dwane in der Kathedrale zu Queenstown feierlich zum Provinzial des äthiopischen Ordens geweiht, und einige anglikanische Geistliche machten sich daran, ihn bei seiner Arbeit zu unterstützen.

Ein Revd. A. Kettle in Queenstown unterzog sich der Aufgabe, Pastoren aus den Eingeborenen auszubilden, welche die äthiopischen Gemeinden so nötig hatten. Nach seinem bald erfolgten Tode nimmt sich Revd. Puller dieser Arbeit an; er errichtet ein Kollege und unterrichtet darin 14 Äthiopier sechs Monate lang. Für die Weiterentwicklung der äthiopischen Kirche wurde Dwanes Abfall aber verhängnisvoll. Die Ansätze zu einer Organisation waren zerschlagen, und die große Masse der äthiopischen Christen war mit dem Anschluß an die anglikanische Kirche keineswegs einverstanden; es herrschte unter ihnen Unzufriedenheit, weil man eine so grundstürzende Änderung beschlossen hatte, ohne darüber erst eine Generalversammlung zu befragen. Zur Zertrennung der Gemeinschaft trug auch die politisch-soziale Frage bei. Puller und Dwane bemühten sich, den Aufreizungen zum Haß gegen die Weißen entgegen zu treten, um die Kolonialregierungen freundlicher zu stimmen. So machte Puller bekannt, daß er mit dem Unruhstifter Mzimba, der in Natal gegen die Weißen wühlte, nichts zu schaffen habe, die wahren Äthiopier, d. h. die anglikanischen, wären loyal, es gäbe freilich auch Methodisten-, Presbyterianer- und Baptisten-Äthiopier, die aber erkenne er nicht an. Der Orden kam in Gefahr ein klerikaler Orden zu werden, der die Fühlung mit der Masse des Volkes mehr und mehr verlor. Es entstanden unerquickliche Streitigkeiten zwischen dem äthiopischen Orden und den Anhängern der A. M. E. C. So nahm Dwane eine Kirche für seinen Orden in Anspruch, die er im Jahre 1898 auf einem von dem Häuptling Kama in Kafferland geschenkten Grundstück für die alte äthiopische Gemeinschaft erbaut und eingeweiht hatte. Die dort gesammelte Gemeinde aber war gegen die Verbindung mit der englischen Kirche. Es kam darüber zu heftigem Streit, bis endlich das umstrittene Gotteshaus der Gemeinde zugesprochen wurde, die ihre Zugehörigkeit zur A. M. E. C. nicht aufgeben wollte. Mangena aber, einer der Begründer der äthiopischen Kirche, vermehrte die Zersplitterung noch dadurch, daß er sich von der Verbindung mit der A. M. E. C. lossagte, ohne sich dem neuen Orden anzuschließen.

In Amerika empfand man die Sezession Dwanes schmerzlich. Bischof Turner schrieb von dort folgenden Brief:

„Wir wußten, daß Mr. Dwane, ehe er von hier wieder abreiste, unter einer Beleidigung litt, die man ihm und seinen Leuten nach seiner Meinung zugefügt hatte; und doch bei dem enthusiastischen Empfange, den ihm alle Bischöfe, mit einer einzigen Ausnahme, boten, und bei dem Dutzend von Konferenzen, von denen jede von 2 bis 300 Geistlichen besucht war, können wir nicht begreifen, wie ein Mann, nachdem er mit gen Himmel erhobenen und dann auf die Bibel gelegten Händen auf unsere Ordinationsfragen die ihn verpflichtenden Antworten gegeben hat, dann seinem Ärger soweit Raum gibt, daß er schwerer wog, als die großartige Aufnahme, die er hier bei uns gefunden hat. Die Wahrheit ist, daß Dwane innerlich empört war, als er dies Land verließ, und er hat nun seinen Plan zur Ausführung gebracht. Wir wollen nicht auf ihn das Gericht herabrufen, oder ihm auf seinen Beruf Unglück wünschen oder fluchen. Wir hoffen, daß er Gutes wirken wird, in welchem geistlichen Gewand er auch erscheint, aber ich denke, daß wir seinen Schritt erst dann bedauern werden, wenn die A. M. E. C. wirklich seinen Verlust empfindet."

Auf die Bitte einflußreicher Anhänger in Kapstadt griff man von Amerika aus in den Gang der Ereignisse ein. Ein Geistlicher aus Kafferland, mit Namen Tantsi wurde angewiesen, das Amt Dwanes als bischöflicher Vikar interimistisch zu verwalten und bald sandte man den Revd. Fitzpatrik, welcher als Superintendent die Verhältnisse in Südafrika ordnen sollte. Die Äthiopier nahmen ihn gut auf, weil sie hofften, es werde ihm gelingen, ihrer Kirche die Anerkennung der Kolonial-Regierungen zu verschaffen. Als ihm das nicht gelang sandten die Amerikaner den Bischof Coppin ab, welcher Anfang des Jahres 1901 am Kap eintraf. Coppin bewährte sich als tüchtiger, umsichtiger Mann. Er ließ die 12 acres, die Turner bei Queenstown erworben hatte, liegen und kaufte für das so nötige Seminar einen Bauplatz bei Kapstadt, wozu er das Geld aus Amerika erhielt. Einige junge Afrikaner gingen auch sogleich nach Amerika, um dort zu studieren.

Die Bildung des äthiopischen Ordens fand während des südafrikanischen Krieges statt; während dieser Zeit konnte die Propaganda der Bewegung sich nur wenig bemerkbar machen; neuerdings lebt sie im Transvaalgebiet aber wieder auf. Die Londoner Mission klagt über Beunruhigung ihrer Gemeinden im Betschuanenlande. Die Mittel, welche hier benutzt werden um Eingang zu gewinnen sind die alten. Den Häuptlingen wird vorgehalten, wie günstig es für sie sei, wenn die Christengemeinden unter ihrem Stamm mehr unter ihren Einfluß kämen. Die kleineren Häuptlinge aber, die jetzt unter der Oberherrschaft der Weißen sich selbständiger fühlen als früher, als sie sich unter die

Macht der stärkeren eingeborenen Herrscher fügen mußten, wollen nun ihr Ansehen gern dadurch vermehren, daß sie auch eine Kirche und einen Missionar auf ihrem Platze haben. Die Londoner Mission kann solche Wünsche nur selten berücksichtigen, denn es fehlt ihr an ausgebildeten Helfern. Viele, die man ausgebildet hatte, haben es vorgezogen, bei weißen Händlern in Dienst zu treten oder selbst Händler zu werden. Die Äthiopier aber haben an Geistlichen, die sie hie und da stationieren können, keinen Mangel, denn sie sind mit dem Erteilen der Ordination schnell bei der Hand. Auch auf diesem Gebiet hört man die Klage, daß alle unzufriedenen, ehrgeizigen und zweifelhaften Elemente sich der neuen Kirche anschließen. In dem Gebiet der früheren Transvaal-Republik ist die Bewegung niemals zum Stillstand gekommen und droht nun nach dem Kriege mit neuer Kraft aufzuleben. Es wird aber von dort berichtet, daß die neue Regierung erklärt hat, sie werde selbständige äthiopische Geistliche nicht anerkennen.

V.

Die äthiopische Bewegung läßt sich nur recht beurteilen, wenn man sie als einen Teil der großen südafrikanischen Frage auffaßt, deren Lösung das Problem der Zukunft ist, der Frage nämlich, wie das Verhältnis der weißen Bevölkerung zur eingeborenen Bevölkerung geordnet werden soll. Die Aufmerksamkeit ist von dieser Frage abgelenkt worden durch den Kampf, welchen der burische Teil der südafrikanischen Kolonial-Bevölkerung mit der englischen Macht seit Jahrzehnten geführt hat, erst auf diplomatischem Gebiet und endlich auf blutgetränkten Schlachtfeldern. Aber die Frage, ob die burische oder die englische Bevölkerung dort im politischen Leben die Führung haben soll, wird längst entschieden sein, wenn die andere Frage, ob Schwarz oder Weiß in Südafrika herrschen soll, noch eine brennende Frage sein wird. Die Schwarzen haben vom Kap bis zum Sambesi hin ihre politische Selbständigkeit verloren, sie stehen aber der Zahl nach zu den Weißen im Verhältnis wie 5 zu 1, und die kriegerischen Stämme des Ostens werden es nicht an Versuchen fehlen lassen, die Herrschaft über die Gebiete wieder zu erobern, die einst ihren Vätern gehörten. Diese Kämpfe liegen vielleicht noch in ferner Zukunft, ihnen gehen aber schon jetzt Kämpfe anderer Art voran, die auf dem Gebiet der Gesetzgebung und des täglichen sozialen Lebens ausgefochten werden, und die äthiopische Bewegung ist ein Stück dieses Kampfes. Man hat versucht und versucht noch immer, der schwarzen Gefahr durch Ausnahmegesetze vorzubeugen; das geschieht selbst in der Kapkolonie, wo in früheren Jahren, als England hier auch die innere Verwaltung in Händen hatte, Gleichstellung der

schwarzen und weißen Rassen verkündet wurde. Durch Einverleibung von Gebieten, die mit trotzigen Kafferstämmen besetzt waren, und durch den Übergang der inneren Gesetzgebung und Verwaltung in die Hände der Kolonisten hat sich darin auch hier vieles geändert. In der Natalkolonie, im Freistaat und in Transvaal aber herrschten Ausnahmegesetze von Anfang an. Solche Gesetze sollen die Eingeborenen hindern, sich gesellschaftlich den Weißen gleichzustellen, und sollen es ihnen erschweren oder unmöglich machen, wirtschaftlich mit den Weißen in Wettbewerb zu treten. Jede Rasse sucht das Ihre, eine will die andere nicht verstehen; noch weniger will eine die andere fördern, es entsteht Entfremdung, ja Haß, und die Ausnahmegesetze verschärfen den Gegensatz und legen ihn fest. Der rohe heidnische Eingeborene fühlt diese Gesetze nicht, der Eingeborene aber, der Schulen besucht hat, der eingeborene Christ, dessen Blick und Verständnis durch den Umgang mit den Weißen geschärft ist, fühlt diese Ausnahmegesetze und die koloniale Sitte als Last und Ungerechtigkeit. Als Ungerechtigkeit müssen sie dem anständigen christlichen Eingeborenen erscheinen, wenn er den Vergleich zwischen sich und niedriger stehenden oder offenbar unsittlich lebenden Weißen zieht. Der christliche Eingeborene steht, wenn er einem Stammesverbande angehört, außerhalb seines Volksrechts, er ist in den Augen seiner Landsleute ein Auswürfling geworden, er ist aber von den Weißen, obwohl er deren Religion und Sittenlehre angenommen hat, keineswegs in ihre Gemeinschaft aufgenommen worden, sondern steht in vielen Stücken auch außerhalb deren Volksrecht. Das Evangelium hat ihn vom Heidentum befreit, hat ihm aber bürgerliche Freiheit nicht gebracht. Diese Erfahrungen machen ihn erbittert und mürrisch, und die Zahl derer, die durch diese Umstände unzufrieden sind mit den gegenwärtigen Zuständen, mehrt sich mit jedem Jahr. Es leben in Südafrika bereits fast 600000 christliche Eingeborene, und in der Kapkolonie übertrifft die Zahl der farbigen Kinder, die Regierungsschulen besuchen, die der weißen Kinder bereits um 30000.[1]) Unter den unterrichteten Schwarzen aber nehmen die Gehilfen der Missionare eine führende Stellung ein. Kein Wunder, daß unter ihnen auch Unzufriedene zu finden sind. Zur Unzufriedenheit trägt bei manchen auch die Stellung bei, welche sie den

1) Nach den letzten Angaben waren die Regierungsschulen der Kapkolonie besucht von 58703 weißen und 89146 farbigen Kindern. Der Verf.

weißen Missionaren gegenüber einnehmen. Die englischen Missionare haben in den meisten Fällen weiße Gemeinden zu versorgen und betrachten die Arbeit an den ihnen auch unterstellten farbigen Gemeinden als Nebenarbeit. An diesen Gemeinden muß der eingeborene Helfer die Arbeit tun, wie ihm auch die Missionstätigkeit unter den Heiden ganz oder fast ganz überlassen bleibt; dafür wird er im Verhältnis zum weißen Missionar nur kärglich bezahlt. Es kommt hinzu, daß in manchen Gegenden auch die Rivalität verschiedener Kirchen oder Gesellschaften die Autorität der Missionare beeinträchtigt. So fand die äthiopische Bewegung an vielen Orten den Boden für ihr Einsetzen vorbereitet, und sie fand um so leichter Eingang als die amerikanischen Neger aufreizend, goldene Berge versprechend und siegesgewiß mit eingriffen. Es fehlte auch nicht an einzelnen tatkräftig veranlagten Männern unter den südafrikanischen Christen und Helfern, die bereit waren, beim Austritt die Führung zu übernehmen.

Auf diesem sozialpolitischen Gebiet liegt der Grund und die Kraft der äthiopischen Bewegung, kirchliche Übelstände und Bedürfnisse haben fast nichts damit zu schaffen. Politische Agitation zu treiben ist dem Schwarzen Südafrikas sonst fast unmöglich. Versammlungen dieser Leute, die politischen Charakter tragen, würde man dort wohl in allen Kolonieen auf Grund der Gesetze, oder auch ohne Gesetze, polizeilich verbieten, oder mit Gewalt auseinander treiben. Bei politischem Vorgehen würde auch der Gegensatz, der zwischen den verschiedenen Rassen und Stämmen herrscht, ein Zusammengehen erschweren, oder von vornherein unmöglich machen. Die sogenannten Oorlaamsche, oder die Mischlinge aus der Kapkolonie, Leute, die in den Sitten und Anschauungen der Weißen aufgewachsen sind, sehen verächtlich auf den „Kaffer" herab, und unter den Kaffern stehen Fingu und Xosa, Sulu und Baßuto, Baßuto und Makwamba in mehr oder weniger feindlichem Gegensatz zu einander. Auf kirchlichem Boden sind diese Unterschiede verschwunden, und Polizei und Regierungen kümmern sich nicht um Agitation und Versammlungen, solange der Schein gewahrt bleibt, daß sie sich mit kirchlichen Dingen beschäftigen.

Alle diese Umstände sind der Ausbreitung der äthiopischen Bewegung günstig, die auch durch die scheinbare Einfachheit und Durchführbarkeit ihrer Ziele gefördert wird. Wenn sich eine Gemeinde der

äthiopischen Kirche anschließt braucht sie ihren Bekenntnisstand und den Ritus ihrer Gottesdienste nicht zu ändern. Daß die Gelder, welche die Gemeinde aufbringt, auch von ihr verwendet werden, erscheint gerecht, daß der Helfer, welcher die Katechumenen annimmt und unterrichtet, sie auch tauft, und daß der, welcher predigt und sonst die Gemeinde leitet, auch das heilige Abendmahl verwaltet, erscheint unbedenklich, dazu soll er die facultas von einer kirchlichen Behörde empfangen. Nachfrage nach Geistlichen ist vorhanden, denn die kleinen Außengemeinden wollen von den Zentralgemeinden unabhängig werden. Es ist also nicht befremdlich, daß die neue Bewegung sich ausgebreitet hat, sie wird sich auch in Zukunft noch weiter ausbreiten, denn das Selbstgefühl der Eingeborenen ist im Wachsen. Die Schwäche der Bewegung liegt in ihrer Unfähigkeit Positives zu schaffen, sie hat bisher wohl gestört und zerstört, hat es aber weder in kleineren noch in größeren Kreisen dahin gebracht, Neues von festem Bestande aufzubauen. Die amerikanischen Neger sind nicht fähig, ihren Landsleuten in Südafrika wirklich unter die Arme zu greifen. Die wirklich tüchtigen Leute unter ihnen haben im eignen Lande die Hände voll und werden nicht gewillt sein, eine gesegnete Wirksamkeit dort zu vertauschen mit der eines Agitators in Südafrika. In Südafrika aber fehlen unter den Eingeborenen immer noch die charaktervollen gebildeten Leute, die nicht nur auf eignen Füßen stehen können, sondern die fähig sind, Ordnungen für eine so schwierige Neubildung, wie eine allgemeine südafrikanisch-äthiopische Kirche, festzustellen und aufrecht zu erhalten. Es fehlen geistesmächtige Männer, welche die große Masse der Eingeborenen geistig beeinflussen und leiten könnten, und wenn sie da wären würde ihnen überall die Schlaffheit, der Unverstand und das Mißtrauen ihrer Landsleute in den Weg treten. Die Eingeborenen sind nicht gewohnt, sich von ihresgleichen auf geistigem Gebiet beeinflussen und leiten zu lassen; sie vertragen es nicht einmal auf dem beschränkten Gebiet einer kleinen Gemeinde, daß von ihresgleichen an ihnen Zucht geübt wird. Der Mangel an Zucht läßt die einzelnen äthiopischen Gemeinden erkranken, und der vollständige Mangel an ernster Ordnung macht das Bild einer äthiopischen Kirche fast zu einer Posse. Nimmt man hinzu, daß der Kirche das Vermögen fehlt, Lehrer und Prediger für ihren Dienst auszubilden, so ist es klar, daß die äthiopische Kirche eine schwächliche Frühgeburt ist, welcher wirkliche Lebensfähigkeit noch mangelt.

Gewiß sollen die farbigen Gemeinden Südafrikas danach ringen selbständig zu werden, daß sie es werden liegt auch im Interesse der für sie sorgenden Missionsgesellschaften; aber Selbständigkeit können die Eingeborenen auf kirchlichem Gebiet nur durch schrittweise Entwicklung auf Grund inneren Wachstums gewinnen, nicht aber durch willkürliche Umwälzung des Bestehenden. Zunächst müssen sie lernen, alle Kosten für ihre Schulen und kirchlichen Einrichtungen selbst aufbringen und dauernd tragen, dann müssen sie den Dienst in Kirche und Schule selbst verrichten lernen und müssen für diesen Dienst die Arbeiter stellen, die dazu noch für längere Zeit von europäischen Lehrern werden vorzubilden sein, bis endlich Afrikaner soweit Theologen geworden sind, daß sie die Heranbildung von Geistlichen übernehmen können, und zuletzt wird die Leitung der einzelnen Gemeinden, dann größerer Verbände und endlich die einer großen kirchlichen Gemeinschaft in die Hände der Eingeborenen übergehen können.

Damit ist aber den alten Missionen die Pflicht auferlegt, den Kampf mit der äthiopischen Bewegung aufzunehmen, denn wenn die alten Gemeinden, welche Frucht der bisherigen Arbeit sind, in ihrer Entwicklung gestört werden, so ist damit der Missionsarbeit die Grundlage für weitere Fortschritte entzogen. Die politische Gewalt hat die Pflicht, der Agitation der Farbigen, die sich auf die sozialen Verhältnisse erstreckt, entgegenzutreten, sie wird deshalb diese Verhältnisse einer ernsten Prüfung unterziehen müssen. Sie wird gut daran tun, wenn sie fleißigen und strebsamen Eingeborenen alle Rechte einräumt, die es ihnen ermöglichen, wirtschaftlich vorwärts zu kommen. Sie wird also da, wo dies bisher nicht gestattet war, den Eingeborenen erlauben müssen, das Besitzrecht auf Land zu erwerben, denn es ist höchst wünschenswert, daß ein Stand von besitzenden und gebildeten Leuten unter ihnen erstehe, denn solche können ihren einfältigeren Landsleuten Führer werden und müssen aus Rücksicht auf ihr eigenes Wohlergehen wünschen, daß Ordnung und Friede im Lande erhalten bleibe. Die Regierungen der einzelnen Kolonieen werden auch in Zukunft gut tun, sich die sogenannten äthiopischen Geistlichen näher anzusehen, ehe sie ihnen die Rechte von Geistlichen einräumen. Die verschiedenen Kirchen und Missionen aber sollen aus der Bewegung Anlaß schöpfen, sich ihrer Gemeinden auf das treueste und nachhaltigste anzunehmen. Die Anfangsarbeit ist in Südafrika in weiter Ausdehnung getan, die Sprachen sind erforscht,

Lehr- und Lernmittel sind vorhanden, das Werk erweitert sich und dehnt sich aus durch eigne Kraft. Es ist aber treue Fürsorge zu treffen, daß es innerlich nicht faul werde oder vertrockene. Besonders muß auf die Erziehung der Jugend in Schule und Haus aller Fleiß verwendet werden. Das Verlangen der auf Außenplätzen gesammelten kleineren Gemeinden nach Lehrern, Stundenhaltern und Geistlichen ist zu befriedigen, dazu ist nötig, daß man für die Ausbildung von solchen Hilfskräften reichlicher sorgt als bisher, und daß man bewährten Leuten die Ordination gewährt, ohne ihnen dadurch eine ganz selbständige Stellung zu geben.

Höchst wichtig ist dabei, daß die Missionare sich das Vertrauen weiter Kreise der Eingeborenen erwecken und erhalten. Dazu wird nötig sein, daß sie alles tun, was in ihrer Macht steht, um die soziale Lage der Eingeborenen zu verbessern. Sie werden die Eingeborenen bei dem Bestreben, die Gesetzgebung zu ihren gunsten zu beeinflussen, unterstützen müssen, soweit ihre Forderungen berechtigt sind, und werden dem einzelnen gern die Hand reichen müssen, um sein Emporkommen zu fördern. Es wird ferner notwendig sein, daß die Missionare der verschiedenen Gesellschaften sich in bezug auf ihre Stellung zu der äthiopischen Bewegung einen und gemeinsam Maßnahmen erwägen, welche deren Umsichgreifen Einhalt tun sollen. Bei den deutschen Missionen wird sich das auch ohne Schwierigkeit bewerkstelligen lassen, die Konkurrenz aber, welche die englischen und amerikanischen Kirchengemeinschaften einander oder auch den deutschen Gesellschaften machen, läßt leider ein wirklich einheitliches Vorgehen aller kaum möglich erscheinen.

Im Juli dieses Jahres soll die allgemeine Missionskonferenz wieder in Kingwilliamstown stattfinden, also in einem Gebiet, wo die äthiopische Bewegung sich stark bemerkbar macht. Hier bietet sich Gelegenheit Mitteilungen über den Stand der Sache und über Erfahrungen, die man gemacht hat, auszutauschen. Möchte man auf allen Seiten dieser Angelegenheit die ernsteste Beachtung schenken, denn die äthiopische Bewegung ist eine Störung, wie sie die gesegnete südafrikanische Mission noch nicht erlebt hat.

Literatur-Bericht.

Bornhäuser: „Wollte Jesus die Heidenmission? Eine moderne theologische Frage für die Missionsgemeinde beantwortet. Gütersloh. 1903. 80 Seiten. 80 Pf. Es ist mir eine große Freude dieses Schriftchen des Greifswalder Professors anzuzeigen, das im weiteren Rahmen als ich es in dieser Zeitschrift (1903, 57 ff.) getan habe, die Unhaltbarkeit der Harnackschen Behauptung nachweist: die Heidenmission habe nicht im Horizonte Jesu gelegen. Indem er die drei Fragen beantwortet: 1. ob Jesus sich darüber klar gewesen, daß er eine Bedeutung für die Menschheit habe; 2. auf welche Weise er sich das Wirksamwerden dieser seiner allumfassenden Bedeutung gedacht habe und 3. ob er irgend eine Anweisung zur Weltmission gegeben habe? widerlegt der Verfasser nicht nur alle die Einwendungen, welche gegen eine von Jesus ins Auge gefaßte Heidenmission von Harnack vorgebracht worden sind, sondern beweist zugleich positiv, daß Jesus seiner Sendung an die Menschheit sich klar bewußt gewesen, daß ihm die Anteilnahme der Heiden am Reiche Gottes außer Zweifel gestanden und daß er die Verwirklichung dieser Anteilnahme auch durch Wortverkündigung gewollt habe. Er beschränkt sich bei diesem Beweise auf die synoptischen Berichte mit Ausschluß der Reden des Auferstandenen, und zeigt in überzeugender Weise, daß sie genügen um die Frage: wollte Jesus die Heidenmission mit einem vollen Ja zu beantworten. Drastisch ist seine Charakteristik sowohl der von Harnack den Evangelisten untergelegten bewußten Tendenzschriftstellerei wie der merkwürdigen Situation, daß die Christenheit darum gewußt habe, Jesus habe die Heidenmission nicht gewollt und daß, trotzdem doch wenige Jahre nach Jesu Tode diese Mission eine anerkannte Tatsache ist, selbst die erbittertsten Gegner des Paulus gegen ihn niemals von dem naheliegenden Argumente Gebrauch gemacht haben: Jesus selber sei ja gegen eine Heidenmission gewesen. Ich wünsche dem auch für Laien voll verständlich geschriebenen Schriftchen die weiteste Verbreitung. Hoffentlich macht es auch auf die Modernen einigen Eindruck.

Gundert: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten." 4. durchaus vermehrte Auflage, bearbeitet von D. Kurze und P. Räder. Calw und Stuttgart 1903. Geb. Mk. 5.—. Auf 686 (zum großen Teil Kleindruck) Seiten wird in der neuen Auflage dieses wertvollen Hilfsmittels für das Missionsstudium ein mit staunenswertem Sammelfleiße zusammengetragenes, zuverlässiges Material geboten, welches — soweit die vorliegenden Quellen es ermöglichen — eine fast lückenlose Orientierung gibt über die Missionsgesellschaften, die Beschaffenheit der Missionsgebiete und namentlich die Missionsstationen mit Einschluß der Spezialstatistik, so daß man an dem — im Verhältnis zu seinem Umfange auch sehr billigen Buche — eine kleine Missionsencyklopädie besitzt, die den Suchenden selten im Stich läßt. Mit Ausnahme des die Missionsgesellschaften betreffenden Abschnitts, bei dem ich gewünscht hätte, daß er die bloßen Hilfsgesellschaften von den selbständig aussendenden Missionsorganen klarer geschieden und die Dennisschen Zahlen mit mehr Kritik verwendet hätte, habe ich kaum etwas zu Beanstandendes ge-

funden, soweit ich Stichproben gemacht habe. Bei einer solchen Leistung, vor der der Fachmann den Hut abnehmen muß, kleine Irrungen oder Defekte herauszustellen, blos um doch einige Ausstellungen zu machen, halte ich für kleinlich. Als Nachschlagebuch steht der neue Gundert einzigartig da in der Missionsliteratur.

Grundemann: „Neuer Missionsatlas aller evangelischer Missionsgebiete mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionen." 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Calw und Stuttgart. 1903. Geb. Mk. 8.—. Es ist ein erfreuliches Zeichen des wachsenden Missionsstudiums, daß 7 Jahre nach seinem ersten Erscheinen auch von diesem Atlas eine neue Auflage nötig geworden ist und ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes des Missionswerks selbst, daß diese neue Auflage eine so bedeutend vermehrte und verbesserte werden mußte. Die Fahnen des Königs gehen voran — in anschaulichster Weise stellt uns das dieser Atlas vor Augen, zumal wenn man ihn mit dem von 1867 an in Gotha erschienenen großen Allgemeinen Missions-Atlas des Verfassers vergleicht. Daß wir an Grundemann einen ebenso sachkundigen wie zuverlässigen Missions-Geographen haben, bedarf keiner besonderen Versicherung; seine Besprechung des „neuen amerikanischen Missions-Atlas" von Beach in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift hat wieder einen Beweis dafür geliefert. Absolute Vollkommenheit nimmt allerdings Grundemann selbst für seine Arbeit nicht in Anspruch; sie ist angesichts der zu bewältigenden Schwierigkeiten überhaupt nicht zu erzielen. Kleine Ungenauigkeiten und Defekte wird manche Missionsgesellschaft auf ihrem Spezialgebiete entdecken. Aber das ist ein Vorzug der Grundemannschen Karten, daß sie die Übersicht erleichtern, indem sie sich auf die Angabe der wichtigsten Missionsstationen der einigermaßen bedeutenden Missionsgesellschaften beschränken und überhaupt in der Ortseinzeichnung Maß gehalten haben. Dazu wird in dieser neuen Auflage die Übersichtlichkeit durch die farbige Bezeichnung der politischen Grenzen und durch die rote Umringelung der Missionsstationen noch wesentlich vermehrt. Völlig neu gearbeitet sind die beiden Karten über China und Japan und unter den übrigen ist fast keine, die nicht in mehr oder weniger ausgedehntem Maße Verbesserungen und Zusätze aufzuweisen hätte. Es ist der Stand der evangelischen Mission — aber auch die katholische ist in ihren Hauptorten berücksichtigt — um Ende 1901 herum, der in dieser neuen Auflage zur Darstellung gekommen ist.

Mayer: „Die Missionstexte des Neuen Testaments in Meditationen und Predigtdispositionen." Gütersloh 1903. 2. Heft. 1 Mk. 30 weitere Texte aus Matth. (2), Markus (1), Lukas (9) und Johannes (18), in der früher charakterisierten Weise behandelt. Nur ist dieses 2. Heft um eine den Textbesprechungen angehängte Beigabe von 41 missionsgeschichtlichen Beispielen vermehrt. Damit ist aber der gelegentlich der Anzeige des 1. Hefts ausgesprochene Wunsch nicht erfüllt. Ich dachte bei demselben weniger an angehängte Einzelgeschichten als an eine in den Text eingewebte Illustration durch große missionsgeschichtliche Züge bezw. an eine Beleuchtung der Missionsgeschichte und des Missionsbetriebs im Lichte des Textes, etwa in der Weise wie es in meinen Missionsstunden I mit den meisten der behandelten Texte ver-

sucht worden ist. Dazu freilich ist eine gewisse Beherrschung der gesamten Missionsgeschichte und einiger Einblick in die Missionstheorie notwendig.

Baum und Geyer: „Kirchengeschichte für das evangelische Haus." 966 S. Gr. 8 mit 750 Textabbildungen und 40 Beilagen. O. Beck. München. 3. Aufl. 1903. 11 geb. 15 Mk. In der Tat ein Prachtwerk, das nicht bloß wegen des Reichtums, der Schönheit und der Auswahl seiner künstlerischen Illustrationen und der gesamten vornehmen Ausstattung, sondern auch wegen seines gediegenen Textinhaltes das Lob verdient, welches die kirchliche Presse in seltener Übereinstimmung ihm hat zuteil werden lassen. Es ist ja eine große Gefahr bei der modernen illustrierten Literatur, daß der Bildschmuck den Text in den Hintergrund drängt und vielleicht verführt seine fast überreichliche Fülle auch bei der vorliegenden Kirchengeschichte manchen dazu, sie wesentlich als Bilderbuch zu benutzen; aber der Text ist so inhaltsreich gehalten und so anziehend geschrieben, daß, wer angefangen hat ihn zu lesen, es hoffentlich nicht beim Bilderbesehen bewendet sein lassen wird. In dem Bestreben, ein illustriertes Prachtwerk zu veranstalten, liegt es wohl auch begründet, daß die Kunstgeschichte eine umfangreichere Behandlung erfahren hat, als nach der Ebenmäßigkeit der Stoffverteilung ihr gebührte. — Ein Vorzug des Buches ist es, daß die Kirchengeschichte eingezeichnet ist in das environment nicht nur der großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, sondern auch der gesamten geistigen Strömungen des Weltlebens, mit denen sie und die mit ihr eng verflochten sind. — Uns haben natürlich die Partien besonders interessiert, welche es mit der Ausbreitung des Christentums zu tun haben. Und diese Partien werden der großen Bedeutung dieses wichtigen Abschnitts der christlichen Kirchengeschichte nicht voll gerecht. Bezüglich der gegenwärtigen Mission beanstanden wir, daß sie mit dem Gustav Adolf-Verein, dem Evangelischen Bunde u. s. w. unter der Überschrift: „Evangelische Vereinstätigkeit" rubriziert wird. Ein Werk wie die Mission der Gegenwart, das, was den Umfang des Missionsgebiets, die Zahl der Missionsarbeiter und die Organisation des Missionsbetriebs betrifft, die beiden Missionsperioden der Vergangenheit überragt, darf nicht so gelegentlich als eine Spezies der Vereinstätigkeit behandelt werden. Auch genügt es nicht, einen flüchtigen Überblick über die Entwicklung des heimatlichen Missionslebens zu geben; eine Orientierung über die weltweite Ausdehnung der gegenwärtigen Mission, ein Einblick in ihre Methode, in ihre Erfolge und in ihre Verflechtung mit dem Kulturleben der Völker, welche ihre Objekte bilden, wie mit der großen Weltpolitik war unerläßlich. Der Hinweis auf meine Missionsgeschichte kann diesen Defekt nicht entschuldigen. Ich sehe ab von verschiedenen kleinen Unrichtigkeiten, die mir bei einer Benutzung meiner Missionsgeschichte nicht erklärlich sind, und beschränke mich auf die Bitte, bei einer hoffentlich bald zu erwartenden 4. Auflage die Geschichte der Ausbreitung des Christentums in der Gegenwart eingehender zu berücksichtigen. Der Raum von kaum 6 Seiten, der ihr gewidmet ist, steht doch nicht im richtigen Verhältnis zu der weltumfassenden und so tief in die Geschichte der nichtchristlichen Völker eingreifenden Arbeit der gegenwärtigen Mission. Warneck.

Buchdruckerei Ernst Röttger, Kassel.

Harnacks Schrift

„Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“ (Leipzig 1902).

Von Prof. D. Tschackert.

Nachdem in den letzten dreißig Jahren die Forschungen auf dem Gebiete der altchristlichen Literatur einen kräftigen Aufschwung genommen und unerwartete Resultate zu Tage gefördert haben, ist es aufs höchste dankenswert, daß ein Historiker von Fach den Versuch macht, nachzuweisen, was durch diese patristischen und archäologischen Forschungen für die älteste Missionsgeschichte herauskommt. Und unter den Lebenden ist kaum ein anderer mehr dazu berufen wie Adolf Harnack, der seit länger als einem Menschenalter als ein Meister der altchristlichen Literaturgeschichte mit souveräner Kenntnis der Quellen nach erprobter historischer Methode arbeitet. Zwar ist die „Ausbreitung des Christentums“ in jeder größeren Kirchengeschichte behandelt, aber für die älteste Zeit meist nach zum teil legendarischen Quellen oder Mutmaßungen. Deshalb mußte hier eine Lücke ausgefüllt werden. Es fragt sich nur, wie das geschehen sollte. Wissenschaftlich notwendig war eine Geschichte der Ausbreitung des Christentums von seinen Anfängen bis in das vierte Jahrhundert; H. begnügt sich aber damit nicht, sondern sucht die treibenden Kräfte auf, welche diese Ausbreitung herbeigeführt haben; die Wirkung dieser Kräfte ist ihm „die Mission“, und da sie logisch und zeitlich der Ausbreitung vorangeht, so stellt er ihre Darstellung vor die der Ausbreitung. So besteht seine Schrift aus zwei Teilen; der erste enthält die Mission, der zweite die Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß der Inhalt beider Teile grundverschieden ausfallen muß.

Der zweite Teil — um gleich mit diesem zu beginnen — kann nur referierend den Quellenbefund bringen, wie er sich dem Auge des Autors darstellt; daß H. seine große Kenntnis der altchristlichen Literatur auf eine solche nüchterne und noch dazu gren-

zenlos mühsame Arbeit gewandt hat, verdient allerseits lebhaften Dank, den ihm diejenigen Leser am ehesten voll und ganz zollen werden, die aus eigener Kenntnis der Quellen ungefähr überschauen, wie schwierig die Aufgabe ist, welche H. glänzend gelöst hat. Hätte H. diesen Teil seines Werkes, wie er es ursprünglich geplant, als ein selbständiges Buch veröffentlicht, so besäßen wir heute ein Friedenswerk mehr, an dem alle Missionsfreunde mit Dank und Freude sich orientieren könnten; denn in ihm liegt der gesicherte Ertrag einer streng objektiven umfassenden Forschung vor, in deren Umfange wir alle uns H. gegenüber einfach lernend zu verhalten haben. Aber durch den ersten Teil, den H. vor diese Arbeit gestellt hat, ist — so fürchte ich — sein lehrreiches Buch ein neues Streitbuch geworden, das in die breiten Schichten der Missionsfreunde eine tiefgehende Beunruhigung tragen und behufs deren Beseitigung wieder eine erregte Streitliteratur erwachsen dürfte, während wir evangelische Christen doch gegenüber den jetzt grassierenden Moderichtungen, Babelschwärmerei, Papstkultus und Evolutionsfanatismus gemeinsam arbeiten und uns unter einander stärken müssen, ein jeder mit dem Maße von Kraft, das Gott darreicht.

Der erste Teil der Schrift H.'s (Buch I—III: Einleitung, Missionspredigt; Missionare) ruht nämlich auf seinen dogmatischen und dogmengeschichtlichen Grundanschauungen, von denen jene seit Jahren Gegenstand des theologischen Streites sind, und diese notwendig eine kritische Auseinandersetzung hervorrufen müssen; es sind H.'s Anschauungen vom Wesen des Christentums und von der Entstehung der Kirchenlehre, die den Hintergrund seiner Missionsgeschichte bilden und diese durchaus subjektiv beleuchten. Hier handelt es sich also nicht sowohl um objektive Geschichte, als vielmehr um subjektive Auffassung derselben. Und da H. rücksichtslos aus seinen Prämissen die Konsequenzen zieht, so tritt seine kraftvolle Subjektivität hier mit Deutlichkeit hervor, ungemein lebendig, immer anregend, aber recht oft zum Widerspruch herausfordernd. Da H. lediglich im streng sachlichen Interesse geschrieben hat, so ist es unsere Pflicht, auch die Besprechung seines lehrreichen Werkes lediglich sachlich zu führen. Für diejenigen Leser, welche H.'s Buch noch nicht kennen, möge eine Inhaltsangabe vorausgehen.

In einem ersten Buche, überschrieben „Einleitung" (S. 1—60), handelt der Verfasser zuerst vom Judentum in seiner Bedeutung für die

christliche Mission. Das Netzwerk der Synagogen der jüdischen Diaspora bildet die gegebenen Mittelpunkte und Linien für die christliche Propaganda; sie erstrecken sich von Medien im Osten bis nach Spanien im Westen; die Zahl der Juden wird auf 4 bis 4½ Millionen geschätzt. Dieses Judentum ist zur Zeit Christi als Religion durch innere Umbildung bereits entschränkt. „Der Jude fühlte stolz, daß er der Welt etwas zu sagen habe und etwas bringen müsse, was die ganze Menschheit angehe — den einen geistigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, und sein heiliges Sittengesetz." Daneben wirken als äußere Bedingungen für die universale Ausbreitung der christlichen Religion noch andere Faktoren: die seit Alexander d. Gr. zu beobachtende Hellenisierung des Orients und zum Teil auch des Occidents und die dadurch herbeigeführte Einheitlichkeit in Sprache und Anschauungen, die politische Einigung der Völker an den Küsten des Mittelmeeres in der römischen Weltmonarchie, der gesteigerte und gesicherte Weltverkehr, das römische Recht, die römische Toleranz das römische Vereinswesen usw. Alles in allem: „Die enge Welt war weit, die gespaltene einheitlich, die barbarische griechisch und römisch geworden." Gleichzeitig wirkten innere Bedingungen für die universale Ausbreitung der christlichen Religion: der Polytheismus der Staatsreligion hatte sich überlebt und der durch den Einfluß der orientalischen Religionen aufgekommene Synkretismus war im Grunde „monotheistisch", ein „geheimer Bundesgenosse" des kommenden Christentums. Das Christentum kam in Jesus Christus. H. leitet es nicht aus dem hellenischen Synkretismus ab; (man darf ihn also nicht, wie das so oft jetzt geschieht, als „Evolutionisten" schlechthin charakterisieren); er selbst sagt ja deutlich S. 24: „Es (das Christentum) ist nicht von Anfang an selbst eine synkretistische Erscheinung; denn Jesus Christus gehört nicht in diesen Kreis, und die erste Ausgestaltung der christlichen Religion war die der Jüngerschaft Jesu." Aber Jesus hat seine Predigt auf das jüdische Volk beschränkt und selbst keinen Befehl zur Weltmission gegeben; der Missionsbefehl ist erst bei Abfassung des Matthäusevangeliums ihm (Matth. 28, 19) als Auferstandenen in den Mund gelegt; aber dieser Befehl ist „ideal genommen wahr"; das Evangelium sprengte die Judenkirche; der Geist Jesu Christi führte die Jünger zur Weltmission (S. 28). Die erste Heidenkirche entsteht zu Antiochia in Syrien, indem aus Jerusalem verjagte Stephanusfreunde, Cyprier und Cyrener, in der syrischen Hauptstadt Hellenen predigen und Gehör finden. Hier entsteht der Name „Christen". Barnabas und Paulus treten hier in ihre Arbeit und werden bald die Leiter derselben; Paulus wirkt als der große Heidenmissionar; er begründet die Heidenmission prinzipiell und verwirklicht sie tatsächlich; er löst das Evangelium von dem jüdischen Boden los und verpflanzt es auf den Boden der Menschheit (S. 40).

Um das Jahr 140 war der volle Übergang der christlichen Mission zu den Heiden und die Loslösung von dem Judentum perfekt (S. 50). Wie ist das möglich geworden? Welches waren die treibenden Kräfte für diesen Erfolg? Diese führt H. in dem „zweiten Buche" seiner Schrift, das überschrieben ist „Die Missionspredigt in Wort und Tat" (S. 61 ff.), im einzelnen in acht „Kapiteln" vor. Er skizziert (1) die „religiösen Grundzüge der Missions-

predigt"; sie bestanden in der entscheidenden Glaubensbotschaft und den moralischen Forderungen: Predigt vom Reiche Gottes und von der Buße, von Gott, dem einen, lebendigen, von Jesus als dem Herrn, dem Gottessohne, Heilande, Auferstandenen, dem Messias und zu erwartenden Richter, von der Anastasis und der Enkrateia. „Das Medium" aller dieser Stücke aber war „der Vergeltungsgedanke d. h. die Souveränität des Sittlichen"; jede Auffassung der Grundzüge der christlichen Missionspredigt, die nicht sub specie dieses Gedankens betrachtet ist, hält H. für „verfehlt" (S. 70). Das Evangelium wurde (2) verkündigt als Religion der Erlösung, „Religion der Heilung", „Medizin der Seele und des Leibes", nicht blos der Seele, sondern bewußt und bestimmt sah das Christentum auch in der tatkräftigen Sorge für die leiblich Kranken eine seiner wichtigsten Pflichten. Die christliche Missionspredigt war (3) Predigt der Liebe und Hilfsleistung. Aus dem Reichtum christlicher Liebestätigkeit werden speziell hervorgehoben die Almosen, die Unterstützung der Lehrer und Beamten, der Witwen und Waisen, der Kranken, Schwachen und Arbeitsunfähigen, die Sorge für die Gefangenen und in Bergwerken Schmachtenden, die Sorge für die zu begrabenden Armen und die Verstorbenen überhaupt, die Sorge für die Sklaven, die Sorge bei großen Kalamitäten, der Arbeitsnachweis und das Recht auf Arbeit in den Gemeinden, die Sorge für die zugereisten Brüder (Gastfreundschaft) und für arme und gefährdete Gemeinden. Aber über diese reiche Liebestätigkeit hinaus bewährt sich das Christentum durch den Geist; es ist (4) Religion des Geistes und der Kraft (S. 148 ff.); es ist (5) Religion der Autorität und zugleich der Vernunft, der Mysterien und der transzendentalen Erkenntnisse (S. 161 ff.), eine „complexio oppositorum" (S. 165). Die neue Gemeinde übernimmt ferner (6) alle Prärogative und Ansprüche des jüdischen Volkes: sie gewinnt die Überzeugung, „Volk zu sein"; H. nennt dies „ein politisch-historisches Bewußtsein" und zwar „das umfassendste, vollkommenste und eindrucksvollste, das sich denken läßt" (S. 177 ff.). Das Christentum ist (7) „die Religion des Buches und der erfüllten Geschichte" (S. 204 ff.). Das „Buch" ist das Alte Testament, aus dem man den Beweis führt, daß seine Weissagungen im Christentum erfüllt sind; zum „Alten" aber schuf man das „Neue Testament", welches nunmehr die Dienste leistete, die jenes „nicht zu übernehmen vermochte". Aber das Neue Testament als Ganzes hat überhaupt in der Mission und in der Kirchenpraxis nicht die Rolle gespielt wie das Alte Testament (S. 210). Die alte Kirche hat (8) Krieg geführt gegen den Polytheismus und Götzendienst; man hat „den groben und eigentlichen Götzendienst bis zuletzt bekämpft; das bedeutete etwas, bedeutete viel. Das Christentum hat hier nicht paktiert" (S. 210—225). Aber gleichzeitig bemächtigt sich die Kirche aller vorhandenen Kräfte und aller Beziehungen und nimmt sie in ihren Dienst. Das Christentum der katholisch gewordenen Kirche ist seit der Mitte des dritten Jahrhunderts zu einer synkretistischen Religion ausgestaltet. Diese Kirche hat damals missioniert und ist zum Siege gekommen; erst in dieser synkretistischen Gestalt hat sie „den übrigen Religionen den Boden entzogen, und ihre Religionsphilosophie hat als Kulturmacht die antike Philosophie ersetzt" (S. 225—229). Mit dieser reichen Fülle von Kräften und Gesichtspunkten hat die christliche Missionspredigt operiert und die über-

raſchenden Reſultate erzielt, die zum faktiſchen Siege des Chriſtentums über den heidniſchen Staat geführt haben.

Wer waren denn aber eigentlich die Menſchen, durch welche jene Rieſenarbeit vollzogen worden iſt? Die Beantwortung dieſer Frage führt den Autor von der Miſſionspredigt zu den Miſſionspredigern; ſie behandelt Harnack im „dritten Buche", das die Überſchrift trägt „Die Miſſionare; Modalitäten und Gegenwirkungen der Miſſion" (S. 230—359). Als Miſſionare wirkten zuerſt die „Apoſtel". Das waren aber nicht blos die von Jeſus ſelbſt berufenen Zwölfe. Seitdem wir „die Lehre der zwölf Apoſtel" wieder haben, wiſſen wir, daß zur Zeit ihrer Abfaſſung, alſo wahrſcheinlich im Anfange des zweiten Jahrhunderts, in der Landeskirche, wo ſie entſtand, charismatiſch begabte Geiſtesträger unter den Titeln „Apoſtel", „Propheten" und „Lehrer", unterſchieden von den „Epiſkopen" und „Diakonen" (die beide Lokalbeamte waren) in Tätigkeit ſtanden. Dieſe Erkenntnis hat uns veranlaßt, aus dem nachapoſtoliſchen Zeitalter in das apoſtoliſche genauer zurückzublicken und zu fragen, ob ſolche in der Didache beſchriebene Geiſtesträger ſchon in den Anfangszeiten der Chriſtenheit vorkommen, und wie mit einem Schlage verſteht man jetzt die in den apoſtoliſchen Schriften uns begegnenden Andeutungen über Apoſtel, Evangeliſten, Propheten und Lehrer: was wir im nachapoſtoliſchen Zeitalter deutlich vor uns ſehen, iſt ſchon im apoſtoliſchen vorhanden geweſen. Es gab zunächſt „Apoſtel", die „Zwölfe", die Jeſus ſelbſt erwählt, dazu den Paulus, den auch er berufen hat; außer ihnen aber noch andere „Apoſtel"; Paulus ſelbſt iſt es, der 1. Kor. 15, 5—7 dieſen Unterſchied ſchon für die allererſte Anfangszeit der Urchriſtenheit deutlich erkennen läßt, indem er von den „Zwölfen" die „anderen Apoſtel alle" unterſcheidet. Dieſe „Apoſtel ſind die berufsmäßigen Miſſionare des Evangeliums; ſie werden vom heiligen Geiſte „berufen" (Apoſtg. 13, 2), nicht von einer Gemeinde gewählt; ihre Aufgabe iſt die raſtloſe Verkündigung des Evangeliums unter Nichtchriſten. An zweiter Stelle werden die „Propheten" genannt; durch ſie redet der heilige Geiſt; ihre Ausſprüche haben autoritative Geltung, vorausgeſetzt daß ſie dem „Dogma des Evangeliums" d. h. wohl, wie Harnack S. 253 erklärt, den Anweiſungen Jeſu (Mark. 6) entſprechen. Ein ſignifikantes Beiſpiel einer ſolchen chriſtlichen „Prophetie" iſt der „Hirt" des Hermas ums Jahr 100 n. Chr. Neben und unter den Propheten wirken „die Lehrer", Männer von charismatiſcher Geiſtesbegabung, die aber nur mit ruhiger, reiflicher Überlegung ſich entſchließen, ihre Begabung gerade dem Berufe der Unterweiſung zu widmen. (Vgl. Jak. 3, 1 „Werdet nicht in großer Anzahl Lehrer, da wir doch wiſſen, daß wir [der Verfaſſer gehörte alſo auch zu ihnen] ein um ſo ſchwereres Urteil empfangen werden.") — Über die Tätigkeit der Erfolge der „Apoſtel" im zweiten Jahrhundert wiſſen wir — abgeſehen von den Bemerkungen in der Didache — ſo gut wie nichts; im dritten Jahrhundert ſind ſie wohl verſchwunden, und Euſebius iſt am Anfange des vierten Jahrhunderts „über ſie ebenſo unwiſſend wie wir." Vom Stande der „Propheten" dagegen erfahren wir mit Sicherheit, daß er ſich bis in die Zeit der montaniſtiſchen Bewegung erhalten hat; in der katholiſchen Biſchofskirche (etwa ſeit 180 n. Chr.) war für „Propheten" neben den Biſchöfen als den „successores aposto-

lorum" kein Raum mehr; aber welche Bedeutung sie überhaupt für die Mission gehabt haben, läßt sich nicht mehr bestimmen; denn darüber sagen die Quellen nichts aus (S. 258). Als die nachhaltigsten Missionare dagegen werden wir die „Lehrer" anzunehmen haben; denn sobald sich, im zweiten Jahrhundert, das Bedürfnis nach schulmäßiger Bildung einstellte, errichteten sie auch Schulen und wirkten in die breite Schicht der Gebildeten hinein; dabei ging aber gleichzeitig „das charismatische Lehrertum unvermerkt in das profane über." „Diese Schulen konnten in der Gemeinde sozusagen eingebettet bleiben; sie konnten sich aber auch sehr leicht sektiererisch entwickeln; denn jeder Schule haftet die Tendenz an" (S. 260). Ein klassisches Beispiel dieser Entwicklung des christlichen „Lehrertums" ist Origenes samt seiner Schule im dritten Jahrhundert. Soviel von den berufsmäßigen Missionaren.

Zahlreicher und erfolgreicher wirkten neben und nach ihnen als Missionare der christlichen Religion die treuen und charaktervollen Christen selbst, die Leiden und die Standhaftigkeit der Verfolgten. „Plures efficimur, quoties metimur a vobis; semen est sanguis christianorum" ruft Tertullian im Apologeticum c. 50 den römischen Praesides zu; und das ist keine Phrase gewesen. Der Wandel der Christen war eine deutliche und laute Missionspredigt. Die Christen ließen „ihr Licht leuchten vor den Heiden"; „bonum huius sectae usu iam et de commercio innotuit", darauf konnte derselbe Tertullian vor den Gegnern selbst sich berufen (Apologeticum c. 46). „Mit Sicherheit dürfen wir annehmen, daß die Frauen bei der Ausbreitung der christlichen Religion eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben," nicht aber das römische Heer, weil das Christentum vor Konstantin unmöglich Lagerreligion gewesen sein kann; (einzelne Christen hat es freilich im Heere gegeben). Überhaupt läßt sich nach H.'s Ansicht (S. 268) nicht ein besonderer Stand der damaligen Gesellschaft als Hauptträger der christlichen Propaganda herausheben.

An diesen Bericht über die Missionare schließt sich ein Kapitel über die „Missionsmethoden", die von ihnen eingeschlagen sind, über die „Taufe" und über „Eingriffe in das häusliche Leben." (S. 273 ff.) Der Verfasser greift hier zunächst wieder auf die Predigt der Missionare zurück: „in der Missionspredigt ist auch die Missionsmethode enthalten." (S. 273) Als einen Aufriß der paulinischen Missionspredigt sieht H. Röm. 1—3 an und als ein Muster einer Missionsrede an Gebildete Apostelgesch. 17, wo „die pauliniſche Weise der Missionspredigt ganz deutlich" sei. (S. 275) Bei der Aufnahme in die christliche Gemeinde wurde der Zugelassene getauft. Dies führt den Autor zur Darlegung der Geschichte der christlichen Taufe und des Taufunterrichtes (S. 279 ff.). Leider haben wir aus den ersten drei Jahrhunderten keine Biographien, die zugleich deutliche Bekehrungsgeschichten enthielten, sodaß wir die innere Umbildung eines Menschen aus einem Juden oder Heiden zu einem bewußten Christen wirklich verfolgen könnten; über den Apostel Paulus erfahren wir doch nur das plötzliche Ereignis des Durchbruches seines Gnadenstandes und über den Apologeten Justin den Märtyrer nur die Vorgeschichte seiner Bekehrung. Auch lassen sich nur Andeutungen machen über die Spannungen und Spaltungen, die in die Ehen und Familien gekommen sein mögen, wenn der eine Teil christlich wurde, der andere aber bei der alten Religion verblieb.

(S. 283). Ein drittes Kapitel behandelt „die Namen der Christengläubigen" (S. 286 ff.), ein viertes „die Gemeindebildung in ihrer Bedeutung für die Mission" (S. 309 ff.); hier urteilt H. S. 311: „Wir dürfen es sicher annehmen, daß die bloße Existenz und die stetige Wirksamkeit der einzelnen Gemeinden die Verbreitung des Christentums vor allem bewirkt hat." Denn diese Gemeinden, welche als Lokalgemeinden völlig selbständig waren und doch selbst wieder sich als Glieder einer großen Organisation, der Gesamtkirche, wußten, boten dem Einzelnen, der zu ihr gehörte, einen sicheren Halt. Ein fünftes Kapitel beleuchtet die „Gegenwirkungen", welche gegen das Christentum und seine Verbreitung ausgeübt worden sind; ins Auge gefaßt werden dabei zunächst die Verfolgungen von seiten des römischen Staates in ihrer Bedeutung für die Mission (S. 342 ff.); sie festigten die Kirche und läuterten ihren Priesterstand; sodann folgt eine Beurteilung der antichristlichen Schriftsteller des zweiten und dritten Jahrhunderts (S. 349 ff.), wobei Celsus gering gewertet, Porphyrius dagegen als religiöser Idealist verherrlicht wird (S. 353—356). Eine „Schlußbetrachtung" ist dem Siege des Christentums gewidmet (S. 357—359): man solle, urteilt H., nicht die Frage stellen „Wie hat das Christentum so viele Griechen und Römer gewonnen, daß es zuletzt die auch numerisch stärkste Religion geworden ist?" sondern so müsse die Frage lauten: „Wie hat sich das Christentum selbst so ausgestaltet, daß es die Weltreligion werden mußte, die übrigen Religionen mehr und mehr verdrängte und wie ein Magnet die Menschen an sich zog?" Diese Frage könne aber überhaupt nicht durch die Missionsgeschichte allein, sondern müßte gleichzeitig auch durch die Dogmen- und Kultusgeschichte beantwortet werden: die Kirche ums Jahr 300, diese katholische bischöfliche Mysterienkirche, habe siegen müssen, „weil sie als der zusammenfassende Abschluß der bisherigen Religionsgeschichte auf allen Linien erscheine." „In diese Kirche gehörte die Menschheit am Mittelmeerbecken um das Jahr 300 einfach hinein, sofern ihr Religion, Sittliches und höhere Erkenntnis überhaupt Werte waren."

Auf diese Geschichte der christlichen Mission folgt nun als zweiter Hauptteil des ganzen Werkes die Geschichte der „Verbreitung der christlichen Religion" („Viertes Buch", S. 360—546) mit „Sachregister" und „Geographischem Register" (547—561). Hier wird Zug um Zug detaillierter Quellenstoff in einer so überwältigenden Fülle geboten, daß es mir unmöglich erscheint, durch Excerpte ein Bild des Geleisteten zu geben; was sich für jede einzelne Provinz des römischen Reiches an Nachrichten über die Gründung und Verbreitung des Christentums hat zusammen bringen lassen, wird mit genauen Quellenangaben angeführt und zu eingehendem weiteren Studium bequem dargeboten; jede Geschichte der Ausbreitung des Christentums bis 325 hat von nun an bei H's. Buche einzusetzen, und zu Spezialarbeiten über die einzelnen „Landeskirchen" der ersten drei Jahrhunderte ist Stoff in Fülle gegeben. In den „Ergebnissen" (S. 537 ff.) hält H. eine Angabe der Zahl der Christen in der Epoche Konstantins für unmöglich; er versucht aber eine relative Schätzung derselben unter einem neuen Gesichtspunkte, dem der Dichtigkeit der christlichen Bevölkerung in den verschiedenen Provinzen. Danach unterscheidet er 1) Provinzen, in denen das Christentum am Anfang des 4. Jahrhunderts

nahezu die Hälfte der Bevölkerung als seine Bekenner zählte und die maßgebende Religion war (Kleinasien, das östliche Thracien, Armenien, Edessa), 2) Provinzen, in denen das Christentum einen sehr erheblichen Bruchteil der Bevölkerung gebildet hat (Syrien, Cypern, Ägypten, Rom, Unteritalien, Teile von Mittelitalien, Africa proconsularis und Numidien, Spanien, Griechenland und Mazedonien sowie die Südküste von Gallien); 3) Provinzen, in denen das Christentum wenig und 4) Provinzen, in denen es nur spärlich verbreitet war. Konstantin hat das Christentum in Kleinasien kennen gelernt; ein scharfblickender tatkräftiger Politiker, der er war, nahm er zugleich innerlich Anteil an den religiösen Zuständen seiner Zeit. Daß er klar erkannte, was kommen mußte, und es sicher ergriff, das war seine Genialität; nicht mit Kunstgriffen oder Gewaltmitteln brauchte er zu operieren; er gab den führenden Provinzen die Religion, die sie selbst wollten — und die anderen mußten folgen (S. 545). Dennoch bleibt die Beobachtung der Kirchenväter des 4. Jahrhunderts zu Recht bestehen, daß die Ausbreitung des Christentums mit unbegreiflicher Schnelligkeit erfolgt ist.

H. schüttet in diesem Werke ein Füllhorn geschichtlicher Kenntnisse aus, wie es unter den Lebenden kaum ein zweiter tun könnte; er beherrscht die altchristliche Literatur mit Sicherheit und spricht seine Erkenntnisse mit geradliniger Offenheit aus; sein Horizont umspannt die Totalität des christlichen Lebens in seinen mannigfachsten Ausgestaltungen; er begnügt sich nicht mit einer blos individualistischen Anschauung vom Christentum; ein tief religiöses soziales Empfinden klingt überall hindurch und belebt die ethischen Kapitel des Werkes noch besonders; der warme Hauch herzlichen Mitleides mit den Armen und Notleidenden wirkt wohltuend auf den Leser; die sittliche Kraft und Hoheit des Christentums hat er mit edlem Verständnis gezeichnet; es ist ihm heiliger Ernst um die Ausprägung der christlichen Weltanschauung. In allen diesen Beziehungen wird man willig von H. lernen und sympathisch berührt werden, und die Missionsfreunde werden mit Freude aus dem Erscheinen dieses Buches ersehen, daß die Mission auch in den Kreisen der „modernen Theologie", bei den Vertretern der „vornehmen Wissenschaft", nunmehr ernste Beachtung findet; schon auf ihre Anfänge ist hier eine volle Mannesarbeit verwandt. Aber H. verfolgt nicht blos objektive historische Interessen, sondern wirkt auch zugleich energisch als Dogmatiker, als Geschichtsphilosoph und als religiöser Reformer. Als Dogmatiker sieht er das Wesen des Christentums in Gottvertrauen und Nächstenliebe; als Geschichtsphilosoph unterscheidet er die Epoche der Christentumsgründung durch Jesus von Nazareth von der darauf beginnenden Hellenisierung des Evangeliums

durch Paulus, das Johannesevangelium, die Gnostiker, Apologeten und altkatholischen Kirchenlehrer; das ganze kirchliche Dogma ist ihm ein Produkt des hellenischen (d. i. weltlichen) Geistes auf dem Boden des Evangeliums; die Kirchenlehre eine Verweltlichung des Evangliums. Daraus erwächst H.'s Reformidee, das heutige Christentum auf sein „Wesen" zurückzuführen; er spricht von der Notwendigkeit einer „Reduktion" des kirchlichen Christentums (S. 229; 353): Jesus hat das Judentum „reduziert", Luther hat angefangen den Katholizismus zu „reduzieren": wir sollen diese Reduktion fortsetzen, sollen das Luthertum und den Katholizismus reduzieren, indem wir das Christentum, welches seit etwa 250 eine synkretistische Religion ist, von den weltlichen Koeffizienten, mit denen es belastet ist, befreien und es auf seinen Kern zurückführen, der eben das Wesen desselben ausmacht. Hier spricht also nicht mehr der Kirchenhistoriker, sondern der moderne religiöse Reformer, der, gewiß zur größten Überraschung seiner Leser, S. 353, ein hohes Lob dem Porphyrius spendet, der doch bisher als der verbissenste Feind des Christentums seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts († 303) galt. H. selbst druckt mit gesperrten Lettern S. 353:

„Dort, wohin Porphyrius den Streit zwischen religionsphilosophischer Wissenschaft und Christentum versetzt hat, liegt er noch heute; auch heute noch ist Prophyrius nicht widerlegt, und er ist überhaupt nur zu widerlegen, wenn man ihm zunächst Recht gibt und demgemäß das Christentum auf seinen Kern zurückführt."

Diese dogmatischen, geschichtsphilosophischen und reformerischen Grundgedanken bezeichnen den Standpunkt, von dem aus die Geschichte der altchristlichen Mission hier entworfen ist; diese Grundgedanken beleuchten das Ganze. Diese Beleuchtung kann aber naturgemäß nur von denen angenommen werden, welche in jenen Grundgedanken mit H. übereinstimmen. Wer das nicht kann, wird die altchristliche Mission in anderer Beleuchtung sehen; so ergeht es mir. Da nun einmal der von mir hochverehrte Herausgeber dieser Zeitschrift, dem ich all mein Missionsinteresse verdanke, eine Anzeige des H.schen Buches von mir verlangt hat, und ich ihm gern diesen Dienst leiste, so muß ich an dieser Stelle meine prinzipiellen Bedenken gegen den H.schen Standpunkt zum Ausdruck bringen.

Das Wesen des Christentums wird von H. zu eng gefaßt; Gottvertrauen und Nächstenliebe sind wichtige Bestandteile desselben; aber das Gottvertrauen selbst hat zur Voraussetzung die Gnaden-

offenbarung Gottes, den biblischen Christus, die objektive Versöhnung, die Auferstehung Jesu, kurz die ganze objektive Heilsgeschichte, und erst wenn diese objektive Heilsgeschichte in dem Menschen subjektiver Heilsbesitz geworden ist durch Sündenerkenntnis, Buße und Glaube an die Verheißung der Gnade Gottes in Christus, kann das Gottvertrauen in ihm entstehen, in welchem sich seine Religiosität bewährt; diese Religiosität selbst fordert dann wieder den Begriff der kirchlichen Gemeinschaft, des Wortes Gottes, der heiligen Handlungen der Taufe und des Herrenmahls und zuhöchst als Ziel die Vollendung der Einzelnen und der Gesamtheit im jenseitigen Reiche Gottes. Sodann, was die Nächstenliebe betrifft, so kann sie rein nur erwachsen in der wiedergeborenen Persönlichkeit; sie muß also jene Religiosität zum Quell nnd zur Voraussetzung haben, und wenn sie sich auswirkt als individuale und soziale, muß sie es tun in Beruf, Familie, Gesellschaft, Staat und Kirche; die „Kirchlichkeit" darf also auch nicht als ethische Eigenschaft fehlen, wenn die christliche Vollkommenheit erreicht werden soll. Die kirchliche Glaubens- und Sittenlehre hat in der Hauptsache alle diese Stücke zum Inhalt; es liegt also kein Grund vor, sie aufzugeben.

Unter den geschichtsphilosophischen Grundgedanken H.'s, durch die er die Dogmengeschichte epochemachend beeinflußt, steht obenan die Annahme, daß das ursprüngliche Evangelium Jesu eine rein religiöse und sittliche Größe war: die Verkündigung des Reiches Gottes und das Erleben der Kindschaft in der Gemeinschaft mit Jesus unter Gott als Vater. Dieses ursprüngliche Christentum ist frühzeitig „hellenisiert"; der hellenische (philosophische) Geist bemächtigt sich seiner und schafft so das kirchliche Dogma; das Logoschristentum tritt an die Stelle der urchristlichen Religiosität; der moderne Dogmenhistoriker beobachtet die Entstehung, die Entwicklung und — die Ausgänge dieses Dogmas; für das Dogma selbst bleibt kein Raum mehr im modernen Denken. Nach meiner Meinung hat die alte Christenheit ihren christlich religiösen Geist im Taufbekenntnis ausgesprochen und kontinuierlich aufrecht erhalten; auf dem Taufbekenntnis wiederum baut sich die Glaubensregel auf; die Glaubensregel ist das Regulativ für das dogmatische Denken seit etwa 180; die Logosvorstellung, ein Teil dieser Regel; sie muß also auch aus dem Taufbekenntnis verstanden werden; das Taufbekenntnis aber ist nichts weiter als das Bekenntnis zu dem Gotte unseres Heils, Va-

ter, Sohn und Geist; es sagt aus, was Gott an uns getan hat, was er an uns tut und was er noch an uns tun wird; es umspannt Schöpfung, Erlösung, Heiligung und Vollendung im ewigen Leben. Indem die altkirchlichen Theologen mit den Mitteln der damaligen Zeitphilosophie diesen religiösen Inhalt in begriffliche Formen prägten, entstand das Dogma, eine Interpretation des Taufbekenntnisses, ein Produkt des christlich-religiösen Geistes in den Formen der Zeitphilosophie. Mit der Logosidee z. B. beabsichtigte man nur die einzigartige religiöse Bedeutung Jesu auszusprechen. Man muß am Dogma den religiösen Gehalt und die begriffliche Form unterscheiden; an den begrifflichen Formen des Dogmas soll die Theologie weiter arbeiten; denn sie sind immer Erzeugnis der Wissenschaft, die doch nie still steht; auch der Inhalt des Dogmas soll immer wieder an der Predigt Jesu und seiner Jünger revidiert, und auf eine neue, tiefere und umfassendere, begriffliche Herausarbeitung desselben soll hingearbeitet werden, aber alles das nur in der Kontinuität mit dem religiösen Gehalte des bisherigen Dogmas, das doch erst abgelöst werden dürfte, wenn die Christenheit ein besseres an seine Stelle setzen könnte — wozu wenig Aussicht vorhanden ist.

Daraus ergibt sich nun auch unsere Stellung gegenüber dem reformerischen Grundgedanken H.'s. Wir sollen das Christentum „reduzieren". „Reduktion des Christentums auf seinen Kern!" — Aber warum denn? Wem zu Liebe? Den Gegnern zu Liebe, ihnen sollen wir „zunächst" Recht geben, uns auf ihren Standpunkt stellen und sie für das, was H. „Kern des Christentums" nennt, zu gewinnen suchen. So glaube ich die praktische Tendenz H.'s verstehen zu sollen. Gesetzt, daß uns dies gelänge — was dann? Die Christenheit kann doch unmöglich auf den zwei Augen „Gottvertrauen" und „Nächstenliebe" stehen; das echte Gottvertrauen muß vielmehr das ganze objektive Christentum zu seiner Voraussetzung haben und kann innerhalb des subjektiven Christentums nur zwischen Buße und eschatologischer Hoffnung seine richtige Stellung einnehmen, und die Nächstenliebe hat die Wiedergeburt zur Voraussetzung und wirkt sich aus in den verschiedensten Gemeinschaftsformen bis zur Vollendung des ethisch gedachten Reiches Gottes. Weiter, da der einzelne Christ nur in der Gemeinschaft zur Vollkommenheit kommt, so muß doch selbst jener „Kern" des Christentums in der Gemeinschaft gepflegt werden; es wird eine gemeinschaftliche Pflege der Religiosität in ge-

meinschaftlichen Feiern nötig werden; schon dazu wird es Ordnungen geben müssen; die gottesdienstliche Gemeinschaft wird schon zu ihrer Selbsterhaltung sich gegen ihre Gegner, sagen wir kurz: gegen die Welt, abgrenzen müssen; eine Verfassung wird nötig werden; eine Kirche wird entstehen müssen, eine Kirche mit gemeinsamem Kultus und gemeinsamer Lehre, mit Katechumenat und Dogma, mit Kirchenordnungen, Kirchenregiment, Synoden, mit gemeinsamer Liebesfähigkeit und Heidenmission, kurz mit dem Reichtum von Veranstaltungen, zu dem die Kraft heiliger Liebe unaufhaltsam weiter treibt. Die von H. ausgegeben Parole „Reduktion des Christentums" erweist sich also nicht als praktisch. Dem Protestantismus eignet prinzipiell Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit und das Recht freier Forschung; so mag und soll er sich auch durch berufene Geister am Worte Gottes stets revidieren und kritisieren, um immer lauterer und gereinigter zu erstehen, aber das alles stets in der Kontinuität des einen heiligen Geistes, der die gläubige Gemeinde konstituiert, heiligt, führt und in alle Wahrheit hineinleitet.

Soll ich nun auf Einzelheiten mich einlassen, so kann ich nicht umhin, gleich im Anschluß an die eben besprochene Parole der „Reduktion" auf H.'s Beurteilung des Porphyrius näher einzugehen; denn unter dem vielen Überraschenden, was H.'s Buch bringt, hat sie mich doch am meisten frappiert.

Porphyrius, der erbittertste Feind des Christentums im dritten Jahrhunderte, wollte das untergehende griechisch-römische Heidentum dadurch lebensfähig erhalten, daß er die platonische Lehre von einer Idealwelt mythologisierend umgestaltete, vom Christentum die Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung und Wahrheitsliebe herübernahm, Reinigung der Seele durch Askese empfahl, im übrigen das Heil (σωτηρία) in rein quietistischer Gotteserkenntnis suchte. Die kirchlichen Schriftsteller, die ihn erwähnen, sind seit Methodius und Eusebius der Ansicht, daß in ihm der Heide spricht, der den letzten Ringkampf mit dem jugendfrohen Christentum unternimmt und — unterliegt. Seine „15 Bücher Κατὰ Χριστιανῶν sind im fünften Jahrhunderte vernichtet worden. Daher begnügte man sich bisher mit dem Urteile der Kirchenväter, die ihn zitierten und verurteilten. Nun glaubt man aber einen ansehnlichen Teil jener Schrift wieder zu erhalten in der Schrift eines gewissen Makarius aus Magnesia, daher Makarius Magnes (um 400 n. Chr.) genannt, die den Titel „Ἀποκριτικός" führt und 1876 zu Paris von C. Blondel in einer vornehmen Ausgabe (232 S. in 4°) ediert worden ist („Μακαρίου Μάγνητος Ἀποκριτικὸς ἢ Μονογενής." Macarii Magnetis quae supersunt. Parisiis 1876). Eine gute Übersetzung der aus diesem griechischen Werke in Frage kommenden Stücke hat Prof. Wagenmann in den „Jahrbüchern für deutsche Theologie" Bd. XXIII.

(1878), S. 289 ff. gegeben. Da der griechische Text wenig bekannt und vielen nicht leicht zugänglich sein dürfte, ist dafür die deutsche Übersetzung Wagenmanns um so leichter zu haben und jeder Leser vermag sich selbst über Porphyrius ein Urteil zu bilden. Die Autorschaft des Porphyrius an den fraglichen Stücken ist zwar nicht sicher, aber wahrscheinlich; hier haben wir es aber nur mit der Beurteilung zu tun, die H. dem geistigen Urheber dieser Stücke zuteil werden läßt; wir nennen diesen Urheber, „den heidnischen Philosophen" bei Makarius Magnes, also gern Porphyrius.

Was lehrt nun Porphyrius? „Die Evangelisten sind nur Erfinder, nicht Berichterstatter der Geschichte Jesu" (Buch II, Kap XII). Jesu Aussprüche sind „voller Torheit" (Buch III, Kap. III). Den Ausspruch Jesu bei Joh. 6, 54 vom Essen des Fleisches u. s. w. erklärt er für „tierisch und widersinnig, ja vielmehr widersinniger als aller Widersinn und tierischer als tierische Rohheit" (Buch III, Kap. VI); die Beurteilung und Behandlung, die Petrus durch Jesus seit Matth. 16, 23 erfährt, wird einer höhnischen Kritik unterworfen: Jesus handelt entweder wie ein Trunkener oder ein Schlafender (Buch III, Kap. XIX). Daß Petrus die Schlüssel des Himmelreiches habe, sei „ein entsetzlicher Gedanke" (Buch III, Kap. XXII). Paulus wird charakterisiert „als Betrüger und falscher Freund" (Buch III, Kap. XXXI); „wie zu einer Gewohnheit ist ihm der charakterlose Zug geworden, überall seine eignen Urteile wieder umzustoßen" (Buch III, Kap. XXXIV). Pauli Worte über das Wesen der Welt, das vergeht (1. Kor. 7, 31) ist ihm „Altweibergeschwätz"; er überläßt es „dem gebührenden Gelächter" (Buch IV, Kap. I); 1. Thess. 4, 15 (von der Auferstehung) ist eine „Unwahrheit, eine allzugewaltige und zu hohe; bei dieser Theateraufführung werden selbst die unvernünftigsten Tiere blöken und kreischen und mißtönendes Geschrei anstimmen, wenn sie fleischliche Menschen wie die Vögel in der Luft werden fliegen sehen oder getragen auf einer Wolke" (Buch IV, Kap. II). Jesu Parabeln über das Himmelreich (Matth. 13, 31—45) erhalten das Prädikat: „derartige Worte reden nicht einmal Traumdeuterinnen, geschweige denn Männer" (Buch IV, Kag. VIII). Das Wort des Apostels Paulus 1. Kor. 6, 11 (Ihr seid abgewaschen u. s. w.) „eine großsprecherische Erdichtung" (Buch IV, Kap. XIX). Die Lehre von der Auferstehung der Toten wird als „unvernünftig" abgetan (Buch IV, Kap. XXIV). — Nach H. „ist Porphyrius heute nicht widerlegt". „In dem meisten, was er behauptet, hat er Recht, und in seiner Kritik an dem, was sich als christliche Lehre darstellte, hat er gewiß

soviel Recht wie Unrecht; aber Unrecht hat er in dem Übrigen, was er ablehnt" (S. 353). Nun, man kann zugeben, daß er durch die Gegenschriften, die von Methodius, Eusebius, Apollinarius und Philostorgius gegen ihn gerichtet sind, nicht genügend widerlegt sein mag; aber das weiß überhaupt niemand, da wir deren Schriften nicht mehr besitzen; aber widerlegt ist Porphyrius längst; ich meine, die beste Widerlegung ist die Kirche selbst, die Kirche mit ihrer Geschichte von den Zeiten Konstantins bis in unsere Tage, die Christenheit mit ihrem Geist und Gaben, mit ihrem Glaubens- und Liebesleben, mit ihrer intensiven und expansiven Kraft, mit ihrer intellektuellen Arbeit und ihrer Schaffung geistiger Kultur — an dem Fels dieser Gemeinde ist der Spott des Porphyrius längst zerschellt.

Dann habe ich noch einige negative Umstände zu besprechen. H. hat ihrer drei selbst in einer Anzeige seiner Schrift in der Theologischen Literaturzeitung, 27. Jahrgang, Seite 640ff., beleuchtet. Erstens hat er Paulus als Missionar nicht behandelt, sondern aus Weizsäckers „Apostolischem Zeitalter" als bekannt vorausgesetzt; er wollte nicht wiederholen; aber so ist seine Geschichte der Mission in den ersten drei Jahrhunderten unvollständig; denn es fehlt eben der Hauptmissionar. Zweitens hat H. in der Darstellung der treibenden Kräfte der Mission den Parusie-Gedanken fast ausgeschaltet, weil derselbe in der Mission keine große Rolle gespielt habe. Aber das Denken der ganzen Christenheit ist von der Didache bis zu Irenaeus und Tertullian hin eschatologisch gestimmt, also muß auch die Verkündigung des Christentums davon bestimmt gewesen sein. Justin der Märtyrer (2. Jahrh.) sagt im Dialogus Kap. 80 „Ich aber und alle rechtgläubigen Christen („ἐγὼ δὲ καὶ εἴ τινες εἰσὶν ὀρθογνώμονες κατὰ πάντα χριστιανοί") glauben an eine Auferstehung des Fleisches und an ein tausendjähriges Reich." Drittens hält H. die von Paulus bis Augustin verkündigte „Sündenvergebung" nicht für eine in der Mission wirksam gewesene Kraft des Christentums; aber die Christenheit hat doch die Taufe als heilige Handlung immer gefeiert und im Taufbekenntnis finden wir in seiner frühesten Gestalt, im altrömischen Symbol, das in dieser Gestalt vor 125 anzusetzen sein dürfte, den Artikel (credo) „remissionem peccatorum". Alle Missionspredigt muß auf die Taufe hin gestimmt gewesen sein, also kann die Predigt der „Sündenvergebung", der „Gnade" im paulinischen Sinne, nicht gefehlt haben, wenn auch das Christentum mehr als Erlösungs-

religion, als Religion, die σωτηρία bringt, bezeichnet worden ist. Das führt mich nun auf einen weitern negativen Punkt. Ich habe oben schon angedeutet, welche hohe Bedeutung das Taufbekenntnis hat gegenüber der Meinung, daß das kirchliche Dogma lediglich ein Produkt des hellenischen (d. i. nicht christlich-religiösen) Geistes sei. H. hat das Taufbekenntnis in seiner Geschichte der Mission überhaupt ganz außer Rechnung gestellt. Dadurch fehlt der gesamten Lehre, die die Missionare verkündigt haben, das Rückgrat; bei der Taufe wurde im 2. Jahrhundert in der am besten ausgebauten Kirche, in Kleinasien, wie wir aus Justin d. M. wissen, das Bekenntnis zu Gott Vater, Sohn und Geist abgelegt (Apol. I., 61); alle Missionspredigt muß auf die Taufe hin tendiert haben; das abzulegende Taufbekenntnis bestimmt so, natürlich in freier Weise, den Inhalt der Predigt; vom Taufbekenntnis wird wieder die Glaubensregel bestimmt, und welche immense Macht diese gehabt hat, ist ja allbekannt. Gerade das Fehlen des Taufbekenntnisses, des sog. Symbolum apostolicum, in H.'s Geschichte der Mission erscheint mir als eine folgenschwere Auslassung. Das dreigliederige Taufbekenntnis, das Justin d. M. bekannt hat, ruht ohne allen Zweifel auf dem Taufbefehl Jesu, Matth. 28, 19. Das führt uns zu einem andern Punkte, der wieder eine große Überraschung gebracht hat.

Seite 25 ff. hat H. behauptet, daß „die Heidenmission nicht im Horizonte Jesu gelegen haben kann", und daß der Taufbefehl, Matth. 28, 19, später dem Heilande als Verklärten in den Mund gelegt worden sei.

Nun hat schon Ed. Riggenbach den Nachweis erbracht, daß der trinitarische Taufbefehl Matth. 28, 19 immer im Evangelium Matth. gestanden hat; ist das Evangelium spätestens etwa im Jahre 75 niedergeschrieben, so galt also der trinitarische Taufbefehl im Jahre 75 als ein Wort Jesu, und die Christenheit hat um 75 n. Chr. gemeint, daß Jesus selbst ein positives Verhältnis zur Weltmission gehabt hat. (Riggenbach, der trin. Taufbefehl. Gütersloh 1903.) Außerdem haben Warneck in seiner Abhandlung „Jesus Christus und die Weltmission" (A.-M.-Z. 1903, Heft 2) und Bornhäuser „Wollte Jesus die Heidenmission" (Gütersloh 1903) aus den Zeugnissen Jesu und der Apostel, sowie aus der vorausgehenden alttestamentlichen Offenbarungsgeschichte den Beweis geführt, daß Jesus die Heidenmission gewollt hat. Ich kann mich auch der H.'schen Ansicht, daß Jesus sich selbst bloß als Heiland der Juden gewußt und gewollt habe, nicht anschließen. Denn schon die prophetische Weissagung (Jes. 2) erwartet ein Kommen der Heidenvölker zum Berge des Herrn; Jesus aber lebte in der Prophetie Israels. Sodann war ja, wie Harnack selbst auseinandergesetzt hat, das Judentum zur Zeit Jesu schon na-

tional „entschränkt“; durch die jüdische Diaspora war der nationalistische Gesichtskreis schon durchbrochen; Jesus, ein Sproß seines Volkes, hat nichts partikularistisch Jüdisches an sich; die letzten Ziele seiner Predigt sind universalistische; das Himmelreich, das Reich Gottes, das er verkündigt, hat keine spezifisch jüdische Färbung; gedacht in den Bildern des Orients ist es doch inhaltlich rein persönlicher Natur. Jesus mußte sich zunächst als Heiland seines Volkes, sodann als Heiland aller Menschen. Mark. 7, 27: erst sollen die Kinder gesättigt werden, dann aber auch die Hunde; ebenso haben es Paulus und Barnabas aufgefaßt, Apostelgesch. 13, 46. Die letzte Entscheidung wird natürlich hier die Dogmatik übernehmen müssen; der Missionshistoriker, welcher an einen persönlich auferstandenen Heiland glaubt, wird sich mit dem einmütigen Glauben der ältesten Christenheit auch hier in Übereinstimmung wissen.

Dazu kommt ein indirektes Argument. Paulus treibt Weltmission; er weiß sich dazu berufen, durch den erhöhten Christus; diese Berufung fällt etwa in das Jahr 35; nie hat Paulus auch nur eine Andeutung davon gemacht, daß er sich bewußt sei, etwas zu tun, was über Jesu Lebenswerk hinausgehe; solch ein Gedanke wäre für ihn einfach unvollziehbar gewesen. Paulus hat also im Jahre 35 geurteilt, daß Jesus die Weltmission gewollt hat, und Paulus hat sein Leben lang nie an der Richtigkeit dieser Ansicht gezweifelt. Sollte Jesus gestorben sein, ohne den Gedanken der Weltmission als Testament zu hinterlassen, so wäre das Auftauchen dieses Testamentes im Jahre 35 — ein unverständliches Rätsel.

Auf S. 160 sagt H. „Die katholische Lehre von den praecepta und consilia hat in der Heidenkirche fast von Anfang an gegolten.“ Aber die einzige Stelle, die er dafür anführt, c. 6 der „Apostellehre“, sagt das nicht aus. Diese Stelle lautet: „εἰ μὲν δύνασαι βαστάσαι ὅλον τὸν ζυγὸν τοῦ κυρίου, τέλειος ἔσῃ· εἰ δ' οὐ δύνασαι ὃ δύνῃ τοῦτο ποίει.“

S. 173 wird Justin der Märtyrer zum „Rationalisten“ gemacht. Das entspricht der von M. v. Engelhardt eingeführten Beurteilung der altchristlichen Apologeten als „rationalistischer Moralisten“; daß und warum diese Beurteilung eine irrtümliche ist, hat für Justin im Gegensatz gegen Engelhardt der Münchener Ad. Stählin, „Justin der Märtyrer“ (1880) und für die Apologeten im allgemeinen R. Seeberg in seinem Lehrbuche der Dogmengeschichte I, (1895) § 13 nachgewiesen, was ich hier nicht wiederholen will.

S. 177 wird das „politische Bewußtsein“ der alten Christenheit in moderner Beleuchtung vorgeführt; Tertullian spricht doch zu deutlich dagegen (Apologeticum 38, bei H. S. 189, Anm. 1); das Excerpt aus Melito, S. 193, ist nicht maßgebend, weil im apologetischen Interesse geschrieben.

S. 210: Das paulinische Evangelium sei erst seit Augustin in der Kirche wirksam; aber Irenäus benutzt doch schon den ganzen Paulus um 180.

Mit Fragezeichen stehe ich auch vor einer Reihe von Gemeinplätzen; ich will aber nicht auf sie eingehen, sondern das Interesse wieder auf H.'s Leistung im Ganzen zurücklenken.

H. hat zum ersten Male die hohe Aufgabe der Darstellung der altchrist-

lichen Missionsgeschichte erkannt und sie in seiner Weise gelöst; auf völlige Zustimmung wird er aber nur da rechnen können, wo man seine dogmatischen und philosophischen Voraussetzungen teilt und seine praktischen Reformpläne billigt; wir andern werden gern von ihm lernen, aber da, wo er irrt, uns nicht von ihm bestimmen lassen dürfen.

Unsere Aufgabe an der heidnischen Frauenwelt Indiens.

Von Julius Richter.

Die Literatur über die indische Frauenmission ist (abgesehen von einer Fülle ergreifender Einzelschilderungen) noch so gering,[1]) daß es vielleicht manchem erwünscht ist, unter diesem Gesichtspunkte die Erlebnisse und Erfahrungen meiner Missionsstudienreise zusammengestellt zu sehen. Dieser große Zweig der Missionsarbeit ist nämlich auch für einen männlichen Reisenden keineswegs so verschlossen, daß man nicht einen Einblick darein gewinnen könnte. Mit Ausnahme der Arbeit in den Senana, zu denen in ganz Indien schlechthin dem europäischen Manne der Zutritt verwehrt wurde, habe ich alle andern Arbeitszweige dieses Gebietes aus eigener Anschauung kennen gelernt und auch über die Senanaarbeit bei den Missionsschwestern auf den verschiedenen indischen Arbeitsfeldern viel Nachrichten einziehen können. Natürlich ist trotzdem das so gesammelte Material ein lückenhaftes, und es bedarf um so mehr der Nachprüfung, als auf den einzelnen Gebieten die einschlägigen Verhältnisse so verschiedenartig sind, daß sie sich schwer zu einer Skizze vereinigen lassen.

Der Grad von Abgeschlossenheit und Zurückhaltung, welchen die strenge indische Sitte dem weiblichen Geschlecht auferlegt, ist außerordentlich verschieden; die Frauen und Mädchen der ländlichen Bevölkerung erfreuen sich einer viel größeren Freiheit als die der städtischen; in den Städten wieder gestattet die Sitte den Frauen der niederen Kasten eine viel freiere Bewegung als denen der höheren

1) Das beste, was wir darüber haben, ist Hanna Riehm, Hinter den Mauern der Senana.

Kasten. Und von Süden nach Norden schreitet die Absperrung des weiblichen Geschlechts immer empfindlicher vor. In Mangalur konnte ich noch unbehindert eine Mädchenschule für Brahmanenkinder besuchen; in dem fast auf gleicher Breite gelegenen Gantur konnte ich noch in dem Frauenhospital aus- und eingehen bis auf die Krankensäle, welche für die höheren Kasten reserviert waren; in der Frauenindustrieschule der gleichen Stadt, wo ich zu tun hatte, mußte den Schülerinnen erst Gelegenheit zum Entfliehen gegeben werden, ehe ich eintreten durfte. In Benares wurde mir der Eintritt in das Missionsfrauenhospital schlechthin verweigert; mein Besuch würde zur Folge gehabt haben, daß binnen 24 Stunden alle Kranken von ihren Verwandten aus dem Hospital entfernt wären. In den Städten der Nordwestprovinzen, zumal aber in Delhi sieht man überhaupt nur noch Frauen oder Mädchen der niedersten Kasten auf der Straße; selbst den nahen Schulweg dürfen die Kinder nur unter dem Schutz einer Matrone oder in einem geschlossenen Wagen zurücklegen. Das indische Zartgefühl wird in dieser Richtung um so empfindlicher, je stärker neben ihm die mohammedanische Anschauung und Überlieferung von der Stellung der Frau sich geltend macht. Innerhalb der mohammedanischen Gesellschaft ist der Bann, der auf den unglücklichen Frauen lastet, am schwersten und unerträglichsten; und es ist eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte, daß gerade einer mohammedanischen Frau, der Lieblingsgemahlin des prunksüchtigen Großmoguls Schah dschehan, das glänzendste Denkmal oder Grabmal errichtet ist, das je für einen Menschen erbaut wurde, der Tadsch bei Agra.

Dennoch sind bei aller dieser Verschiedenheit drei Punkte in der Lage der Frauen im wesentlichen gleichartig, welche für jede Frauenmission von entscheidender Bedeutung sind: 1. eine Wirksamkeit von Männern — europäischen oder eingeborenen — (außer den eigenen Ehemännern oder den Brüdern) ist überall in Indien fast ausgeschlossen; selbst auf südindischen Dörfern geht sie nur soweit, daß die Heidenfrauen den Straßen- und Dorfpredigten mehr oder weniger von fern zuhören dürfen. 2. Gegen jede Schulbildung oder Erziehung der Mädchen verhält sich Altindien spröde ablehnend. Natürlich gibt es von der Regel Ausnahmen, es fehlt nicht an einigen hochbegabten indischen Dichterinnen; manche Brahmanen wie z. B. Pandita Ramabais Vater geben ihren Töchtern eine gute Erziehung. Aber im allgemei-

nen gilt doch die Regel, daß jedes heilige Buch — und die Literatur Indiens umfaßt im Wesentlichen nur „heilige" Bücher — schon dadurch entweiht wird, daß das Auge einer Frau darauf fällt. Und bei dem engen Pflichtenkreis, den die indische Auffassung der Frau im Senana zuweist, gilt jede höhere Bildung als überflüssig, wenn nicht gar als schädlich. 3. Die Heirat der Mädchen findet überall unverhältnismäßig früh statt. Ein Mädchen höherer Kaste muß spätestens im 12. Lebensjahr verheiratet sein; die Mehrzahl wird bereits vor dem zehnten, viele schon vor dem achten Lebensjahr verheiratet oder wenigstens verlobt, und letzteres macht keinen erheblichen Unterschied, da das Verlöbnis unauflöslich und bindend ist und die Verlobte beim Tode des Bräutigams zu lebenslänglicher Witwenschaft verurteilt ist.

Mit diesen drei Haupthindernissen hat die Mission in Indien überall zu rechnen; sie bestimmen in der Hauptsache die eigentümliche Gestalt der Frauenmissionsarbeit; zuerst insofern, daß überhaupt in großem Maßstabe eine eigene Arbeit für das weibliche Geschlecht in Angriff genommen werden muß. In Afrika und Ozeanien, überhaupt im wesentlichen bei allen Naturvölkern (z. B. auch bei den Kols in Tschota Nagpur) ist die Stellung des Mädchens oder der Frau so frei, daß der Missionar sie ohne große Schwierigkeiten erreichen, sie in den Katechumenenunterricht nehmen und die Mädchen ebenso wie die Knaben unterrichten kann. Das ist alles in Indien entweder unmöglich oder wenigstens mißlich und schwierig. Und doch besteht in Indien ebenso wie in andern Ländern die Hälfte der Gesamtbevölkerung, die Hälfte von den 294 Millionen Einwohnern des Riesenreiches aus Frauen und Mädchen. Soll auch ihnen das Evangelium nahe gebracht werden, so ist man in der Hauptsache auf eine eigene Arbeit zu diesem Zwecke angewiesen. Bereits um das Jahr 1820 von Miß Cooke (der später verheirateten Frau Missionar Wilson) schüchtern in Angriff genommen, hat sich dieser Zweig der Missionstätigkeit zumal im letzten Vierteljahrhundert in überraschender Weise entwickelt und ist auch seitens der lange Zeit zurückhaltenden deutschen Missionsgesellschaften mehr und mehr in den Bereich ihrer Arbeit gezogen. Wir betrachten 1. das Mädchenschulwesen, 2. die Senanaarbeit und 3. die übrigen Zweige der Frauenarbeit. Wir beschränken uns hierbei zunächst auf die Arbeit an den heidnischen Frauen.

I.

Das Mädchenschulwesen der Mission leidet unter bedeutenden Schwierigkeiten. Die empfindlichste ist, wie schon erwähnt, die allzufrühe Heirat der Kinder. Allerdings dürfen sie nach vollzogener Verlobung, zumal wenn sie noch unter 12 Jahr sind, meist noch ein oder einige Jahre im Elternhause bleiben und solange dann noch, falls sie sonst Lust haben, auch die Schule besuchen. Aber wenn das Kind erst in das Haus der Schwiegereltern übergesiedelt ist, dann ist es meist mit der goldenen Freiheit und mit dem Schulbesuch vorbei. Ich habe wiederholt in Mädchenschulen, wo ich Kinder von 8—12 Jahren vor mir hatte, nachgefragt, wie viele bereits verlobt, verheiratet oder verwitwet seien, es war mir immer ein schmerzlicher Anblick, kleine, schwarzäugige Mädchen von 9 Jahren schon mit dem Tali um den Hals, dem roten Strich auf dem Scheitel, dem eisernen schmalen Reifen am Arm oder was sonst in den einzelnen Gegenden Indiens für Ehezeichen üblich sind, zu finden. Schulzwang besteht in Indien nirgends, am wenigsten bei den Mädchen; es wäre unverständig zu erwarten, daß kleine indische Mädchen ein soviel höheres Verständnis für den Wert einer gediegenen Schulbildung haben sollten als die deutschen; und seitens ihrer Eltern werden sie selten zum Schulbesuch angehalten; der Vater kümmert sich um die Erziehung seiner Töchter nicht, und die Mutter hat selbst in ihrer Kindheit nichts gelernt, versteht also nicht, warum die Tochter mehr lernen soll als sie. Die allgemeine Anschauung, daß sich für Mädchen das Lernen überhaupt nicht schicke, dient natürlich ganz und gar nicht dazu, den Lerneifer der Kinder anzuspornen; und wenn dem Kinde bei jeder Gelegenheit vorgehalten wird, sie habe ja gar keinen Verstand, sie könne gar nichts lernen, so ist's kein Wunder, wenn es bald entmutigt wird. In den niederen Kasten, die fast ausnahmslos sehr arm sind, muß das Kind schon sehr früh anfangen, der Mutter in der Wirtschaft zur Hand zu gehen oder das tägliche Brot mit verdienen zu helfen. Dazu kommt, daß es zumal in den großen indischen Städten für unschicklich gilt, wenn sich ein Mädchen ohne Begleitung einer älteren Frau auf der Straße sehen läßt, und weitere Schulwege, wo die Kinder sich mehr oder weniger selbst überlassen bleiben, gelten für unpassend. Alle diese Gründe und noch manche andere lokaler Natur wirken zusammen, eine gesunde Entwicklung des Mädchenschulwesens nach allen Seiten hin zu hemmen.

Es ist aus diesen Gründen a) nicht recht möglich, größere Mädchenschulen in Gang zu bringen; eine solche Schule muß in dem Stadtquartier angelegt werden, aus dessen nächster Nähe man Zuzug zu finden hofft; vielfach sind es auch nur Kinder einer Kaste oder Kastengruppe, die sich zusammenfinden. In einer Schule für Brahmanenmädchen dürfen keine Sudra oder gar Paria aufgenommen werden, widrigenfalls die Schule gesprengt wird; in einer Schule für Mohammedanermädchen haben keine Hindu Zutritt. Dazu kommen noch Sprachschwierigkeiten; die Brahmanen, die Mohammedaner, die Kaufmannskasten und die Handwerkerkasten derselben Stadt gehören oft verschiedenen indischen Stämmen an und sprechen zu Hause verschiedene Sprachen; es ist zumal bei dem elementaren Charakter, den diese Mädchenschulen meistens tragen, unmöglich eine andere als die vor den Kindern zu Hause gesprochenen Dialekte zur Schulsprache zu machen. Das bedingt, daß z. B. in einer Stadt wie Madras Mädchenschulen in Tamil, Telugu und Hindustani vielleicht noch in andern Dialekten neben einander bestehen. Diese große Schwierigkeit wird durch die Regierungsverfügungen wahrlich nicht erleichtert, welche für jedes Gebiet eine Sprache zur Schulsprache erheben und bestimmen, daß nur die Schulen staatlich anerkannt und mit regelmäßigen Zuschüssen unterstützt werden, welche in dieser Schulsprache unterrichten. b) Bei weitem die meisten dieser Schulen erheben sich nur wenig über den Elementarunterricht; legen wir den Aufbau des Schulsystems in der Madraspräsidentschaft zu Grunde, so erheben sich nur wenige dieser Schulen über Upper Primary; die meisten enthalten außer dem Infant Standard (Kindergarten) nur den ersten, zweiten und dritten Standard. Nach Absolvierung des dritten findet ein staatlich angesetztes und abgehaltenes Examen statt (Lower Primary Examen), und wer dasselbe besteht, erhält eine Geldprämie unter der Bedingung, daß er noch den folgenden (vierten) Standard besucht; das hat zur Folge, daß sich doch bisweilen noch Klassen dieses 4. Standard zusammenfinden. Die Leistungen derselben entsprechen nur etwa der Mittelstufe einer preußischen städtischen Volksschule. Nur Mädchen der höheren Kasten, die meist auch infolge des regeren geistigen Lebens ihrer Elternhäuser eine größere geistige Lebendigkeit entwickeln — oder Bengalentöchter, welche von der großen intellektuellen Begabung dieses Stammes ihr Teil abbekommen haben, streben in die Klassen des Middle Departement hinauf. Meines Wis-

sens besteht in Indien nur ein College, welches heidnischen Mädchen ermöglicht, das Abiturientenexamen zu machen und nach akademischen Ehren zu streben, das Bethunecollege in Kalkutta. Aber dasselbe ist unter hoher englischer Protektion vom Brahma Samadsch eingerichtet und wird außer von jungen Christinnen fast nur von Mitgliedern dieser Sekte besucht, welche sich in dieser Beziehung von den indischen Vorurteilen emanzipiert haben. c) Nächst der unerfreulichen Notwendigkeit, viele kleine Schulen einrichten zu müssen, was doch immerhin mit erheblichen Geldopfern verknüpft ist, besteht eine Schwierigkeit für die Mission darin, das Lehrpersonal für dieselben zu beschaffen. Männliche Lehrer sind fast überall ausgeschlossen; nur in die Hände von Frauen kann der Unterricht gelegt, nur von Frauen kann er beaufsichtigt werden. Woher aber sollen mit einmal soviele weibliche Lehrkräfte beschafft werden? Man könnte ja meinen, daß da die große Zahl der Jahr für Jahr nach Indien hinausgehenden englischen und amerikanischen Missionsschwestern recht am Platze sei. Allein einmal sind diese Schulen meist so klein, so mangelhaft eingerichtet, so eng, daß es für eine Europäerin kein geringes Opfer ist, sich in der Sonnenglut des indischen Mittags lange in denselben aufzuhalten; wollen sie ihre Kraft nicht vor der Zeit aufbrauchen, so müssen sie sparsam damit umgehen und mit den von ihnen erteilten Lehrstunden haushalten. Zudem ist der erteilte Unterricht ganz überwiegend so elementarer Art, daß es schade wäre, wenn gebildete Engländerinnen ihre Kraft daran setzen wollten. Die Missionsschwester muß sich meist darauf beschränken, die gemeinsame Morgenandacht zu halten, in den höheren Klassen einige Religionsstunden zu geben und etwa den Fortgeschrittensten Privatstunden zu erteilen. Im übrigen beschränkt sich ihre Aufgabe auf die allerdings nicht geringe Arbeit einer steten und intensiven Schulaufsicht. Denn das Lehrpersonal, mit dem sie arbeitet, ist ein so mangelhaftes, daß es ohne stete Aufsicht bald ganz versagen würde. Und die häufige Gegenwart und das lebendige Interesse, das die Mem sahib oder Miss sahib, die Missionsschwester, an den Fortschritten der Schülerinnen nimmt, ist eins der Mittel, welche die Schüler beim Unterricht festhalten. Der Unterricht also muß in der Hauptsache von eingeborenen Frauen erteilt werden; wir haben uns später noch mit den eingeborenen Hilfskräften und ihrer Ausbildung zu beschäftigen.

Dieser Zweig des Heidenmädchen-Schulwesens ist in Verbindung

mit den deutschen Missionsgesellschaften fast ausnahmslos sehr schwach entwickelt; selbst die Basler Mission, die in der Frauenarbeit die größten Erfahrungen gesammelt hat, steht darin noch in den Anfängen. Es sind besonders die englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften, welche diesen Zweig mit Vorliebe pflegen. Was veranlaßt sie dazu? Wohl nicht in erster Linie das pädagogische Bedürfnis, dem verwahrlosten weiblichen Geschlecht Indiens wenigstens eine elementare Erziehung angedeihen zu lassen, das wäre ein Motiv der anglo-indischen Schulbehörden; es kann für sich allein für Missionsgesellschaften nicht maßgebend sein. Daß in den englischen Frauenkreisen das Mitleid mit dem Elend der indischen Frauen besonders rege und deshalb für alle Pläne und Unternehmungen, welche demselben zu steuern geeignet scheinen, eine offene Hand ist, das ist uns Deutschen begreiflich, und wir würden es recht wohl verstehen, wenn im Schutze dieser heimatlichen Sympathie ein Missionszweig sich stärker entfaltet, als es uns kühler nachdenkenden Deutschen notwendig erscheint. Allein wir müssen billig urteilen. Das wissen die englischen Missionsschwestern so gut wie wir, daß es töricht wäre, bei Kindern von 8—12 Jahren auf „Bekehrung" und Taufe hinzuarbeiten; das indische Gesetz, welches für Kinder in diesem jugendlichen Alter mit Recht die Erlaubnis zum Religionswechsel von der Einwilligung der Eltern abhängig macht, würde allein schon solchen unreifen proselytisierenden Bestrebungen einen Riegel vorschieben. Wenn trotzdem von übereifrigen methodistisch gerichteten Schwestern hierin gefehlt wird, so muß man das als pädagogischen Unverstand bezeichnen. Der Elementarunterricht dieser Kinder kann auch in den religiösen Fächern, mit welcher Vorliebe dieselben auch gepflegt werden, nur eine Grundlegung im Glauben und in der christlichen Erkenntnis erzielen. Die Schulen sind ein indirektes und vorbereitendes Missionsmittel, dessen Wert allerdings gering genug anzuschlagen wäre, wenn ihm keine Nacharbeit folgte, d. h. wenn die Kinder vom Eintritt in die Senana an dem Einfluß und der Einwirkung der Missionsschwestern gänzlich entzogen wären. Allein dahin eben ist das Bestreben dieser Schularbeit gerichtet, den Eingang in die schwer zugänglichen Senana zu eröffnen und zwar auf dreierlei Weise, einmal dadurch, daß die Schulkinder daheim gern und viel von den schönen Dingen erzählen, die sie in der Schule gelernt haben, und dadurch den erwachsenen Insassen der Senana Lust machen, auch einen Blick in diese neue Welt

zu tun, die ihren Kindern aufgegangen ist. Vielleicht wird seitens der Lehrerinnen oder der Missionsschwestern manchmal des Guten etwas zu viel getan, die Kinder zum Zeugnis vor ihren Müttern und Anverwandten anzuhalten. Zweitens bietet die Freundschaft zwischen der Schülerin und der Lehrerin den ungezwungensten Anlaß, persönliche Beziehungen mit ihren Eltern und Anverwandten anzuknüpfen; bei Krankheit der Schülerin und dann auch bei andern Gelegenheiten macht die Missionsschwester in ihrem Elternhause Besuche; allmählich findet sie Anknüpfungspunkte für eine weiter gehende Beeinflussung. Drittens aber und vor allem bieten die nur allzufrüh der Schule entwachsenen Kinder selbst die gewiesene und willkommene Türöffnung zur Senanaarbeit. Gerade unter dem Druck uud in der Öde ihres Senanadaseins erinnern sie sich dankbar an die Anregung und die Liebe, die ihnen in der Missionsschule zu teil geworden ist, und heißen deshalb die Besuche der Missionsschwestern herzlich willkommen. Oft sind sie sehr empfänglich für eine Fortsetzung des allzufrüh abgebrochenen Schulunterrichts. Gerade an den früheren Schülerinnen der Missionsschulen haben die Schwestern vielfach ihre lieblichsten Erfahrungen erlebt.

Aus der Aufgabe der Missionsschulen geht zugleich die Stellung hervor, welche die verschiedenen Missionsgesellschaften dazu einzunehmen haben: a) die Schulen sind um so wertvoller, je länger es möglich ist die Mädchen darin festzuhalten; denn mit jedem weiteren Schuljahre wird der religiöse Einfluß nachhaltiger; wo man die Kinder nur wenige Jahre und nur in den elementarsten Klassen zusammenhalten kann, sind sie missionarisch fast wertlos. b) Sie sind um so erwünschter, je schwieriger es an einzelnen Orten ist, direkten Zugang zu der Frauenwelt zu erlangen; sie sind weniger notwendig, wo ohnehin die Senanas offenstehen. Deshalb finden wir sie wenig in Verbindung mit den deutschen Missionsgesellschaften, die fast überall unter Stämmen und in Gegenden arbeiten, wo die Senanas sich den Bemühungen der Frauenmission relativ leicht öffnen. Sie werden am meisten gepflegt in den mohammedanischen oder vom Islam beherrschten Gebieten des Nordens, wo die Abschließung der Frauen am strengsten ist. Sie haben dort auch mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. In Delhi z. B. müssen die Hindumädchen täglich von eigens dazu angestellten Frauen (conductress) zur Schule und wieder nach Hause gebracht werden; die mohammedanischen Mädchen müssen

gar in einem verschlossenen Wagen hin und zurück befördert werden. c) Diese Schulen sind nur ein Anfang zu der Senanaarbeit; sie sollten überall nur im Zusammenhang mit dieser gepflegt werden; sie sind zwecklos, wo dieser Zusammenhang gelöst wird. Es wird nicht immer möglich sein, diese Zusammengehörigkeit dadurch auszudrücken, daß beide Arbeiten in derselben Hand liegen und von denselben Personen betrieben werden. Denn sobald der eine oder der andere Zweig ausgebildet und entwickelt ist, nimmt er allein die volle Kraft der in ihm beschäftigten europäischen und indischen Schwestern in Anspruch. Um so wichtiger ist dann, daß die Senanaarbeiter alle durch die Schulen gewonnenen Türöffnungen benutzen, alle persönlichen Beziehungen weiter pflegen. Wo das nicht möglich ist, weil die dazu erforderlichen Kräfte fehlen, darf man mit der Einschränkung immer getrost bei den Mädchenschulen beginnen.

Die Finnische Missionsgesellschaft.

Von Pastor Berlin.

2. Das Missionsfeld in Afrika.

Mit der Mission geht es oft umgekehrt wie mit den Flüssen: mit jugendlicher Kraft stürmen diese raschen Laufes durch die Täler, brausen über Widerstände hinweg und erfreuen das Auge des Wanderers durch unermüdlichen Wechsel. Aber kommen sie im weiteren Laufe in die Ebene hinein, so verlangsamt sich ihr Strom mehr und mehr, die Ufer werden flacher und bieten dem Auge weniger Reiz. Ein langsamer Anfang ist vielen Missionsunternehmungen eigen gewesen, fast sah es aus, als sollte das Bächlein im Sande verrinnen. Traurig, aber in ihrer Wiederkehr einförmig, kommen die Nachrichten über Verluste, Enttäuschungen, Fehlschläge. Opfer ohne sichtbaren Gewinn, Kämpfe ohne ermutigenden Sieg, mühsame Arbeit und doch kein Fortschritt — so ist das Anfangsbild mancher Mission. Warten, Harren, Hoffen bleibt die Losung. Endlich fängt es an sich zu regen; Erfolge erfreuen die Arbeiter und die sie tragende Gemeinde, kleine Häuflein sammeln sich, das Tempo wird schneller,

Heimat weilenden Missionare nahmen die vorhandenen Mittel völlig in Anspruch. Wohl wurde nun 1890 die Missionsschule wieder eröffnet, aber es dauerte lange, ehe die Zöglinge zur Aussendung bereit waren. Da erklärte sich Missionar Weikkolin, der, 1868—87 auf dem Missionsfelde tätig gewesen, seitdem als Reiseagent in der Heimat für die Mission wirkte, bereit wieder nach Afrika zu gehen, um die Mission die Uukuambi bei König Negumbo aufzunehmen. Er wurde auch von diesem freundlich empfangen, aber ehe er noch an die Arbeit gehen konnte, erlag er am Himmelfahrtstage (7. Mai) 1891 dem Fieber und mußte wegen des Aberglaubens des Königs in später Abendstunde im Walde begraben werden. So war die Hoffnung auf eine Mission in Uukuambi wieder vereitelt, und da auch Rautanen (nach 22jähriger Arbeit), Allén und Roiha der Erholung in der Heimat bedurften, so blieben nur Hannula und Pettinen auf dem Missionsfelde zurück (1891); Hilfe aus der Heimat war nicht zu erhalten, es fehlte an Leuten, es fehlte an Geld! Die Anlegung der Station Ondangua (1890) war der einzige Gewinn, den die finnische Mission aus der größeren Gunst der Verhältnisse davon getragen hatte.

Aber in dieser schwierigen Lage zeigte es sich recht deutlich, daß die Mission nicht von Menschen abhängt, sondern von einem höheren Herrn, der in der Schwachheit seiner Jünger mächtig ist: Die Arbeit der beiden zurückgebliebenen Missionare wurde so gesegnet, daß 1891 154 Heiden getauft werden konnten; es ging also trotz aller ungünstigen Umstände vorwärts! Endlich brachte das nächste Jahr Verstärkung: Rautanen und Roiha kehrten mit frischen Kräften aus Finnland zurück, und nun wurde es möglich, die Mission in Uukuambi wieder zu beginnen. Roiha baute die 1872 zerstörte Station Elim wieder auf, und so wurde auf 4 Stationen gearbeitet; 537 Christen, 450 Schüler, 6 eingeborene Lehrer, 750 Kirchenbesucher bilden den Stand von Ende 1892. Aber der Freude folgte bald wieder Leid: die 1893 durch die Aussendung von Sawola gewonnene Verstärkung der Arbeitskräfte wurde 1894 durch die notwendig gewordene Heimreise der Familie Hannula wieder ausgeglichen, und Elim mußte wieder aufgegeben werden. Roiha hatte im April 1894 seine Frau verloren (ihre Leiche mußte auf Befehl des Königs Negumbo nach 8 Tagen wieder ausgegraben und im Walde begraben werden) und stand nun mit seinen zwei kleinen Kindern verlassen

da, als zwei Monate später die Station Elim abbrannte, wobei er seine Kinder nur mit Mühe retten konnte und fast seine ganze Habe verlor. Gebrochen kehrte er nach Ondonga zurück. Er sollte die durch Hannula's Abreise frei gewordene Station Oniipa übernehmen, aber durch den Tod seines einen Kindes noch mehr erschüttert, mußte er heimgesandt werden, und auf der Reise nach der Küste starb er am 4. August 1894, 38 Jahre alt! Das waren wieder schwere Prüfungen, denen bald neue in der Heimat folgen sollten — Töttermann starb 1895 und bald zwei andre treue Arbeiter in der Heimat. Trotzdem ging es in Afrika vorwärts. War die Ausdehnung der Mission nach Norden zu vereitelt, so dachte man um so mehr an ihre Ausdehnung in Ondonga selber, und zwar im Gebiete von Nehale. Wohl war König Kambonde, dessen Verhältnis zu Nehale immer sehr schwankend war, zuerst dagegen und wollte die Reisen der Missionare dorthin nicht leiden, aber es kam doch zur Einrichtung von Nebenstationen in Nehale's Gebiet. Auch mußten die Schulgebäude in Olukonda und Ondongua erweitert und an letzterem Orte eine Kirche gebaut werden. Die Zahl der Christen war Ende 1895 auf 676, die der Schüler auf 500, die der Gottesdienstbesucher auf 1000 gestiegen. So machte sich ein starkes Bedürfnis nach neuen Kräften geltend, und mit Freude wurde es begrüßt als 1895 drei neue Missionare (Glad, Kontio, Rönkä) nach Afrika abgesandt werden konnten — gleichsam Töttermanns Vermächtnis an seine Mission.

Aber auch diesmal wieder lagen Freude und Leid dicht nebeneinander. Im Februar 1896 kamen die Ausgesandten in Afrika an, aber nun war Rautanen lebensgefährlich erkrankt und Pettinen mußte heim; er hatte noch die Freude, in Omaruru mit Wehanen zusammenzutreffen, welcher mit zwei Missionarsbräuten im Sommer 1896 ausgesandt war. Aber schon war eine andre Schwierigkeit nahe: die Südafrika durchziehende Rinderpest, um deren willen die deutsche Regierung den Verkehr mit dem Ovambolande erschwerte. Fast war Wehanen mit all den Vorräten, die er den Brüdern zu überbringen hatte, vom Ovambolande abgeschnitten und lag wartend in Omaruru, doch endlich gelang es ihm noch, Gespanne zu finden, ehe der Verkehr ganz gesperrt wurde. Im Dezember 1896 kam er in Ondongua an, um bald ein schweres Jahr zu erleben. Die Regenzeit (Dezember bis April) trat mit einer solchen Heftigkeit auf und machte

dann, früh aufhörend, einer solchen Hitze Platz, daß die Fieber stärker als sonst auftraten; binnen zwei Monaten erlagen ihnen Frau Glad und Missionar Kontio! Manneshoch stand das Wasser bei dem Mangel an Abfluß in den Gärten und zerstörte die Pflanzungen; die Heuschrecken vernichteten die Saaten und dazu raffte die Rinderpest die Herden der Ovambo dahin. Die Missionare hatten ihr Vieh durch Impfung gesichert, und wo die Ovambo sich von ihnen hatten raten lassen, blieb auch manches Stück Vieh bewahrt — aber weiter hinaus im Lande gab es schwere Verluste.

Es ist in der Tat eine lange Reihe von schweren Heimsuchungen, die über die Mission im Ovambolande ergangen sind. Man kann sie nicht überblicken, ohne die innigste Teilnahme mit den Männern und Frauen zu fühlen, die in dieses Werk eingetreten sind, lange Krankenlager, frühen Tod vor Augen. Aber gerade die Trübsale des Jahres 1897 hatten einen großen Segen: sie brachten die Ovambo, deren Eifer, das Wort zu hören, nachgelassen hatte, zur Besinnung und erweckten neues Verlangen nach Gottes Wort, neues Vertrauen zu den Missionaren. Das Volk war so verarmt, daß das Ohangofest[1]) nicht gefeiert werden konnte — ein schwerer Verstoß gegen die religiöse Überlieferung. Die Missionare suchten durch Impfung soviel Vieh wie möglich zu retten; durch Bauarbeiten, namentlich in Oniipa, halfen sie vielen durch die schwere Zeit hindurch, Arbeitsunfähigen gaben sie Unterstützungen, und so kam sogar von der dem Christentum feindlichen Partei das Zeugnis: „die Lehrer haben das ganze Reich gerettet, sodaß die Leute nicht Hungers gestorben sind oder aus dem Reiche fliehen mußten." Da kamen sie aller Orten, um Gottes Wort zu hören: an 11 Nebenstationen wurde in dieser Zeit gepredigt. Und dieser Eifer verflog nicht mit der Not, sondern es zeigte sich, daß er tiefer lag. „Unsere Kirchen sind zu eng für unsere Zuhörer, so viele Leute besuchen unsere Kirchen", schrieb Rautanen im September 1898 und ähnlich Sawola aus Oniipa: „auch hier ist unsere Kirche an den Sonntagen gedrängt voll. Das ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit und deutet darauf hin, daß auch für dieses Volk die Zeit der Heimsuchung sich nähert. Die finnische Missionsgesellschaft hat nun fast drei Jahrzehnte den Samen des göttlichen Wortes unter diesem Volke ausgesät, und es scheint, als sollte der Samen nun keimen." Solche Erfahrungen waren ein schöner Lohn für alle Trübsale und Gefahren. Der erste Abschnitt, die Zeit der Grundlegung mit ihren Mühen und Verlusten war zu Ende. Eine neue Stellung im Volke war der Mission gegeben; die Mächtigen mußten erkennen, daß ihr Ankämpfen vergebens war, daß das Christentum vorwärts ging trotz alles Widerstandes, und im Volke regte es sich je länger

1) Das öffentliche Hochzeitsfest. Alle Eltern, welche heiratsfähige Töchter haben, wohnen mit ihnen 2—3 Monate in besonders dazu gebauten Laubhütten; Zauberwesen und Lärm spielen dabei eine große Rolle. An die Festordner usw. muß viel gegeben werden.

je mehr: Bitten um Lehrer kamen von hier und dort, selbst von Nehale's Seite. Nicht freilich, als habe das Widerstreben der heidnischen Machthaber völlig aufgehört. Das Anwachsen des Christentums regte die heidnische Partei auf, und ihre Wortführer — vielleicht auch noch von europäischen Händlern beeinflußt — stellten dem König Kambonde vor, daß seine Herrschaft untergraben würde. Kambonde, der bald den Christen Gunst bewies und selbst Missionsstationen besuchte, bald gegen sie auftrat, ließ sich bereden und verbot seinen Untertanen bei Todesstrafe den Besuch der Gottesdienste (1899). Dieses Verbot gab einen großen Schrecken, namentlich die Höherstehenden blieben zurück; aber nach wenigen Wochen schon kamen die geringeren Leute allmählich wieder zum Gottesdienst; die vornehmeren hielten sich freilich noch länger fern. Und schließlich gelang es Rautanen, der großen Einfluß auf den König besaß und das Vertrauen bei ihm nicht verloren hatte, trotzdem er von der heidnischen Partei als politischer Agent der Deutschen verdächtigt worden war, den König umzustimmen und zur Zurücknahme des Verbotes zu bewegen. So war wieder ein Sieg errungen. Daß die heidnische Partei geschäftig bleibt, ist ja zu begreifen; in neuster Zeit hat sie sich besonders um den Häuptling Mpingana gesammelt, der auch durch erfahrene ärztliche Hilfe sich noch nicht von seinem Widerstande gegen das Christentum hat abbringen lassen.

So konnten der finnischen Mission nach allen ihren schweren Leidenszeiten auch Freudentage erblühen, trotzdem daß Krankheiten unter den Missionaren nach wie vor ihre störenden Wirkungen ausübten und Trockenheit als ein Zeichen schwerer Zukunft hereinbrach. Eine solche Freudenzeit war auch die Visitationsreise, die Missions-Direktor Mustakallio 1900 unternahm.[1])

Es bedarf wohl nicht weiterer Ausführung, warum eine Visitationsreise notwendig und zweckmäßig war: für einen eben eingetretenen Missionsdirektor war es unzweifelhaft sehr wichtig, die Missionare persönlich kennen zu lernen, ihnen bekannt zu werden und in die Verhältnisse der jungen Gemeinden wie die des heidnischen Volkes selbständig einen Einblick zu gewinnen, auch mit den in der Nähe arbeitenden Missionsgesellschaften — hier mit der rheinischen — Fühlung zu haben. Am 31. Januar 1900 machte sich Mustakallio mit dem neu ausgesandten Missionar Liljeblad auf den Weg, am 20. März langten sie in der Kapstadt an, am 20. April ging es weiter nach der Walfischbai. Der Gesellschaft hatte sich die Frau des rheinischen Missionars Stahlhut angeschlossen, deren Mann nördlich von Ondonga stationiert war. Er kam seiner Frau entgegen — aber das Fieber ereilte ihn unterwegs, und in Outjo mußte ihn Mustakallio begraben. Die Reise, schon erleichtert durch die Benutzung der neuen Eisenbahn von Swakopmund beim Passieren des Sandgürtels an der Küste, hatte allerlei Schwierigkeiten und Aufenthalt, aber endlich kam der Direktor am 22. Juni auf dem Missionsgebiete an, freudig begrüßt von Missionaren und Gemeinden. Ungefähr sechs Wochen blieb er,

1) Leider sind die Reisebriefe des Direktors in der Finn. Miss. Zeitschr. nicht bis zu Ende veröffentlicht worden.

zeitweise auch heimgesucht vom Fieber, und visitierte die verschiedenen Stationen, Gemeinden und Schulen. Er besuchte auch den König Kambonde und hinterließ bei diesem einen tiefen Eindruck, der sich sofort zu Gunsten des Missionswerkes geltend machte und später noch zu einem Briefwechsel zwischen Kambonde und Mustakallio führte, sodaß schon die Hoffnung sich regte, Kambonde ganz zu gewinnen. Ebenso besuchte er Nehale, und die Bitte um Lehrer von Nehale's Seite war die Folge davon. Bei der Konferenz mit den Missionaren wurde eingehend auch über das Schulwesen verhandelt; die Tüchtigkeit der eingeborenen Lehrer aber auch ihre Grenze, die Gewinnung von heimischen weiblichen Kräften, die Notwendigkeit eines Lehrerseminars, die Vergrößerung und bessere Einrichtung der Schulräume — alles wurde besprochen und um der von vielen Seiten kommenden Bitten um Lehrer willen die Gründung einer neuen Station (Ontananga) beschlossen; eine sichtbare Ausdehnung der Mission, der 1902 die Gründung der Station Onajena in Nehale's Gebiet folgte.[1]) Den Höhepunkt der Visitation bildete aber am 9. Juli ein Fest in Olukonda zur Erinnerung an die 30jährige Arbeit in Ondonga, das sich zugleich zu einem Feste für Rautanen gestaltete, der auf eine dreißigjährige Arbeit unter den Ovambo zurückschauen konnte; eine besondere Gnade von Gott unter so vielen Krankheiten und Trübsalen. Wiederholt ist er dem Tode nahe gewesen und hat aus seiner eigenen Familie Opfer im Missionsdienst fallen, aus seiner eigenen Familie Arbeiter in den Missionsdienst eintreten sehen. Ihm ist es zu danken, daß die Arbeit trotz aller Drangsale nicht aufgegeben wurde. Mit ihm feierte diesen Tag seine treue Lebens- und Arbeitsgefährtin, nun als die Mutter der dortigen Gemeinden geehrt.

An 650 Personen, Christen und Heiden, hatten sich zur Feier in Olukonda versammelt, vor dem Schulhause, weil die Kirche ihre Menge nicht zu fassen vermochte. Auf der Veranda des Schulhauses war die Kanzel aufgestellt, von der aus Rautanen die Festpredigt über Psalm 143, 5—7 hielt und der „vorigen Zeiten" gedachte. Nun betrat Mustakallio die Kanzel und sprach — mit Pettinen als Dolmetscher — über 1. Joh. 4, 10, erinnerte an die Toten, überbrachte als Dank der Gesellschaft Erinnerungsgaben an die Missionare, insonderheit an Rautanen, und als Liebesgabe von heimatlichen Missionsfreunden silberne Abendmahlsgeräte für die drei älteren Gemeinden und verkündete die Anlegung der neuen Station Ontananga als eine Festgabe an die Heiden. Auch die übrigen Missionare hielten dann Ansprachen, und die Festversammlung, die in musterhafter Ordnung ausharrte, rahmte diese Ansprachen mit herzerhebendem, vierstimmigem Gesange ein. Solch ein Tag versöhnt mit vielem Leide.

Noch eines festlichen Tages aus dem folgenden Jahre wollen wir gedenken. Nicht, als seien nun eitel Freudentage hereingebrochen, im Gegenteil. Bald genug drohte wieder Hungersnot, Dürre beeinträchtigte die Ernte, die Heuschrecken verwüsteten die Äcker,

1) Im Februar 1903 hat die F. M. G. beschlossen, auch in Ongandjera die Arbeit wieder aufzunehmen.

Krankheiten brachen unter dem Volke wie unter den Missionaren aus, die Bettelei wurde groß, und auf allerlei Weise mußte Rat geschafft werden, den Hungernden Speise, den Bettelnden Erwerb zu verschaffen und namentlich die Christengemeinden zu versorgen. Die Mildtätigkeit der Heimat setzte die Missionare instand, vielen Hilfe zu bringen, und der Segen blieb nicht aus: 109 erwachsene Heiden konnten 1901 getauft werden, davon 8 auf der neuen Station Ontananga und 64 in Oniipa, und hier in Oniipa war es, wo am 15. Dezember 1901 zum erstenmale Jünglinge aus fürstlichem Stamme getauft wurden, 2 Neffen des Königs Kambonde.

Rautanen, der älteste, und Liljeblad, der jüngste Missionar der F. M. G. waren zu diesem Festtage nach Oniipa gekommen, und an 700 Menschen zusammengeströmt, darunter Häuptlinge und andere Vornehme des Reiches: sie konnten sich nicht denken, daß auch Fürstensöhne sich taufen ließen, nachdem sonst nur geringere Leute sich dem Christentum zugewandt hatten. Nach dem Gottesdienste in der festlich geschmückten und aus der Heimat mit einem Altarbilde beschenkten Kirche versammelten sich 88 Täuflinge vor dem Altare, darunter junge Kinder und Männer bis zu 60 Jahren. Sawola hielt die Taufansprache und richtete die üblichen Fragen an die Täuflinge, und nachdem diese sie beantwortet und das Glaubensbekenntnis abgelegt hatten, taufte er die 88, darunter die beiden Fürstensöhne (die die Namen Albin und Martin, nach den Vornamen von Sawola und Rautanen, annahmen) und 2 fürstliche Frauen aus der königlichen Familie in Ombuenge.

Darf man es den Missionaren verdenken, wenn sie in diesem Ereignis einen Wendepunkt der Mission unter den Ovambo sehen und mit neuer Hoffnung auf eine reichere Ernte in die Zukunft hinausblicken? Gewiß war dieser Tauftag insonderheit ein Siegesfest; wills Gott, wird er der Anfang einer Volkschristianisierung werden. Selbstverständlich herrschte unter der heidnischen Partei großes Mißvergnügen über den Schritt der beiden Fürstensöhne. „Nun bekommen wir keinen Regen mehr", hatten einige abergläubische Schwarzseher nach der Taufe gesagt, aber siehe da, an demselben Abend fiel der erste reichliche Regen — so war der heidnische Aberglaube zu schanden gemacht. Andere meinten: „Wenn nun einmal die Fürsten sich taufen lassen, warum sollen wir da noch länger warten? Wir wollen hingehen und Gottes Wort hören", und wirklich meldeten sich schnell neue Taufbewerber. Selbst der Erbe des Thrones hat schon von seinem Tauftage gesprochen! Voreilige Hoffnungen tun freilich nicht gut. „Verlasset euch nicht auf Fürsten", gilt auch hier. Der Kampf zwischen Christentum und Heidentum wird weiter

gehen und ist weiter gegangen, wie die Verfolgung zeigt, die über einen Lehrer der Außenstation Ojowu bei Oniipa ergangen ist. Aber — und das ist etwas Hoffnungsvolles — die Neugetauften sind eifrig für ihren Glauben, und die beiden Fürstensöhne sind auf einer Außenstation selbst als Lehrer tätig.

Den jetzigen Stand (d. h. von Ende 1902) zeigt folgende Übersicht:

	Gegründet	Außen-stationen	Gemeinde-glieder	Kommu-nikanten	Getauft 1902	Schüler
1. Olukonda	1871	5	472	161	75	308
2. Oniipa	1872 resp. 1888	7	490	188	59	483
3. Ondangua	1890	3	246	100	62	225
4. Ontananga	1900	—	27	6	—	60
5. Onajena	1902	—	—	—	—	20
Zusammen		15	1235	455	196	1096

In der Arbeit stehen 8 Missionare, 4 Lehrerinnen und 39 eingeborne Lehrer. Eine Vermehrung der Missionare ist dringend notwendig; voraussichtlich werden im Laufe dieses Jahres zwei Missionare ausgesandt werden. Die Zahl der Besucher des Gottesdienstes beläuft sich auf mehr als 2000, die der Taufbewerber wird nicht angegeben.

Versuchen wir nun, die Arbeit der finnischen Mission in ihren einzelnen Zügen uns zu vergegenwärtigen.

Daß sie unter schwierigen Verhältnissen arbeiten, ist aus der bisherigen Darstellung deutlich; es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß in den allgemeinen Verhältnissen eine gewisse Besserung eingetreten ist.

Einfluß darauf hat die Ausdehnung und Befestigung der deutschen Herrschaft in Südwestafrika gehabt. Zwar hat, wie sich aus der dem Reichstage vorgelegten „Denkschrift über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete u. s. w. 1901/02“ ergibt, die deutsche Verwaltung das Ovamboland noch nicht in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen, und die finnische Mission wird in der Denkschrift nicht erwähnt. Die deutschen Militärstationen sind erst bis Okaukwejo (Westende der Etosha-Pfanne, ca. 140 km von Olukonda) vorgeschoben, um den Schmuggel mit Spirituosen und Munition ins Ovamboland zu verhindern, und nur gelegentliche Züge deutscher Militärabteilungen sind durch das Ovamboland gekommen. Daß die Missionare durch die Annäherung der deutschen Militärstationen in den Verdacht gerieten, politische Agenten der Deutschen zu sein, daß aber Rautanen diesen Verdacht zerstreut hat, ist schon erwähnt worden; wahrscheinlich wird aber die heidnische Partei

diesen Verdacht weiter zu nähren bestrebt sein. Aber die Maßregeln der deutschen Verwaltung haben doch schon manchen Vorteil für die finnischen Missionare gehabt. Die Einrichtung einer Postagentur in Outjo und überhaupt die Ordnung des Verkehrs im Lande hat die Verbindung mit der Heimat für sie gebessert, so daß im Oktober 1900 die Post aus Afrika schon nach 47 Tagen in Finnland anlangte. Die Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk (seit 1. Juli 1902 in Betrieb), bis Karibib (180 km) für die Reisen der Missionare benutzbar, erleichtert und beschleunigt die Reise durch das Land. Die geplanten Bahnen, sowohl Karibib—Otawi, wie namentlich Alexander-Hafen—Otawi, würden die Verbindung mit der Heimat noch günstiger gestalten, aber auch mit der Vermehrung des Verkehrs allerlei zweifelhafte Elemente in die Nähe des Missionsgebietes ziehen, wovon die Missionare jetzt schon einzelne Proben kennen gelernt haben. Die Hauptsache ist, daß das Vordringen der deutschen Schutzherrschaft größeren Frieden im Lande zustande gebracht hat. Zwar kommen noch immer Gewalttätigkeiten der Häuptlinge vor, aber den alten Raubneigungen im Lande ist doch ein wirksamer Damm gezogen. König Negumbo in Uukuambi, der einen deutschen Wagen geplündert hatte und es zuerst trotzig mit den Deutschen aufnehmen wollte, wagte es doch nicht, als Hauptmann Kliefoth 1901 durch das Ovamboland zog, Widerstand zu leisten und suchte Rautanen's Vermittelung zur Beilegung der Sache nach. König Kambonde scheint auch — anders als z. B. der schwache König Uejulu in Uukuanjama — in seinem Gebiete für Sicherheit von Leben und Eigentum zu sorgen, und dankbar wird es anerkannt, daß in Ondonga mehr Ordnung und Gerechtigkeit herrscht als in andern Ovambogebieten.

Das Heidentum hat durch die dreißigjährige Verkündigung des Evangeliums einen Stoß erhalten, das tritt aus allerlei Anzeichen hervor. Eine Scheidung unter den einflußreichen Kreisen bereitet sich vor. Kambonde, selbst Nehale, der seine Hände mit viel Blut befleckt hat, treten mehr auf die Seite des Christentums, und daß die Stellungnahme der Fürsten für das Volk sehr wichtig ist, das ist bereits bei der Taufe der beiden Fürstensöhne angedeutet worden. Das Heidentum sammelt sich um Kambondes Vater, den Häuptling Mpingana, und die königlichen Günstlinge (die omalenga), die vielfach den Namen des Königs mißbrauchen, um das Volk vom Christentum abzuschrecken, die Predigt auf den Außenstationen zu hindern und sonstigen Abbruch zu tun; aber auch unter ihnen finden sich schon einzelne, die sich mit dem Christentum vertraut machen und den Übertritt nach seinen möglichen Folgen erwägen. Die Kenntnis der christlichen Lehre nimmt auch bei den Heiden zu und Gespräche pro et contra helfen zu weiterer Klärung. Die einflußreiche und mit dem Heidentum verwachsene Schar der Zauberpriester hat einzelne ihre Glieder an die Christen verloren, und Zaubermittel,

einst fleißig benutzt, sind den Missionaren übergeben worden. Das lehrende Wort der Missionare und manches kleine Erlebnis deckt die Ohnmacht und den Betrug der Zauberpriester auf und hilft so den Glauben an sie untergraben. Und die Zauberpriester selbst werden vorsichtiger und opfern — wie z. B. in Oniipa geschah — um Regen zu bekommen, erst wenn die Wolken am Himmel stehen, damit nicht ein etwaiger Fehlschlag dem Heidentum Schaden bringe. Nehmen wir dazu, daß die Feier des Ohangofestes, des großen heidnischen Volksfestes, dessen Unterlassung von den Zauberpriestern als schwere Verschuldung dargestellt wird, an Glanz verliert (wozu allerdings auch die Notjahre mitgewirkt haben), während der Sonntag auch bei manchen Heiden an Achtung gewinnt, und denken wir an die sich mehrenden Bitten um Lehrer, so läßt sich der Schluß ziehen, daß das Heidentum bei den Ovambo erschüttert ist. Vielleicht bedürfte es nur eines Konstantinus um das Christentum zum öffentlichen Siege zu bringen, wenigstens in Ondonga mit seinen 21000 Einwohnern.

Gestalten sich hiernach die Zukunftsaussichten günstig, so liegt doch andrerseits die Befürchtung einer katholischen Gegenmission schwer auf den Herzen der Missionare; man hat es ja in Madagaskar und an andern Orten zur Genüge erfahren, welche Schädigungen der evangelischen Mission durch die rücksichtslose Arbeit der Jesuiten oder in jesuitischem Geiste wirkenden römischen Missionare zugefügt werden. In Swakopmund ist eine katholische Mission angefangen. In Uukuanjama, nördlich von Ondongua, wo rheinische Missionare arbeiten, haben katholische Missionare bei König Uejulu sich Eingang verschafft (1899), und es ist ihm klar geworden, daß römisches Christentum sich weit besser mit dem heidnischen Wesen verträgt, als evangelisches. Im Mai 1901 befürchteten die finnischen Missionare, daß die katholische Mission, etwa von Outjo aus, das Ovamboland in Angriff nehmen würde, wodurch die Verbindung zwischen der rheinischen und finnischen Mission unterbrochen worden wäre. Diese Befürchtung ist bisher nicht zur Wahrheit geworden. Gouverneur Leutwein scheint seine Absicht festzuhalten, den katholischen Missionaren ein Gebiet weiter östlich einzuräumen, wie denn auch die neusten Stationen der Oblaten S. Mariae (Kaukurus und Aminuis) im östlichen Teile des Schutzgebietes angelegt worden sind. Allein die Römischen sind beharrlich, und um ihres Drängens willen hat Gou-

verneur Leutwein der F. M. G. nahe gelegt, Ongandjera wieder zu besetzen, was 1903 geschehen soll, um das Eintreten römischer Missionare dort zu verhüten. Das Ringen um das Ovamboland ist also noch nicht abgeschlossen und man darf sich darum nicht sicher fühlen. Jedenfalls hat die finnische Mission durch eine mehr als 30jährige Arbeit feste Wurzeln im Volke geschlagen, und das wird ihr hoffentlich helfen, die durch weiteres Vordringen der katholischen Mission entstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Daß ein christlicher Jüngling von Oniipa, der nach Huile in Mossamedes gekommen war, die Mission der „Brüder vom heiligen Herzen Jesu" kennen gelernt hat mit ihren Heiligenbildern und ihrem äußeren Pomp, mit ihrer Benutzung des Branntweins als Tauschware, mit ihrer Verketzerung der evangelischen Missionare, ist möglicherweise auch nicht ohne Segen für die Stärkung der eingeborenen Christen gegen Angriffe römischer Missionare.

Was nun die Arbeit selbst betrifft, so ist mehr und mehr die Schule das Hauptmittel zur Christianisierung geworden. Der Vorstand ist darum in den letzten Jahren eifrig auf den Bau und die Einrichtung von Schulhäusern — auf den größeren Stationen mit 3 Klassenzimmern — bedacht gewesen. Nicht, daß die Predigt des Evangeliums unterbleibe; schon die Pflege der Gemeinde macht sie notwendig, und wir haben gesehen, wie auch die Heiden zur Predigt geströmt sind, daß die Kirchen sie nicht zu fassen vermochten. Aber für diejenigen, welche durch die Predigt willig geworden sind, dem Evangelium näher zu treten, ist nun die Schule das Mittel, sie mit dem Christentum bekannter zu machen. Die meisten Außenstationen haben daher auch Schulen. Die Lehrkräfte reichen leider oft nicht aus, um alle aufzunehmen, die sich anmelden.

In den Schulen finden sich ältere und jüngere zusammen, selbst alte Leute kommen und wollen die schwere Kunst des Lesens lernen. Erwachsene, die getauft werden wollen, müssen lesen können, höchstens bei älteren Leuten, denen das Lernen zu schwer fällt, sieht man davon ab.[1]) Die Dauer des Unterrichts ist verschieden, je nach Begabung und Fleiß, sowie nach der größeren oder geringeren Regelmäßigkeit im Schulbesuch. Die biblische Geschichte steht beim Unterricht im Vordergrunde, später, in einem Wiederholungskursus, wird der Katechismus an sie angeschlossen. Sprüche und Lieder werden selbstverständlich nicht vergessen. Lesen und Schreiben werden fleißig geübt, nicht minder der Gesang, für den die Ovambo viel Anlage besitzen. Rechnen und

1) Bei seiner Visitation fand Dir. Mustakallio unter 220 anwesenden Abendmahlsberechtigten 29, die nicht lesen konnten.

andre Gegenstände folgen dann. Zur Schule werden auch Heidenkinder zugelassen. Außer den Missionaren unterrichten auch eingeborne Lehrer und seit den letzten Jahren auch finnische Lehrerinnen. Für diejenigen, welche sich zur Taufe melden, folgt dann der besondere Taufunterricht, der bei der Zahl der Teilnehmer oft in mehreren Abteilungen erteilt werden muß. In der langen Zeit, die darüber hingeht, hat der Missionar Gelegenheit, die Taufbewerber zu beobachten und nach ihrer geistigen Begabung und ihrem sittlichen Verhalten kennen zu lernen, um danach entscheiden zu können, ob sie zur Taufe reif sind oder noch länger warten müssen. Eine Mitwirkung der Gemeinde bei Entscheidung über die Tauffähigkeit der Einzelnen scheint nicht stattzufinden. Die Täuflinge werden möglichst an einem Tage getauft; ein größeres Taufest wirkt zugleich anregend auf die Heiden. Die Getauften kommen dann in die „Beichtschule", eine Art Konfirmanden-Unterricht, und werden erst nach dessen Beendigung zum heiligen Abendmahl zugelassen. So bildet die Schule für viele den Weg zum Christentum; auch daraus ergibt sich, daß die Grundlegung geschehen und die Volkschristianisierung begonnen ist, und man muß anerkennen, daß trotz des beginnenden Zuströmens der Taufbewerber die finnischen Missionare sich mit der Taufe nicht übereilen, sondern sorgsam prüfen und lieber länger warten. Sie wollen die gerade dann so häufige Neigung, durch den Übertritt zum Christentum äußere Vorteile zu gewinnen, nicht befördern, sondern möglichst alle unlauteren Beweggründe ausschließen. Eine kleinere Gemeinde von aufrichtig Bekehrten hat eine größere Kraft als eine Gemeinde mit mehr Gliedern und weniger Lauterkeit, sie kann mehr als ein Salz und ein Licht auf das eigne Volk wirken und gibt in Zeiten der Stürme eine bessere Bürgschaft des Sieges.

Bei der Schultätigkeit entfällt ein bedeutendes Stück der Arbeit auf die eingebornen Lehrer. Die Statistik von 1902 zählt deren 39, von denen auf Oniipa allein 17 kommen. Zehn Jahre früher betrug diese Zahl nur 6, und die Tätigkeit dieser 6 wurde nur als eine unzulängliche Hilfe angesehen. Es ist hier erheblich besser geworden, nicht bloß nach der Zahl der eingebornen Hilfskräfte, sondern auch nach ihrer Beschaffenheit, denn sie sind in der Zwischenzeit gereift, und eine Anzahl wird gerühmt als treue, charakterfeste Leute, die durch ihren Glauben und ihren Wandel ein Segen sind. Sie haben auf den Außenstationen oft einen schweren Stand, wenn sie etwa in der Nähe einen christentumsfeindlichen Häuptling haben, der sie am liebsten von dannen treiben möchte, wie z. B. Gustav j'Ifoko von Ojowu (Nebenstation zu Oniipa), einer der zuerst getauften, der 1897 im Urwalde sich niederließ, eine Kolonie von 28 Höfen um sich sammelte, ein Bet- und Schulhaus baute und ältere und jüngere unterrichtet, sodaß z. B. von seinen Schülern Ende 1901 20 getauft

den. So selbständig wie dieser bewährte Mann sind die übrigen Lehrer ja nicht; sie bedürfen sorgfältiger Überwachung durch den europäischen Missionar, wenn ihre Arbeit einen guten Fortgang haben soll. Die Ausbildung tüchtiger und charaktervoller Gehilfen ist ja überall eine Lebensfrage auf dem Missionsgebiete. Auch die finnischen Missionare haben längst erkannt, daß ein Lehrerseminar zur Ausbildung von begabten und sonst geeigneten Christen eine dringende Notwendigkeit für die Ovambomission ist, aber der Mangel an europäischen Missionaren hat die Ausführung dieses Gedankens bisher noch immer aufgeschoben. Da nun jetzt in der Heimat sich ein gewisses Interesse für die Gründung eines Seminars gezeigt hat und neue Aussendungen bevorstehen, so darf man hoffen, daß dieser Plan nun zur Ausführung kommen wird; der Zukunft der Mission wird dieser Schritt einen wichtigen Dienst leisten.

Auf einem andern Gebiet ist dafür die Arbeit der Missionare erfolgreicher gewesen: auf dem literarischen. Schon in dem schweren ersten Jahrzehnt, als es gar nicht vorwärts gehen wollte, waren die literarischen Arbeiten der Missionare ein Hoffnungsstrahl für die heimische Missionsgemeinde, der sie bei den vielen Fehlschlägen jener Zeit nicht den Mut verlieren ließ. Seitdem haben sie diese Arbeit fleißig weiter getrieben, und namentlich Rautanen, der durch seinen langen Aufenthalt im Lande am meisten in die Sprache eindringen konnte, hat seine Sprachkenntnisse der Mission nutzbar gemacht. In zwanzigjähriger, immer wieder nachbessernder Arbeit hat er nun das Neue Testament fertig übersetzt und in die Heimat geschickt; es soll durch die britische Bibelgesellschaft gedruckt werden und kann dann für alle die Volksstämme, welche Oschindonga (die Sprache von Ondonga) verstehen, eine Quelle des Segens werden.[1]) Ein kurze biblische Geschichte von Sawola und eine Fibel von Pettinen sollen in Finnland gedruckt werden. Sawola hat auch 1900 ein Gesangbuch in vermehrter Auflage (mit 204 Liedern) zum Druck gebracht und damit dem gottesdienstlichen Leben der Ovambogemeinden eine wichtige Förderung geboten. Auch ein „geistliches Lesebuch" mit 100 Erzählungen von Pettinen, in Helsingfors gedruckt, ist 1902 erschienen. Katechismus, Kirchenhandbuch und Perikopen sind schon früher gedruckt worden. Bei seiner Rückkehr nach Afrika 1901 nahm Sa-

1) Die Übersetzung des Alten Testaments hat Sawola begonnen.

andre Gegenstände folgen dann. Zur Schule werden auch Heidenkinder zugelassen. Außer den Missionaren unterrichten auch eingeborne Lehrer und seit den letzten Jahren auch finnische Lehrerinnen. Für diejenigen, welche sich zur Taufe melden, folgt dann der besondere Taufunterricht, der bei der Zahl der Teilnehmer oft in mehreren Abteilungen erteilt werden muß. In der langen Zeit, die darüber hingeht, hat der Missionar Gelegenheit, die Taufbewerber zu beobachten und nach ihrer geistigen Begabung und ihrem sittlichen Verhalten kennen zu lernen, um danach entscheiden zu können, ob sie zur Taufe reif sind oder noch länger warten müssen. Eine Mitwirkung der Gemeinde bei Entscheidung über die Tauffähigkeit der Einzelnen scheint nicht stattzufinden. Die Täuflinge werden möglichst an einem Tage getauft; ein größeres Tauffest wirkt zugleich anregend auf die Heiden. Die Getauften kommen dann in die „Beichtschule", eine Art Konfirmanden-Unterricht, und werden erst nach dessen Beendigung zum heiligen Abendmahl zugelassen. So bildet die Schule für viele den Weg zum Christentum; auch daraus ergibt sich, daß die Grundlegung geschehen und die Volkschristianisierung begonnen ist, und man muß anerkennen, daß trotz des beginnenden Zuströmens der Taufbewerber die finnischen Missionare sich mit der Taufe nicht übereilen, sondern sorgsam prüfen und lieber länger warten. Sie wollen die gerade dann so häufige Neigung, durch den Übertritt zum Christentum äußere Vorteile zu gewinnen, nicht befördern, sondern möglichst alle unlauteren Beweggründe ausschließen. Eine kleinere Gemeinde von aufrichtig Bekehrten hat eine größere Kraft als eine Gemeinde mit mehr Gliedern und weniger Lauterkeit, sie kann mehr als ein Salz und ein Licht auf das eigne Volk wirken und gibt in Zeiten der Stürme eine bessere Bürgschaft des Sieges.

Bei der Schultätigkeit entfällt ein bedeutendes Stück der Arbeit auf die eingebornen Lehrer. Die Statistik von 1902 zählt deren 39, von denen auf Oniipa allein 17 kommen. Zehn Jahre früher betrug diese Zahl nur 6, und die Tätigkeit dieser 6 wurde nur als eine unzulängliche Hilfe angesehen. Es ist hier erheblich besser geworden, nicht bloß nach der Zahl der eingebornen Hilfskräfte, sondern auch nach ihrer Beschaffenheit, denn sie sind in der Zwischenzeit gereift, und eine Anzahl wird gerühmt als treue, charakterfeste Leute, die durch ihren Glauben und ihren Wandel ein Segen sind. Sie haben auf den Außenstationen oft einen schweren Stand, wenn sie etwa in der Nähe einen christentumsfeindlichen Häuptling haben, der sie am liebsten von dannen treiben möchte, wie z. B. Gustav j'Ifoko von Ojowu (Nebenstation zu Oniipa), einer der zuerst getauften, der 1897 im Urwalde sich niederließ, eine Kolonie von 28 Höfen um sich sammelte, ein Bet- und Schulhaus baute und ältere und jüngere unterrichtet, sodaß z. B. von seinen Schülern Ende 1901 20 getauft werden konnten und bei der Schulvisitation 47 Schüler sich einfan-

den. So selbständig wie dieser bewährte Mann sind die übrigen Lehrer ja nicht; sie bedürfen sorgfältiger Überwachung durch den europäischen Missionar, wenn ihre Arbeit einen guten Fortgang haben soll. Die Ausbildung tüchtiger und charaktervoller Gehilfen ist ja überall eine Lebensfrage auf dem Missionsgebiete. Auch die finnischen Missionare haben längst erkannt, daß ein Lehrerseminar zur Ausbildung von begabten und sonst geeigneten Christen eine dringende Notwendigkeit für die Ovambomission ist, aber der Mangel an europäischen Missionaren hat die Ausführung dieses Gedankens bisher noch immer aufgeschoben. Da nun jetzt in der Heimat sich ein gewisses Interesse für die Gründung eines Seminars gezeigt hat und neue Aussendungen bevorstehen, so darf man hoffen, daß dieser Plan nun zur Ausführung kommen wird; der Zukunft der Mission wird dieser Schritt einen wichtigen Dienst leisten.

Auf einem andern Gebiet ist dafür die Arbeit der Missionare erfolgreicher gewesen: auf dem literarischen. Schon in dem schweren ersten Jahrzehnt, als es gar nicht vorwärts gehen wollte, waren die literarischen Arbeiten der Missionare ein Hoffnungsstrahl für die heimische Missionsgemeinde, der sie bei den vielen Fehlschlägen jener Zeit nicht den Mut verlieren ließ. Seitdem haben sie diese Arbeit fleißig weiter getrieben, und namentlich Rautanen, der durch seinen langen Aufenthalt im Lande am meisten in die Sprache eindringen konnte, hat seine Sprachkenntnisse der Mission nutzbar gemacht. In zwanzigjähriger, immer wieder nachbessernder Arbeit hat er nun das Neue Testament fertig übersetzt und in die Heimat geschickt; es soll durch die britische Bibelgesellschaft gedruckt werden und kann dann für alle die Volksstämme, welche Oschindonga (die Sprache von Ondonga) verstehen, eine Quelle des Segens werden.[1]) Ein kurze biblische Geschichte von Sawola und eine Fibel von Pettinen sollen in Finnland gedruckt werden. Sawola hat auch 1900 ein Gesangbuch in vermehrter Auflage (mit 204 Liedern) zum Druck gebracht und damit dem gottesdienstlichen Leben der Ovambogemeinden eine wichtige Förderung geboten. Auch ein „geistliches Lesebuch" mit 100 Erzählungen von Pettinen, in Helsingfors gedruckt, ist 1902 erschienen. Katechismus, Kirchenhandbuch und Perikopen sind schon früher gedruckt worden. Bei seiner Rückkehr nach Afrika 1901 nahm Sa-

1) Die Übersetzung des Alten Testaments hat Sawola begonnen.

wola eine kleine Druckerpresse mit, auf welcher er seit 1. Oktober 1901 ein Sonntagsblatt für die christlichen Gemeinden in 300 Exemplaren druckt, unter dem Titel: Osondaha. Es behandelt auch praktische Fragen und deshalb haben die Ovambo gesagt: es gibt uns Verstand. Der erste Aufsatz von einem Eingebornen für dieses Blatt ist von einem der beiden getauften Fürstensöhne geschrieben, als er infolge einer Wunde krank in Oniipa lag (in schwedischer Übersetzung abgedruckt in der Miss.-Z. für Finnland. 1902 S. 224 unter der Überschrift: „Verschiedene Arten Menschen"). Auch anderes hat Sawola gedruckt, so einen Katechismus in 300 Exemplaren (wohl eine verbesserte Ausgabe), auch den rheinischen Missionaren ist er durch den Druck eines Katechismus behilflich gewesen. Die Vermehrung der Kräfte würde es den älteren Missionaren ermöglichen, sich noch mehr mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen.

Neben diesen missionarischen Arbeiten gehen andere auf dem weltlichen Gebiete her, welche dem Volke ebenfalls zugute kommen. Hierher gehören die früher erwähnten Bemühungen, in den Notjahren den Hungernden Hilfe zu bringen, sei es durch Schaffung von Arbeits- und Erwerbsgelegenheit, sei es durch Darbietung von Unterstützungen an Arbeitsunfähige. Hier ist auch die Stelle, der ärztlichen Tätigkeit zu gedenken, welche die Missionare so vielfach zu entfalten Gelegenheit fanden, daß sie den Ruf nach einem Missionsarzte in die Heimat sandten. Im April 1901 behandelte Pettinen 761 Patienten; in Ontananga kamen im Sommer 1902 täglich 30—40 Leidende zu Wehanen; Liljeblad und Glad hatten in Onajena täglich im Durchschnitt jeder an 10 Kranke Medizin austeilen müssen. Dabei beklagen sie ihre geringen medizinischen Kenntnisse, die ihnen nur eine beschränkte Möglichkeit zu helfen gewähren, sowie, daß die ärztliche Tätigkeit sie viel von ihrem Missionarsberufe abziehe, wenn ja auch wohl das Vertrauen auf den Missionar als Arzt das Vertrauen zu den Zauberern untergrabe und damit der Mission eine Förderung zuteil werde, da die Kranken oft von weither kommen. Da ist es zu begreifen, daß sie fragen, ob denn in Finnland kein christlich gesinnter Arzt zu finden sei, der Lust habe, den Heiden und Christen dort seine Dienste zu gewähren. Für die von den Krankheiten des Landes so schwer heimgesuchten Missionarsfamilien wäre die Anwesenheit eines Arztes selbstverständlich auch eine große Wohltat.[1]) Auch der Vorstand in Helsingfors hat die Notwendigkeit, einen Arzt auszusenden, schon erkannt, aber es ist leider noch nicht möglich gewesen, in dieser Beziehung etwas zu tun.

1) Einmal hieß es, ein deutscher Arzt habe ein wirksames Mittel gegen das Malariafieber gefunden; doch ist seitdem nichts wieder darüber laut geworden. Nach der „Denkschrift" hat man in einigen Bezirken von Südwestafrika die Malaria bei den Eingeborenen nach Koch'scher Methode bekämpfen wollen, aber ohne besonderen Erfolg.

Wirksamer als solche Hilfe in augenblicklicher Not ist das Bestreben, das wirtschaftliche Leben des Volkes zu erhöhen. Als die christlichen Gemeinden anfingen, etwas größer zu werden, machte sich das Bedürfnis geltend, besser als bisher für Bekleidung der Christen zu sorgen. Im Anfange der 90er Jahre machte Missionar Hannula dazu den Versuch, die Baumwollenstaude zu kultivieren und das Spinnen und Weben einzuführen. Diese Versuche litten teils unter den häufigen Erkrankungen der Missionare, teils unter dem Mangel an ausreichenden Geldmitteln. Aber man hat diese Versuche fortgesetzt. Sawola und Pettinen haben sich mit der Kultur der Baumwolle viel Mühe gegeben, doch bald ist die Überfülle, bald der Mangel an Wasser ein Hindernis für die Kulturen. Im Jahre 1898 wurden Hilja Lindberg und Anna Rautanen (1900 mit dem rheinischen Missionar Tönjes verheiratet) mit den nötigen Geräten ausgesandt, um die Mädchen und Frauen im Spinnen und Weben zu unterweisen. Die neue Tätigkeit fand zuerst bei den Frauen keine allzugroße Teilnahme, auch bei den Männern kein rechtes Verständnis. Direktor Mustakallio besuchte bei seiner Visitation in Ondangua auch die Handarbeitsschule: 5 Mädchen arbeiteten darin, von denen einige, dank der unermüdlichen Geduld von Frl. Lindberg schon weben konnten, trotz der großen Schwierigkeiten, welche die Bearbeitung der Baumwolle den Anfängerinnen bereitet hatte. Die Zahl der Schülerinnen verminderte sich, und Frl. Lindberg fürchtete schon, daß ihr Wirken umsonst sei, und konnte sich anderen Tätigkeiten widmen. Schließlich brachte Pettinen durch eine Gemeindeversammlung neues Leben in die Sache, und nun kamen so viele Frauen und Mädchen, daß sie in Abteilungen wochenweise unterrichtet werden mußten. Leider hat Frl. Lindberg nach Hause reisen müssen, ohne daß eine Stellvertreterin für sie sich fand. So hat dieser Unterricht vorläufig aufgehört, und für die Förderung der weiblichen Tätigkeit wird nur durch Nähstunden gesorgt, welche Missionarsfrauen oder die Lehrerinnen den Frauen geben.[1])

Werfen wir endlich einen Blick auf die Gemeinden.

Abgesehen von den beiden neuen Stationen Ontananga und Onajena, bei denen die Bauarbeiten eben oder kaum abgeschlossen sind, so sind drei ältere Gemeinden vorhanden: Olukonda mit 472, Oniipa mit 490, Ondangna mit 246 Christen, unter denen Männer und Frauen ziemlich gleichmäßig vertreten sind. Die Gemeinden verteilen sich auf die Haupt- und Nebenstationen, wohnen also ziemlich zerstreut und bedürfen der Beaufsichtigung. Vorsteher der Gemeinde ist der Missionar, er waltet in ihr wie ein Vater in seiner Familie. Älteste werden erwähnt, doch ergibt sich aus den Berichten nicht,

1) Wie sehr die Arbeit der finnischen Missionare sich bei denen, die sie mit eignen Augen gesehen haben, Anerkennung erworben hat, davon ist eine Gabe von 1000 R.-Mark Zeugnis, welche ein Reisender 1901 zur Anlegung einer neuen Station gespendet hat.

welche Stellung sie einnehmen, ob sie von der Gemeinde gewählt sind, welche Aufgaben ihnen obliegen. Aus der sehr sparsamen Erwähnung läßt sich schließen, daß sie nicht besonders in das Gemeindeleben eingreifen, nnd doch ist die Heranziehung eingeborner Gemeindehelfer für die Entwickelnng von Missionsgemeinden ein überaus wichtiger Faktor. Die Gottesdienste, nach heimischer kirchlicher Ordnung liturgisch ausgestaltet, nur daß die Gemeinde mit lauter Stimme das Glaubensbekenntnis ablegt, werden im allgemeinen reichlich besucht, doch kommen auch einmal Klagen über geringeren Besuch des Gottesdienstes und der Abendandachten vor. Außer den kirchlichen Festen, unter denen beim Weihnachtsfest auch ein so gut wie möglich nachgebildeter Christbaum nicht fehlt, wird auch ein Erntefest (zu Pfingsten) und das Missionsjahresfest (9. Juli) gefeiert, in freierer Form, wobei auch Älteste oder Lehrer Ansprachen halten. Der vierstimmige Kirchengesang fand bei der Visitation den vollen Beifall des Visitators; er soll auch auf die Heiden Eindruck machen. Auf den Außenstationen leiten die Lehrer den Gottesdienst. Vor der Abendmahlsfeier hält der Missionar mit den sich anmeldenden Christen eingehende seelsorgerliche Gespräche, erforderlichen Falles stellt er sie zurück. Diese Gespräche erfordern viel Zeit, sind aber zur Pflege der Gemeinde nötig und segensreich. Solche, die sich des christlichen Namens durch grobe, festgehaltene Sünden unwert machen, schließt der Missionar — wie es scheint ganz selbständig — aus der Gemeinde aus, doch ist dies nur in seltenen Fällen notwendig gewesen[1]); bußfertige werden nach dem Bekenntnis ihrer Sünde wieder aufgenommen. Das Glaubensleben der Gemeinden suchte der Visitator mit den Missionaren möglichst zu erforschen; was er erfuhr, befriedigte ihn, ebenso wie Ordnung und Aufmerksamkeit beim Gottesdienst, auch soweit Heiden daran teilnahmen. Auch der sittliche Zustand der Gemeinden war erfreulich. Sündenfälle kommen wohl hier und da vor, aber allgemein übliche Laster hafteten den Gemeinden nicht an; heimliches Trinken des bei den Ovambo sehr beliebten, berauschenden Omagongo macht freilich noch manchmal zu schaffen, und das Eindringen des Branntweins durch europäische Händler, sowie die sich vermehrenden Berührungen

1) Ein Fall, daß ein Christ heidnischer Zauberer wurde, wird 1899 S. 181 ausführlich berichtet. Die Gemeinde trat diesem Abfälligen entschieden gegenüber.

mit den Weißen bereiten Sorgen. Die stete heidnische Umgebung, in der die jungen Christen leben, mit der Macht, welche „der Wandel nach väterlicher Weise" ausübt, erfordert eine eingehende Seelsorge. Die Forderungen christlicher Sittlichkeit und heidnischer Gerechtigkeit stoßen manchmal hart zusammen, da bedarf es der Weisheit, um zu unterscheiden, was auf dem Wege der Seelsorge zu schlichten und was der Entscheidung des gesetzlichen Richters zu überlassen ist, und es ist ein Zeichen von der sich ausbreitenden Macht des Christentums, wenn der heidnische Richter sich mit dem Missionar in Verbindung setzt, um Streitigkeiten zu ordnen, bei denen Heiden und Christen beteiligt sind. Das eheliche und häusliche Leben der Christen verläuft in geordneten Bahnen. Ob der heidnische Frauenkauf in den christlichen Gemeinden beibehalten ist, läßt sich aus den Berichten nicht ermitteln. Die erneuernde Kraft des Christentums macht sich überall geltend, sie benimmt den Aberglauben und die Furcht und fördert das Gemeinschaftsleben, sie tritt auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen hervor. Schrecklich haben die Hungersnöte unter dem Volke gewütet und selbst Wohlhabende zu Bettlern gemacht. Da hat die Gemeinde Oniipa, unter dem Drucke der Verhältnisse auf eine früher nicht beachtete Anregung Sawola's zurückkommend, Ostern 1902 einstimmig den Beschluß gefaßt, eine Getreide-Darlehns-Kasse zu gründen; jeder verpflichtete sich, eine gewisse Menge Getreide in das einzurichtende Magazin zu liefern, aus dem in dringenden Notfällen an die Mitglieder — unter Umständen auch an Nichtmitglieder — Darlehen gegeben werden sollen, die später mit Zinsen (3 Becher auf einen Eimer) zurückzuliefern sind. Daß man kommenden Notzeiten ins Auge sieht, ist schon ein großer Fortschritt, und daß diese Maßregel auf Befürworten der Ältesten einstimmig beschlossen ist, kann als Zeichen eines wirtschaftlichen Fortschrittes begrüßt werden. Die Erziehung der Gemeinde zur Selbständigkeit wird auch ins Auge gefaßt. Die Gemeinden wirken bei den Bauten und Ausbesserungen der Kirchen und anderer Gebäude mit; man hofft, daß die Bauten später gänzlich von den Gemeinden besorgt und bestritten werden. Kollekten werden gesammelt und zum Teil in natura gegeben. So kamen in Oniipa 1897 876 Becher Getreide zusammen, die zur Armenpflege, zur Besoldung eingeborner Lehrer und für kirchliche Zwecke verwendet wurden. Rührend ist es zu lesen, daß eine arme Witwe trotz der Notzeit ein kleines Quantum

Getreide verkauft, um etwas in die Kollekte legen zu können. Die durch die deutsche Besetzung von Südwestafrika eingetretene neue Zeit hat vielfach bei den Eingeborenen den Wandertrieb geweckt. Die Anlegung neuer Niederlassungen, der Bahnbau, die Hafenbauten in Swakopmund haben viele Eingeborne veranlaßt, ihre Heimat zu verlassen und längere oder kürzere Zeit an andern Orten etwas zu verdienen, und die Ovambo sollen geschickte Arbeiter sein. Namentlich kommt hier Swakopmund in Betracht, das, 1892 noch ein Ort von wenigen elenden Hütten, sich seitdem bedeutend entwickelt hat. Im Jahre 1900 befanden sich hier 400 Ovamboleute in Arbeit; es sind auch Christen unter ihnen, darum gilt es ihnen nachzugehen und sie mit Gottes Wort zu bedienen. So hat Missionar Rönkä, als er 1900 zur Erholung an die Küste gehen mußte, Sonntags und in Abendandachten mehrere Wochen lang dort das Evangelium verkündigt, und Missionar Glad hat 1902 auf der Reise in Karibib, wo er fünf Wochen Aufenthalt hatte, den Ondongaleuten Gottesdienst gehalten[1]). Sind das auch nur gelegentliche Tätigkeiten, so zeigen sie doch, daß die finnische Mission ihre zerstreuten Glieder und Pflegebefohlenen auf dem Herzen trägt und den schlechten Einflüssen so viel wie möglich entgegenwirken will, welche die europäische Kultur leider für die Naturvölker überall mit sich bringt.

Die F. M. G. gehört nicht zu den großen Gesellschaften, die durch die Zahl ihrer Missionare und Arbeitsfelder imponieren, nicht zu den Missionen, die in kühnem Wagemuth weite Vorstöße gemacht haben, nicht zu denen, die durch ihre schnellen Erfolge die Augen auf sich ziehen, auch nicht zu denen, die neue Bahnen gewandelt sind. Ihr Gebiet ist eng begrenzt und die Zahl ihrer Arbeiter gering, die Erfolge sind langsam gekommen — aber geduldig, treu, aufopferungsvoll ist ihre Arbeit gewesen. Was sie gelitten und was sie geleistet, das wird dem Volk, dem ihre Arbeit und ihre Liebe gehört, mehr und mehr zu gute kommen und zum Aufbau des Reiches Gottes in dem entlegenem Lande dienen.

---

1) In diesem durch die Eisenbahn aufstrebenden Orte hat die Rhein. Mission 1902 einen Missionar angestellt.

Chronik.

Erschreckend groß sind die durch die **Beulenpest** in Indien verursachten Todesfälle. Während sie nach dem Bombay Guardian 1897 sich auf 56000, 1898 auf 118000, 1899 auf 135000 beliefen und 1900 auf 93000 zurückgingen, sind sie 1901 auf 214000, 1902 auf 577000 und allein in den ersten 7 Monaten von 1903 auf 300000 gestiegen.

Das jetzige **japanische Parlament** hat unter seinen 300 Mitgliedern 14 Christen, eine Zahl, die proportional 9mal größer ist, als das Verhältnis der Christen zu den Nichtchristen. Präsident ist zum zweitenmal Herr Kataoka, seit ca. 20 Jahren ein getaufter Christ, der bei seiner ersten Wahl zum Präsidenten, als einige Freunde es ihm nahelegten, um ihretwillen sein Ältestenamt in der presbyterianischen Kirche niederzulegen, erklärte, daß, wenn es sich hier um ein Entweder-Oder handle, er lieber auf das Parlamentspräsidium verzichte. Jetzt ist er auch Präsident der Doschischa, der durch Nisima gegründeten christlichen Hochschule, die nach einer bedauerlichen Krisis unter seiner Leitung ihren entschieden christlichen Charakter wieder angenommen hat.

Nachdem England in Nordnigeria durch die Eroberung der beiden Hauptstädte Kano und Sokota seine Herrschaft, wie es scheint, fest begründet hat, wird das bis jetzt für die evangelische Mission trotz mehrfacher Versuche verschlossen gebliebene mohammedanische **Hausaland** vermutlich bald evangelisches Missionsgebiet werden. — Auch mit dem ägyptischen Sudan wird das bald der Fall sein, nachdem die C. M. S. endlich die Erlaubnis erlangt hat, in Kartum eine Missionsschule zu eröffnen unter der Bedingung, daß die Kinder mohammedanischer Eltern nur mit ausdrücklicher Bewilligung derselben an dem christlichen Religionsunterricht teilnehmen dürfen.

Ähnlich wie in Kanada (S. 297), beabsichtigt jetzt auch in **Neuseeland** die C. M. S. ihre Maori-Mission an die dortige anglikanische Kolonialkirche abzutreten.

Dagegen hat die selbständige **westindische** Missions-Konferenz der Methodisten mit ihren 181 Gemeinden, 50 Geistlichen und ca. 100000 Anhängern ihre Selbständigkeit aufgegeben und sich wieder unter die Oberleitung der englischen Wesleyanischen Missionsgesellschaft gestellt, weil infolge des großen wirtschaftlichen Niedergangs und einer Reihe anderer Kalamitäten die westindische methodistische Kirche ihre Selbstunterhaltung nicht mehr aus eignen Mitteln zu bestreiten vermag.

Energische Proteste sind sowohl seitens der Vertreter der anglikanischen Uganda-Mission wie der freischottischen Njassamissionen ergangen gegen das Projekt einer **Arbeitereinführung** aus britisch Ost- und Zentral-Afrika nach Südafrika zum gesteigerten Minenbetrieb. Überraschenderweise ist es Sir H. Johnston gewesen, der das Projekt auch seinerseits empfohlen hat. Wie es scheint, hat namentlich ein in der Times veröffentlichter geharnischter Brief des Missionsbischof Tucker großen Eindruck gemacht; ob freilich die gewichtigen

Gründe, die er gegen eine solche Deportierung geltend macht, den Sieg über das Interesse der Minenbesitzer davontragen wird, das muß man abwarten.

Warneck.

Literatur-Bericht.

Horbach: „Repertorium zu Warneck's Allgemeiner Missions-Zeitschrift. Band 1—25: 1874—1898." Gütersloh. 1903. 561 S. 6 Mk. Das der Juni-Nummer beigeheftete eingehende Inhaltsverzeichnis samt dem Vorwort Professor D. Mirbts zu diesem Repertorium hat bereits Klarheit darüber gegeben, daß in demselben eine Arbeit vorliegt, die nicht mit einem bloßen Register verwechselt werden darf. Selbst der zweite Teil (S. 278—561), der sich als „alphabetisches Namen- und Sachregister" bezeichnet, ist so geschickt spezialisiert, daß er über ähnliche Registrierarbeiten weit hinausragt. Ganz eigenartig ist dem Buche das „systematische Inhaltsverzeichnis" (S. 1—277), welches in 9 Hauptabteilungen den gesamten Sachinhalt so durchsichtig und übersichtlich gliedert, daß die Stoffzusammenstellungen, die es bietet, einen literarischen Wegweiser darstellen, dessen Dienst besonders für missionarische Spezialarbeiten nicht hoch genug gewertet werden kann. Die 3 ersten Abteilungen umfassen die Mission in der Heimat (Missions-Gesellschaften und heimatliches Missionsleben), die Missionsgebiete und die Missionsstatistik; die vierte die Missionstheorie (nach den Abteilungen meiner Evangelischen Missionslehre disponiert); die fünfte die Missions-Apologetik und -Polemik; die sechste die Religionsgeschichte; die siebente das Erbauliche (Beiblatt); die achte die Judenmission und die neunte die katholische Mission. Der Verfasser hat aber noch mehr getan als nur den Inhalt der Allgemeinen Missions-Zeitschrift wissenschaftlich inventarisiert, er hat ihn auch je und je berichtigt und in zahlreichen Anmerkungen vielfach ergänzt, besonders durch Hinweisungen auf das Evangelische Missions-Magazin, aber auch durch sonstige Nachträge, Erklärungen u. s. w. und sich dadurch als einen selbständigen und sehr belesenen Missionsliteraten legitimiert. Der auf die Arbeit verwandte Fleiß und die Akkuratesse sind bewundernswert, und die Gediegenheit der neu vorliegenden Leistung söhnt mit dem Umfange, den sie angenommen hat, einigermaßen aus. Nicht blos für die Besitzer der Allgemeinen Missions-Zeitschrift ist das eingesandte Repertorium Horbachs eine Gabe von hohem Werte, sondern alle diejenigen müssen dem sorgfältigen Bearbeiter dankbar sein, die für gründliche Missionsstudien nach umfassenden literarischen Hilfsmitteln sich umschauen.

K. F. Müller: „Im Kantonlande. Reisen und Studien auf Missionspfaden in China". Berlin. Missionsbuchhandlung. 1903. 3, geb. 4 Mk. Das mit vielen nach eignen Aufnahmen des Verfassers, eines Pfarrers in der kaiserlichen Marine, hergestellten Bildern ausgestattete, 258 Seiten starke Buch schildert in anschaulicher Weise Land und Leute (wesentlich des südlichen Teiles) der Kantonprovinz, wie sie der Verfasser auf seinen detailiert geschil-

derten Reisen kennen gelernt hat und verweilt eingehend bei den Stationen der Berliner, Rheinischen und Baseler Missionsstationen, die er besuchte. Für den Kundigen bringt ja das Buch nicht viel Neues, aber dem großen Publikum bietet es viel lehrreiche Aufklärung und namentlich über die deutschen Missionen auf Augenzeugenschaft beruhende Schilderungen und Urteile, die geeignet sind, die auf ihnen geleistete Arbeit richtig zu werten.

Tiele: „Kompendium der Religionsgeschichte", übersetzt von Weber. 3. deutsche Auflage durchgesehen und umgearbeitet von Söderblom. Breslau. 1903. 4 Mk. Obgleich dieses gedrängte und übersichtliche religionsgeschichtliche Handbuch des um die Religionswissenschaft hochverdienten holländischen Gelehrten in dieser nach seinem Tode erschienenen 3. deutschen Auflage mannigfache — zum Teil auf Rechnung der Bearbeiter kommende — Veränderungen erfahren hat, so ist doch der Grundstandpunkt im wesentlichen derselbe geblieben, wie er gelegentlich der ausführlichen Anzeige der ersten Auflage in dieser Zeitschrift (1880, 287) besprochen worden ist. „Zu den wichtigsten Hypothesen, ohne welche die Religionsgeschichte nicht verstanden werden kann, gehören die Entwicklungshypothese und die Hypothese vom Animismus", so heißt es auch in dieser 3. Auflage, allerdings mit der im Vorwort gemachten Bemerkung Söderbloms, daß diese Anschauung „von seiner Ansicht abweiche" und — bezüglich des Animismus — mit einer limitierenden Bemerkung im Texte (S. 6). Wir können daher — zumal auch im übrigen viele alte Differenzen fortbestehen — das Buch nur mit Vorbehalt empfehlen.

Steuernagel: „Hebräische Grammatik mit Paradigmen, Literatur, Übungsstücken und Schriftenverzeichnis." Berlin 1903. 3,50, geb. 4 Mark. Streng genommen, gehört die Anzeige dieses Buches nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift, ich bringe sie aber, um die Lehrer des Hebräischen an den Missionsseminarien auf die gediegene Arbeit aufmerksam zu machen, damit sie prüfen, ob dieselbe geeignet sei, ihrem Anfangsunterrichte zur Grundlage zu dienen. Denn das gerade beabsichtigt der Verfasser, ein Hilfsbuch für Anfänger im Hebräischen zu liefern, das sie instand setzen soll, mit Erfolg eine größere wissenschaftliche Grammatik durchzuarbeiten. Über den gleich praktischen wie wissenschaftlichen Gang, den er zu diesem Zwecke einschlägt, spricht er sich kurz und klar in dem Vorworte aus, das ich nicht ausschreiben will. Von besonderem Werte sind die Übungen, welche mit dem Wörterverzeichnis den zweiten Teil des Buches bilden. Soviel mir bekannt, werden dergleichen Übungen in den Missionsseminarien selten, wenn überhaupt veranstaltet. Ich halte sie für überaus nützlich und die von dem Verfasser vorgelegten Stücke trefflich gewählt.

Von den „Basler Missionsstudien" sind wieder 4 lesenswerte Hefte (13. bis 16.) erschienen, welche für die Missionstheorie und die Religionsgeschichte wichtige Fragen behandeln:

1. **Dilger:** „Das Ringen mit der Landessprache in der indischen Missionsarbeit." 40 S. 50 Pfg. Ein sehr instruktiver Beitrag zum Verständnis des Sprachproblems in der Mission.

Gründe, die er gegen eine solche Deportierung geltend macht, den Sieg über das Interesse der Minenbesitzer davontragen wird, das muß man abwarten.

Warneck.

Literatur-Bericht.

Horbach: „Repertorium zu Warneck's Allgemeiner Missions-Zeitschrift. Band 1—25: 1874—1898." Gütersloh. 1903. 561 S. 6 Mk. Das der Juni-Nummer beigeheftete eingehende Inhaltsverzeichnis samt dem Vorwort Professor D. Mirbts zu diesem Repertorium hat bereits Klarheit darüber gegeben, daß in demselben eine Arbeit vorliegt, die nicht mit einem bloßen Register verwechselt werden darf. Selbst der zweite Teil (S. 278—561), der sich als „alphabetisches Namen- und Sachregister" bezeichnet, ist so geschickt spezialisiert, daß er über ähnliche Registrierarbeiten weit hinausragt. Ganz eigenartig ist dem Buche das „systematische Inhaltsverzeichnis" (S. 1—277), welches in 9 Hauptabteilungen den gesamten Sachinhalt so durchsichtig und übersichtlich gliedert, daß die Stoffzusammenstellungen, die es bietet, einen literarischen Wegweiser darstellen, dessen Dienst besonders für missionarische Spezialarbeiten nicht hoch genug gewertet werden kann. Die 3 ersten Abteilungen umfassen die Mission in der Heimat (Missions-Gesellschaften und heimatliches Missionsleben), die Missionsgebiete und die Missionsstatistik; die vierte die Missionstheorie (nach den Abteilungen meiner Evangelischen Missionslehre disponiert); die fünfte die Missions-Apologetik und -Polemik; die sechste die Religionsgeschichte; die siebente das Erbauliche (Beiblatt); die achte die Judenmission und die neunte die katholische Mission. Der Verfasser hat aber noch mehr getan als nur den Inhalt der Allgemeinen Missions-Zeitschrift wissenschaftlich inventarisiert, er hat ihn auch je und je berichtigt und in zahlreichen Anmerkungen vielfach ergänzt, besonders durch Hinweisungen auf das Evangelische Missions-Magazin, aber auch durch sonstige Nachträge, Erklärungen u. s. w. und sich dadurch als einen selbständigen und sehr belesenen Missionsliteraten legitimiert. Der auf die Arbeit verwandte Fleiß und die Akkuratesse sind bewundernswert, und die Gediegenheit der neu vorliegenden Leistung söhnt mit dem Umfange, den sie angenommen hat, einigermaßen aus. Nicht blos für die Besitzer der Allgemeinen Missions-Zeitschrift ist das eingesandte Repertorium Horbachs eine Gabe von hohem Werte, sondern alle diejenigen müssen dem sorgfältigen Bearbeiter dankbar sein, die für gründliche Missionsstudien nach umfassenden literarischen Hilfsmitteln sich umschauen.

K. F. Müller: „Im Kantonlande. Reisen und Studien auf Missionspfaden in China". Berlin. Missionsbuchhandlung. 1903. 3, geb. 4 Mk. Das mit vielen nach eignen Aufnahmen des Verfassers, eines Pfarrers in der kaiserlichen Marine, hergestellten Bildern ausgestattete, 258 Seiten starke Buch schildert in anschaulicher Weise Land und Leute (wesentlich des südlichen Teiles) der Kantonprovinz, wie sie der Verfasser auf seinen detailiert geschil-

derten Reisen kennen gelernt hat und verweilt eingehend bei den Stationen der Berliner, Rheinischen und Baseler Missionsstationen, die er besuchte. Für den Kundigen bringt ja das Buch nicht viel Neues, aber dem großen Publikum bietet es viel lehrreiche Aufklärung und namentlich über die deutschen Missionen auf Augenzeugenschaft beruhende Schilderungen und Urteile, die geeignet sind, die auf ihnen geleistete Arbeit richtig zu werten.

Tiele: „Kompendium der Religionsgeschichte", übersetzt von Weber. 3. deutsche Auflage durchgesehen und umgearbeitet von Söderblom. Breslau. 1903. 4 Mk. Obgleich dieses gedrängte und übersichtliche religionsgeschichtliche Handbuch des um die Religionswissenschaft hochverdienten holländischen Gelehrten in dieser nach seinem Tode erschienenen 3. deutschen Auflage mannigfache — zum Teil auf Rechnung der Bearbeiter kommende — Veränderungen erfahren hat, so ist doch der Grundstandpunkt im wesentlichen derselbe geblieben, wie er gelegentlich der ausführlichen Anzeige der ersten Auflage in dieser Zeitschrift (1880, 287) besprochen worden ist. „Zu den wichtigsten Hypothesen, ohne welche die Religionsgeschichte nicht verstanden werden kann, gehören die Entwicklungshypothese und die Hypothese vom Animismus", so heißt es auch in dieser 3. Auflage, allerdings mit der im Vorwort gemachten Bemerkung Söderbloms, daß diese Anschauung „von seiner Ansicht abweiche" und — bezüglich des Animismus — mit einer limitierenden Bemerkung im Texte (S. 6). Wir können daher — zumal auch im übrigen viele alte Differenzen fortbestehen — das Buch nur mit Vorbehalt empfehlen.

Steuernagel: „Hebräische Grammatik mit Paradigmen, Literatur, Übungsstücken und Schriftenverzeichnis." Berlin 1903. 3,50, geb. 4 Mark. Streng genommen, gehört die Anzeige dieses Buches nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift, ich bringe sie aber, um die Lehrer des Hebräischen an den Missionsseminarien auf die gediegene Arbeit aufmerksam zu machen, damit sie prüfen, ob dieselbe geeignet sei, ihrem Anfangsunterrichte zur Grundlage zu dienen. Denn das gerade beabsichtigt der Verfasser, ein Hilfsbuch für Anfänger im Hebräischen zu liefern, das sie instand setzen soll, mit Erfolg eine größere wissenschaftliche Grammatik durchzuarbeiten. Über den gleich praktischen wie wissenschaftlichen Gang, den er zu diesem Zwecke einschlägt, spricht er sich kurz und klar in dem Vorworte aus, das ich nicht ausschreiben will. Von besonderem Werte sind die Übungen, welche mit dem Wörterverzeichnis den zweiten Teil des Buches bilden. Soviel mir bekannt, werden dergleichen Übungen in den Missionsseminarien selten, wenn überhaupt veranstaltet. Ich halte sie für überaus nützlich und die von dem Verfasser vorgelegten Stücke trefflich gewählt.

Von den „Basler Missionsstudien" sind wieder 4 lesenswerte Hefte (13. bis 16.) erschienen, welche für die Missionstheorie und die Religionsgeschichte wichtige Fragen behandeln:

1. **Dilger:** „Das Ringen mit der Landessprache in der indischen Missionsarbeit." 40 S. 50 Pfg. Ein sehr instruktiver Beitrag zum Verständnis des Sprachproblems in der Mission.

2. **Piton:** „Konfuzius, der Heilige Chinas." 45 S. 60 Pfg. Eine kurz und gut orientierende Biographie.

3. **Öhler:** „Monotheismus und Offenbarungsreligion." 24 S. 20 Pfg. Eine prägnante Charakteristik des Unterschieds zwischen monotheistischen Ansätzen innerhalb des alten Heidentums und dem israelitischen Monotheismus.

4. **Eppler:** „Die neuere Mission im Spiegel der altchristlichen nach Harnack mit einem Nachwort über Jesus Christus und die Weltmission." 44 S. 60 Pfg. Eine Vergleichung des quantitativen und qualitativen Erfolgs, des Gemeindelebens und der Methode beider Missionen. **Warneck.**

Einladung zur Wernigeroder Konferenz.

Die diesjährige christliche Studentenkonferenz wird vom 6.—10. August in Wernigerode stattfinden. Der Vormittag des Sonnabend, 8. August, soll speziell der Mission gewidmet sein. Herr P. Axenfeld aus Erdeborn bei Eisleben wird reden über das Thema: „Der Anteil der akademisch Gebildeten an der Missionsaufgabe unseres Zeitalters." Herr Professor D. Warneck hat sein Erscheinen zugesagt für den Fall, daß seine Verhältnisse es gestatten. Wir wünschen dringend, daß die Glieder des Bundes, soweit sie noch in der Heimat sind, und zwar auch die am Missionsdienst Verhinderten, sowie die Vertreter des S. f. M. und alle dem Bunde nahestehenden Freunde zur Konferenz kommen. Ist jemand beruflich verhindert, so kann er doch einem andern Bruder die Reise ermöglichen durch Sendung eines hierzu bestimmten Geldbeitrags an den Kassierer des S. f. M. Es tut uns sehr not, daß wir einander persönlich kennen lernen, und was geschäftliche Abmachungen betrifft, so sind diese durch mündliche Besprechung weit glatter zu erledigen als durch umständliche Korrespondenz. Darum soll im Anschluß an das Missionsreferat eine besondere S. f. M.-Besprechung für die Mitglieder, Vertreter und Freunde des Bundes stattfinden, für die als Gegenstand zunächst ins Auge gefaßt ist: 1. Berichte über das Missionsleben an den einzelnen Hochschulen. 2. Die Arbeit des kommenden Semesters (Missionsstudium, Werbearbeit). 3. Die Frage des organischen Zusammenschlusses der am Eintritt in den Missionsdienst verhinderten Mitglieder des S. f. M. 4. Äußerungen der einzelnen Freunde über ihre Stellung zu dem Losungswort: „Evangelisation der Welt in dieser Generation." Weitere Vorschläge für die Besprechung sind willkommen.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Was lernen wir für die Heidenmission aus der Geschichte der Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten?[1])

Vom Herausgeber.

I.

„Niemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte haben zwei so ungleiche Mächte einander gegenüber gestanden wie das antike Hei-

1) Es war ursprünglich meine Absicht, diesen am 9. Juni auf der Eisenacher Konferenz gehaltenen Vortrag in erweiterter Gestalt in der A. M. Z. zu veröffentlichen; aber die wohlwollende Besprechung desselben in Nr. 28 der „Christl. Welt", die auf einigem Mißverständnis beruht, veranlaßt mich, ihn so zu drucken, wie er gehalten worden ist, damit der Unterschied zwischen dem, was ich gesagt habe und dem, was der Referent gehört hat, authentisch fixiert werde. Ich habe allerdings das Christentum der Tat mit Nachdruck als eine Hauptmissionsmacht bezeichnet, bin aber weit davon entfernt gewesen, damit „den Ton abzurücken vom Dogmatischen" wie der Referent in der „Christl. Welt" sich ausdrückt. Die sittlichen Lebenskräfte des Evangeliums haben für mich ganz selbstverständlich ihre Wurzeln in den Lebenskräften, die in dem Glauben an dieses Evangelium liegen und zwar an das Evangelium in der Gestalt, wie es die Apostel verkündigt haben. Ich habe das auch ausdrücklich gesagt; wenn ich es aber nur gelegentlich in meinem Vortrage hervorgehoben habe, so lag das darin, weil unter uns Missionsleuten hierüber keine Meinungsverschiedenheit besteht und weil, wie ich ausdrücklich konstatierte, mit verschwindenden Ausnahmen das alte apostolische Evangelium von unsern Missionaren gepredigt wird. Mir war aufgegeben zu zeigen, was wir aus der altkirchlichen Ausbreitungsgeschichte des Christentums lernen sollten und da wollte ich die Lehre energisch hervorheben, die mir in der heutigen Mission nicht genug beachtet zu sein scheint, nämlich daß das Leben der Christen eine Hauptmissionsmacht bildet. Es hat nicht erst des Harnack'schen Buches, aus dem viel gelernt zu haben ich gern bekenne, bedurft, um mir die Bedeutung des Christentums der Tat gerade für die Mission klar zu machen. Wer auch nur meine „Evangel. Missionslehre" kennt, der weiß welches Gewicht ich stets auf dasselbe gelegt habe. Wenn wir hüben und drüben bezüglich der Wertung des sittlichen Lebens miteinander übereinstimmen, so muß ich doch dagegen Verwahrung einlegen, daß ich als Kronzeuge zitiert werde für die Geringwertung des Glaubensobjekts gegenüber den sittlichen Anforderungen des Christentums. Hier hat der Referent aus meinem Vortrage etwas herausgehört, was für seine Anschauung verwertbar, aber nicht von mir intendiert war. Warneck.

dentum und das junge Christentum, der römische Staat und die christliche Kirche."[1]) Und das scheinbar Kleinste hat das scheinbar Größte überwunden. Und zwar war der Sieg des Christentums entschieden, jedenfalls sicher vorbereitet, ehe Konstantin in den Kampf eingriff.[2])

Am Anfange des 4. Jahrhunderts war das Christentum nicht nur eine einflußreiche religiös-sittliche und soziale Macht, sondern seine Anhängerschaft war auch numerisch bereits sehr bedeutend und über das große römische Reich weit verbreitet. Die spezialisierten Nachweise Harnacks,[3]) obgleich sie vorsichtigerweise von der Aufstellung einer Statistik Abstand nehmen, haben außer Zweifel gestellt, daß sowohl die Zahl der Christen wie ihre Verbreitung vor Konstantin größer gewesen ist, als man bisher angenommen hat. Der Fortschritt hat langsam begonnen, ist aber unaufhaltsam gewesen und hat sich in steigender Progression, am stärksten seit der Mitte des 3. Jahrhunderts, vollzogen. Harnack unterscheidet vier Verbreitungsgebiete, von solchen an, in denen zu Anfang des vierten Jahrhunderts nahezu die Hälfte der Bevölkerung christlich war, bis zu solchen, in denen sich nur spärlich Christen befanden. Es sind die maßgebenden Gebiete des Reiches, die obenan stehen. Kleinasien war so gut wie christianisiert; in zweiter Linie kamen Cölesyrien mit Antiochien, Ägypten mit Alexandrien, Rom mit Unteritalien, das prokonsularische Afrika mit Numidien und das südliche Gallien. An dritter und vierter Stelle das übrige Asien, die nördlichen Küstengebiete des Schwarzen Meeres, das Innere Griechenlands, Mittel- und Oberitalien, das mittlere und nördliche Gallien, Belgien und Germanien.

Wodurch ist nun diese überraschend schnelle Ausbrei-

1) Uhlhorn, Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum. 114.

2) „Es bedurfte", erklärte Harnack (Die Mission und die Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. 545.), „keiner besonderen Erleuchtung, um das in die Erscheinung treten und wirken zu lassen, was schon vorhanden war. Es bedurfte nur eines scharf blickenden und tatkräftigen Politikers, der zugleich innerlich Anteil an den religiösen Zuständen nahm. Ein solcher Mann war Konstantin. Daß er, was kommen mußte, klar erkannte und sicher ergriff, das war seine Genialität. Nicht mit künstlichen oder mit Gewaltmitteln hat er die Grundlagen der Reichs- und Staatskirche geschaffen, sondern er hat den führenden Provinzen die Religion gegeben, die sie wollten, und die anderen mußten folgen."

3) A. a. O. 360—534.

tung des Christentums bewirkt worden? Es ist das eine Frage nicht bloß von großem historischem, sondern auch von ebenso großem missionarischem Interesse. Ohne Zweifel ist es ein Vorteil für die Mission der Gegenwart, daß eine Mission der Vergangenheit hinter ihr liegt. Wie alle Geschichte, so soll auch die Missionsgeschichte eine Lehrerin sein und uns zum Vorbild wie zur Warnung, zur Ermutigung wie zur Selbstkritik dienen. Und diese Bedeutung einer Lehrerin muß in hervorragendem Maße der apostolischen und der altkirchlichen Mission zukommen, denn sie ist beides: die ursprüngliche und die klassische Mission. Sie hat die erste Christenheit gesammelt und zu einer Mutterkirche für die Welt fest gegründet und organisiert; man kann also an ihr das Werden der christlichen Kirche, die kirchliche Grundlegungsarbeit am instruktivsten studieren. Und sie hat, trotz aller auch ihr anhaftenden Trübungen ohne Anwendung weltmächtlicher Mittel in einer verhältnismäßig kurzen Zeit auf dem ihr überwiesenen Gebiete das Christentum zur herrschenden Religion gemacht; man kann also aus ihr die Grundmächte am deutlichsten erkennen, durch welche das Christentum in einer dem Evangelio kongenialsten Weise den Sieg über die nichtchristliche Welt erlangt hat.

Freilich, wenn es sich um die Lehren handelt, welche die Geschichte der Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten der Mission der Gegenwart gibt, so müssen wir uns zuerst klar machen, daß in der großen Verschiedenartigkeit der damaligen und der heutigen Missionsobjekte und der gesamten Zeitverhältnisse eine Warnung vor mechanischen Kopierungsversuchen liegt. Abgesehen davon, daß selbst das Neue Testament für alle Zeiten bindende Vorschriften über die Art und Weise des Missionsbetriebes nicht gibt, und also erst recht auch der altkirchlichen Missionspraxis die Bedeutung einer autoritativen Norm nicht zukommen kann, so können wir diese Praxis auch gar nicht kopieren, selbst wenn wir so unweise wären, es zu wollen. Denn es spielten in die apostolische und altkirchliche Ausbreitungsgeschichte des Christentums wirkungsvolle zeitgeschichtliche Faktoren hinein, die sehr wesentlich sowohl den Missionserfolg bedingten, wie den Missionsbetrieb beeinflußten, Faktoren, welche in Wirksamkeit zu setzen, ganz außer der Macht der damaligen Missionsorgane lag und die in die gegenwärtige Missionsgeschichte einzuweben, völlig außer unserer Macht liegt. Daß diesen zeitgeschichtlichen Verhältnissen der aposto-

liche und altkirchliche Missionsbetrieb sich anpaßte, das war eine methodische Weisheit, die uns lehrt, nicht geistlos zu kopieren, sondern den anders gearteten heutigen Verhältnissen unsere Missionsmethode in ähnlicher Weise anzupassen.

II.

Wie geboten das ist, möge uns ein wenigstens flüchtiger Blick in die Gesamtsituation zeigen, in welche ohne Zutun der Missionsorgane die Geschichte der Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten hineingestellt war, eine Situation, die das Gepräge einer geradezu einzigartigen Vor- und Zubereitung für diese Geschichte trägt. Es sind wesentlich 5 Momente, die da für uns in Betracht kommen.

1. Die weite Verbreitung der jüdischen Diaspora. Der Dienst, den sie der apostolischen Mission geleistet, besteht nicht bloß darin, daß sie ihr die Wege gewiesen, die Stationen gebaut und den Übergang zu den Proselyten und Heiden gebahnt; auch nicht bloß darin, daß sie durch ihren Monotheismus, ihr Moralgesetz, ihren Kultus und die griechische Übersetzung ihrer heiligen Schrift der apostolischen Missionspredigt Verständnis bereitet; sondern daß sie den christlichen Erstlingsgemeinden einen Kern mit religiöser Grunderkenntnis ausgerüsteter und sittlich einigermaßen gefesteter Glieder zugeführt hat, die sowohl gegen polytheistische Verirrungen und gemeine heidnische Unsittlichkeit einen schützenden Wall bildeten, wie eine Eingründung des Christentums bewirkten, welche ohne einen religiösen und moralischen Niedergang befürchten zu müssen, eine baldige kirchliche Selbständigstellung ermöglichte.

Eine solche der apostolischen Mission in den Schoß gefallene Präparation fehlt uns heute völlig. Wir müssen sie durch allerlei andere Pädagogien in großer Geduld mühsam nachholen und können und dürfen sie nicht durch treiberische Hast künstlich ersetzen. Wohl gibt es auch heute eine große christliche Weltdiaspora, und sie leistet der gegenwärtigen Mission auch manchen äußeren Wegbahnerdienst: aber am liebsten zögen wir ihre Straße nicht, denn sie ist soweit davon entfernt, der Missionspredigt Eingang und Verständnis zu verschaffen, daß sie ihr durch ihren Unglauben und ihre Sittenlosigkeit vielmehr Ärgernisse in den Weg legt und den jungen Heidenchristen nicht einen Halt gewährt, sondern zur Verführerin wird. Alle die

Widerstände, welche einst die Feindschaft der Juden der christlichen Mission überhaupt und die Gegnerschaft der Judenchristen der Paulinischen Missionstätigkeit speziell entgegengesetzt, sind gering gegenüber den von gottlosen Namenchristen gegebenen Ärgernissen, die heute der Ausbreitung und Eingründung des Christentums in der heidnischen Welt so großen Schaden tun.

2. War die apostolische und altkirchliche Mission in der günstigen Lage, für ihre Verkündigung sich einer ihren Organen wie ihren Objekten gleich vertrauten einheitlichen Sprache, der griechischen, bedienen zu können. Die weite Verbreitung dieser Sprache über den ganzen Orient und große Teile des Occidents war seit Jahrhunderten im Gange und durch die Septuaginta einer Christianisierung dieser Sprache bereits stark vorgearbeitet. Lange ist das Griechische ausschließlich die Missions- und Kirchensprache geblieben; erst vom 3. Jahrhundert an beginnt im Occident das Lateinische ihm Konkurrenz zu machen. Predigt in den Vulgärsprachen fand nur ausnahmsweise, literarische Tätigkeit in ihnen, außer im Syrischen und Koptischen, gar nicht statt, was zur Folge hatte, daß die auch aus anderen Gründen betriebene Konzentration des Christentums in den Städten stark begünstigt wurde.

Auch auf diesem Wege können und dürfen wir angesichts der Vielsprachigkeit des heutigen ausgedehnten Missionsgebiets der altkirchlichen Mission nicht folgen. Es wäre sehr verkehrt, unter Berufung auf den Vorgang derselben heute etwa das Englische zur einheitlichen Missionssprache machen zu wollen. Abgesehen davon, daß es selbst in den britischen Kolonien nur verhältnismäßig kleine Kreise sind, die das Englische so beherrschen, wie große Teile der Bevölkerung des römischen Reichs das Griechische beherrschten, so müssen wir grundsätzlich für die Muttersprachen das Recht in Anspruch nehmen, als Missionssprachen gebraucht zu werden. Die philologische Bewältigung und noch mehr die Christianisierung dieser Sprachen bürdet uns eine Riesenarbeit auf, die die Ausbreitung des Christentums überaus aufhält, und von der dispensiert gewesen zu sein, man die altkirchliche Mission beneiden kann, allerdings nicht ohne den Hintergedanken, daß dieser Dispens für die damaligen Volkskirchen doch bedenkliche Schädigungen im Gefolge gehabt hat.

3. Zum dritten war es die politische Gesamtlage, die in den ersten drei Jahrhunderten die Ausbreitung des Christentums, und

was gleichfalls schwer ins Gewicht fällt, die Organisation der christlichen Kirche nicht unwesentlich begünstigte. Schon das war ein großer Vorteil, daß das damalige Missionsgebiet innerhalb eines einheitlichen Reiches lag, und zwar eines Reiches, in welchem politischer Frieden herrschte und infolge der Zerreibung der Nationalitäten ein Kosmopolitismus sich eingebürgert hatte, der für den Universalismus des Christentums einen bereiteten Boden bildete. Und in diesem Reiche herrschte Sicherheit und gesetzliches Recht, unter welchem als Reichsbürger auch die Christen Schutz genossen, soweit sie nicht besonders der Kaiserkult in Konflikte mit der Staatsreligion brachte. Dazu gab es innerhalb des römischen Rechtsstaats freigesellschaftliche, kommunale und provinziale Organisationen, die die Bürger des Reichs an ein gewisses Maß der Selbstverwaltung gewöhnten und an denen die Christen für ihre kirchliche Organisation brauchbare Vorbilder besaßen.

Wie wenig einheitlich ist dagegen das heutige Missionsgebiet, selbst da, wo es, wie z. B. britisch Indien oder Südafrika, unter Einem Regimente steht. Was für ein kompliziertes Problem umschließt heute das eine Thema: „Mission und Politik." Mit welchem Nationalitätenhader, Fremdenhaß und Rassenkampf haben wir es zu tun. Wie groß ist oft die Schutz- und Rechtlosigkeit der Christen und welche schwierigen Aufgaben stellt sie der missionarischen Weisheit. Wie wenig endlich ist die große Majorität der heutigen Heidenchristen an ein geordnetes Rechtsleben und gar an eine gewisse Selbstverwaltung gewöhnt! Wir haben es fast überall mit Kindern zu tun, die in jeder Beziehung des παιδαγωγός noch sehr bedürfen, daher wäre es sehr unweise, Anforderungen an sie zu stellen oder Rechte ihnen zu übertragen, wie man es bei den alten Christen konnte, ganz abgesehen von der Fülle der sonstigen Hemmnisse, die in der heutigen politischen Lage für die Mission der Gegenwart liegen.

4. Auch die allgemeine religiöse Situation kam der Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahrhunderten entgegen. Diese Situation ist ja sehr kompliziert; man kann sie aber im allgemeinen dahin charakterisieren: Indifferentismus, Skeptizismus, Philosophie arbeiteten an der Unterminirung des vulgären Polytheismus, aber neben der Auflösung der alten Religionen ging eine Belebung des religiösen Sinnes einher; eine Religionenmischung fand statt, die ein Zeichen ebensowohl religiöser Unbefriedigtheit wie

religiösen Suchens war. Diese Religionenmischung zog allerdings das älteste Christentum nicht in ihren Kreis hinein; dieses stellte sich jeder Form des Heidentums exklusiv gegenüber; aber indirekt arbeitete sie ihm in die Hände und bereitete der ebenso einfachen wie vielseitigen evangelischen Heilsbotschaft einen empfänglichen Boden.

Nun haben wir es ja auch heute auf verschiedenen Missionsgebieten, vornehmlich in Indien und in Japan, mit unterminierten heidnischen Religionen zu tun, aber diese Unterminierung ist fast ausschließlich in den mit abendländischer Bildung genährten Kreisen vorhanden und da sie wesentlich auf den Einfluß der abendländischen irreligiösen Literatur zurückzuführen ist, so ist ihr Ergebnis Atheismus und Sittenlosigkeit. In der Sturm- und Drangperiode seiner Kulturreform suchte Japan allerdings auch eine neue Religion, aber es war kein Religonshunger, der sie suchte und das vorübergehende Entgegenkommen gegen das Christentum ist bald in das Gegenteil umgeschlagen. In den gegenwärtigen heidnischen Religionen ist überhaupt keine Bewegung, wenigstens keine solche, die aus ihnen selbst hervorgegangen wäre; sie sind verknöchert und gerade in dieser Verknöcherung halten sie ihre Anhänger versklavt.

5. Endlich ist noch der Gleichartigkeit des Kulturstandes zu gedenken, die auf dem altkirchlichen Missionsgebiete herrschte. Ich lege auf dieses Moment nicht blos darum Gewicht, weil der Kulturstand der damaligen Missionsobjekte einer selbständigen kirchlichen Organisation wesentlich zu Hilfe kam, sondern vielmehr darum, weil die trennende Kluft nicht bestand, welche heute die Missionsorgane von vielen ihrer Missionsobjekte scheidet, die kulturell tief unter ihnen stehen. Unsere Kulturüberlegenheit, die auf der einen Seite der gegenwärtigen Mission so große äußere Vorteile gewährt, erschwert auf der andern Seite, und zwar nicht blos unter den sogenannten Naturvölkern, das gegenseitige Verständnis zwischen den Subjekten und den Objekten der Mission in einem viel größeren Maße, als der Fernstehende ahnt. Ich kann die Kulturgefahren und die Kulturaufgaben, die der heutigen Mission aus unserer Kulturüberlegenheit erstehen, jetzt nicht detaillieren; aber daß wir heute ein Problem zu lösen haben, welches heißt: „Mission und Kultur," das ist wieder ein Gesichtspunkt, der ins Auge gefaßt werden muß, um zu begreifen, daß der gegenwärtige Missionsbetrieb sich bedeutend anders gestalten muß, als der altkirchliche.

Die Verschiedenartigkeit der geschichtlichen Verhältnisse, in welche die Missionen verschiedener Zeiten hineingestellt sind, warnt uns also vor einer Egalisierung ihrer Betriebe; aber sie giebt uns auch noch eine andere sehr glaubenstärkende Lehre, nämlich, daß es eine Missionsleitung im Himmel giebt, welche in die Geschichte der Ausbreitung des Christentums von den Missionsorganen völlig unabhängige Faktoren einstellt, wie die verschiedenen Missionszeiten sie bedürfen, um ihr Arbeitsgebiet ihnen zu erschließen und ihre Arbeit zu fördern. In wie providentieller Weise das in der apostolischen und altkirchlichen Mission der Fall gewesen, ist eben kurz angedeutet worden; es ist aber auch heute der Fall. Ein durch die modernen Kommunikationsmittel ermöglichter großartiger Weltverkehr bahnt und erleichtert die Missionswege; eine wachsende Besetzung der überseeischen Welt durch christliche Kolonialmächte, so viele Schatten sie auch wirft, schafft, öffnet und stellt unter Schutz immer neue Missionsgebiete; eine gesteigerte Weltbildung rüstet uns mit einer Fülle von Missionsmitteln aus, die in ihrer Mannigfaltigkeit das Gesamtleben der nichtchristlichen Völker missionarisch zu beeinflussen gestattet. Das dem Missionsauftrage voranstehende Wort: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden", geht jeder durch diesen Auftrag bewirkten Missionsbewegung als Tat vorher und begleitet sie. Der Missionsherr hält auch die Zügel des Weltregiments in seinen Händen und er braucht sein Regiment, wie er es in den ersten Jahrhunderten getan, zur Ausbreitung seines Reiches noch heute.

III.

Aber nun abgesehen von den zeitgeschichtlichen Koeffizienten, welche der Weltregent ohne Zutun der Missionsorgane in die Geschichte der Ausbreitung des Christentums während der ersten 3 Jahrhunderte eingestellt hat, fragen wir noch einmal unter Beschränkung auf die spezifisch missionarischen Mittel und auf die Lehren, die sie uns erteilt: wodurch ist diese Ausbreitung damals bewirkt worden und zwar so schnell bewirkt worden? Es ist nicht geschehen durch irgendwelchen Kunstbetrieb, nicht durch einen komplizierten Apparat, nicht durch Befolgung subtiler missionstheoretischer Anweisungen, sondern es ist in der denkbar einfachsten und natürlichsten Weise zugegangen. Der Erfolg der altkirchlichen Mission ist eine großartige Illustration des Gleichnisses

von der selbstwachsenden Saat. Die Lebenskräfte des Evangelii von Christo sind an der Arbeit gewesen und zwar nicht blos in dem gepredigten, sondern auch in dem gelebten Worte. In der Saat lag das Leben, von dem mit der Beseligung und Erneuerung die Eroberung der Welt ausging.

Detaillieren wir diese allgemeine Antwort, so stehen wir zunächst vor der überraschenden Tatsache, daß von der nachapostolischen Zeit an die Sendung im eigentlichen Sinne des Worts einen immer geringeren Anteil an der Ausbreitung des Christentums hat, bis sie gegen Ende des 2. Jahrhunderts ganz aufhört. Allerdings wird missionarische Wanderpredigt getrieben, aber fast nur wenn nicht ausschließlich von solchen, die wir heute Freimissionare nennen; ein organisierter Missionsdienst scheint nicht eingerichtet gewesen zu sein. Größer als die direkte Missionstätigkeit seitens der Wanderevangelisten ist die indirekte Missionstätigkeit der stationierten Gemeindelehrer. Jedenfalls ist über den Umfang wie über den Erfolg der missionarischen Wanderpredigt wenig bekannt; eine Tatsache, welche zu dem Schlusse berechtigt, daß sie nach dem Tode der Apostel keine große Rolle gespielt haben kann. Auch hervorragende Missionare werden uns nicht genannt; nur Pantänus wird — von weniger bekannten Namen abgesehen — gelegentlich erwähnt, aber wir wissen weder mit Bestimmtheit, wo er seine vorübergehende Missionstätigkeit ausgeübt, noch was er ausgerichtet hat. Die in der Apostellehre gegebenen Anordnungen betreffs des Verhaltens der Gemeinden gegenüber den wandernden Aposteln und Propheten sind offenbar das Ergebnis übler Erfahrungen, die mit damaligen Freimissionaren gemacht worden sind.

Es liegt auf der Hand, daß es sehr verkehrt wäre, aus alledem die Lehre ziehen zu wollen, eine geordnete Sendung spiele überhaupt in der Geschichte der Ausbreitung des Christentums eine nebensächliche Rolle. Wir werden gleich sehen, wie viel wir aus der indirekten und gelegentlichen Missionstätigkeit zu lernen haben, die diesen Dienst in den ersten Jahrhunderten ergänzt und später ganz ersetzt hat; zunächst aber muß mit Nachdruck betont werden, daß das Zurücktreten der Sendung in der nachapostolischen Zeit uns nicht zu einer Geringwertung derselben, und die damalige unorganisierte Wanderpredigt nicht zu einer Empfehlung des heutigen Frei-

missionartums berechtigt. Der altkirchlichen indirekten war die apostolische direkte Mission vorangegangen und auf ihr beruhte die Kirchengründung. Es war ein glänzendes Zeugnis für den Erfolg der apostolischen Mission, daß sie eine Kirche gegründet hatte, die nicht nur ohne jede fernere Sendung von auswärtigen Missionaren, sondern überhaupt ohne fortgesetzte organisierte, direkte Mission sich selbst ausbreitete. Das Problem der Selbständigstellung eingeborener Kirchen, das uns heute soviel zu schaffen macht, hatte sie im Prinzipe gelöst: ihre Gemeinden unterhielten sich selbst, verwalteten sich selbst und breiteten sich selbst aus und die Ausbreitung geschah auf dem einfachsten und natürlichstem Wege: durch wachsende Assimilierung.

Es gibt verschiedene Stadien in der Geschichte der Ausbreitung des Christentums. Das erste ist und bleibt das der eigentlichen Sendung. Wir brauchen eine geordnete Sendung, und wie die Dinge heute liegen, muß sich dieses Sendungsstadium viel länger ausdehnen, als es in der alten Mission der Fall war. Abgesehen von der Größe des heutigen Missionsgebietes ist das wegen der Beschaffenheit der heutigen Missionsobjekte eine Notwendigkeit. Aber diesem ersten Stadium folgt ein zweites, nämlich das der Ausbreitung des Christentums durch die Heidenchristen selbst. Und hier fängt die große Lehre an, welche die Geschichte dieser Ausbreitung in den ersten drei Jahrhunderten uns gibt. Schon in dem ersten Stadium der Sendung muß, wie es in der apostolischen Zeit der Fall war, die junge Christenheit, die das Ergebnis der direkten Missionsarbeit ist, durch direkte und noch mehr durch indirekte Mitarbeit an der Ausbreitung des Christentums sich zu beteiligen gewöhnt, also der Missionstrieb ihr eingepflanzt werden und zwar so, daß sich nach und nach die Mission zur Selbstausbreitung entwickelt. So gewiß unser heutiges, ausgedehntes Missionsgebiet eine Vermehrung der Missionare noch immer nötig macht, so bedarf doch die einseitig ausgegebene Parole: „mehr Missionare" einer gesunden Korrektur. Für viele der heutigen Missionsgebiete muß sie vielmehr lauten: mehr Selbstausbreitung des Christentums durch die Heidenchristen und zwar, um das sofort vorauszunehmen: nicht blos durch besoldete, berufsmäßige Mitarbeiter aus ihnen, sondern durch die Gemeinden. Damit ist nicht gesagt, daß wir auf diesen Missionsgebieten die Missionare jetzt schon oder in absehbarer Zeit

entbehren könnten; wir können und dürfen unsre heutigen noch vielfach so unreifen Heidenchristen nicht so schnell sich selbst überlassen. Aber wir brauchen gerade auf diesen Gebieten, auf denen die Mission bereits in ihr zweites Stadium eingetreten ist, nicht zahlreichere Missionare, aber mehr Missionare größeren Stils, nicht blos gebildete, auch nicht blos organisatorisch begabte, sondern Pädagogen von Gottes Gnaden, die den heidenchristlichen Gemeinden Selbsttätigkeitstriebe einpflanzen und die einen heroischen Glauben an ihre Missionsfähigkeit wie an die Selbstausbreitungskraft des Christentums besitzen.

IV.

Nach dem Tode der Apostel hat die junge Christenheit selbst die Ausbreitung des Christentums bewirkt. Diese Ausbreitung ist, wie wir heute sagen, ganz das Werk der Eingeborenen gewesen, sowohl soweit sie durch direkten wie durch indirekten Missionsdienst geschehen ist. Schon in der apostolischen Zeit waren die einzelnen Gläubigen Missionare und die Gemeinden Missionsgemeinden. Sie waren es, indem sie bei allen Mängeln, die auch ihnen anhafteten, ihre Umgebung als Lichter durchleuchteten, und durch Wort und Werk ihren Glauben bezeugten. So wuchsen nicht bloß durch Angliederung die apostolischen Gemeinden wie von selbst, sondern es entstanden in der Nähe und sogar in der Ferne auch neue Gemeinden wie durch eine Windbewegung, die weithin Samen trägt. Die Selbstausbreitung des Christentums war von Anfang an ein Naturgesetz, das sich in jede folgende Generation einlebte. Ermöglicht wurde das dadurch, daß die junge Christenheit eine triebkräftige Saat darstellte, die aus lebendigem Samen entsprossen war. Über die Beschaffenheit dieses Samens kann kein Zweifel bestehen; es war kein anderer als das mit einem zuversichtlichen Glauben geglaubte und als Kraft Gottes im Leben der Glaubenden sich erweisende Evangelium, wie es in den apostolischen Schriften vorliegt. Umständlich das zu beweisen, ist überflüssig. Allerdings enthalten diese Schriften, namentlich die Briefe, die geistliche Nahrung, mit der die Christen gespeist wurden, aber inhaltlich ist auch den Heiden kein anderes Evangelium gepredigt worden. Als die eigentliche Sendung aufhörte, ist Heidenpredigt und Gemeindepredigt im wesentlichen identisch. Es war kein verdünntes Evangelium, das den Heiden gebo-

ten wurde, ein einfaches wohl, aber immer ein ganzes Evangelium. Für die nachapostolische Zeit dürfte das älteste Taufbekenntnis und die Apostellehre, obgleich sie der Missionstätigkeit nicht direkt gedient haben, den Rahmen bilden, innerhalb dessen die Heidenpredigt bezw. Unterweisung sich bewegte. Ist das richtig, so ergibt sich zweierlei: 1. daß der Christus der Evangelien auch in der nachapostolischen Periode nachdrücklicher verkündigt worden ist, als die theologischen Schriften des 2. Jahrhunderts erkennen lassen und 2. daß die sittlichen Anforderungen des Christentums stark betont worden sind.

Jedenfalls ist das letztere in den christlichen Gemeinden mit großem Nachdruck geschehen. Neben dem, was das Evangelium gibt, ist das, was das Evangelium fordert, ausgiebig zu Worte gekommen. Das: lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe, ist getreulich befolgt und mit Energie auf ein Christentum der Tat hingearbeitet worden. Und in diesem durch den Wandel der Christen versichtbarten Christentum, welches ebensowohl die Energie veranschaulichte, mit der man glaubte, wie den Ernst, mit dem man sich befleißigte, diesen Glauben das ganze Leben regieren zu lassen, lag die Hauptmissionsmacht der Christen, auch der geringen und ungebildeten, die des Wortes nicht mächtig waren. Es waren nicht bloß die Frauen, die durch ihren Wandel ohne Wort Nichtgläubige gewonnen haben. Der Geist der Herrlichkeit, der bei all ihrer Elementarität auf den Christen ruhte, machte dann auch das einfachste Zeugnis durch das Wort zu einer werbenden Macht. Und auch an diesem Wortzeugnis hat es nicht gefehlt; es ging von Individuum zu Individuum und hat vielleicht mehr Bekehrungen bewirkt, als die öffentliche Rede der berufenen Gemeindelehrer. Ich halte mich nicht weiter auf bei dem Inhalt der Predigt. Soweit meine Kenntnis reicht, wird — verschwindende Ausnahmen abgerechnet — in der heutigen Mission das apostolische Evangelium verkündigt, vielleicht manchmal nicht elementar und verständlich genug; was wir aus der altkirchlichen Ausbreitungsgeschichte lernen müssen, das ist, daß mit aller Energie auch auf ein Christentum der Tat hingearbeitet werden muß. Ein Christentum, daß man sehen kann, ist immer die beste Empfehlung des Christentums, das gepredigt wird. Wie die Kinder viel mehr dem folgen, was sie sehen, als dem, was sie hören, so übt der gelebte Glaube eine größere Anziehungskraft aus als der gelehrte oder nur mit Worten bekannte Glaube.

Außer dem sittlichen Ernst, den die Christen bewiesen, und der bei aller Relativität ihres Heiligungslebens doch so notorisch war, daß unter den seitens der Heiden gegen sie erhobenen Beschuldigungen die der Unmoralität so gut wie keine Rolle spielte, sind es vornehmlich noch 4 Dinge, in denen ihre Missionsmacht lag: 1. ihr Verhalten gegenüber dem Heidentum; 2. ihr Heroismus in den Verfolgungen; 3. ihre vielseitige Barmherzigkeitsübung und 4. ihre unter einander bewiesene Bruderliebe.

Das Verhalten der Christen jeder Art des Götzendienstes gegenüber war ein durchaus exklusives. In der Befürchtung, sich mit demselben zu beflecken, ging man vielfach bis zur weltflüchtigsten Rigorosität. Rückfälle in das Heidentum sind selten vorgekommen. Aber diese Exklusivität hemmte nicht, sondern beförderte die Ausbreitung des Christentums. Vor einem halben, zum Paktieren bereiten Glauben hat niemand Respekt, und durch Welt ist Welt nie überwunden worden.

Auch in ihren Leiden und nicht bloß in den großen Verfolgungsleiden bewiesen die Christen, eine weltüberwindende und darum welterobernde Macht. Es kostete viel ein Christ zu sein, aber es brachte nichts ein, darum gab es keine sog. Reischristen. Wer ein Christ geworden war, dem war sein Glaube auch des Opfers wert; er war es, weil er sich des Geglaubten gewiß war. Weil sie Ernst damit machten: „nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin" — darum gehörte den Christen das Reich. Es fehlte ja, besonders im 3. Jahrhundert, nicht an Verleugnungen, aber überwiegend war es doch die Standhaftigkeit der Bekenner, die in den Verfolgungszeiten hervortrat. Was dem Martyrium seine missionierende Macht gab, das war weit weniger das Mitleid mit den Märtyrern, das Sympathieen für sie erweckte, als der Heroismus, der Bewunderung einflößte und zur Achtung für einen Glauben nötigte, um deswillen man selbst das Leben opferte.

Noch einflußreicher für die Ausbreitung des Christentums war die vielseitige Barmherzigkeitsübung der Christen, die das Evangelium der Liebe in Tat umsetzte: die großartige Fürsorge für die Armen, die Witwen und Waisen, die Kranken, die Gefangenen, die Sklaven, für die Bedrängten bei großen Kalamitäten; kurz die Hilfsbereitheit gegenüber Notleidenden aller Art, warb für das Christen-

tum mit einer Sprache der Beredsamkeit, die nicht bloß die Mühseligen und Beladenen zu dem Jesus einlud, in dessen Schule die Gläubigen sie gelernt hatten. Und darin lag die Macht dieser dienenden Liebe, daß sie ausging von Leuten, die selbst Heiden gewesen waren, also von den eingebornen Christen, nicht wie heute von fremdländischen Missionsorganen, die für unermeßlich reich gelten, deren Wohltaten man für ihre Pflicht und Schuldigkeit hält, oder vielleicht als unlautere Proselytierungsmittel verdächtigt. Es tut ja auch die mannigfaltige Barmherzigkeitsübung der heutigen Missionsorgane manchen missionarischen Pionierdienst; aber es würde eine ganz andre Macht von ihr ausgehen, wenn es die eingebornen Christen wären, die sie ins Werk setzten.

Etwas sehr Gewinnendes lag endlich in der spezifischen Bruderliebe, die die Gläubigen untereinander verband. Sie nannten sich nicht bloß Brüder und Schwestern, der Name war Tat, so daß selbst die Heiden bezeugten: „Sehet, wie sie sich untereinander lieben." Obgleich die Armen überwogen, so bestanden die Gemeinden keineswegs aus Proletariat, sondern setzten sich aus Vertretern aller Stände zusammen; aber die Bruderliebe überbrückte alle sozialen Unterschiede und der Bruderverband ging über die Einzelgemeinden hinaus: durch persönlichen und schriftlichen Verkehr wie durch gegenseitige Unterstützungen bildeten sie untereinander eine Gemeinschaft, noch ehe sie sich zu geordneten Kirchenverbänden zusammenschlossen. An der Gemeinde hatte nicht nur der einzelne Christ seinen Halt, sondern ihre Existenz, die bloße Darstellung einer solchen eigenartigen Gemeinschaft, wirkte auch anziehend auf die draußen Stehenden und zwar lange vorher, ehe die große Kirche durch ihre Macht imponierte. So wurden die Gemeinden Magnete und in immer größeren Kreisen um sie herum wuchs eine Christenheit, die dann auch ihrerseits den neuen Glauben immer weiter verbreitete.

Hier ist alles Vorbild. Das ist die große Lehre, die Hauptlehre, die der Heidenmission der Gegenwart aus der Geschichte der Ausbreitung des Christentums in den ersten 3 Jahrhunderten gegeben wird: die Hauptmissionsmacht liegt in den heidenchristlichen Gemeinden. Ich bezeichne nun nur in kurzem Umriß, was für den heutigen Missionsbetrieb aus dieser Lehre folgt.

1. Die berufsmäßige Wanderpredigt, auch wenn sie von eingeborenen Evangelisten getrieben wird, hat für die Ausbreitung

des Christentums — wie auch die missionsliterarische Tätigkeit — nur präparatorische Bedeutung. Von bleibendem Erfolg ist die „Evangelisation" nur, wenn Gemeindesammlung ihr folgt.

2. Sammlung, Organisation und erzieherische Pflege der Gemeinden ist die gesunde Grundlage für die Ausbreitung des Christentums und daher (neben der werbenden Predigt) das eigentliche Hauptstück der missionarischen Arbeit.

3. Die Aufnahme in die Gemeinde ist weniger abhängig zu machen von einem bestimmten Quantum religiösen Wissens als von einem elementaren Gläubigsein und von der Entschlossenheit, mit dem Heidentum und all seinem unheiligen Brauch zu brechen, den Geboten Christi gehorsam zu sein und um des Evangelii willen auch Opfer zu bringen.

4. Die erzieherische Pflege der Gemeinde besteht neben der Befestigung und Vertiefung im Glauben durch Gründung in christlicher Erkenntnis in der Anleitung zur praktischen Betätigung des Glaubens durch einen Wandel in der Nachfolge Christi. Behufs der Eingewöhnung in die neue, christliche Lebensordnung muß in Predigt und Unterweisung die christliche Ethik eine hervorragende Stelle einnehmen und ernste Kirchenzucht geübt werden.

5. Im Zusammenhang mit dieser doppelseitigen Erziehung ist von dem ersten Anfange an in der Gemeinde das Bewußtsein zu wecken und fortgehend zu schärfen, daß sie einen Missionsberuf hat, der darin besteht, ein Salz und ein Licht inmitten ihrer heidnischen Umgebung zu sein und durch Wort und Wandel ihr Christentum zu bezeugen.

6. Unerläßlich notwendig ist die baldige Indienststellung eines eingeborenen Lehrstandes, der aber aus Leuten bestehen muß, die im Glauben gegründet, sittlich gefestet und gebildet, doch nicht verbildet sind.

7. Aber so viel Fleiß auch auf die Heranbildung eines solchen Lehrstandes zu verwenden ist, so dürfen die Gemeinden nicht dadurch an Passivität gewöhnt werden, daß die Missionspflicht nur auf seine Schultern gelegt wird. Das ertötet das Bewußtsein ihres eigenen Missionsberufs.

8. Die missionierende Tätigkeit der Gemeinden besteht vornehmlich in dem christlichen Wandel, den ihre Glieder führen und der ihren Glauben unter den Heiden in Achtung setzt. An diesem

Wandel hängt auch wesentlich die werbende Kraft des Zeugniswortes von Individuum zu Individuum. Dieses Zeugniswort soll unverkünstelt sein und da abgelegt werden, wo natürliche Gelegenheit gegeben ist, also gegenüber den Haus-, den Orts- und Berufsgenossen und dann überall mitgehen, wohin der Christ selbst geht.

9. Endlich muß die Missionsmacht der Gemeinde als solcher mobil gemacht werden. Das geschieht durch Pflege des Brudersinns, der friedfertigen Einigkeit, der gemeinsamen Barmherzigkeitsübung und durch gliedliche Organisation. Diese gliedliche Organisation muß auch in einem Verbande der Einzelgemeinden unter einander in die Erscheinung treten, so daß die christliche Gemeinschaft in ihrer Einheit als Kirche in dem Prozesse der Ausbreitung des Christentums eine moralische Macht wird.

Das alles sind sehr einfache, fast selbstverständliche Dinge, aber realisiert sind sie Lebensmächte. Wo sie fehlen oder nicht fungieren, legt man das Gewicht auf Methoden; wo sie wirksam sind, ersetzen sie alle Kunstmittel. Unser heutiger Missionsapparat läßt sich ja nicht auf die Primitivität der ersten Jahrhunderte zurückschrauben, aber wenn er von der damaligen Selbstausbreitung des Christentums mehr Gewicht auf Einfachheit und Natürlichkeit als auf künstliche Methoden zu legen lernt, so wird er eine große Kraft anziehen. Ich kann mich jetzt nicht darauf einlassen, die Verkünstelungen und selbst Unterbindungen der missionarischen Selbsttätigkeit der gegenwärtigen Heidenchristenheit darzulegen, welche an vielen, unseren heimatkirchlichen Institutionen nachgebildeten Einrichtungen hängen, mit denen man sie überschüttet; aber das ist mir gewiß, daß viele dieser Einrichtungen eine Rüstung für sie sind, bezüglich deren sie mit dem Hirtenknaben David erklären muß: Herr König, ich kann nicht also gehen. Anfänglich ist es dadurch verfehlt worden, daß die Ausbreitung des Christentums viel zu ausschließlich in die Hände der fremdländischen Missionare und dann in die der eingeborenen besoldeten Mitarbeiter gelegt worden ist. Es ist ja jetzt die Erkenntnis Gemeingut geworden, daß selbständige heidenchristliche Kirchen das Ziel der Mission sind, aber in dem Eifer, dieses Ziel zu erreichen, wird vielfach ein Kunstbau aufgeführt, dem die natürliche Grundlage fehlt, und diese natürliche Grundlage muß heute sein, wie es in der altkirchlichen Zeit gewesen ist: die gereifte, sich selbst erbauende und selbst missionierende Gemeinde.

V.

Der Hauptsache nach glaube ich mit diesen Ausführungen die mir gestellte Aufgabe gelöst zu haben. Es haben ja auch noch andere Momente in die altkirchliche Ausbreitung des Christentums mit hineingespielt: außer der machtvollen Autorität der Kirche und des Episkopats, namentlich die mancherlei *synkretistischen Gestaltungen* in Lehre und Kultus, welche das Ergebnis der berechtigten und unberechtigten Akkommodation an die religiösen Bedürfnisse waren, die in Philosophie wie Mysterienkult für Verstand, Gemüt und Phantasie Befriedigung suchten. Je lebendiger der Kontakt wurde, in welchen das Christentum und das gesamte damalige Geistesleben miteinander traten und je mehr sich das erstere der Sprache und den Anschauungen des letzteren anzupassen suchte, um in sie das Verständnis der neuen Religion zu kleiden, desto mehr griff auch eine inhaltliche Beeinflussung derselben durch Einmischung rationalisierender und materialisierender Elemente um sich. Harnack hat diesen synkretistischen Prozeß mit einer gewissen Vorliebe anschaulich detailliert; er geht aber nach zwei Seiten hin zu weit: 1. indem er auch ursprünglich christliche Mysterien auf synkretistische Entlehnungen zurückführt und 2. indem er die Missionsmacht des Synkretismus überschätzt. Aber darüber ist kein Zweifel, daß aus Philosophie und Mysteriosophie Elemente herübergenommen worden sind, welche Alterierungen des evangelischen Christentums zur Folge gehabt haben, und daß dieses synkretistische Christentum für große Mengen annehmbarer gewesen ist, als das einfache apostolische. Als die Massenchristianisierung kam, sind diese Alterierungen sogar in Substituierungen ausgeartet, die bis dahin gingen, daß kirchliche Heilige an die Stelle der heidnischen Gottheiten gesetzt wurden.

Aber so wichtig dieser ganze Prozeß auch für den Missionstheoretiker ist, so hat er es doch mit Fragen zu tun, die für die gegenwärtige Mission *augenblicklich noch nicht brennend* sind und daher nur anhangsweise und kurz zur Sprache gebracht zu werden brauchen.

Wo zwei Religionen zusammenstoßen, von denen jede ein eignes Leben hat, da gibt es nicht blos Kampf, sondern auch herüber und hinüber *Anpassungen* und *Mischungen*. Religiöse und sittliche Gedanken des Christentums bringen ein in die heidnische Gedankenwelt und bewirken in ihr allerlei Idealisierungen und selbst refor-

matorische Bewegungen, und umgekehrt wandern, schon mit der Sprache, nichtchristliche Anschauungen und auch Sitten und Gebräuche herüber in die christliche Geisteswelt, in der sie zu christianisieren versucht werden, ein Prozeß, bei dem es jedoch ohne Trübungen des christlichen Glaubens und Lebens nicht abgeht. Allein diese Mischungen treten für gewöhnlich erst im zweiten oder dritten Stadium der Missionsgeschichte ein, wenn das Christentum bereits eine Macht zu werden begonnen hat, wenn die gegenseitigen Beziehungen zwischen ihm und dem Geistesleben der Bevölkerung intimere geworden sind und wenn christliche Massenbewegungen in Gang kommen. Man kann mit demselben Rechte sagen: die Massenbewegungen bewirken diese Mischungen wie: die Mischungen begünstigen die Massenbewegungen.

In der gegenwärtigen Mission ist nun dieser Mischungsprozeß noch nicht im Gange, obgleich er z. B. in Japan und Indien bereits seine Schatten vorauswirft. Es ist nicht bloß Kaste und Ahnendienst und überhaupt die sich häufende Fülle von Sittenproblemen, die mit gefährlichen Akkommodationen drohen, sobald der numerische Missionserfolg wächst, sondern auch der indische Pantheismus und Theosophismus, der chinesische Moralismus und der rationalistische jungjapanische Eklektizismus werden synkretistische Gefahren bringen, sobald die Berührung mit ihnen eine lebendigere wird. Und das sind die Lehren, welche die altkirchliche Ausbreitungsgeschichte des Christentums in dieser Beziehung uns erteilt: 1. daß wir uns auch in der gegenwärtigen Mission auf eine synkretistische Periode gefaßt zu machen haben; 2. daß diese Periode das Christentum mit allerlei Schaden an seiner Seele bedrohen wird; 3. daß auch bei den *berechtigten* Anpassungen an die Vorstellungs- und Sittenwelt der Missionsobjekte große Weisheit vonnöten ist, um Verheidnischungen des Christentums zu verhüten; und 4. daß wir in aller geduldigen Treue eine solche *solide Grundlegungsarbeit* tun müssen, wie die apostolische Mission sie getan hat, damit, auch wenn Holz, Heu, Stoppeln auf diesen Grund gebaut werden, er das Prüfungsfeuer besteht.

Unsere Aufgabe an der heidnischen Frauenwelt Indiens.

Von Julius Richter.

II.

Da die heidnische Frauenwelt zum überwiegenden Teile vom zehnten oder zwölften Jahre ab von der Außenwelt abgeschlossen wird und für die Missionsschulen unerreichbar ist, hat die evangelische Mission mit Recht auf das ernsteste darüber nachgesonnen und hat die mannigfaltigsten Versuche gemacht, in die Senana der indischen Frauen einzudringen. Die Senana-Arbeit bildet den Hauptteil, das Zentrum der Missionsarbeit an den heidnischen Frauen. Ich gehe hier weder auf die Schrecken der Senana ein — sie sind aus andern Schilderungen hinlänglich bekannt — noch verweile ich bei den großen Unterschieden in der Strenge der Senana-Abgeschlossenheit; es wurde zu Anfang beiläufig darauf hingewiesen. Wir fragen gleich: was will die Senana-Arbeit? Ist es ihre Aufgabe, die in öder Leere dahin lebenden Frauen geistig anzuregen, ihnen allerlei nützliche Kenntnisse beizubringen, sie in Handarbeiteu zu unterrichten, sie aufzuklären u. dergl. mehr? Offenbar ist es gut, wenn die Mission sich immer recht klar vor die Seele stellt, was ihr die Hauptsache ist, und das um so mehr, je größer für sie die Versuchung ist, sich in Allotria zu verlieren. Die Hauptsache ist in diesem Arbeitszweige ebenso wie bei allen andern, den indischen Frauen den Heiland und das Heil anzubieten und zwar in solcher Form, daß sie glauben und selig werden können. Daß dies und nichts anderes die Aufgabe der ganzen Senana-Arbeit ist, das ist uns so selbstverständlich, daß es nicht nötig ist, darüber auch nur ein Wort weiter zu verlieren. Allein bei der Ausrichtung dieser Aufgabe türmen sich die Schwierigkeiten auf. Bekanntlich sind in Indien wie in den meisten Heidenländern die Frauen die Träger und eifrigsten Verfechter des heidnischen Aberglaubens. Es ist also keineswegs so, wie unsere fromme Phantasie sich das auszumalen liebt, daß die heidnischen Frauen von ihrem Heidentum und alten Wesen unbefriedigt, sich nach neuer, höherer Erkenntnis sehnen. Im Gegenteil sie sind meist mit den altheidnischen Vorstellungen so innig verwachsen, daß sie empfindlich, wo nicht gar fanatisch werden, sobald die Missionsschwester daran zu rütteln wagt. Nun erscheinen uns

die Zustände der Senana, zumal der nordindischen und mohamedanischen, so unerträglich, daß wir meinen, die Missionsschwestern müßten von den armen, unterdrückten Frauen, zumal von den Witwen, wie rettende Engel willkommen geheißen werden. Allein die Mission ist ganz und gar nicht in der Lage, den Frauen und Witwen ihre Ketten abzunehmen; sie muß sich auf das sorgfältigste hüten, falsche Erwartungen zu erwecken; sie kann die soziale Lage der Frauen nicht ändern und darf ihnen deswegen auch keine Hoffnungen machen. Es ist höchst unweise, wenn den indischen Frauen die englische oder amerikanische Auffassung von der Stellung der Frau als die einzig richtige, im Worte Gottes begründete hingestellt wird. Dagegen werden schon wir Deutsche und noch mehr die Romanen erhebliche Bedenken erheben. Ob selbst christlich und evangelisch durchgebildete Orientalen, Hindu und Chinesen, je nach ihrer Anschauungs- und Empfindungswelt der Frau eine solche Stellung anweisen würden, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Also auch darin hat die Mission keine Handhabe, Eingang in die Senana zu gewinnen. Zudem ist der Zutritt stets von der Erlaubnis der Männer abhängig, und mögen diese auch unter dem Einflusse des weiblichen Teils ihrer Hausgenossen den Wünschen derselben nach Verkehr und Umgang mit den Missionsschwestern und Bibelfrauen weit entgegenkommen, so würden sie doch ohne Zweifel ihre Erlaubnis zurückziehen und gegen die Arbeit in ihren Senana Front machen, wenn die Missionsschwestern den ihnen gewährten Einfluß „mißbrauchten."

Die Schwierigkeit der Senana-Arbeit besteht also zuerst darin: wie kann den heidnischen Frauen die christliche Lehrunterweisung so anziehend gemacht werden, daß sie derselben ein offenes Ohr und Herz leihen? Da ist nun der erfinderischen Liebe der Missionsschwestern ein weiter Spielraum geschaffen, und mehr oder weniger wird jede sich bemühen, auf ihre Art an die heidnischen Frauen heranzukommen. In keinem Missionszweige finden wir eine größere Mannigfaltigkeit. Die eine lockt die Zuhörerinnen durch fesselnde Erzählungen aus der europäischen Heimat; die andere singt unsere schönen Lieder vor und weckt bei jenen die Sangeslust; eine andere benutzt das Interesse der Frauen für weibliche Handarbeiten; wieder eine andere knüpft an den vorausgegangenen Schulunterricht an und führt denselben in einem oder in allen Fächern fort, oder wenn noch

kein Unterricht vorausgegangen, aber Lust vorhanden ist, lesen und schreiben zu lernen so beginnt sie damit. Natürlich ist dabei die Gefahr vorhanden, daß über diesen Nebendingen, die den besuchten Frauen soviel wichtiger sind, die Hauptsache, der christliche Religions-Unterricht, bei Seite gesetzt werde. Es gehört christlicher Charakter und eine gewisse berechtigte Hartnäckigkeit dazu, immer wieder die Gedanken dahin zu führen. Ein Schlüssel zu vielen Herzen ist die ärztliche Geschicklichkeit, die im Stande und bereit ist, leibliche Nöte zu heilen und Schmerzen zu lindern. Solch eine ärztliche Missionsschwester hat schon oft, auch ohne medizinische Examens-Diplome, den Zugang zu fest verschlossenen Senana gefunden.

Ich bin überzeugt, alle Senana würden sich schließlich öffnen, wenn die Missionsschwestern imstande wären, die Arbeit in allen selbst zu verrichten. Allein da zeigt sich sogleich eine zweite, nicht minder große Schwierigkeit der Senanaarbeit, ihre unendliche Zersplitterung. In einer Schule, und wäre es auch eine noch so kleine, hat man doch wenigstens ein oder zwei Dutzend Schülerinnen; in den Senana hat man es ganz überwiegend mit Einzelnen zu tun; vielleicht daß sich zwei oder drei Frauen dazu finden; ists besonders günstig, so kommen wohl vom Nachbarhause noch ein paar dazu; aber daß sich um die Missionsschwester ein Dutzend Frauen auf einmal versammelt, ist schon eine Ausnahme. Eine Missionsschwester in dem allerdings besonders ungünstigen Delhi berichtete, daß sie zur Zeit der Blüte ihrer Arbeit in 21 Senana zusammen 38 Schülerinnen gehabt habe, und dabei hatte sie soviel zu tun, daß sie sich über ihre Kräfte anstrengte und mit gebrochener Gesundheit heimkehren mußte. Soll also die Senanaarbeit in einigem Umfang getrieben werden, so müssen dazu eingeborene Hilfskräfte herangezogen werden.

Ohne Zweifel würde am liebsten jede Missionsschwester die ganze Arbeit selber tun; aber sie hat eben nur zu wählen, entweder muß sie sich auf eine ganz kleine Anzahl von Senana beschränken oder sie muß einen Teil der Arbeit an Gehilfinnen abgeben. Mehr und mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß der letztere Weg der richtigere ist. Aber es sind allerdings sehr große Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen. Eine einfache Arbeit mehr oder weniger mechanischer Art, zu der nicht viel positive Kenntnisse und ein leidlich guter Drill gehören, wie Handarbeits- und

elementarer Schulunterricht, läßt sich wohl von mangelhaft geschulten Kräften ausrichten. Aber diese freie Arbeit in den Senana, wo alles darauf ankommt, allen alles zu werden und jede sich bietende Gelegenheit auszunutzen, ist für ungenügend vorbereitete Gehilfinnen besonders ungeschickt; nur zu leicht werden sie dabei versagen. Da alles darauf ankommt, einen christlichen Einfluß auszuüben und den christlichen Unterricht in den Mittelpunkt zu schieben, können selbstverständlich nur Christinnen für diesen Dienst verwendet werden; da aber weitaus die Mehrzahl der Christen aus ungebildeten Volkskreisen herstammen, wo soll man die religiös genügend durchgebildeten Frauen hernehmen? Handelt es sich um Arbeiten, die sich nach der Elle messen lassen oder bei denen an der Hand eines Lehrbuchs schnell nachgeprüft werden kann, dann ist wenigstens eine sorgfältige Aufsicht möglich, und wird dieselbe gewissenhaft geübt, so kann dann doch mit Fleiß und Treue eine schwache Kraft etwas tüchtiges leisten. Aber in dieser Senanaarbeit heißt es soviel auf fremde Wünsche eingehen, soviel auf wechselnde Verhältnisse Rücksicht nehmen, daß an ein regelmäßiges Fortschreiten, an die Durchnahme eines vorgeschriebenen Pensums in einer bestimmten Zeit kaum zu denken ist. Um so schwieriger ist dann die doch so dringend wünschenswerte Beaufsichtigung. Und daß Frauen, deren christlicher Charakter selbst noch unbefestigt ist, ohne diese auf die Dauer sich bewähren, ist nicht zu erwarten. Es kommt dazu, daß nach den indischen gesellschaftlichen Anschauungen eine solche Senanaarbeit eigentlich nur von verheirateten oder verwitweten Frauen ausgeübt werden kann; bei weitem die meisten dieser Frauen haben also häusliche Pflichten, sie haben Mann und Kinder zu versorgen, die Mission kann weder wünschen, daß diese nächsten und wichtigsten Pflichten im dienstlichen Interesse vernachlässigt werden, noch daß mit Rücksicht auf dieselben der Senanadienst lüderlich ausgerichtet wird. Außerdem gehören die Christen ihrer großen Mehrzahl nach niederen Kasten oder den Kastenlosen an, und wenn sie auch durch die Taufe nach indischer Anschauung ihre Kaste verloren haben oder aus dem Kastenverband ausgeschieden sind, so klebt ihnen doch ihre Kastenherkunft an, und die Häuser der höheren Kasten, in denen vorwiegend die Senanaarbeit getrieben wird, erschließen sich ihnen nur ungern und widerwillig; kann es doch gar zu leicht den noch im heidnischen Verband stehenden Frauen als Verunreinigung oder Bruch der Kaste aus-

gelegt werden, wenn sie mit Christenfrauen niederer Abstammung Gemeinschaft haben. Endlich ist eine Senanaarbeit in kleinem Umfang missionarisch von sehr geringem Werte; wenn sie aber in größerem Maßstabe d. h. mit einem stattlichen Stabe von eingeborenen Hilfskräften betrieben werden soll, so sind die Kosten recht erheblich. Auch ist es nicht unbedenklich, daß dadurch immer mehr Christen in den Sold der Mission treten und dadurch der ohnehin schon unbequem und ungesund große Prozentsatz der Christen, die von der Mission leben, noch vergrößert wird. Es ist weder für die innere Entwickelung der Christen noch für das Ansehen der Mission gut, wenn letztere in dem Geruch steht, eine gute Einnahmequelle zu sein.

Also die Schwierigkeiten der Arbeit mit sogenannten Bibelfrauen sind sehr groß, so groß, daß meine Achtung vor den großen Zahlen der bearbeiteten Senana oder der angestellten Bibelfrauen in manchen, zumal südindischen, Missionen bei genauerer Kenntnis der Verhältnisse sehr gesunken ist. Die große Gabe der Engländer und Amerikaner zu organisieren und jede Arbeit ins große zu betreiben hat ihnen oft einen Streich gespielt; sie haben die Arbeit viel zu groß angelegt, als daß sie weder die eingeborenen Hilfskräfte noch die beaufsichtigenden Missionsschwestern zu einer gewissenhaften Durchführung derselben hätten.

Es werden bei der Senanaarbeit einige Gesichtspunkte nicht ungestraft aus der Acht gelassen: Zuerst und vor allem: eine Mission darf nicht mehr Senana in Arbeit nehmen, als sie imstande ist beaufsichtigen zu lassen. Unbeaufsichtigte Arbeit der Bibelfrauen ist leider in sehr vielen Fällen fast pro nihilo, wie ich selbst in manchen südindischen Städten feststellen konnte. Nun gehen allerdings die Ansichten sehr weit aus einander über den Grad dieser Aufsicht. In derselben südindischen Stadt erklärte mir eine deutsche Missionsschwester, sie könne nicht mehr Senana annehmen, als daß sie in jeder wenigstens wöchentlich eine Stunde gebe; und eine amerikanische Schwester erzählte mir, sie halte alle Monate einmal eine Konferenz mit ihren Bibelfrauen ab, worin diese über ihre Erfahrungen und Erfolge zu berichten hätten; außerdem sehe sie je und je einmal in diesem oder jenem Senana nach. Ich möchte sagen, das eine ist zu viel, das andere zu wenig. Die Erfahrung muß die rechte Mitte lehren, die jedenfalls nach der Zuverlässigkeit der Bibelfrauen, nach dem Charakter der bearbeiteten Senana und nach dem

kirchlichen Gepräge der einzelnen Mission verschieden bestimmt wird. — Weiter ist Gewicht auf die Kontinuität der Arbeit zu legen; sie ist auf diesem Gebiete viel wichtiger als in manchen andern Zweigen der Missionsarbeit; Vertrauen ist ein zartes Ding, mit dem vorsichtig umgegangen werden muß. Da im allgemeinen die Schwestern das aufreibende indische Klima weniger lange vertragen als die widerstandsfähigeren Männer und in Folge davon der Wechsel im weiblichen Missionspersonale noch größer ist als im männlichen, ist für diesen Arbeitszweig die deutsche Art besonders günstig, der es selbstverständlich ist, daß der Nachfolger genau da anknüpft und die Arbeit fortsetzt, welche der Vorgänger betrieben hat. Sehr ungünstig wirkt darauf die independente Art ein, die es jedem neuangekommenen Missionar frei stellt, sich einen Arbeitskreis nach seinen Gaben und Kräften zu schaffen. Wie oft werden dadurch mühsam angeknüpfte Fäden wieder zerrissen und ein in großer Geduld gesammelter Stab von Hilfsarbeitern wieder zerstreut! — Noch wichtiger ist, daß viel Fleiß auf die Ausbildung und Förderung der Bibelfrauen verwendet werde. Es ist gut, wenn Personen vorhanden sind, welche in ihrer Jugend einen tüchtigen christlichen Unterricht genossen haben. Oft sind solche nicht zu haben, und man muß sich mit andern behelfen. Da es, wie schon erwähnt, verheiratete oder verwitwete Frauen sein müssen, sind sie meist aus dem Alter frischen Lerneifers und lebendiger Aufnahmefähigkeit heraus. Bringen sie während des Lehrkursus ihre Kinder mit zur Station, so wird damit der leitenden Schwester keine geringe Last aufgebürdet. Soll ein Dutzend oder mehr Familien während eines Vierteljahres oder länger auf der Station leben, so ist schwer die Gefahr zu vermeiden, daß sie während dieser Zeit aus ihren ärmlichen häuslichen Verhältnissen herausgerissen und an Ansprüche gewöhnt werden, welche hernach die Mission weder erfüllen kann noch will. Und was läßt sich mit erwachsenen Frauen, die vielleicht ohne Kenntnis der Buchstaben zur Station kommen, in einem Vierteljahr erreichen! Günstiger ist es, wenn die Lehrlinge Frauen aus der Stadt sind, welche ihre häuslichen Pflichten und die Senana-Besuche so ordnen können, daß sie täglich spät abends oder früh morgens zu einer Lektion nach der Station kommen. Gibt dann noch die Missionsschwester bei ihren Besuchen in den Senana fleißig Probelektionen und weist im Anschluß daran die Frauen praktisch in die Arbeit ein, so ist noch am ersten das Ziel zu er-

reichen, einen zwar kleinen, aber zuverlässigen Arbeiterstab heranzubilden. Das ist das Schmerzliche an diesem großen und wichtigen Arbeitszweige, daß man immer zwischen zwei Extremen hin und her geworfen wird; entweder muß man an zahlreichen offenen Türen vorüber gehen, oder man muß mit minder tüchtigen Hilfskräften arbeiten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Senanaarbeit da, wo sie längere Zeit sich in regelmäßigem Gange befindet, mehr in die Art der Schule, des fortschreitenden Unterrichts übergeht; soweit dabei eine gewisse, sonst unvermeidliche, aber hier unangebrachte Pedanterie fern gehalten wird, ist das auch nur zu wünschen; reformfreundliche Kreise wie der Brahma Samadsch pflegen sogar das Schulwesen in den Senana im Interesse der Volksaufklärung, und der Mission kann diese Strömung nur willkommen sein. Man wird in solchen Fällen die minder sorgfältig durchgebildeten Bibelfrauen durch regulär ausgebildete Lehrerinnen ersetzen und dabei den Vorteil haben, daß sich eine wenn auch beschränkte Anzahl von Frauen aus benachbarten oder befreundeten Häusern zusammenfindet.

Eine sehr schwierige Frage, über die ich sachkundige Leute aus allen Lagern der Mission befragte und sehr stark abweichende Urteile gehört habe, ist die: welches Ziel erstrebt die Senana-Arbeit? Sucht sie die Taufe und den öffentlichen Anschluß an die Christengemeinde herbeizuführen? Das scheint selbstverständlich zu sein, wenn doch den Frauen in den Senana das ganze Evangelium angeboten werden soll. Und doch gibt es nur zwei Möglichkeiten: die Taufe kann den Frauen nur entweder mit Genehmigung und Zustimmung des Mannes oder ohne und wider seinen Willen erteilt werden. Ohne Zweifel ist der erstere Fall der günstigere; wir können nur wünschen, daß er recht oft eintritt. Aber wie die Verhältnisse in Indien liegen, hat er zur Voraussetzung, daß der Mann auch entweder bereits getauft ist oder den ernsten Willen hat, Christ zu werden. Das ist also der glückliche Zustand, daß mit der Arbeit an den Frauen im Senana diejenige an den Männern auf der hohen Schule oder wo sonst parallel gegangen ist und beiderseits zu dem gewünschten Erfolge geführt hat. Allein das ist leider zur Zeit noch eine seltene Ausnahme. Weitaus in den meisten Fällen widersetzen sich die Männer der Taufe ihrer Frauen auf das entschiedenste; die Taufe ist Bruch der Kaste, durch den Empfang derselben wird die

lesen hat, dem wird es vielleicht aufgefallen sein, daß wenig über sie erzählt wird. Das hat seinen guten Grund. Weitaus überwiegend sind in ihnen die schmerzlichen Erfahrungen; sie sind nur geeignet, die obigen Ausführungen zu bekräftigen. Die Mehrzahl der Insassen dieser Häuser sind Witwen, welche in ihren Häusern zu grausam und rücksichtslos behandelt wurden und sich deswegen in Verzweiflung der Mission in die Arme warfen; oft sind es tiefgefallene Wesen, körperlich und geistig zerrüttete, geknickte Existenzen an denen die Mission schwer zu tragen hat. Dazu kommen einzelne Frauen, welche nach schweren häuslichen Zerwürfnissen lieber Mann, Kinder und Haus preisgegeben haben, um das unerträgliche Joch nicht länger zu tragen; und endlich einige wenige Frauen, die um der Wahrheit willen alles für Schaden geachtet haben um Christum zu gewinnen. Wie jetzt noch die Verhältnisse in Indien liegen, wird es meist nicht schwer sein, diese letzteren zu beschäftigen; tief in der Wahrheit gegründet und in lebendiger christlicher Erfahrung stehend, sind sie wie geschaffen, tüchtige Bibelfrauen für die Senana-Arbeit zu werden. Für die andern muß die Mission auf diese oder jene Weise suchen eine ehrliche Arbeit zu schaffen, damit sie wenigstens angehalten werden, sich im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot zu verdienen. Meist bleiben sie Sorgenkinder der Mission[1]).

(Schluß folgt.)

Das Schreckensregiment im Kongostaat.

Seit fast einem Jahrzehnt haben die Berichte über unmenschliche Greueltaten, die auf Veranlassung und unter den Augen der Beamten des Kongostaates gegen die dortigen Eingeborenen begangen

1) Eine sympathische Schilderung solcher Converts Homes gibt Hanna Riehm, Hinter den Mauern der Senana S. 76 ff. Auch sie betont: „Die Mehrzahl (der Frauen) kommt, um in Sicherheit ein ehrbares Leben führen zu können, nur wenige aus wahrem Herzenshunger. Doch gibt es, Gott sei Dank, auch solche, die Heimat und Wohlstand, Kaste und Familie verlassen um des Evangeliums willen." Fräulein Riehm, die auf Grund spezieller Erfahrung redet, sieht diese Arbeit hoffnungsvoller an, weil es in den ihr näher bekannten Heimen nicht schwierig gewesen ist, für die Frauen eine neue Existenz zu gründen, zumal die meisten sich wieder verheiratet haben. Soviel ich aus andern Heimen und andern Gegenden Indiens weiß, liegt darin gerade die Schwierigkeit.

worden sind, nicht aufgehört (vergl. 1898, 27 f.) Die Tatsächlichkeit dieser Berichte hat nicht bestritten werden können; es ist bei den betreffenden Behörden, auch an zuständigster Stelle, bei dem König von Belgien, Beschwerde geführt worden — aber das Erpressungssystem mit seinem Schreckensregiment ist fortgegangen. Überraschenderweise hat dieselbe Tagespresse, die mit einem wahren Fanatismus im Jahre 1900 die Mission für die blutige Katastrophe in China verantwortlich zu machen suchte, von diesen Greueltaten wenig Notiz genommen — es waren ja Träger der Kultur von denen, und nur schwarze Geschöpfe, an denen sie begangen wurden! Erst als die Willkür und der Eigennutz der Kongoregierung auch mit der vertragsmäßig gewährleisteten Handelsfreiheit den sehr interessierten Geldbeutel ernstlich bedrohte, da wurde es in der europäischen Presse lebendig. In einem sehr instruktiven Artikel der leider viel zu wenig verbreiteten „Deutschen Kolonien" über „den Kongostaat und die Kongoakte" (1903, 81 ff.) wird der Zusammenhang der verletzten Handelsfreiheit mit der Politik und den Verwaltungsprinzipien der Kongoregierung überaus lichtvoll dargestellt und dann gezeigt, wie auch das mit unmenschlicher Grausamkeit gegen die Eingeborenen durchgeführte Erpressungssystem aus dieser Ausbeutungspolitik resultiert. Der Artikel sollte in Zehntausenden von Exemplaren als Flugschrift verbreitet werden. Vielleicht hat das durch die verletzte Handelsfreiheit geschädigte Erwerbsinteresse das Gute, endlich einmal einen großen Preßfeldzug auch wider das gegen die unglücklichen Eingeborenen geübte Schreckensregiment in Szene zu setzen. Bezüglich des ersten ist ja eine Bewegung bereits im Gange und hier und da hat dieselbe auch einen philanthropischen Zug. Material für eine kraftvolle Bewegung auch zum Schutze der gemißhandelten Eingeborenen ist wieder in Fülle geliefert worden. Da uns wesentlich dieser Schutz der Eingeborenen anliegt, so gehen wir nicht weiter auf die geschädigten Interessen des Handels, auch nicht auf die Beschlagnahme des reichlichen Drittels des riesigen Territoriums als Domaine privé d. h. zur persönlichen Ausbeutung für den König, auch nicht auf die Erschwerungen ein, die der protestantischen Mission bei der Erwerbung des kleinen, für ihre Ansiedelungen nötigen Grundbesitzes gemacht werden, sondern beschränken uns lediglich auf die gegen die Eingebornen verübten himmelschreienden Gewalttätigkeiten.

Zunächst sind es wieder zwei Vertreter der evangelischen Mission,

welche den Mut gehabt haben, die Augen der europäischen und amerikanischen Welt auf diese fortgehenden Unmenschlichkeiten zu richten. Beide reden als Augenzeugen und als Reproduzenten der Berichte von Augenzeugen. Der erste ist Dr. Gr. Guinneß, der Direktor und Visitator der Balolo-Mission, der andere Missionar Morrisson, der 6½ Jahre lang in Luebo am Lulua, eines Nebenflusses des Kasai, stationiert und zuletzt Präses der dortigen amerikanischen Presbyterianer-Mission war. Ich gebe das Zeugnis des ersten nach der im „Evangelischen Missions-Magazin" 1903, 343 ff. enthaltenen Übersetzung seines Artikels in dem Regions Beyond (April 1903), das des letzten nach den Exzerpten in den „Deutschen Kolonien," 93 ff. und nach einem Artikel im New Yorker „Independent" vom 9. Juli 1903[1]). Dr. Guinneß schreibt:

Die Tatsache, daß aus unserem Missionshaus während der letzten 28 Jahre über hundert Missionare, Männer und Frauen, nach dem Kongo ausgesandt worden sind und wir mit allem, was dort vor sich geht, stets auf dem Laufenden erhalten werden, läßt uns gewiß mit nicht geringer Sachkenntnis über jene Frage sprechen und urteilen. Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß wir nicht nur in einem Distrikt arbeiten, der ausschließlich unter der Verwaltung der Kongo-Regierung steht, sondern auch Stationen auf solchen Ländereien angelegt haben, die einer der größten Kautschuk-Gesellschaften gehören. Das alles läßt uns unter den dort arbeitenden Missions-Gesellschaften ganz besonders aus Erfahrung reden und legt uns zugleich eine Verantwortlichkeit auf, der wir uns nicht entziehen dürfen. Überdies war ich in der glücklichen Lage, als Begründer und Leiter der Balolo-Mission dem Kongogebiet im Jahre 1890/91 einen amtlichen Besuch abzustatten, um mich persönlich mit dem Stand der Dinge bekannt zu machen. Ich spreche somit aus eigener Erfahrung, wenn ich im Nachfolgenden die Verhältnisse am Kongo zu schildern versuche.

Bei der Besprechung jener Frage, welche Behandlung die Eingeborenen von den Beamten des Freistaats erfahren, ist zunächst daran zu erinnern, daß Kautschuk und Elfenbein in Westafrika ähnliche Wertobjekte sind, wie das Gold und die Diamanten im südlichen Afrika, und daß in diesen beiden Gebieten die Arbeiterfrage von der allergrößten Wichtigkeit ist. Nur darf man nicht vergessen, daß die klimatischen Verhältnisse am Kongo dem Europäer jede anstrengende Arbeit verbieten und daß somit die Einsammlung des Kautschuk in den weiten Urwäldern für ihn ausgeschlossen ist. Dieser Aufgabe kann sich nur der Eingeborene unterziehen, und selbst für ihn ist diese Arbeit mit ihren Anstrengungen, Schwierigkeiten und Gefahren keineswegs anziehend. Da er wenig Bedürfnisse kennt und sein Verlangen nach über-

1) Morrison war im Frühjahr 1903 auch in Brüssel, um dort seine Beschwerden zu vertreten.

flüssigen Dingen leicht gestillt ist, hält es natürlich schwer, ihn zu einer regelrechten, anhaltenden Arbeit, wie sie europäische Spekulanten getan wissen wollen, zu gewinnen. ... Dieser angeborene und anerzogene Widerwille gegen jede ernstere Arbeit ist ein unglücklicher Charakterzug des Negers und es bedarf einer längeren Erziehung und Beeinflussung durch das Christentum, bis diese Arbeitsscheu überwunden ist und der Neger eine andere Anschauung vom Leben hat. Diese Umwandlung läßt sich aber nicht so schnell herbeiführen, wie sie das heutige Geschäftsleben für seine Zwecke ausgeführt sehen möchte, sondern es ist ein sehr langsamer, sich nur allmählich entwickelnder Prozeß.

Im Kongostaat liegen nun die Verhältnisse so, daß die Arbeiterfrage dort schon seit Jahren eine ganz bedeutende Rolle spielt. Auf der einen Seite hat mans mit einem Land zu tun, das von Natur die größten Schätze darbietet und zu deren Ausbeutung die gewinnsüchtigen Weißen die ungestümsten Anstrengungen machen; auf der andern Seite kann dies nur mit Hilfe der Eingeborenen geschehen, die aber der ganzen Sache gleichgiltig gegenüberstehen und der Gewalt schutzlos preisgegeben sind. Denn diese, die Gewalt, liegt natürlich in den Händen derer, die mit Flinten, Pulver und Blei ausgerüstet sind und deshalb der Versuchung nicht widerstehen können, die schutzlosen Schwarzen wie Sklaven zu behandeln und sie für ihre gewinnsüchtigen Zwecke auszunützen. Und zwar geschieht dies von den Beamten des Freistaats so gut wie von den Agenten der verschiedenen Kautschuk-Gesellschaften. Um den Kautschuk oder India Rubber in möglichst großen Quantitäten zu erlangen, wird sämtlichen Dorfbewohnern zur unerläßlichen Pflicht gemacht, daß jedermann wöchentlich zwei Kilo Kautschuk an einem bestimmten Platz einzuliefern hat. Der betreffende Agent nimmt ihn in Empfang, wägt ihn und zahlt dem Lieferanten etwa 2 Pence (= ca. 20 Pfg.) für das Pfund. Es ist das eine lächerliche Summe, wenn man bedenkt, daß das Pfund auf dem europäischen Markte mit 3 Schillingen (3 Mark) bezahlt wird. Dabei will doch auch der Kautschuk-Sammler, abgesehen von seiner Mühe, leben, und hiezu reicht ein halber Penny, der auf seine Tagesarbeit kommt, wahrlich nicht aus. Ist dann solch ein unglücklicher Schwarzer nicht imstande, das geforderte Quantum zu liefern, so läßt ihn der Agent mit der sogenannten „chicotte", einer Peitsche aus Flußpferdhaut, aufs unbarmherzigste schlagen. Fünfundzwanzig solcher Peitschenhiebe werden als das Maximum der Strafe angesehen, aber es werden nicht selten fünfzig, ja hundert ausgeteilt. Erst vor einigen Tagen habe ich einen unserer Missionare gesprochen, der eben vom Kongo zurückgekehrt ist. Er erzählte mir, daß er es wiederholt mit eigenen Augen angesehen habe, wie man den armen Leuten fünfzig und mehr Peitschenhiebe erteilt habe.

Aber die Forderung des Agenten allein würde natürlich die Eingeborenen nicht dazu vermögen, das gewünschte Quantum von Kautschuk zu liefern, wenn nicht eine bewaffnete Macht hinter ihm stände, die seinen Forderungen den nötigen Nachdruck verleiht. Es sind dies die eingeborenen Militärposten, die in den verschiedenen Ortschaften einquartiert sind und die Eingeborenen zu „überreden" wissen, ihre Pflicht zu tun. Diese „Waldhüter", wie sie genannt werden, gehören meist Stämmen an, die noch blutdürstige Kannibalen sind,

und sehr oft kühlen diese ihr Mütchen an den unglücklichen Leuten, indem sie wie einst Pharaos Frondögte sie überfordern und plagen. Sind die Eingeborenen trotz aller Zwangsmaßregeln nicht imstande, das geforderte Quantum Kautschuk zu liefern, so werden ihre Dörfer niedergebrannt und Unschuldige niedergeschossen. Noch vor wenigen Jahren wurden solche brutale Exekutionen dadurch bekannt, daß man den unglücklichen Opfern die rechte Hand abschnitt, sie dem Agenten überbrachte und damit den Beweis lieferte, daß man die Patronen nicht umsonst vergeudet hatte.

Die erste Greueltat dieser Art, die zur Kenntnis unserer Missionare gelangte, geschah in Äquatorville, wo sich eine unserer Missionsstationen in der Nähe des freistaatlichen Regierungszentrums befindet. Die Missionare Sjöblom und Banks, die seitdem beide gestorben sind, waren entsetzt über die barbarische Handlungsweise und die Sache wurde nach der Rückkehr Sjöbloms nach England durch ganz Europa bekannt. Das Vorkommnis verhielt sich folgendermaßen: Sjöblom hielt eine Straßenpredigt. Bei dieser Gelegenheit, da sich gerade viel Volks beieinander fand, stürzten plötzlich zwei Soldaten in den Haufen Volks und wollten einen Mann, der offenbar nicht genug Kautschuk abgeliefert hatte, gefangen nehmen. Sjöblom fragte die Soldaten, was sie mit ihm vorhätten und erhielt die Antwort, daß sie ihn erschießen wollten. Er bat sie, Geduld zu haben, was sie auch versprachen, wenigstens bis zum Schluß der Versammlung. Sie hielten aber nicht Wort, sondern nach etwa fünf Minuten drängten sie sich wieder unter die Leute, ergriffen den alten Mann, warfen ihn zu Boden und schossen ihn vor den Augen des Missionars nieder. In den nächsten Augenblicken war die Volksmenge auseinander gescheucht und der Missionar sah sich mit den beiden Soldaten, dem blutenden Opfer und einem Knaben allein auf dem Platz. Dem Knaben wurde nun befohlen, dem todwunden Manne die rechte Hand abzuschneiden, und dieser war noch so weit bei Bewußtsein, daß er schwache Versuche machte, seinen Arm der grausamen Tortur zu entziehen.

Bei einer anderen Gelegenheit sah Frau Missionar Banks, wie eine arme Frau, die mit einem Korbe auf dem Rücken die Missionsstation passierte, von einem eingeborenen Soldaten geschlagen und mit lauter Stimme gescholten wurde. Frau Banks erkundigte sich nach der Ursache und fand bei der Besichtigung des Korbes, daß derselbe voller Hände war, die den Leuten bei einem Kautschuk-Palaver abgeschnitten worden waren. Es sollten 19 solcher Hände sein, aber die Frau hatte eine derselben verloren und wurde deshalb geschlagen. Frau Banks sah sich selbst die Hände, die geräuchert waren, an und fand, daß sie Kindern, Weibern und Männern angehörten. Viele der armen Opfer waren Verwandte der Frau, die den Korb zum Stationsbeamten tragen mußte.

Über diese Mitteilungen war ich so entrüstet, daß ich 1896 selbst nach Brüssel reiste und die Sache dem Baron von Etvelde vorlegte. Dieser wirkte mir für den folgenden Tag eine Audienz bei Seiner Majestät dem König Leopold aus. Ich hatte eine längere Unterredung mit dem König und konnte ihm alle Einzelheiten jener traurigen Tatsachen mitteilen. Unter anderem wies ich auf die selbstmörderische Politik hin, die damit von vielen Beamten

getrieben würde, indem sie sich dadurch selbst ihrer Leute beraubten, auf die man doch bezüglich der Arbeit in einem solchen Klima angewiesen sei. Der König schien das größte Interesse für meine Mitteilungen zu haben und beklagte auch die Handlungsweise jener Beamten. Es wurden auch demgemäß Bestimmungen erlassen, die zur Menschlichkeit mahnten und infolgedessen hörte man, soweit dies unsere Missionare bezeugen können, nichts mehr von abgehauenen, geräucherten Händen. Aber nichtsdestoweniger existieren die Plackereien und Schandtaten der eingeborenen Soldaten nach wie vor.

Immerhin besteht ein großer Unterschied zwischen den Beamten der A. B. I. R. (Afrik. Belgischen India Rubber) Kompagnie und der Handlungsweise der Lokal-Verwaltung, und ich muß zur Ehre jener Gesellschaft sagen, daß, so oft wir Fälle von Grausamkeiten an die Direktoren zu berichten hatten, diese sofort die betreffenden Beamten zurückberufen haben. Überhaupt bestehen zwischen ihren Angestellten und unsern Missionaren nur freundliche Beziehungen und in vielen Fällen haben jene Beamten die Eingeborenen mit aller möglichen Rücksicht und Freundlichkeit behandelt, soweit es eben das System, unter dem sie arbeiten, zuläßt.

Das Traurigste aber bei dem ganzen Handel ist, daß das System der Zwangsarbeit, das die Beamten gegenüber den Eingeborenen ausüben, auch die anfangs wohlgesinntesten und menschenfreundlichsten Leute allmählich so entmenscht und ihr sittliches Gefühl so abstumpft, daß sie sich zu Taten hinreißen lassen, vor denen sie sich früher selbst entsetzt hätten. Das schlagendste Beispiel davon ist Major Lothaire, den ich im Jahr 1890 am Lulanga-Fluß kennen lernte und von dem ich damals schrieb, daß er ein durchaus edler, humaner und wackerer Vertreter des Freistaates sei. Die spätere Laufbahn dieses Mannes und sein Ruf ist zu allbekannt, als daß man noch viel Worte über ihn zu machen braucht. Der Kautschuk, der von der Mongalla-Konzession, deren Direktor er jetzt ist, geliefert wird, ist am Stanley Pool nur unter dem Namen des „roten Gummi" bekannt, und zwar wegen der fürchterlichen Menschenopfer, die mit seiner Gewinnung verbunden sind. Wenn nur die Hälfte davon wahr und erwiesen ist, was darüber schon von Lothaire bekannt geworden ist, so würde das genügen, um zu zeigen, welch verderblichen Einfluß das abscheuliche System des heutigen Kautschuk-Handels am Kongo ausübt. Das Verwerfliche der Sache kommt aber nicht allein auf Rechnung der Beamten, sondern noch vielmehr auf den Umstand, daß zur Eintreibung des Kautschuks die sogenannten bewaffneten „Waldhüter" benützt werden. Diese Tatsache geht aus einem Briefe hervor, den ich erst kürzlich erhielt. Es heißt darin:

„Die Handelsgesellschaft verfährt jetzt nach einem ganz andern System, um den Kautschuk einzutreiben. Zehn Schildwachen, die mit Flinten bewaffnet sind, sind S . . . zugeteilt; ebenso stehen zehn in B . . . und je zwei in verschiedenen Dörfern. Sie wohnen dort und kommen alle vierzehn Tage einmal mit dem eingelieferten Kautschuk hierher. Das bedeutet so viel, als das Land mit seinen Bewohnern ist damit ganz und gar jenen erbarmungslosen Burschen preisgegeben, die nach ihrem Belieben die Leute unterdrücken, mißhandeln, ausplündern und niederschießen. Ein Herr L . . . sagte mir

heute, daß er im Monat mit dem besten Willen nur 5½ Tonnen Gummi auftreiben könnte. Der Direktor der Kompagnie, der ihm einen Gehilfen zusenden sollte, will das aber nur unter der Bedingung tun, daß er künftighin 7½ Tonnen liefert. Das ist aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo schon ohnedies jeder verfügbare Mann mit einem Bewaffneten hinter sich auf der Suche nach Gummi ist, unmöglich. Die Gesetze, die bei Ihrer Abreise vom Kongo seiner Zeit in Kraft treten sollten, gelten heutzutage nichts; niemand kehrt sich an sie und statt ihrer haben wir die Schreckensherrschaft der Musketen, des Gefängnisses, der Peitsche und der Ketten. Dazu kommt dann noch der Transport den Fluß hinunter und jede Art von Bedrückung und Plackerei, die sich gar nicht im einzelnen aufzählen läßt. Unser Platz hat sich gegen früher sehr verändert. Man hat eine neue Stadtlinie angelegt, aber die Häuser liegen sehr zerstreut und machen einen armseligen Eindruck. Die Leute leben wegen der Bedrückung durch die Soldaten meist im Busch. Ich habe deshalb außer den Kindern nur sehr wenige Eingeborene zusammengebracht."

Zum Schluß möchte ich noch betonen, daß nicht nur unsere Missionare bei den zuständigen Behörden des Freistaates ernstliche Vorstellungen gemacht haben, so oft es die Gelegenheit erforderte, sondern es hat auch unser Komitee in London durch mich die verantwortlichen Leiter auf dem Kontinent davon in Kenntnis gesetzt. Außerdem habe ich nicht verfehlt, in öffentlichen Vorträgen über die Verhältnisse am Kongo das Kautschuk-System zu kennzeichnen. Und da ich Gelegenheit hatte, solche Vorträge zu hunderten in den größten Versammlungssälen von Großbritannien, Australien, Neuseeland und Amerika zu halten, so ist wohl alles geschehen, was von unserer Seite in dieser Richtung geschehen konnte, und es ist die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf die betreffenden Mißstände gelenkt worden. Unser Wunsch ist nur der, daß alle, denen das Wohl und Wehe Afrikas am Herzen liegt, sich mit uns im Gebet vereinigen, damit unser Zeugnis die Wirkung habe, den Unterdrückten und zu Boden Getretenen die ersehnte Befreiung zu bringen.

Missionar Morrisson, der erst im Frühjahr 1903 auf Urlaub nach Amerika gekommen ist, schreibt:

In den Monaten Juni, Juli und August vorigen Jahres hatten wir in Luebo, und zwar in der ganzen Gegend zwischen Luebo und Luluaburg wieder eine Schreckenszeit. Es war gerade ein neuer Offizier namens Deschamps in Luluaburg eingetroffen. Er kam in meiner Abwesenheit nach Luebo und sandte seine Soldaten aus, um mit Gewalt Männer aufzugreifen, wo immer sie angetroffen wurden. Die Leute flohen, um sich in Sicherheit zu bringen, sogleich in die Wälder; einige Weiber und Kinder suchten, wie sie das in solchen Fällen gewöhnlich tun, auf den Grundstücken der Mission Zuflucht. Der Offizier zog mit einer Anzahl in dieser Weise gefangener Männer ab. Nach meiner Rückkehr, ein paar Tage nach dem Abmarsch des Offiziers, fand ich die Bevölkerung in einem Zustand der Aufregung, und ich erhob bei den Behörden Klage über den Vorgang. Kaum hatte ich meinen Brief abgeschickt, so traf im Auftrag von Deschamps ein anderer Offizier namens Ducès ein,

um, wie er sagte, Soldaten anzuwerben. Ich ging zu ihm und bat ihn um Schutz für die Eingeborenen und daß niemand mit Gewalt ergriffen würde. Er versprach das. Nach einigen Tagen aber erhielt er gemessene Befehle von seinem Vorgesetzten Deschamps. Infolgedessen fing er an, Leute mit Gewalt aufzugreifen. Sie flohen in die Wälder und etwa acht oder zehn Tage lang waren die Soldaten auf der Suche nach Männern. So gelang es ihnen, 18 oder 20 habhaft zu werden, und ich habe sie, mit Stricken um den Hals aneinander gebunden, unter bewaffneter Bewachung wegführen sehen.

Als ich wegen dieser Angelegenheit Einspruch erhob, wurden einige von diesen Männern zurückgesandt, aber andere erhielten ihre Freiheit nicht wieder. Noch am Tage vor meiner Abreise von Luebo kam der alte Häuptling des Dorfes zu mir mit der Bitte, ich möchte doch versuchen, seine Söhne, die der Staat weggeschleppt habe, ausfindig zu machen und heimzusenden.

Das ganze Vorkommnis berichtete ich an die vor einigen Jahren vom König eingesetzte Eingeborenen-Schutz-Kommission, deren Sekretär Rev. George Grenfell ist,[1]) mit der Bitte, dafür zu sorgen, daß die Eingeborenen in ihren Rechten geschützt würden. Darauf erhielt ich nur die Antwort, daß der Staat Gesetze über Zwangsarbeit erlassen habe und daß ohne Zweifel die Beamten ganz im Rahmen ihrer Befugnisse gehandelt hätten. So suchte die Kommission sich selbst und die einer solchen Gewalttat schuldigen Beamten mit einer gesetzlichen Form zu decken.

Ich bin sechs Jahre in Luebo gewesen und habe die längste Zeit davon als Anwalt der Eingeborenen in ihren Konflikten mit dem Staate gewaltet. Ich war sehr tief betrübt, als ich, je näher die Zeit meiner Abreise herankam, die Angst sehen mußte, welche manche von ihnen befiel. Sie kamen oft zu mir mit der Frage: ‚Wer wird uns nun vor dem Staate schützen?'

Als ich am 25. März in Leopoldville den Zug bestieg, fand ich drei Güterwagen mit Sklaven besetzt, welche unter militärischer Bewachung nach Matadi hinuntergeschickt wurden. Außerdem waren ein Dutzend oder mehr mit Ketten am Halse, offenbar Gefangene, dabei. An den verschiedenen Haltepunkten hatte ich kurze Unterredungen mit den Gefangenen und stellte fest, daß es Baluba- und Batetela-Leute, aus der Umgegend von Lusambo waren, blos ein paar Tagereise östlich von Luebo. Auf meine Frage, was sie so fern von ihrer Heimat zu suchen hätten, antwortete der eine, der Staatsbeamte in Lusambo habe ihrem Häuptling den Befehl gesandt, Tribut zu bringen. Als er darauf mit einer Anzahl seiner Dorfbewohner zu dem Posten ging, so erzählten sie mir, wurden sie ergriffen, auf den Flußdampfer gebracht und nach Leopoldville hinabgeschafft, wo sie eine Nacht geschlafen hätten; nun seien sie auf die Eisenbahn gesetzt und kämen, sie wüßten nicht, wohin. Sie

1) Grenfell gehört zu der englischen Baptisten-Mission, die über die Greueltaten im Kongostaate schweigen zu müssen geglaubt hat (siehe diese Zeitschrift 1903, 160), wie auch die katholische Mission. Um seiner geographischen Verdienste willen ist Grenfell vom König Leopold dekoriert worden.

befanden sich natürlich in großer Angst und fragten mich wiederholt, ob es in dem Lande, wohin sie kämen, auch Lebensmittel und Wasser gäbe.[1])

Bei meiner Ankunft in Matadi, am 27. März, traf ich auf der Station mit Dr. Sims zusammen, der zu der Kommission gehört, welche über an Eingeborenen verübte Grausamkeiten zu berichten hat. Als die Sklaven aus dem Zuge geholt wurden, bemerkte Dr. Sims mir gegenüber: ‚Sehen Sie da die Sklaven des Staates? Ich weiß nicht, wo sie ergriffen sind.' — Ich will hier bemerken, daß es Regel ist, wenn Männer zu Soldaten gemacht werden, sie in einen von ihrem Geburtslande weit entfernten Distrikt zu bringen. Als ich z. B. durch Boma kam, traf ich Baluba-Soldaten, welche vom Kasai-Distrikt dahin geschafft worden waren.

Und im „Independent" ergänzt Morrisson diesen Bericht:

„Ich habe wenigstens 50 000 Menschen gesehen, die sich wochenlang in den Wäldern zu verbergen suchten ohne Nahrung und Obdach, um Schutz zu suchen vor den weißen belgischen Offizieren und ihren eingeborenen Soldaten, Kannibalen zum größten Teil. Wenn es in Luebo bekannt wurde, daß Soldaten kämen oder ein belgischer Beamter, so pflegten hilflose Frauen und Kinder Schutz suchend ins Missionshaus zu fliehen. Ich habe das tiefste Mitleid mit der Angst und dem Elend dieses armen Volkes gehabt und mich gewundert wie lange die erleuchteten zivilisierten Mächte der Welt es zulassen konnten, daß dieser schreckliche Fluch auf dem unglücklichen Afrika liegen bleibe als eine Schmach für den Namen der Zivilisation.

Und der Staat bedient sich nicht nur seiner regulären Soldateska, um die Eingebornen zu terrorisieren und alle Arten von Barbareien auszuüben, sondern er schließt auch — wenigstens in meinem Distrikt — Bündnisse mit mächtigen Häuptlingen oder Stämmen, und diese werden dann, soweit das überhaupt möglich ist, noch ein furchtbarerer Schrecken als die regulären Soldaten. So geschah es beispielsweise mit den Zappo Zapps, einem kriegerischen Kannibalenvolke, das vor etwa 12 Jahren nach Lualaburg (einer Station des Staates nahe bei Luebo) verpflanzt wurde. Seitdem sind sie die anerkannten Sklavenjäger und Sklavenhändler unsrer Gegend, die beweisen, daß der Staat ihre Sklavenjagden nicht nur zuläßt, sondern von Zeit zu Zeit in der Stille veranlaßt. Fast jeden Tag kann ich in Luebo zu 40—60 Mark für den Kopf Sklaven kaufen. Vor 3 Jahren machte eine Horde dieser Zappo Zapps unter Instruktionen, wie ich glaube, seitens des weißen Staatsbeamten zu Luluaburg, eine dieser Jagden in der Nähe einer unsrer Stationen. Sie dauerte mehrere Wochen und versetzte die ganze Gegend in einen Schreckenszustand. Einer unsrer Missionare, Rev. Scheppard, kam in das Palliſadenlager der Zappo Zapps, in dem er von dem Führer der Expedition ganz freundlich empfangen wurde. Er sah und zählte 80 menschliche Hände, die langsam über einem Feuer gedörrt wurden und der Führer sagte ihm, sie würden dem Staatsbeamten überbracht. Scheppard sah 45 Leichname außerhalb

1) Tatsächlich besteht die sog. Armee aus Sklaven. Man hat die Leute teils gewaltsam gefangen, teils von den Häuptlingen erzwungen. Jeder Distriktshauptmann erhält 40 Mk. für jeden neu von ihm gelieferten Rekruten.

des Lagers aufgehäuft. Als er fragte, warum an einigen derselben das Fleisch ausgeschnitten sei, antwortete ihm der Führer, seine Leute hätten es gegessen."

Morrisson versichert, das seien nicht exzeptionelle Fälle, sondern gewöhnliche Vorkommnisse, die sich trotz aller Anzeigen und Beschwerden wiederholten.

Auch in der „Monatsschrift für Stadt und Land" wird S. 579 u. 787 der Gegenstand behandelt und zwar mit Bezugnahme auf die Schriften von Nichtmissionaren, nämlich des Kapitän Guy Borrow: The curse of Central Africa; Morel: The affairs of West Africa und Burne: Civilisation in Kongoland. Nur 2 Zitate aus diesen Schriften.

Ein früherer Agent einer der Konzessions-GG., Herr Moray schreibt:

„Wir waren unsrer 30 unter Van Eycken, der uns in ein Dorf schickte, um uns zu überzeugen, daß die Eingebornen Gummi sammelten und wenn nicht, alle zu ermorden, Männer, Weiber und Kinder. Wir fanden die Eingebornen friedlich beisammen sitzend. Wir fragten sie, was sie machten. Da sie außerstande waren, etwas zu antworten, überfielen wir sie und töteten alle ohne Erbarmen. Eine Stunde später trafen wir wieder mit Van Eycken zusammen und berichteten ihm, was wir getan hatten. Darauf befahl er uns, den Männern die Köpfe abzuschneiden und sie an die Umzäumung des Dorfes zu hängen, und nach nicht zu erzählenden Verstümmelungen die Frauen in Kreuzform ebenso an die Zäune zu nageln" (Monatsschr. 582 f.)

Ein andrer früherer Agent einer Gesellschaft, der Amerikaner Canisuis, stand unter dem Befehle des vielgenannten Hauptmanns Lothaire und erzählt, daß „während der 6 wöchentlichen Dauer der Kautschuk-Expedition 900 Eingeborne getötet und die Dörfer zu Dutzenden eingeäschert wurden" (Monatsschr. 583).

Das sind doch Zustände, die zum Himmel schreien; sollten sie nicht endlich auch zu den Menschen schreien, die die Macht haben, diesen Greueln ein Ende zu machen! Warneck.

Der gegenwärtige Stand der chinesischen Mission.[1]

Von Pfarrer Schlatter-St. Gallen.

Statt der Rundschau.

Das Jahr 1902 war für das Reich der Mitte in mancherlei Hinsicht ein schlimmes. Die Cholera hauste den Sommer hindurch entsetzlich, in Kanton und Schanghai nicht minder, als in Tschili und der Mandschurei, wo der Bahnverkehr ihretwegen eine zeitlang ganz stockte und Dörfer verödeten, auch im Osten, die Meeresküste entlang, wie in der Nordprovinz Schansi und in Setschuen im Westen gegen Tibet hin. Und als in Kanton die Cholera ein wenig im Schwinden war, raffte die furchtbarere Pest tausende hinweg. Die Mission verlor wertvolle eingeborne Kräfte durch jene Seuche (im Süden).

Zur Krankheitsnot gesellte sich weithin der Hunger. In Schansi, der Hungersnotprovinz, waren zum Teil 5 Ernten nacheinander ausgefallen, man konnte Männer und Knaben den Pflug ziehen sehen, als Stellvertreter ihrer Ochsen und Kühe, welche hatten geschlachtet werden müssen; noch im Juli drohte abermaliges Mißraten der Aussaat in der ausgebrannten Erde — da versprach endlich ausgiebiger Regen ein Ende der schlimmsten Not. Kein Wunder, daß die Cholera gerade in dieser sonst schon schwer leidenden Provinz unter einer entkräfteten Bevölkerung zahllose Opfer forderte!

Aber auch weithin im Reich drückte der Hunger das Volk. Die Klage über Reismangel und hohe Preise lief von vielen Seiten ein, und eine schlechte Seidenernte steigerte die Not. So waren die Vorbedingungen vorhanden für allerlei Unruhen; das Jahr 1902 war reich an solchen, und sie scheinen einen recht bedrohlichen Charakter angenommen zu haben. Mancherorts zwar wurde die Militärmacht der Regierung Herr über sie, so z. B. in der Provinz Tschili, wo Dorfmilizen sich mit Boxern zusammentaten und, gereizt durch die Kriegssteuer, die Losung zur Ermordung aller Europäer und Christen ausgaben, auch einen Pater Lomüller töteten und eine Wiederholung der Greuel von 1900 drohten; bis durch die Beseitigung des Rebellenführers die Bewegung unterdrückt werden konnte. Über die Art seiner Hinrichtung hat der Ostasiatische Lloyd berichtet. Sie wurde mit einer Raffiniertheit ohne gleichen vollzogen und begann damit, daß man ihm die Stirnhaut von oben nach unten löste und über die Augen herabhängen ließ. Die entsetzliche, echt chinesische Prozedur hatte den gewünschten Erfolg: sie schreckte ab.

Andersartige Vorgänge machten die Provinz Kansu im Nordwesten zu einer gefährlichen Wetterecke. Aus verschiedenen Berichten scheint sich folgendes Bild der dortigen Vorgänge zu ergeben: General Tung-fu-shiang, im Sommer 1900 beim Angriff auf die Gesandtschaften hervorragend beteiligt und infolgedessen nach der Mongolei verbannt, setzte sich mit 10000 Mann in den Bergen von Kansu fest, konspirierte von da mit dem ebenfalls verbannten

1) Vortrag auf der Missionskonferenz der Provinz Brandenburg am 21. April 1903.

Prinzen Tuan und wohl auch mit den Konservativen in Peking und plante die Ermordung der Fremden und Christen zunächst in Kansu und Schansi, den Vormarsch nach Hsingan-fu u. s. w., und bereits erhielten die Missionare in diesen beiden Provinzen von ihren Konsuln die Aufforderung, sich zur Abreise bereit zu machen. Nach der Märznummer von China's Millions jedoch nahm die Sache eine beruhigende Wendung, indem die Mohammedaner von Kansu, von Tung-fu-shiang zur Schilderhebung aufgefordert, der Regierung treu blieben und seine Soldaten bis auf 2500 desertierten. Jene rächten sich auf solche Weise an ihm dafür, daß er in früheren Zeiten treulos an ihnen gehandelt hatte, und diese liefen davon, weil sie von ihm den Sold nicht erhielten. So war auch hier geholfen, indem die Feinde untereinander uneins wurden.

Die Provinz Schantung, die Wiege der „Lang-Schwert-Gesellschaft", erlebte eine neue ähnliche Bildung, indem sich die Hafenarbeiter am Kaiserkanal zu tausenden zusammentaten und ihre geheimnisvollen Übungen abhielten nach Art der Boxer, auch die Bevölkerung auf dem Lande bereits arg belästigten. Energisches Eingreifen der Regierung scheint den rieselnden Quell, der zum verheerenden Strom werden konnte, verstopft zu haben.

Daß der Geist der Boxer nicht ausgerottet war, trat vielfach zu Tage. In Ning-po, Provinz Tschekian, erlebten die Fremden und Christen im April 1902 bange Sorge. Das Gerücht lief um, 300 Männer seien beauftragt, für die katholische Mission Augen von Chinesenkindern zu sammeln; die Aufregung wurde fast unerträglich und man erwartete stündlich den Ausbruch der verhaltenen Wut; da machte das prompte Erscheinen deutscher Kanonenboote allen bösen Gelüsten ein Ende. Auch in den Provinzen Honan und Kanton erregten boxerähnliche Bewegungen Unruhe; in der letzteren übte z. B. die Jugend eines Distrikts nach Boxerart eifrig mit Schwertern, und an aufreizenden Plakaten fehlte es auch in der Stadt Kanton nicht. Anderswo drohten oder geschahen Ausbrüche des Fremdenhasses, ohne daß ein Zusammenhang mit der I-ho-tschuan nachweisbar wäre. Die Erhebung der Kriegsentschädigung provozierte mehrfach solche. Denn wenn auch die Kaiserin dekretierte (Ende Juni), dieselbe sei durch die Macht der Verhältnisse unvermeidlich, müsse aber von den Beamten mit Maßen und ohne Erpressung eingezogen werden, so erfuhr man es eben in Peking nicht, wenn ein Mandarin $^9/_{10}$ der erhobenen Summen in die eigene Tasche steckte, und die Leiden, welche solches Vorgehen in der Bevölkerung verursachte, konnten in Fremden- und Christenhaß ausschlagen. Zerstörungen von Missionsstationen kamen mehrfach vor, und in Hunan erlagen am 15. August 2 Missionare der C. J. M. (Bruce und Lowis) den Streichen einer wütenden Menge, die sich an den Christen dafür rächen wollte, daß sie durch Vergiftung der Brunnen eine Choleraepidemie hervorgerufen hätten. Eine rasche Flottendemonstration bewirkte freilich, daß das kaiserliche Edikt, welches strenge Justiz befahl, mit Nachdruck durchgeführt wurde. Die Deutschen waren die ersten auf dem Plane.

Besondere Erwähnung verdienen die Vorgänge in den Provinzen Setschuen und Kuangsi. Dort wie hier gährte es stark; revolutionäre Strömungen, welche auf die Beseitigung der herrschenden Dynastie hinzielten, schienen

sich mit fremdenfeindlichen Tendenzen verbunden zu haben, und nach neuesten Zeitungsnachrichten ist ihre Unterdrückung der Regierungsgewalt nicht bloß nicht gelungen, sondern die Gefahr zu bedrohlicher Größe angewachsen. Die Revolution ist von Kuangsi auch in die Nachbarprovinz Kuantung herübergesprungen, und kürzlich meldete die Zeitung, französische Intervention sei gegen dieselbe angerufen worden.

Wir ersehen aus dieser flüchtigen Umschau, daß Ansätze zur Schilderhebung in den verschiedensten Teilen des Millionenreiches aus mancherlei Ursachen vorhanden waren und noch sind. Freilich hat sich die Zentralgewalt seit Beendigung der Krisis in allen Fällen so unzweideutig als es ihr möglich ist, und so tatkräftig, als ihre Kräfte es erlaubten, allen Versuchen zur Friedensstörung entgegengestellt und den vollen Schutz der Fremden und Christen proklamiert, und jener Militärmandarin in Hunan, der es wagte, durch Maueranschlag gegen diese aufzureizen, ist eine vereinzelte Erscheinung zu nennen. Dennoch ist neuerdings für die nächste Zeit eine vermehrte Auflage der Krisis von 1900, eine grauenhafte Erhebung gegen die Ausländer und ihren Anhang, in Aussicht gestellt. Es soll eben nicht vergessen werden, daß die Regierung nicht eine geistig einheitliche und dadurch unüberwindliche Größe ist, daß vielmehr am Hof in Peking gegensätzliche Strömungen sich kreuzen, wodurch nicht bloß eine vertragstreue Weiterführung der Reichspolitik, sondern auch der Tatbestand der Dynastie in Frage gestellt ist; sollte aber die Zentralgewalt, jetzt gebunden durch fremde Macht, unberechenbarer Änderung ihres Kurses verfallen, so könnten die Geister der Unruhe gar wohl obenauf kommen. Es sei dazu bemerkt, daß die Kaiserin eine alternde Frau ist, der Kaiser aber kaum eine Rolle zu spielen scheint. Die Berichte von solchen, die ihn etwa bei Festlichkeiten, Empfängen oder Einzügen zu sehen Gelegenheit hatten, ergeben ein Bild trauriger Apathie; man fragt sich, ob er die in der großen, flüchtigen Reformperiode vor der Krisis entfaltete Energie nur gewaltsam zurückdrängt, oder ob sie gebrochen ist.

Wir gehen über zur Frage: Wie hat die Mission unter solchen Verhältnissen gearbeitet? Es darf gesagt werden: hoffnungsvoller und umfassender, als je zuvor. Die Grundbedingung ihrer Wirksamkeit ist in unglaublich scheinendem Maße erfüllt worden: Hörer fand sie in unerhörten Mengen, und zwar nicht armes, schutzsuchendes Volk nur, sondern auch Literaten und Beamten in auffallender Proportion, und zwar wirkliche Hörer, Mengen, welche ernst und still und unermüdlich der Botschaft lauschten und lauschen, auch wenn Stunden darob verrinnen. Wir hören Dinge, die an die großen, ersten Jahre der Basler in Kamerun erinnern — wir hören von Heiden, die sich zusammentun, für die Mission aus eigner Initiative eine Predigthalle mieten und den Ruf an sie ergehen lassen: die Stätte ist bereit; nun müßt ihr aber auch kommen! Und zwar waren und sind solche Erscheinungen nicht vereinzelt, sondern geradezu häufig.

Die Beweggründe bei diesem Massenandrang zur Mission — von einem solchen muß geredet werden — sind ohne Zweifel komplizierte. Die Ereignisse im Norden nach der Krisis, die Fremdherrschaft in Tschili und die Gefügigkeit des Hofes den Ausländern gegenüber haben die Einsicht befördert,

daß der weiße Mann zurzeit obenauf ist und den Kurs bestimmt, und da der Kluge gern sich im Schutz des Starken ansiedelt, erklärt sich so zumteil der starke Zulauf zur Mission. Auch wirkt dabei mit die Hoffnung, bei ihr ein Asyl zu finden gegen die Gewalttaten und schreienden Ungerechtigkeiten der eignen Beamten. Ein wichtiger Faktor ist ferner das Begehren, durch die Dienste der Mission diejenigen Kenntnisse zu erlangen, welche dem weißen Mann zu seiner Überlegenheit verholfen haben, um ihm dadurch ebenbürtig zu werden und ihn mit seinen eignen Waffen schlagen zu können; ganz enorm ist darum die Nachfrage nach der Literatur der Mission. Die Zahlen, mit welchen die B. und F. B. S. und verwandte Gesellschaften in ihrer Schriftenverbreitung neuerdings zu rechnen haben, sind unerhört. Aber bei vielen liegen aufrichtige und tiefere Beweggründe vor: ein Verlangen nach einem reineren Leben und nach einer Religion, welche die Bedürfnisse des Herzens besser befriedigt, als die konfuzianische Moral, und die Empfindung, daß die alten Religionen Chinas überhaupt den Dienst versagen.

Besonders erwähnt werden müssen die Veränderungen, welche sich in Hunan neuerdings, seit der Krisis namentlich, zugetragen haben. Seit Jahrzehnten hatte Dr. Griffith John, der Veteran der Londoner Mission in Hankau am Yangtze, sein Auge sehnsuchtsvoll nach dieser Provinz gerichtet, wo die christentumsfeindliche Literatur üppig ins Kraut schoß und noch vor wenigen Jahren ein Besuch in der Hauptstadt Tschang-scha mit Gefahr verbunden war. Wir gönnen es dem 77jährigen Missionsmann von Herzen, daß er vor seinem Sterben noch Hunan für das Evangelium offen sehen darf und vor kurzem die ersten Taufen in Tschang-scha selbst erlebte; er kann sich nicht genug tun in dankbarer Begeisterung für die großartigen Möglichkeiten, die sich für die Missionsarbeit in diesem Bollwerk des Chinesentums aufgetan haben; sie findet in der ganzen englisch-amerischen Missionsliteratur ein Echo.

Und aus Setschuen kommen trotz der dortigen Unruhen Nachrichten über unbegrenzte Gelegenheiten zur Arbeit. Wir nennen aus dem Chor der Zeugen den Bischof Cassels, welcher erzählt, wie jede Woche aus neuen Distrikten Begehren nach Lehrern einlaufen und die Leute vielerorts sich bereit erklären, Hallen zu mieten; „ich könnte mit 30 Missionaren sofort in 10 Städten die Arbeit beginnen und denselben für den Anfang gleich eine Zuhörerschaft von 100 Personen an jedem dieser Orte garantieren.“ Wir müssen es uns versagen, aus der Fülle ähnlicher Zeugnisse aus anderm Munde dies und das anzuführen. Sie zeigen, daß zur Zeit in China die Missionen sich der größten Möglichkeit zur Ausbreitung des Evangeliums gegenüber sehen.

Aber angesichts der Riesenpflicht zur Mission, welche sich aus dieser Sachlage ergibt, wird die Klage über ihre tatsächliche Schwachheit, welche aus den 4 Himmelsrichtungen des chinesischen Reichs zur alten Christenheit herüber tönt, begreiflich, und es ist geziemend, daß alle Missionsfreunde der Erde diese Klage recht schwer aufs Herz nehmen. Die verfügbaren Arbeitskräfte sind über Gebühr angestrengt, da sie von ferne nicht ausreichen zur Bewältigung der vorliegenden, ungeheuren Aufgabe. Dieser Sachverhalt ist um so verhängnisvoller, als gerade jetzt, da ein neues China im Werden zu sein scheint, die Mission mit aller Macht in diese entscheidende Entwicklung eingreifen sollte. Es ist er-

greifend, wie z. B. Bischof Cassels um Verstärkung der Truppen fleht, und im letzten Jahresbericht des A. B. werden die Missionen aufgefordert, ohne Säumen ihre Energie aufs höchste anzuspannen und ihre besten Kräfte nach China zu werfen, um durch rasche und wirksame Besetzung strategischer Punkte das beste im nationalen Leben Chinas zu entbinden; „ein Jahr ist jetzt ebenso viel wert, wie ein Dutzend Jahre, wie sie eben dahingegangen sind."

Den großen, verpflichtenden Ernst solcher Appelle werden wir erkennen, wenn wir eine Seite an der gegenwärtigen Missionsaufgabe für China in Betracht ziehen, welche noch nicht zur Sprache gekommen ist. Wir meinen die Mitarbeit der Mission an der geistigen Ausbildung der 400 Millionen des Reiches.

Das Verlangen nach westländischer Bildung ist seit dem japanischen Krieg erwacht und seit der Krisis in das Programm der kaiserlichen Regierung aufgenommen, da man sich seit diesen demütigenden Ereignissen der Einsicht an leitender Stelle nicht ganz erwehren kann, daß China sich nicht werde behaupten können, wenn nicht dem Ausland die Waffen aus der Hand genommen werden, welche seine Überlegenheit bedingen: wenn der Fremde nicht mit den Hilfsmitteln seiner eignen Kultur geschlagen werde. Die Nachfrage nach Literatur, welche die Bildung des Abendlandes vermittelt, ist ungestüm und opferwillig; eine Eingabe der Missionare von Kanton um Abschaffung der Inlandtaxen für die Versendung von Büchern aller Art hat Prinz Tsching sofort gutgeheißen — die Kaiserin redet neuerdings englisch, und im Palast zu Peking ist eine Schule für Töchter hoher Mandschubeamten errichtet; der angebahnte Verkehr mit den Gesandtschaftsdamen ließ die Kaiserin auch für Frauen aus ihrer Umgebung ein höheres Niveau geistigen Lebens wünschen, damit sie sich ihrer nicht zu schämen hätte. Eine unerhörte Neuigkeit ist es auch, daß 8 Mädchen aus hervorragenden Gelehrtenfamilien sich für 3 oder 4jähriges Studium nach Japan begeben haben; die Zahl der dort studierenden Jünglinge aus China beläuft sich auf viele hunderte.

Eine Frage von der größten Wichtigkeit für das chinesische Reich ist die Universitätenfrage geworden. Sie kam auf folgende Weise in Fluß.

Bekanntlich waren die Blutbefehle aus Peking im Sommer 1900 nirgends so prompt ausgeführt worden, wie in Schansi, weil sie dem dortigen Gouverneur Yü Hsien, dem Vater der Boxergesellschaft, durchaus sympathisch waren; die evangelische Mission verlor den größten Prozentsatz ihrer Opfer in dieser einen Provinz. Als dann mit der Besetzung von Peking und Tschili durch die Fremden der Umschlag der Stimmung erfolgte, kamen in Schansi fortschrittlich gesinnte Männer ans Ruder, und der neue Minister für fremde Angelegenheiten berief eine Friedenskommission ins Land, bestehend aus 9 Vertretern der in der Provinz geschädigten evangelischen Missionen. Sie zogen am Jahrestage des Blutbades in der Hauptstadt Tai-juen-fu ein und regelten mit der Regierung die Sühnefrage. Im Laufe der Verhandlungen nun wurde von ihnen der Wunsch ausgesprochen, es möchte für diese Provinz eine Universität zur Verbreitung abendländischer Bildung errichtet und mit 50000 Taels per Jahr dotiert werden. Sie hofften, durch dieses Mittel könnte ein besserer Geist ins Land gebracht und einem abermaligen Ausbruch des Fremdenhasses

vorgebeugt werden. Ihr Vorschlag wurde von den beiden chinesischen Bevollmächtigten in die Friedensbedingungen aufgenommen. Damit war aber eine Anregung gegeben, welche bald in die Weite sich auswirkte. Infolge derselben nämlich ordnete ein kaiserliches Edikt 2 Monate später (August 1901) nichts geringeres als die Errichtung je einer Universität für jede der 18 Provinzen des Reiches an. Der Erlaß des Lehrplanes erfolgte bald darauf. Für einen Kurs von 5 Jahren (2 Jahre Vor-, 3 Jahre Hauptschule) war ein außerordentlich reichhaltiges Pensum vorgesehen, welches an den Lerneifer der Schüler keine geringen Anforderungen stellte, indem neben das Studium der chinesischen Klassiker, welches bis zum Schlusse beibehalten war, moderne westländische Materien in reichem Maße gefügt wurden (Englisch obligatorisch, Deutsch und Französisch fakultativ; moderne Staatengeschichte, Physik, Astronomie, Nationalökonomie, Biographien hervorragender Europäer ꝛc. cf. Ostas. Lloyd, 1902, p. 209).

Nun begann eine hastige Tätigkeit. Ob die Gouverneure und Vizekönige wollten oder nicht, ob sie der Not gehorchten oder dem eigenen Triebe — es mußten 18 Provinzial-Universitäten aus dem Erdboden gestampft werden. So befahl es die Zentralregierung mit Nachdruck und unter Androhung von Strafen, und für Peking ordnete ein Edikt vom 10. Januar 1902 die Restitution der durch die Krisis zerstörten Universität an. Der erste, welcher gemäß ergangenem Befehl handelte, war der junge und energische Gouverneur Yuan Schih-kai in Schantung. Im Herbst 1901 schon eröffnete er in seiner Hauptstadt Tsi-nan-fu eine Hochschule mit westländischen Unterrichts-Gegenständen, und kaum war er nach Tschili versetzt, so erstand eine solche durch seinen starken Willen auch in Tientsin (Mai 1902). Im Juni erfolgte die Eröffnung der Universität in Tai-juen-fu (Schansi), und so ging es fort von Provinz zu Provinz, wobei natürlich die persönliche Stellung des lokalen Machthabers zur Reform den Eifer zügelte oder anspornte. Auch Spezialschulen für Landwirtschaft, Bergbau usw. erstanden da und dort.

Wer aber sollte den Machthabern bei der Durchführung der neuen, großen Aufgaben auf dem Gebiete des Schulwesens helfen? Eingeborne Gelehrte, tauglich zum Unterricht in abendländischer Wissenschaft, waren so gut wie nicht vorhanden; die Schulmänner der Mission, durch welche auch die Lehrmittel geschaffen worden und von welchen die grundlegenden Anregungen ausgegangen waren, mußten als die notwendigen Helfer — es gab sonst keine! — herbeigerufen werden. So kam es, daß Dr. Timothy Richard, der hochverdiente Sekretär der Educational Association, mit der Gründung der Universität in Schansi betraut, Dr. Hayes zur Leitung des neuen Regierungs-College in Tsi-nan-fu berufen, Dr. Tenney durch denselben Auftrag für Tientsin beehrt, Dr. Martin als Rektor der rekonstituierten Universität in Peking zunächst belassen wurde u. s. f., und die Educational Association, eine seit 1890 bestehende missionarische Organisation für China, deren Zweck die Vermittlung christlicher Bildung an das chinesische Reich durch Schule und Literatur ist, vermochte den von allen Seiten an sie ergehenden Hilfegesuchen kaum noch nachzukommen.

So schien also der Mission die leitende Stellung in der chinesischen

Schulreform gesichert. Ja, es schien so! Aber die Anzeichen dafür, daß man sich ihrer Vertreter nur notgedrungen bediente und von ihr nur die Bildung und Wissenschaft, nicht aber das Christentum haben wollte, traten bald zu Tage. Bedeutsam war, was sich in Tsi-nan-fu an der Hochschule von Schantung zutrug. Als der Gouverneur Yuan Schih-kai die Gründung einer solchen einleitete, freuten sich die Missionare der Provinz sehr, in der Hoffnung, ihre Studenten an die neue Schule abgeben zu können und dadurch entlastet zu werden. Schwierigkeiten tauchten sofort auf, namentlich die Frage der Sonntagsarbeit bereitete solche; sie schienen aber durch die Freundlichkeit des Gouverneurs sich beseitigen zu lassen, und arbeitsfreudig kehrten Lehrer und Studenten aus den Neujahrsferien (Februar) 1902 zurück. Da fanden sie eine Proklamation vor, durch welche die Teilnahme an der Konfuzius-Verehrung je am siebenten und fünfzehnten Tage des Monats für jeden Studenten obligatorisch erklärt und als Strafe für dreimaliges Fernbleiben die Entlassung angekündigt wurde. Diese Forderung war um so auffälliger, als sie mit einem Male einen Brauch repristinierte, der seit Jahren an rein chinesischen Schulen kaum noch üblich war. Offenbar hatte der Gouverneur auf höheren Befehl gehandelt, und die Bedeutung dieses Erlasses war nicht nur die, daß bald darauf ein christlicher Student als Übertreter desselben weggeschickt wurde und daß der christliche Rektor Dr. Hayes resignierte; er war symptomatisch dafür, daß die chinesische Regierung vom Wunsch geleitet sei, Christen auszuschließen aus den Lehrkörpern sowohl, wie aus der Studentenschaft ihrer Hochschulen. Diese Tendenz aber deutet ferner auf den Willen hin, die eingebornen Christen fernzuhalten vom höheren Staatsdienst, der durch den Besuch dieser Schulen bedingt sein soll.

Unter die gleichen Gesichtspunkte fällt die Entlassung der ausländischen Professoren an der Universität Peking — Dr. Martin eingeschlossen — welche Anfang 1902 die Amtstätigkeit des neuen Erziehungs-Direktors Tschang Po-shi einleitete. Bemerkenswert ist, daß sie zeitlich mit jener Proklamation in Tsi-nan-fu zusammenfiel; offenbar war System in der ganzen Sache. Sie wurde den Entlassenen gegenüber damit begründet, daß der herrschende Geldmangel die Beibehaltung der kostspieligen fremden Arbeitskräfte verbiete. Ein Chinese wurde mit dem Rektorat betraut, und alle die Schritte, welche folgten, machten offenkundig, daß das Verlangen nach Schulreform an leitender Stelle nicht viel mehr ist, als ein hübsches Aushängeschild, dem Ausland zu Gefallen ausgestellt. So muß leider gesagt werden: die Aussichten der christlichen Schulmänner auf Mitarbeit an der chinesischen Erziehungsreform und direkten Einfluß sind durchaus nicht günstig; die kaiserliche Regierung betrachtet ihre Mitwirkung als ein notwendiges Übel, dessen sie sich so bald und so tatkräftig als möglich entledigt, da sie nicht christliche, sondern konfuzianische Bildung will. Dadurch ist der Mission eine schwere und große Aufgabe auferlegt. Sie muß sich der Versuchung erwehren, durch Verleugnung Einfluß zu erkaufen, vor Kompromissen sich hüten, und anstatt durch die offizielle Schulreform entlastet zu werden, erwächst ihr aus derselben eine Mehrbelastung: es ist für sie eine Frage von der allergrößten Bedeutung, wie sie ihrerseits durch ein vollständiges Schulsystem auf christlicher Grundlage in Wahrung

des Bekenntnisses den Bildungsgang befriedige und dadurch den indirekten Einfluß auf das Ganze sich dennoch sichere. Die S. D. K. („Society for the diffusion of christian and general knowledge among the Chinese") hat denn auch vor Jahresfrist einen Hilferuf ergehen lassen an die Universitäten der Welt unter dem Titel: „eine edle Lebensaufgabe", welcher in die Worte ausklingt: „Wer ist da mit genügendem Vertrauen auf die Wahrheit des Christentums und auf die daran sich schließenden Segnungen, daß er hervortrete und den Handschuh aufnehme? Es gibt Männer an unsern Universitäten, Männer von Geist, Männer mit eigenem Vermögen, welche sich nach einem Arbeitsfeld sehnen und nichts sehen, was groß genug ist, sie zu befriedigen; sie würden in unserer Gesellschaft einen Platz finden für die Ausübung all ihrer Kräfte und unbegrenzte Möglichkeiten, sich nützlich zu machen. Werden sie auf den Hilferuf von Millionen hören, die aus Mangel an Kenntnissen zu Grunde gehen, und werden sie eine Laufbahn ergreifen, welche vom größten Segen im Dienst der Menschheit und der Sache der Wahrheit sein würde?" Der Aufruf ist mitunterzeichnet von Pastor Kranz. (Deutscher Text: Ostas. Lloyd 1902, S. 107 ff.)

Es mag zur Begründung dieses Aufrufs dienen und die Notwendigkeit einer großen christlich-wissenschaftlichen Kraftanstrengung in China erläutern, wenn wir einen Seitenblick werfen auf die Tatsache, daß für China der Japanismus sich zu einer eigentlichen Gefahr ausbildet. Die klugen Japaner bieten den gelben Brüdern eifrig ihre Dienste an, und es ist für die Chinesen verlockend, sich die geistigen Errungenschaften des Abendlandes in der Form darbieten zu lassen, wie sie von den Japanern für ostasiatisches Verständnis und Bedürfnis zurechtgeschnitten worden sind. Diese scheinen es klug gemerkt zu haben, daß jetzt ihr Weizen blüht: daß sie, wenn es ihnen jetzt gelingt, die chinesische Schulreform unter ihre Kontrolle zu bekommen, den maßgebenden Einfluß in China sich gesichert haben. Man kann sich aber die Tatsache nicht verhehlen, daß eine Japanisierung der geistigen Neubildung Chinas eine große Gefahr für dieses Land bedeutete; denn so großes die Japaner auch in den letzten fünfzig Jahren geleistet haben, ihre Kultur ist eine Kultur ohne Gott, ein modernes, gebildetes Heidentum oder ein nebelhafter Deismus, welcher den Götzendienst toleriert, das Werk der christlichen Mission aber außerordentlich erschwert. So ringen die heterogensten Gewalten miteinander um den maßgebenden Einfluß auf die werdende chinesische Schule, und wenn die Mission neben dem Arbeiten nicht auch das Beten pflegen dürfte, müßte sie von ihrer Sorgenlast erdrückt werden.

Durch die Erkenntnis der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe ist der Geist der Kooperation, seit langem schon ein freundliches Charakteristikum der evangelischen Missionen in China, insbesondere auf dem Gebiete des Schulwesens in neuester Zeit noch gekräftigt worden. Als es sich darum handelte, nach der Krisis die höheren Lehranstalten in und um Peking wieder ins Dasein zu rufen, kamen die vier beteiligten Missionen (Londoner Mission, Amerikanische Methodisten und Presbyterianer und American Board) nach monatelangen Verhandlungen überein, ein Union College zu gründen. Jede Mission sollte für eines der vier Departements die Gebäulichkeiten und ihren

Unterhalt übernehmen. (1. Union College of Liberal Arts: Methodisten; 2. Union Training College: A. B. in Tung-tschou; 3. Union Theological School: Presbyterianer; 4. Union Medical School: L. M.), während für Lehrkörper und Unterrichtsgang einheitliche Leitung geplant war. Die Frage der gemeinsamen theologischen Vorbildung machte wenig Bedenken; man nannte in den Vorberatungen die Lehrunterschiede geringfügig, und der ganze Plan versprach die wertvolle Möglichkeit, kostbare Arbeitskräfte zu sparen und auszunützen, durch größere Verhältnisse den Lerneifer anzuspornen und durch Schulfreundschaft die künftigen eingebornen Träger der vier beteiligten Missionen untereinander und durch sie ihre verschiedenen Kirchen näher zu bringen. Leider aber mußte die Londoner Mission um ihrer finanziellen Bedrängnis willen vorläufig von der Mitwirkung und Ausführung des großen und schönen Projekts abstehen, wodurch dasselbe überhaupt zunächst suspendiert ist.

Aber ein Stein ist ins Rollen gebracht. Der aufrichtige Wille zur Kooperation ist gezeigt und das Beispiel hat anderswo bereits Nachahmung gefunden. Im Juni 1902 nämlich traten in Tsi-nan-fu vier Vertreter der englischen Baptisten-Mission und drei Männer von der amerikanischen Presbyterianer-Mission in Schantung zusammen und beschlossen, ihren Gesellschaften die Vereinheitlichung des höheren Schulwesens für ihre Provinz vorzuschlagen, ähnlich wie es in Peking versucht worden war. Drei Kollegien (für allgemeine Bildung, Theologie und Medizin) sollten unter einheitlicher Direktion stehen; § 9 des Statuten-Entwurfs bestimmte, daß die Unterweisung über die Sonderlehren — Tauffrage und Kirchenverfassung — von jeder Mission gesondert zu erteilen sei. Möge dieses Projekt nicht auch an der schlimmen Klippe des Geldmangels scheitern! Auf alle Fälle sind solche Bestrebungen zu den guten Früchten der Krisis vom Sommer 1900 zu rechnen; sie werden ohne Zweifel ihre Wellen weiter werfen und auch in anderer Beziehung die Eintracht in der Arbeit fördern.

Die gegenwärtige Stellung der evangelischen Missionen in China weist eine Gefahr für dieselben auf, welche neuerdings mehrfach als ihre größte Versuchung bezeichnet worden ist und auch von uns, die wir in der Ferne sind, mitleidend bedacht sein will. Seitdem sich die Vertreter der katholischen Mission von der kaiserlichen Regierung mit offiziellem Rang haben auszeichnen lassen, liegt in ihren Händen die Macht, in Prozesse nach Willkür einzugreifen und überhaupt Herrenrechte auszuüben. Bekanntlich waren die evangelischen Missionen darin eines Sinnes, daß sie jenes Anerbieten — es wurde auch ihnen gemacht — ausschlugen. Neuerdings tritt aber auch an ihre Arbeiter immer mächtiger die Versuchung heran, die Herren zu spielen. Dies hängt damit zusammen, daß die Fremden seit der Krisis im Lande gefürchtet und respektiert sind wie nie zuvor. Der Missionar könnte für seine Schützlinge so ziemlich alles erreichen, wenn er nur beim Mandarin seine Karte abgäbe oder gar einen Besuch machte, da dieser befürchtete, der Haß des Fremden könnte ihn seine Stelle kosten. Demgemäß ergeht neuerdings häufig auch an evangelische Missionare die Aufforderung, angeblich Unschuldige durch ein Wort der Fürsprache einer ungerechten Justiz zu entreißen, und viel häufiger noch ist der Fall, daß unlautere Elemente sich beim einheimischen Gericht fälschlich

auf ihre Zugehörigkeit zu einer Mission berufen, die von ihnen nichts weiß, um dem Mandarin Angst einzuflößen und bei ihm zu erreichen, was sie wollen. Groß ist für eingeborne Missionsarbeiter die Versuchung, sich selbst zu imponieren durch den Gebrauch großen Einflusses.

Durch solche Verhältnisse aber müßte es dem chinesischen Volk unmöglich werden, vom Reiche Christi, welches nicht von dieser Welt ist, ein richtiges Bild zu gewinnen Deshalb hat die China Missionary Alliance (eine Repräsentation der in China arbeitenden evangelischen Missionen), nachdem im Chinese Recorder eine eindringliche Diskussion der Notlage gewaltet hatte, zu Händen sowohl der eingebornen Beamtenwelt, als aller Vertreter der fremden Mächte eine einheitliche „Erklärung zum Zweck der Beseitigung von Mißverständnis Prozesse betreffend" abgegeben. In derselben wird feierlich und klar bezeugt, daß die protestantischen Missionare Diener ihrer Kirchen, nicht aber Agenten ihrer Regierungen seien; daß sie nur die Lehrer, nicht aber die Beamten ihrer eingebornen Gemeindeglieder sind; daß diese letzteren als Bürger des chinesischen Reiches durchaus den einheimischen Gesetzen und Gerichten unterstehen und in ihrem Glauben zwar nicht gehindert werden, als Bürger aber den heidnischen Mitbürgern völlig gleichgestellt sein sollen; daß die protestantischen Kirchen keinerlei Ungerechtigkeit durch ihren Einfluß unterstützen und die Beamten auffordern, jeden Mißbrauch ihres Namens in Prozessen ihnen anzuzeigen, damit derselbe ans Licht gezogen werden könne. Es ist zu hoffen, daß diese ehrliche Erklärung einen Quell von Mißhelligkeiten verstopfe, eine Flut von Mißverständnissen eindämme und dazu beitrage, den Unterschied zwischen evangelischer und katholischer Mission in helles Licht zu setzen. Jedenfalls ist diese öffentliche Erklärung des Verzichts auf irdischen Machtanspruch ein großartiges Zeugnis des Glaubens, und es kann nicht ohne Segen bleiben. Wahrscheinlich wird es der Sache Christi förderlicher sein, als die Arbeit der Kommission, welche gemäß dem englisch-chinesischen Handelsvertrag vom 5. September 1902 Mittel ausfindig machen soll, welche „einen dauernden Frieden zwischen Christen und Nichtchristen gewährleisten".

Wir schließen unsere Skizze ab und fassen ihre Ergebnisse in die beiden Punkte zusammen: 1) das chinesische Reich, das größte Missionsgebiet der Erde, bietet zur Zeit die größte Kombination von Schwierigkeiten der Missionsaufgabe dar; 2) zugleich aber gewährt es gerade jetzt die größten Möglichkeiten der Missionsarbeit. Wird die evangelische Christenheit tun, was sie soll und kann, und beweisen, daß sie als barmherziger Samariter den Nächsten liebt, wie sich selbst?

„Der Mädchenmord in China."

Eine Zuschrift aus China.

In der Aprilnummer Ihrer „Missions-Zeitschrift" bringen Sie einen Artikel von Missionar Piton, welcher die Vorwürfe des Herrn von Samson Himmelstjerna, die er in seinem Buch: „Die gelbe Gefahr als Moralproblem" Kap. 5 „Verleumdungen über China" hauptsächlich den Missionaren macht —

zurückweist. Was Piton vorbringt ist ganz richtig, aber nicht vollständig. Seit der Schreiber in der Heimat weilt, hat sich in China oder wenigstens in dem von mir bereisten Gebiet der Kantonprovinz ein ganz bedeutender, erfreulicher Umschwung bemerkbar gemacht. In den 80er Jahren kam die Unsitte des Mädchenmordes noch sehr oft vor, sodaß sogar eine Christenfrau anno 1884 dieser Unsitte huldigte und bestraft wurde; von den vielen mir bekannt gewordenen Mädchenmordtaten durch heidnische Mütter nicht zu reden. Ein Beispiel genüge! Als ich 1886 auf einer Außenstation Taufunterricht erteilte, war von 6 Frauen keine einzige frei von obigem Laster. Ihre Sünde gestanden sie zu, aber mit der Entschuldigung: „ach es waren ja nur Mädchen — keine Menschen“ (männliche Wesen)!

In den letzten 10—15 Jahren ist aber diese Unsitte des Mädchenmords, wenn auch nicht ganz verschwunden, so doch zur Seltenheit geworden. Fast möchte man sagen, sie habe seit einigen Jahren so gut wie aufgehört. Während ich früher sehr häufig Kunde von solchen barbarischen Mordtaten erhielt, habe ich mehrere Jahre keine Spur mehr entdecken können, obschon ich öfters nachfrage. Unsere Christen und Gehilfen und auch viele mir bekannte Heiden sagen es offen, jene Unsitte habe früher bestanden, jetzt aber nicht mehr, oder sei äußerst selten geworden. Als Grund für das Verschwinden wird angegeben: 1. Ein Mädchen koste jetzt gleich nach der Geburt schon einen Dollar; da sei es vorteilhafter, es zu verkaufen als Frauen für 1-, 2-, 3-jährige Männer. Früher habe man so junge Mädchen nicht gewollt; jetzt trage man kein Bedenken mehr. Hier hat also die Unsitte der Kinderheirat die des Mädchenmordes abgelöst. 2. Solche kleine Mädchen zu ernähren war früher, als es noch keine eingekochte Milch in China zu kaufen gab, kaum möglich gewesen, außer wenn die Mutter neben dem neugebornen Sohn auch zugleich die Schwiegertochter „stillte“. was ja sehr häufig vorkommt. Jetzt ist es leichter, solche kleine Mädchen zu ernähren, da es überall eingekochte Milch zu kaufen gibt, wenn die Schwiegermuttermilch versagt. 3. Der wichtigste Grund aber ist darin zu suchen, daß der Aberglaube durch die Verbreitung der christlichen Wahrheit zurückgewichen ist. Durch mündliche Predigt und schriftliches Zeugnis hat die Mission in diesem Stück schon sehr segensreich gewirkt, so daß selbst heidnische Bücherleser, welche unsere Schriften gelesen, oder die Predigt gehört, die Unsitte in Wort und Bild bekämpften. Da und dort begegnet man solchen heidnischen Traktaten, während ich in den 80er Jahren noch heidnischen Traktaten begegnete, welche zum Mädchenmord in dem Fall aufforderten, daß die betreffende Frau noch keinem Sohn und schon dem zweiten oder dritten Mädchen das Leben geschenkt habe. In diesem letzteren Falle sei es Pflicht, den Ahnen durch Rücksendung des Mädchens ins Jenseits zu zeigen, daß man einen Sohn — einen Menschen, Mann — als Stammhalter begehre.

Seit 10 Jahren sind diese Traktate verschwunden und es werden andere verbreitet, die sogar harte Strafen im Jenseits androhen für solche Frauen, welche ihre Töchter töten.

Man hat in maßgebenden Kreisen gemerkt, daß man etwas Verkehrtes gemacht und schließlich eine große Anzahl Männer zum Cölibat verurteilt hat, weil die Frauen selten wurden. Dilger, Baseler Missionar.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kaiserswerth.

Die Eingliederung der Arbeit für die Mission in die ordentl. pastorale Arbeit.[1])

Von P. Axenfeld, Erdeborn (Bez. Halle a. S.)

In dem Wortlaut des Themas spiegelt sich eine bedeutsame kirchliche Entwicklung: Ein Pastor, vor 100 Jahren, der neben seinem Amt bescheiden und still auch für die Mission zu arbeiten suchte, war ein viel angefochtener Mann. Heute erwartet die Gemeinde, ja es fordert die kirchliche Behörde, daß der Pastor die Arbeit für die Mission in seine ordentliche Tätigkeit eingliedere. Dieser kirchliche Stimmungswechsel wurzelt in einem Wandel christlicher Glaubensüberzeugung. Galt den Führern christlichen Denkens und Lebens damals Mission als eine Privatliebhaberei zweifelhaften Wertes, so kann heute der wurzelhafte Zusammenhang der Mission mit dem ewigen Heilsrat Gottes als ein gesichertes Gemeingut christlicher Erkenntnis angerufen werden, — einer Erkenntnis, die auch durch Machtsprüche moderner Hyperkritik, welche Jesu nicht nur den wörtlichen Missionsbefehl, sondern sogar den Missionsgedanken absprechen will, nicht erschüttert wird. Die Frage nach Jesu Stellung zur Mission kann nicht durch Sondierung einzelner Daten der evangelischen Berichte allein, sie will im Zusammenhang mit der Frage nach seinem Berufs- und Selbstbewußtsein beantwortet werden. So gewiß er sich nicht als einen Propheten des jüdischen Volkes, sondern als den Sohn Gottes und den Menschensohn gewußt hat, so gewiß muß er Mission gewollt haben. Als Sohn Gottes kann er in sich nicht weniger als den einigen Mittler des Heils gesehen und als Menschensohn kann er nicht weniger als die Menschheit in ihrer Totalität als sein Gegenüber erkannt haben. Die Liebe des Vaters, von der er sich gesandt weiß, und die er lebend, leidend und sterbend darstellt und verbürgt, kennt keine menschliche Schranke. Kommt diese Darstellung und Verbürgung erst durch seinen Tod und seine Auferstehung zur Vollendung, so muß er eine Verkündigung seines Todes und seiner Auferstehung gewollt haben. Das durch ihn gebrachte

1) Vortrag auf der Provinzial-Missionskonferenz in Halle am 16. Februar d. Js.

Heil kann dann aber nicht von einem Menschheitsteil monopolisiert werden. Wer es als Spezialbesitz reklamiert, schließt sich von ihm aus. Jesu als des Trostes im Leben und Sterben kann nur gewiß und froh werden, wer des Glaubens ist, daß er allen gehört. Ist der Empfang des allen bestimmten Heils an die gläubige Annahme als die einzige, aber unerläßliche Bedingung geknüpft, so muß es allen gepredigt werden. Aus der Sendung des Sohnes für die Menschheit folgt mit unausweichlicher Notwendigkeit die Aussendung seiner Jünger in die Menschheit, aus dem Heilswillen des Vaters und dem Heilswerk des Sohnes der Heilsdienst seiner Jünger, d. h. die Missionspflicht seiner Gemeinde. Nur das Maß dieses Dienstes, welches er von der Christenheit einer bestimmten Zeit verlangt, teilt der weltlenkende Gott ihr durch unmißverständliche geschichtliche Fügung selbst zu. Wie er der apostolischen Christenheit den damaligen orbis und der mittelalterlichen das germanisch-slavische Heidentum als Arbeitsgebiet zugewiesen, so hat es seiner Weisheit gefallen, der Kirche unseres Zeitalters trotz ihrer Zerrissenheit und all ihres Jammers durch eine Weltöffnung und Weltverbindung ohne Gleichen die Missionierung der ganzen noch heidnischen Menschheit zuzutrauen und aufzutragen. Wie einst zu dem an sich und seinem Heil verzweifelnden Häuflein Juden in der babylonischen Gefangenschaft, so spricht er heute zu der mit gottwidrigen Strömmungen hart ringenden und oft kleinmütigen modernen Christenheit: „Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und das Verwahrloste in Israel wiederzubringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende" (Jes. 49, 6). Wir können diese Aufgabe nicht teilen, nicht in Rücksicht auf unsere kleine Kraft ein Stück von ihr aufschieben. Gott zeigt uns, daß er nicht will, daß wir warten.

Mit Selbstüberwindung haben in den letzten Jahren deutsche Gesellschaften oft lockende, ja dringende Aufgaben unangetastet, inständige Bitten der Missionare um Vermehrung der Stationen und Arbeiter unerhört gelassen; es ist Angefangenes, weil die Kraft nicht zu reichen schien, in andre Hände abgegeben worden. Trotz solcher Vorsicht und Selbstbeschränkung sind die Defizits in den Jahresrechnungen, welche unliebsame Ausnahmen sein sollten, zur ständigen Erscheinung unseres Missionslebens geworden. Mit anderen Worten: nicht einmal für den bereits angefangenen Bau in der Heiden-

welt will das vorhandene heimatliche Fundament ausreichen. Es sind der Bauleute zu wenig und zu wenig derer, die Baumaterial liefern. Einst haben kleine Häuflein das Werk begonnen. Sie sind zu großen Kreisen herangewachsen. Aber dies Wachstum steht noch in keinem Verhältnis zu der Größe des Werkes und erst recht in keinem Verhältnis zur Größe der Aufgabe. Wenn Zion größer werden muß, so muß zunächst die heimatliche Missionsgemeinde größer und eifriger werden. Es ist nicht gemeint, daß solche, die selbst dem Reiche Gottes fern stehen, zu seiner Ausbreitung beitragen sollen. Aber es sind derer noch viele, die Jesum als ihren Heiland lieb haben und doch an seinem Werk unter den Heiden noch ganz oder fast unbeteiligt sind, und deren wenige, deren Missionsleistung das Wort verdient: Sie haben getan, was sie konnten. Es ist die heimatliche Missionsaufgabe des neuen Jahrhunderts, den ganzen Ebed Jahwe in der heimatlichen Christenheit, die Gemeinde der Gläubigen in der christlichen Kirche, zur Erkenntnis ihrer Missionspflicht und der ganzen Größe der ihr gestellten Aufgabe zu führen.

Die Mission ist ein Dienst des Wortes vom Kreuz. Darum ist sie wie dieses der Welt eine Torheit. Sie kann nur recht verstanden und recht betrieben werden, wenn sie sich von der göttlichen Wahrheit leiten läßt. So sind diejenigen, welche amtlich berufen sind, das Wort Gottes in das Leben der christlichen Gemeinde zu tragen, auch die berufenen Interpreten des göttlichen Missionsgedankens. Ist Mission nicht eine löbliche, aber event. auch erläßliche Arbeit der christlichen Gemeinde, sondern ihre Pflicht, so gehört auch die Arbeit für die Mission nicht zu den nützlichen Nebenarbeiten von Pastoren, die im Hauptamt nicht genügend beschäftigt sind, sondern zur ordentlichen, d. h. amtlichen, pflichtmäßigen Tätigkeit eines jeden Pastors. So wie er, unbekümmert, ob die Gemeinde auf ihn hört oder nicht, sie um seines Gewissens und seines Herrn willen locken und warnen muß, daß sie bedenke, was zu ihrem Frieden dient, so darf er um des Gewissens und seines Herrn willen nicht müde werden, sie an ihre Missionspflicht zu erinnern, unbekümmert, ob er selbst den Erfolg sieht oder nicht. Jener Rentmeister im Stolbergischen, der in den vierziger Jahren seinen widerstrebenden Pastor hartnäckig drängte, Missionsstunden zu halten, handelte nicht anmaßend. Hat die Gemeinde die Pflicht, an ihrem Teil an der Mis-

[illegible] kann dann über man zu einem Missionsfeld mobilisiert werden. Wer es als Berufung erkannt hat, weiß sich von ihm aus. Denn als des Herren ist die Erde und alles, was darauf ist, und [illegible] werden, wer des Namens ist, daß er allen gehört. Ist der Empfang des alten heiligen Geists in die gläubige Annahme als die einzige, aber unerläßliche Bedingung gebracht, so muß es allen gegeben werden. Aus der Sendung des Sohnes für die Menschheit folgt mit unerbittlicher Konsequenz die Aussendung seiner Jünger in die Nationen, aus dem Gehorsam des Vaters und dem Heilswerk des Sohnes der Gehorsam seiner Jünger d. h. die Missionspflicht seiner Gemeinde. Nur das Maß seines Zweifels, welches er von der Christenheit einer Heidenwelt zum Verlangen, teilt der weltlenkende Gott die durch unermeßliche geschichtliche Fügung selbst zu. Wie er der apostolischen Christenheit den damaligen Orbis und der mittelalterlichen das germanisch-slawische Heidentum als Arbeitsgebiet zugewiesen, so hat es seiner Weisheit gefallen, der Kirche unseres Zeitalters trotz ihrer Zerrissenheit und all ihres Jammers durch eine Weltöffnung und Weltverbindung ohne Gleichen die Missionierung der ganzen noch heidnischen Menschheit zuzutrauen und aufzutragen. Wie einst zu dem an sich und seinem Heil verzweifelnden Häuflein Juden in der babylonischen Gefangenschaft, so spricht er heute zu der mit gottwidrigen Strömungen hart ringenden und oft kleinmütigen modernen Christenheit: „Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und das Verwahrloste in Israel wiederzubringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende" (Jes. 49, 6). Wir können diese Aufgabe nicht teilen [illegible] sicht auf unsere kleine Kraft ein Stück von [illegible] zeigt uns, daß er nicht will, daß wir wag[illegible]

Mit Selbstüberwindung haben [illegible] Gesellschaften oft lockende, ja drin[illegible] ständige Bitten der Missionar[illegible] Arbeiter unerhört gelassen; e[illegible] zu reichen schien, in andre [illegible] Vorsicht und Selbstbeschränk[illegible] nungen, welche unliebsame [illegible] Erscheinung unseres Miss[illegible] ten: nicht einmal für den

welt will das vorhandene heimatliche Fundament ausreichen. Es sind der Bauleute zu wenig und zu wenig derer, die Baumaterial liefern. Einst haben kleine Häuflein das Werk begonnen. Sie sind zu großen Kreisen herangewachsen. Aber dies Wachstum steht noch in keinem Verhältnis zu der Größe des Werkes und erst recht in keinem Verhältnis zur Größe der Aufgabe. Wenn Zion größer werden muß, so muß zunächst die heimatliche Missionsgemeinde größer und eifriger werden. Es ist nicht gemeint, daß solche, die selbst dem Reiche Gottes fern stehen, zu seiner Ausbreitung beitragen sollen. Aber es sind derer noch viele, die Jesum als ihren Heiland lieb haben und doch an seinem Werk unter den Heiden noch ganz oder fast unbeteiligt sind, und deren wenige, deren Missionsleistung das Wort verdient: Sie haben getan, was sie konnten. Es ist die heimatliche Missionsaufgabe des neuen Jahrhunderts, den ganzen Ebed Jahwe in der heimatlichen Christenheit, die Gemeinde der Gläubigen in der christlichen Kirche, zur Erkenntnis ihrer Missionspflicht und der ganzen Größe der ihr gestellten Aufgabe zu führen.

Die Mission ist ein Dienst des Wortes vom Kreuz. Darum ist sie wie dieses der Welt eine Torheit. Sie kann nur recht verstanden und recht betrieben werden, wenn sie sich von der göttlichen Wahrheit leiten läßt. So sind diejenigen, welche amtlich berufen sind, das Wort Gottes in das Leben der christlichen Gemeinde zu tragen, auch die berufenen Interpreten des göttlichen Missionsgedankens. Ist Mission nicht eine löbliche, aber event. auch erläßliche Arbei[illegible]stlichen Gemeinde, sondern ihre Pflicht, so gehört auch die [illegible]e Mission nicht zu den nützlichen Nebenarbeiten von Pa[illegible] Hauptamt nicht genügend beschäftigt sind, sondern [illegible]d. [illegible]n, pflichtmäßigen Tätigkeit eines je[illegible] [illegible]mert, ob die Gemeinde auf ihn [illegible] [illegible]issens und seines Herrn willen [illegible]nen [illegible]denke, was zu ihrem Frieden [illegible] [illegible]nd seines Herrn willen nicht [illegible] [illegible]cht zu erinnern, unbekümmert, [illegible]. Jener Rentmeister im Stol[illegible] [illegible] seinen widerstrebenden Pastor [illegible] zu halten, handelte nicht [illegible] [illegible]cht, an ihrem Teil an [illegible]

sion mitzuarbeiten, so muß sie auch das Recht haben, von ihrem Pastor zu verlangen, daß er ihr alles darreiche, dessen sie bedarf, um diese Pflicht erfüllen zu können. Die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts ist reich an Belegen dafür, daß erweckter Missionssinn die Heimatgemeinde selbst zu beleben vermag. Ein Pastor, der sich der Aufgabe, Missionsliebe zu pflanzen und zu pflegen, entzieht, versündigt sich an seiner Gemeinde, der er eine Lebensquelle vorenthält, und an der gesamten Christenheit auf Erden, die zur Erfüllung ihrer gottgegebenen weltweiten Aufgabe auf keines ihrer Glieder verzichten kann.

Gehört also die Arbeit für die Mission in die ordentliche pastorale Tätigkeit, so entsteht die Frage, *wie* sie sich in dieselbe einzugliedern hat.

In den reichlichen Beantwortungen, welche diese Frage in der missionarischen Literatur gefunden hat, pflegen zwei Gesichtspunkte mitunter übersehen zu werden:

1. Es kommt nicht in erster Linie darauf an, *was* einer tut, sondern *warum* und *wie* ers tut. Missionspredigten und -stunden, Schriftenverbreitung, Sammlungen und dergl. schaffen es nicht, wenn nicht die Gemeinde merkt, daß der Pastor selbst die Mission *lieb* hat. Sie muß es inne werden, daß er diese Arbeit nicht um behördlicher Vorschrift und kirchlicher Sitte willen treibt, sondern weil es ihm selbst Herzens- und Gewissenssache ist. Auch in der heimatlichen Missionsarbeit entscheiden nicht Handlungen und Mittel, sondern Persönlichkeiten.

2. Es sollte die Frage nicht lauten: Wie kann ein Pastor in einer Gemeinde für die Mission arbeiten?, sondern sie sollte individuell und örtlich begrenzt werden: Was kann *ich* nach *meinen* Kräften in *meiner* Gemeinde nach *ihren* Verhältnissen für die Mission tun? Die Aufgabe ist für den Pastor einer großstädtischen Massengemeinde eine andere als für den eines kleinen Dorfes. Verschieden sind die Hindernisse, verschieden auch die Arbeitsmöglichkeiten und Mittel. Die Arbeit in einem gut kirchlichen Dorfe der Altmark wird sich anders gestalten können als in einer unempfänglichen Gemeinde der Börde. Die Berichte der einen über das, was sie auf ihrem Boden getan und erreicht, sind, zumal wenn sie sich zu allgemeingiltigen Forderungen verdichten, mitunter dazu angetan, andere, die auf härterem Boden arbeiten, zu entmutigen. Wo aber

die pastorale Missionsarbeit als individuelles Problem empfunden, erkannt und klar durchdacht wird, da zeigt sich überall dem entschlossenen Willen ein gangbarer Weg, oder vielmehr: es zeigen sich viele Wege.

Zunächst die beiden uns allen gebahnten Hauptwege der sonntäglichen Predigt und des Konfirmandenunterrichts.

Wenn die Predigt den Willen Gottes an die Gemeinde unverkürzt wiedergeben soll, darf sie den Missionsbefehl nicht verschweigen. Es wird kaum noch eine Gemeinde der Provinz Sachsen geben, in der nicht wenigstens am zweiten Pfingsttag Missionspredigt gehalten wird, die den Tag zum örtlichen Missionsfest erhebt. So sind auch nur noch vereinzelte Ephorien vorhanden, in welchen nicht jährlich wenigstens ein Missionsfest gehalten wird, leider aber mehrere, deren Fest stets in der den Mittelpunkt der Ephorie bildenden Stadt gefeiert wird, sodaß die Landgemeinden die außerordentliche Anregung durch den Besuch eines missionarischen Augenzeugen, die sich doch oft als Weckmittel für den Missionssinn erwiesen hat, dauernd entbehren müssen. Wichtiger aber als die Darbietung einzelner besonderer Missionspredigten, -Feste, -Stunden ist die rechte Ausnutzung der regelmäßigen Sonntagspredigt. Wer das Problem der Einpflanzung des Missionssinnes in seine Gemeinde auch in die Stunden der Predigtvorbereitung hineinnimmt, wird überrascht durch die Fülle missionarischer Gedanken und Beziehungen in den kirchlichen Perikopen. Es kann nicht anders sein. Die Episteln sind Briefe von Missionaren an ihre eben aus Heiden und Juden gewonnenen Gemeinden. So müssen sich in ihnen die Verhältnisse, Probleme, Kräfte und Kämpfe spiegeln, welche durch die Berührung eines Volkstums mit dem ihm bisher fremden Christentum gegeben sind. Die Evangelien aber erzählen nicht nur die geschichtliche Darbietung des universalen Heils in dem Heiland, sondern auch die Erziehung und Ausrüstung der ersten Sendboten, auf deren missionarischer Arbeit die Kirche ruht. Ich gehe nicht so weit, zu fordern, daß überall, wo im Text Missionsgedanken und -Beziehungen vorliegen, von Mission geredet werde. Man kann auch eine Gemeinde, zumal, wenn ihr Missionssinn noch schwach ist, abstumpfen, und wir dürfen uns wohl auf das Wort berufen: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen." Doch sollten wir, wo sie deutlich als Hauptgedanken zu Tage liegen, sie auch

nicht ohne Grund liegen lassen. Man kann Missionssinn wecken, ohne die Worte „Mission" und „Heidenwelt" in den Mund zu nehmen. Der Kernpunkt ist: es muß das Evangelium als das, was es ist, als Missionsevangelium, gepredigt werden. Im Gegensatz zu den Einschränkungen, in welche es nationale und koloniale Tendenzen, moderner Rassen- und Bildungsdünkel und die natürliche Eitelkeit des alten Menschen immer wieder pressen wollen, müssen wir klar bezeugen, daß die göttliche Gnade schlechthin voraussetzungslos und darum allumfassend ist, und daß der gesittetste Europäer ganz ebenso erlösungsbedürftig und nur ebenso erlösungsfähig ist, wie der verkommenste Papua. Erst wenn das Gewissen spricht: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch," kann der Herr einen Menschenfischer berufen. Ist aber ein Mensch vor dem heiligen Gott erschrocken und von dem gnädigen Gott getröstet, so kann ihm wirksam bezeugt werden, daß die grundlose Gnade kein Schlummerkissen, sondern eine Lebenskraft ist, und daß nur der an ihr Teil hat, der im Gehorsam des Glaubens das Empfangene in die Nähe und Ferne weiterreicht. Die Predigten jener gewaltigen pommerschen Missionsfeste der fünfziger Jahre waren Erweckungspredigten, und ihre erweckliche Aussaat trug missionarische Frucht. Wir können solche Wirkung nicht erzwingen; aber *eins* können und müssen wir erreichen: wir können mit dem Schwert des göttlichen Wortes die hölzernen Waffen zerschlagen, mit denen sich so gern Trägheit und Geiz verteidigen. Es ist möglich, daß die Gemeinde oder ein Teil von ihr sich gegen diese Predigt verhärtet. Aber das können wir erreichen, daß, wenn sie sich ihrer Missionspflicht entzieht, sie es mit *schlechtem* Gewissen, mit dem klaren Bewußtsein, *wider* Gott zu handeln, tut.

Doch soll die Predigt nicht nur für die Mission werben; sie darf auch durch die Mission belohnen, erfreuen, erbauen, ermutigen und trösten, wenn sie das ewige Wort durch seine täglich neue Selbstbezeugung in der Erfahrung missionarischen Lebens veranschaulicht. Wenn der Prediger nicht Ladenhüter altbekannter und vielleicht gar unzuverlässiger Anekdoten, sondern geschickt gewählte, wirkliche Geschichten aus Vergangenheit und Gegenwart der Mission in seinen Gedankengang einflicht, hört die Gemeinde, zumal unser Landvolk, dem Erzählung lieber ist als Belehrung, dankbar zu. Der Schatz missionsgeschichtlicher Erfahrung von Erweisungen göttlicher Kraft,

Weisheit und Freundlichkeit und ihrem Triumph über menschliche Verlorenheit, Torheit und Schwäche ist so unendlich reich, daß wir es nicht unterlassen dürften, die Armut heimatlichen Gemeindelebens aus ihm zu bereichern. Zumal dem monotonen, trägen Einerlei mancher ländlicher Gemeindeverhältnisse tritt die missionarische Erfahrung mit jugendlicher Frische, bunter Mannigfaltigkeit und lebhaftem Wechsel heilsam ergänzend gegenüber. Der Sozialpolitiker Naumann, dem niemand den feinen Sinn für volkstümliche Werte absprechen wird, bemerkt gelegentlich, daß Missionserzählung das klassische Mittel sei, dem Landvolk mit seiner religiösen Stabilität und oft Stagnation die Bekehrung des Menschen in ihrer Notwendigkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit und Wirkung deutlich zu machen. In vielen Landgemeinden besteht noch die Sitte, daß im Nachmittagsgottesdienst oder der Kinderlehre regelmäßig entweder die alten Evangelien oder die alten Episteln behandelt werden. Sie sind am Tage zuvor in der Schule gelesen und kurz besprochen. Viele der Evangelien sind als biblische Geschichten in der Schule jahraus jahrein durchgenommen. Empfiehlt es sich wirklich, am Sonntag Nachmittag einfach den Gedankengang des Textes wieder zu zergliedern? Könnte man ihn nicht, wenigstens mitunter, geschichtlich, und wenn es ein Missionstext ist, missionsgeschichtlich illustrieren? Könnte man nicht z. B. am 14. n. Tr. das Evangelium von den zehn Aussätzigen so behandeln, daß man das Elend der heutigen Aussätzigen in der Heidenwelt und den großartigen Dienst an ihnen schildert, mit welchem die Mission in die Fußstapfen nicht nur des liebreichen Heilands, sondern ebenso in die des dankbaren wie des barmherzigen Samariters getreten ist? Wenn diese Schilderung nicht Zahlen und Daten an einander reiht, sondern ein lebensvolles Bild bietet, etwa die Arbeit des im vorletzten Jahr heimgegangenen „Vaters der Aussätzigen", des ehrwürdigen Uffmann in Purulia, oder die heroische Selbstaufopferung der selbst am Aussatz erkrankten Mary Reed (vergl. A. M.-Z. 1899, S. 171) werden wohl manche der Kinder ergriffen zu Hause von dem erzählen, was sie in der Kirche gehört haben. Kinder sind ja leicht zu begeistern, und aus der flüchtigen kindlichen Ergriffenheit kann ein Keim zurückbleiben, der, vielleicht nach Jahren, Frucht bringt. In vielen Kindergottesdiensten mit Gruppensystem wird jeden vierten Sonntag der Unterricht durch eine für alle Gruppen gemeinsame Missions-Erzählung ersetzt. Die Sitte sollte zur

festen, allgemeinen Regel werden. Helfer und Kinder pflegen sich auf den Sonntag zu freuen und bringen gern ihre kleinen Gaben.

Wenn Fürbitte und Gabe für die Mission zu den allgemeinen, für jeden verbindlichen Christenpflichten gehören, so hat die Grundlegung christlicher Lebensführung, der Konfirmandenunterricht, auch den Grund der Missionsliebe zu legen. Die Verteilung des missionskundlichen Stoffes auf die einzelnen Stücke des Unterrichts hängt zu sehr von der in das individuelle Belieben gestellten Anlage des Unterrichtsganges ab, als daß sich darüber allgemeine Ratschläge geben ließen. Auch die Eingliederung der Arbeit für die Mission in den Pfarrunterricht will von jedem Pastor als eigenes Problem gelöst werden. Mir scheinen dem Pfarrunterricht zwei Aufgaben zuzufallen: 1. er muß die missionarischen Grundgedanken klar und festlegen, und 2. er sollte zur Belebung der Unterweisung neben den biblischen Geschichten und den Beispielen aus dem eigenen Leben, auch reichlich solche aus der Mission heranziehen. Missionsgeschichte aber und ausführlichere Missionserzählung gehören in Kinderlehre, Nachmittagsgottesdienst und Missionsstunde, welche den Pfarrunterricht planvoll ergänzen können.

Die Missionsstunden werden vielfach nicht mehr gut besucht. Es kann an unpassender Zeit oder ungeeignetem Lokal liegen. Jedenfalls sollten wir nicht zu früh den Mut verlieren. Auf Ebbe kann auch wieder Flut folgen. Ein sächsischer Landgeistlicher hatte Jahrzehnte hindurch meist nur vor Kindern Missionsstunden gehalten und hielt seine Arbeit für völlig vergeblich, bis er zu seiner eigenen Überraschung erfuhr, daß im Missionshaus ein Zögling aufgenommen sei, der als Quelle seines Entschlusses jene Missionsstunden in seiner Kindheit angegeben habe. Es liegt wohl ein Stück göttlicher Pädagogie darin, daß wir selbst die Frucht unserer Aussaat oft nicht oder nicht sogleich sehen. Es will der Herr die Treue prüfen, ob sie auch, wo sie nicht sieht, fest und unbeweglich bleibt und immer zunimmt in seinem Werk, weil sie im Glauben weiß, daß es nicht vergeblich sein kann.

Immerhin ist, wenn die Missionsstunde den Bedürfnissen oder Wünschen der Gemeinde nicht entspricht, die Erwägung am Platz, ob nicht Ersatz- oder besser Ergänzungsmittel anwendbar sind. In einer Ephorie versuchte man im vorigen Winter die schwach besuchten Missionsstunden durch Missionsvorträge mit Gesang und Gebet in öffentlichen Sälen zu ergänzen. Die Räume wollten nicht reichen

und die finanziellen Erträge von sechs Abenden waren, abgesehen vom Schriftenverkauf, viermal so groß, als der Gesamtertrag aller Missionsstunden des Jahres und der vierte Teil der Gesamtleistung der Ephorie. Auch Missionsvorträge auf Familienabenden mit oder ohne Scioptikon können den Dienst eines Netzes tun, das ausgeworfen wird, Fernstehende zu gewinnen.

Aber über der Erreichung der großen Masse darf die Pflege der kleinen Kreise nicht vergessen werden. Der Glaube ist eine gemeinschaftbildende Macht, und durch unsre Zeit geht ein genossenschaftlicher Zug. Das religiöse Leben größerer Gemeinden kristallisiert sich in kleineren Gemeinschaften und Zusammenkünften. Diese pflegen fruchtbarer Boden für missionarische Anregung zu sein, denn hier sind in der Regel die religiösen Voraussetzungen vorhanden. Diese Kreise missionarisch zu bearbeiten und zu besäen, sollte eine Hauptsorge des Pastors sein. Nun hat der Geistliche einer großen Gemeinde gewiß nicht Zeit, in Jugend-, Jünglings-, Arbeiter-, Jungfrauen- und Frauenvereinen, Gemeinschaftsabenden und Bibelkränzchen regelmäßig Missionsansprachen zu halten. Aber die Sorge, daß sie alle missionarisch hinreichend ernährt werden, liegt doch auf ihm. Reicht seine Zeit und Kraft nicht für die Einzelarbeit, so hat er umsomehr auf Ersatzmittel und Hilfskräfte zu sinnen. Ein sächsischer Großstadtgeistlicher mit sehr großem Amt hat aus Primanern und Sekundanern einen Missionsverein gebildet. Er selbst hält nur einmal im Semester einen Vortrag; an den anderen Abenden sind die jungen Leute allein und tragen der Reihe nach selbst vor; der Pastor aber liefert mundgerecht den Stoff für die Vorträge. Ist darin nichts Nachahmenswertes? Könnten wir nicht in unsern Gemeinden Gebildete finden, zumal Lehrer, die gern Vorträge hielten, wenn wir ihnen das Material bereit stellten, nicht auch vielleicht Gesellen und Arbeiter? Wie viel wertvoller ists, wenn sie selbst arbeiten, als wenn sie nur immer hören! Auch kann der Pastor dafür sorgen, daß in den Vereinslokalen Missionsbüchsen, unter den ausliegenden Blättern Missionsblätter, in der Vereinsbibliothek Missionsbücher sich befinden. Auf ihren Festreisen pflegen die Missionare oft Wochentage frei zu haben, an welchen sie gern die Gastfreundschaft des Pfarrhauses genießen. Der Pastor aber tut seiner Gemeinde einen Dienst und seinem Gast gewiß nur einen Gefallen, wenn er ihn an solchem Rasttag in die Schule oder den Konfir-

mandenunterricht, zu einem Vereinsabend oder einer Bibelstunde mitnimmt. Die intime Aussprache im kleinen Kreise kann folgenreicher werden, als die wohlvorbereitete Ansprache an die mitunter bunt gewürfelte Zuhörerschaft eines großen Volksfestes.

Besteht in der Gemeinde ein Missions-Nähverein, so hat er ein besonderes Anrecht auf pastorale Pflege. Die Tatsache, daß jetzt allein in unserer Provinz mehr als 75 Missions-Frauenvereine in ländlichen Dorfgemeinden für Berlin I arbeiten, beweist, daß auch auf dem Lande der Versuch, einen Missions-Nähverein zu begründen, aussichtsvoll ist. Ist aber der Verein geboren, so will er ernährt sein. Kann der Pastor in der Vereinsstunde nicht selbst vortragen, so hat er für geeignete Lektüre zu sorgen.

Diese Aufgabe berührt sich mit der Bemühung um Verbreitung von Missionsliteratur. Ein guter Teil der Aussaat unserer Worte wird durch eine übelberichtete oder übelwollende Tagespresse ausgerottet. Umso nötiger ist es, unsre Missionsblätter ins Volk zu bringen, sie bei Gelegenheit beharrlich zu empfehlen, auch einmal durch einen Boten Probenummern anbieten und zum Abonnement auffordern zu lassen. Durch eine Bitte beim Buchhändler können wir erreichen, daß in die Zeitschriftenmappen Richters Missionen aufgenommen werden. Finden sich in einer Landgemeinde nicht Abonnenten für Missionsblätter, so doch vielleicht ein Kreis, der gemeinsam eine Mappe mit Missionsblättern liest. Fehlt es dem Pastor an Zeit und Sachkunde, um Missionslügen in der Lokalpresse selbst zu widerlegen, so tut er seiner Gemeinde einen Dienst, wenn er die betreffende Nummer an die Missions-Preßkommission schickt, und einen noch größeren, wenn er durch persönlichen Einfluß auf die Redaktion erreicht, daß sie die von der Kommission für die Presse versandten Missionsnachrichten aufnimmt.

Zur pastoralen Arbeit gehört endlich auch das Sammeln, ein oft unangenehmer, aber nötiger und heiliger Dienst. Warum werden in vielen Gemeinden noch immer weder Jahresbeiträge noch Hauskollekten für Heidenmission gesammelt? Warum sind in vielen Gemeinden die Sammelhefte der Kinder noch unbekannt? Man verachte das Kleine nicht. Die grünen Heftchen von Berlin I bringen jährlich aus der Provinz Sachsen über 12000 Mark ein. In vielen unserer Gemeinden fehlt es an einer Gelegenheit für verschwiegene Dankopfer, da der Klingelbeutel meist der Kirchkasse zufließt,

die dessen oft nicht bedarf. So sollte an jeder Kirchtür sich eine Missionsbüchse befinden. Wo man den Versuch gemacht hat, hat der Erfolg überrascht. In einer Gemeinde von 360 Seelen hat der Kirchtürneger 1902 an ungebetenen Gaben 61,87 Mark, neunmal so viel als die Hauskollekte, enthalten. Die Gemeindeglieder haben sich gewöhnt, für erfahrene Freundlichkeiten Gottes sich bei dem Neger zu bedanken. Die Missionshaus-Buchhandlungen haben solide, an der Wand zu befestigende Negerhütten aus Eisenblech für den Kircheingang in den Handel gebracht. Abgesehen von dem Ertrag ist schon die Tatsache, daß der Neger an der Kirchtür steht, wertvoll. Cum tacet, clamat: er führt jedem Kirchenbesucher vor Augen, daß Mission nicht Liebhaberei einzelner, sondern selbstverständliche Dankespflicht der ganzen Gemeinde ist. Bis zur vollständigen Ausrichtung des Missionsbefehls fehlt etwas an der vollständigen Einrichtung einer Kirche, wenn ihr die Missionsbüchse fehlt.

Persönliches ist lebensvoller als Anstaltliches. Es fördert das Interesse, wenn der Pastor es auf eine bestimmte Persönlichkeit konzentriert, indem er mit einem Missionar Verbindung sucht, dessen Station die Gemeinde betend und arbeitend unterstützt. Der Briefwechsel zwischen Pastor und Missionar erfreut beide. Wenn die Briefe und Photographieen des Missionars in den missionsfreundlichen Kreisen und Vereinen rundgehen und seine kleinen Andenken verteilt werden, so wächst die Arbeitslust. Zumal unser Landvolk *sieht* gern unzweifelhafte Beweise von der Verwendung seiner Gaben. Es ist nicht schwer, die Gemeinde über die Arbeit *ihres* Missionars, wie sie dann wohl sagt, und die Entwicklung *ihrer* Station auf dem Laufenden zu erhalten. Sie begleitet sie durch Freude und Trübsal, Hoffnung, Enttäuschung und Segnungen und gewinnt so allmählich ein klein Stückchen eigener Missionserfahrung.

Dies alles sind nur einzelne aphoristische Vorschläge über die Eingliederung der Arbeit für die Mission in die ordentliche pastorale Tätigkeit. Es kam darauf an, zu zeigen, welch mannigfaltige Fülle von Arbeitsmöglichkeiten sich dem Pastor anbietet, der das Problem der Einpflanzung des Missionssinnes in seiner Gemeinde ernstlich erwägt.

Solche pastorale Arbeit für die Mission setzt aber etwas voraus. Wer für die Mission arbeiten will, muß sie *kennen*. Daß die Ausarbeitung von Missionsstunden auf Schwierigkeiten stößt, wo die

Missionsgeschichte terra incognita ist, ist begreiflich. Nicht nur Glaube und Liebe, auch Kenntnis und Verständnis sind unentbehrliche Wurzeln der Arbeit für die Mission. Man kann nicht Früchte pflücken, bevor der Baum gepflanzt ist. Gehört Arbeit für die Mission in die ordentliche pastorale Tätigkeit, so gehört die Einarbeitung in die Missionskunde, sowohl Missionstheorie wie Missionsgeschichte, in die ordentliche wissenschaftliche Ausrüstung eines heutigen Theologen. Auf 9 Universitäten werden zur Zeit missionskundliche Vorlesungen gehalten. Doch macht nicht überall ein größerer Teil der Studenten von der gebotenen Gelegenheit Gebrauch, vielleicht weil Missionskunde noch nicht Prüfungsfach ist. Im Amt ist es möglich, aber nicht immer leicht, das Versäumte nachzuholen. So ist die Kandidatenzeit die gewiesene Zeit. Nach dem Kirchengesetz vom 15. August 1898 hat jeder Geistliche, dem ein Lehrvikar zugewiesen ist, diesen „mit den Aufgaben des geistlichen Amts in ihrem ganzen Umfang vertraut zu machen." Gehört die Arbeit für die Mission in die ordentliche pastorale Tätigkeit, so hat er ihn auch mit dieser Aufgabe vertraut zu machen. Das Lehrvikariat ist die goldene Stunde, in der ein junger Theologe sich mit Muße, selbständig und doch unter Anleitung, zu seiner künftigen pastoralen Arbeit für die Mission theoretisch und praktisch rüsten kann.

Von keiner theologischen Disziplin gilt so wie von der Missionskunde, daß Stillstand Rückschritt ist. Auch der gründlich eingearbeitete Pastor muß zusehen, um mit der rapiden Entwicklung des Werkes gleichen Schritt zu halten. Und wäre er noch so belastet: wenigstens die Berichte der Gesellschaft, mit welcher seine Gemeinde verbunden ist, und eine wissenschaftliche Zeitschrift müßte er regelmäßig lesen. Dazu gehören im Monat nur einige Stunden. Die Allgemeine Missionszeitschrift ermöglicht auch dem Vielbeschäftigten durch ihre Rundschauen auf dem Laufenden zu bleiben, sie führt ihm die aktuellen Ereignisse und Probleme vor und erleichtert ihm durch ihre zuverlässigen Rezensionen die Auswahl der neueren Missionsliteratur zu eigener Vorbereitung und zum Vorlesen in Vereinen.

So können und sollen wir Pastoren viel für die Mission tun. Wir wissen, daß es nicht an unserem Rennen und Laufen liegt, sondern an Gottes Erbarmen. Er baut sein Reich selbst. Aber es gefällt unserem herablassenden Herrn, uns, wenn wir auf seine Gedanken eingehen und an ihre gehorsame Ausführung ein Stück unseres Lebens setzen, als Werkzeuge zu gebrauchen.

In 25 Jahren hat sich auf die sächsische Provinzialgeistlichkeit aus dieser Konferenz ein reicher Strom missionarischer Anregung ergossen. Das Maß des Eifers, des Ernstes und der Treue, mit dem wir sächsischen Pastoren die Arbeit für die Mission in unsere pastorale Tätigkeit eingliedern, wird das Maß unseres Dankes gegen die Konferenz sein. Lasset uns arbeiten und nicht müde werden!

Das Evangelium in Korea.

Von P. Strümpfel in Herrengosserstedt.

Die politischen Vorgänge haben Korea gegenwärtig in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Mit ihnen parallel geht aber eine steigende Flut christlicher Missionserfolge, welche uns mit lebhafter Teilnahme an der Zukunft des merkwürdigen Reiches erfüllen muß. Noch vor 22 Jahren war das Land hermetisch abgeschlossen und heute stehen für das Christentum fast alle Türen offen. Die evangelische Mission in Korea ist knapp 19 Jahre alt und ihr Aufschwung datiert erst seit dem Kriege zwischen China und Japan, d. h. seit 9 Jahren, und doch sind es heute bereits über 20000 Koreaner, die sich evangelische Christen nennen, und dieser erstaunliche Erfolg ist errungen in einem stets abhängig gewesenen, zur Selbständigkeit ganz unfähigen Reiche, unter einem grausam geknechteten und darum bisher schlaff und indolent sich zeigenden Volke, in welchem die günstigen Vorbedingungen fehlen, wie sie z. B. Japan im Lerneifer seiner begabten Rasse darbietet.

I. Die Missionsanfänge

sind schon öfter geschildert worden, wir brauchen sie nur kurz in Erinnerung zu rufen.

Durch Eingeborne von China und Japan her drang im 18. Jahrhundert das römische Christentum in Korea ein, nachdem die schon 1594 ff. gemachten Versuche der Pekinger Jesuiten vergeblich geblieben waren. Im Jahr 1794 soll es 4000 Katholiken gegeben haben. Die römische Mission erlitt dann in Korea das gleiche Schicksal wie in China. Wegen Teilnahme an politischen Umtrieben wurde sie 1800—1835 blutig unterdrückt. Die Verfolgungen erneuerten sich, als 1835 französische Priester die Arbeit wieder aufnahmen. Trotzdem mehrten sich die Bekehrten, wenn auch die Be-

richte (10000 im Jahr 1850, 16000 im Jahr 1857) übertrieben zu sein scheinen. Die Furcht vor den französischen Waffen verschaffte 1860 den Katholiken neue Gunst, aber schon 1866 unternahm Taiwakun, der Vater des jetzigen Kaisers, einen Ausrottungsversuch, welcher neun französischen Priestern und tausenden von Christen das Leben kostete. Gegenwärtig nimmt auch die römische Mission an dem Segen der christlichen Bewegung teil, indem sie zugleich in bekannter Weise die Protestanten verfolgt und den starken franko-russischen Einfluß für sich ausnützt; jeder ihrer Priester gilt dem Volke für einen französischen Agenten. Bischof Morel hat unter sich 39 Priester und 24 andere europäische Kräfte, ausnahmslos Franzosen von der Société des missions étrangères de Paris, ferner 9 eingeborne Priester. Zu 35 Hauptstationen gehören 42441 Getaufte und 61 Schulen mit ca. 500 Schülern. In der Hauptstadt Söul steht die bischöfliche Residenz mit prächtiger Kathedrale, Hospital und Priesterseminar.

Der erste evangelische Missionar, welcher sich um Korea bemühte, war John Roß, der Leiter der schottischen Presbyterianermission in der Mandschurei. Er besuchte 1873 den Handelsplatz an der Grenze, veröffentlichte 1880 ein Buch über Geschichte und Sitten des Landes, lieferte sogar eine koreanische Übersetzung des Neuen Testamentes und entsandte die von ihm getauften Koreaner als Evangelisten in die sogenannten koreanischen Täler am Jalu, wo er schon auf der ersten Besuchsreise 85 Taufen verrichtete. Seine Helfer wurden später die besten Pioniere in ihrer Heimat.

In Korea selbst gab es zwar schon einzelne erweckte Seelen, aber die Missionsarbeit war erst möglich, als das Reich durch die Verträge mit Japan 1876 und Amerika 1882 sich öffnete. Gleichzeitig machte der Ruf eines in Japan Christ gewordenen Vornehmen, Nidschutei, großes Aufsehen bei den Missionsfreunden in Amerika. Leider hat dieser Mann, wie es oft geht, den großen Erwartungen, welche sie von ihm hegten, in der Folge wenig entsprochen. Die nördlichen Presbyterianer und die bischöflichen Methodisten der Vereinigten Staaten sandten fast gleichzeitig 1884, durch reiche Gaben für diesen Zweck ermutigt, Missionare, die bisher in Japan tätig waren, nach Korea. Als erster ließ sich Dr. Allen in Söul nieder, wo er als Arzt der amerikanischen Gesandtschaft des Schutzes sicher war und rasch Vertrauen gewann. Die erfolgreiche Behandlung

eines im Dezember 1884 bei einem Aufruhr schwer verwundeten Neffen des Königs, welcher im Hause des General-Zolldirektors v. Möllendorf Zuflucht gefunden, hatte zur Folge, daß Allen zum Hofarzte ernannt und mit der Leitung eines neuen Regierungshospitals betraut wurde. Im Frühjahr 1885 folgte ihm als erster ordinierter Missionar Dr. Underwood; erster Sendbote der Methodisten war der Deutsch-Amerikaner Appenzeller.

Die ersten Taufen vollzog Unterwood 1886, die Täuflinge waren zum Teil aus den im Norden durch Roß angeregten Kreisen. Die weiteren Fortschritte waren langsam; im ganzen ersten Jahrzehnt sahen sich die Missionare hauptsächlich auf ärztliche und literarische Tätigkeit angewiesen, doch fanden sie schon Empfänglichkeit bei den unteren Ständen und sammelten hie und da kleine Gemeinden, schon damals ragte die Provinz Pjönnan hervor. Etwa 800 Christen waren unter häufigen politischen Unruhen gewonnen, als 1894 der Krieg zwischen China und Japan ausbrach. Korea war der Anlaß und Schauplatz des Streites. Bei Pjönjang, der alten Hauptstadt Nordkoreas, erfochten die Japaner einen glänzenden Sieg. Von Stund an wuchs die Zahl der Taufbewerber, in allen Ständen erkannte man die Überlegenheit, welche Japan der westlichen Schule verdankte, und selbst die Regierung rüstete sich unter japanischem Einflusse zu Reformen. Pjönjang, wo noch kurz vor dem Kriege eine Christenverfolgung stattgefunden, wurde der Ausgangspunkt einer christlichen Bewegung, welche allein den Presbyterianern im Laufe von drei Jahren in dem zugehörigen Bezirke 377 Kommunikanten und 1723 Taufbewerber, sowie 69 Predigtplätze zuführte. Die im Jahr 1895 in ganz Korea wütende Cholera, welcher kein Europäer und nur wenige eingeborne Christen erlagen, bot den Missionaren noch besondere Gelegenheit, sich Liebe und Anerkennung zu erwerben. Seither ist der Zudrang zum christlichen Unterrichte von Jahr zu Jahr gewachsen. Die reichste Ernte fiel den Presbyterianern zu, welche alle Kraft zielbewußt auf Evangelisationsreisen verwandten und ihre geringe Zahl dadurch vervielfachten, daß sie ihren Bekehrten von Anfang an einen regen Missionstrieb und das Bewußtsein der Selbstunterhaltungspflicht einzuprägen verstanden. Nächst ihnen ist die methodistische Mission die bedeutendste. Eine Anzahl anderer Missionen, welche seither hinzugekommen sind, stehen an Umfang hinter diesen beiden sehr zurück.

mendung weltlicher Lockmittel das Volk demoralisieren; doch sind die Verluste an die römische Kirche im ganzen gering. An einem Orte traten wohlhabende Männer, denen es nur um Einfluß und Macht zu tun war, als die evangelische Mission ihr Angebot verschmähte, zur russischen Kirche über.

Fusan, der offene Hafen an der Südostküste, ist ein aufblühendes Missionszentrum. In 11 Orten bestehen Gemeindeanfänge. Von der geistlichen Erweckung in einem Dorfe unter Leuten niedrigster sozialer Stufe schrieb Dr. Irvin, daß er nie in einer solchen Atmosphäre des Suchens und Forschens geweilt habe. Auf einer Reise nach dem westlich von Fusan im Innern gelegenen Tschintschu hatte ein anderer Missionar 1902 den Eindruck, daß die Zeit nicht fern sei, da Gott Südkorea in Gnaden heimsuchen werde.

Auch in Taiku, der 160 km landeinwärts am Naktongflusse in der Mitte der fruchtbarsten und bevölkertsten koreanischen Provinz gelegenen alten Hauptstadt des Südreiches, zeigen sich jetzt Spuren erfreulichen Fortschrittes, nachdem in den ersten Jahren nur allmählich Eingang zu finden war. Die Evangelisation war hier auf der vom Verkehr abgelegensten Presbyterianerstation bisher noch nicht voll in Angriff genommen; sie hat einen neuen Anfang gemacht, seit sie im vorigen Jahre das neue Missionsgrundstück bezogen und das bisher bewohnte koreanische Haus innerhalb der Stadtmauer von der Gemeinde zu Versammlungszwecken eingerichtet worden ist. Besonders die Arbeit unter den Frauen und Mädchen ist gesegnet. Zur Station gehören erst 8 „Gruppen", von denen eine ein kleines Kirchengebäude besitzt.

Im Ganzen ist Südkorea noch nicht der Boden für reiche Ernten, allerdings auch nur mit halber Kraft bearbeitet. Die Presbyterianer brauchen alle Kräfte für die große Bewegung im Norden. Pjönjang ist ihre stärkste, innerlich lebendigste und äußerlich am besten geordnete Gemeinde. Die Kirche mit 1200 Sitzplätzen ist jeden Sonntag überfüllt, man will sie auch nicht durch eine zweite Kirche entlasten, um in der Gemeinde das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu erhalten, doch verteilt sich diese zu Sonntagsschulen und Bibelstunden in 5 kleinere Häuser und für die Frauen, die einen abgetrennten Raum beanspruchen, ist eine eigene Kirche erbaut und Marquis Chapel nach dem Geber, einem amerikanischen Geistlichen, benannt worden. Die Gemeinde von 1153 Getauften

unterhält 3 eingeborene Hilfsprediger und unterstützt Kirchbauten in schwächeren Landgemeinden. Die Landarbeit vergrößert sich von Jahr zu Jahr. Sie ist in 8 Bezirke geteilt, von denen jeder einem Missionar zur Aufsicht überwiesen ist. Die Karte des Gebietes ist übersäet mit Punkten, welche die Außenstationen und Gruppen bezeichnen. Die Missionare halten 5—6 Besuche jährlich in jedem Orte für nötig. Die Arbeit erstreckt sich über die Provinzen Pjönnan und Whanghai und berührt sich im Süden mit dem Arbeitsgebiete von Söul. Der gesamte Stationsbezirk umfaßt 184 Außenstationen, mit 5684 Christen und 12000 Anhängern, die Gemeindebeiträge beliefen sich 1902 auf ca. 11800 Mark. Zwölf Kapellen sind 1902 erbaut, die Zahl der Kapellen ist dadurch auf 136 gestiegen. Vorsteher der Mission ist noch jetzt der Gründer der Station, Missionar Moffett.

Zur Entlastung von Pjönjang ist 1901 das nördlich davon gelegene alte Spielernest Sjengtschön, wo über 100 Spieler gegen eine Abgabe für einen Monat Spielerlaubnis haben, zur Hauptstation erhoben worden. Das Arbeitsgebiet dieser Station, zu welcher 44 Gruppen mit 677 vollen Kirchengliedern und 1340 Katechumenen gehören, erstreckt sich westlich bis Witschu, in dessen Bereich fast die Hälfte der eben genannten Christenzahl wohnt und durch Intelligenz und regen Verkehr mit dem Auslande vor den übrigen sich auszeichnet, sowie nördlich zum Oberlaufe des Jalu und über diesen hinaus in die Mandschurei hinein. Man hat bereits Verhandlungen mit der schottischen Mission in der Mandschurei angeknüpft, um die Mission unter Koreanern in dieser Gegend ganz von Sjengtschön aus zu übernehmen. An den Folgen einer Reise am Jalu, auf der er unter den heftigen Winterstürmen 1901 schwer litt, ist Missionar Leck 1902 gestorben. Auf der Hauptstation reichen die 450 Sitzplätze des Kirchleins nicht mehr aus. Bezeichnend für die Gemeindeverhältnisse ist, daß Missionar Whittemore einen Ältesten hat ordinieren und einen Anfang mit presbyterianischer Organisation (church session) hat machen können, was außer Pjönjang und Söul noch an keinem Orte bisher angezeigt schien, und zu den Bibelklassen hunderte zusammenkommen. Die Station ist nicht auf dem passendsten Platze erbaut, aber auf der Höhe würde der Bau den Drachen der Stadt bedecken. Daß es an Schatten in der Arbeit nicht fehlt, beweist die Absetzung von zwei Diakonen wegen Stiftung von Kinderheiraten und die an mehreren Orten versuchte, wenn auch

bald erloschene oder durch Missionarsbesuch beim Ortsbeamten beschwichtigte Verfolgung, namentlich aber die erbitterte, oft gewalttätige Feindschaft der Römischen.

Auf allen Hauptstationen hat die ärztliche Mission bahnbrechend gewirkt und nimmt noch jetzt, wie die Zahl der Ärzte (6 neben 23 Geistlichen) beweist, eine wichtige Stelle ein. Dr. Allen trat schon 1886 aus der Missionsarbeit aus, leistet aber als amerikanischer Ministerresident in Söul noch jetzt der Sache schätzbare Dienste. Auch der jetzige Leiter des Regierungshospitals, Dr. Avison, erfreut sich des vollen Vertrauens der offiziellen Welt, trotz des ausgesprochen christlichen Charakters seiner Anstalt, welche sich in Morgenandachten, Sonntagsgottesdiensten, Wochenbetstunden und christlichem Unterricht im Wartezimmer kund gibt. Er bildet auch eingeborne Ärzte aus, die sich später selbst erhalten sollen und hofft, daß wenn über kurz oder lang die Regierung eine Ärzteschule errichtet, die Lehrer für diese aus seiner Schule hervorgehen. Auf dem Weltmissionskongreß in New York entwickelte Dr. Avison den Plan eines Zusammenschlusses der Missionen auf ärztlichem Gebiete. Er zählte in Söul 8 Hospitäler und Apotheken mit 9 Ärzten und 6—7 Pflegerinnen. Die meisten aber seien klein, schwach besetzt und schlecht ausgestattet Die Hälfte der Kraft würde frei und jede Konkurrenz vermieden, wenn an den wichtigsten Punkten des Landes gemeinsam geleitete, große und gut bediente Hospitäler beständen und die anderen Orte planmäßig unter die einzelnen Gesellschaften verteilt würden. Ob dieser Plan sich verwirklichen läßt, steht dahin. Schon über die Bezahlung der ärztlichen Dienste herrscht keine Einigkeit; manche Missionen behandeln alle Christen gratis, nach Avisons Meinung eine Verschwendung hochnötiger Missionsgelder. Ein Mr. Severance in Amerika bot übrigens sofort 10000 Dollar für eine große ärztliche Missionsanstalt in Söul, welche jetzt im Bau begriffen ist. — In Pjönjang unterhält sich das Hospital fast selbst von den Beiträgen der Patienten; die Missionskasse bestreitet im wesentlichen nur das Gehalt des Arztes. Auch hier werden eingeborne Christen ärztlich ausgebildet; ihre Zahl war 1901 auf 4 gesunken, aber ihre Fortschritte waren erfreulich und ihre Dienste beim Mangel an Assistenten sehr willkommen. Dr. Wells hält die ärztliche Mission für den wichtigsten menschlichen Faktor, dem der Missionserfolg in Pjönjang zu verdanken sei; die 57369 Personen, die

1896—1900 ein- und ausgingen, meist vom Lande, gaben dem Volke einen Begriff vom Zwecke der Mission, in weiter Umgegend gibt es kaum einen Winkel, in den nicht Patienten mit den empfangenen Flugblättern und dem gehörten Worte hingekommen wären. — Das dritte größere Hospital hat Dr. Irvin 1901 in Fusan gebaut; 2000 Dollar stiftete dazu die Gemeinde Montclair, N. Jersey, zur Erinnerung an ihren heimgegangenen Pastor. — In Sjengtschön muß sich der Arzt noch mit unzureichenden Räumen behelfen, ebenso ist in Taiku das Werk noch in den Anfängen. Neben den Hospitälern bestehen 6 Freiapotheken, in denen auch täglich Evangelisation und Bücherverkauf stattfindet. Frühzeitig traten auch weibliche Ärzte in die Arbeit ein. Schon im Juli 1886 ließ sich Miß Ellers in Söul nieder und wurde von der Königin zu Rate gezogen, an ihre Stelle trat 1888 Miß Horton, die jetzige Frau Dr. Underwoods. Wie diese, so setzt auch Moffetts Frau in Pjönjang nach der Verheiratung ihre ärztliche Tätigkeit fort. Der in der ganzen Mission herrschende Evangelisationseifer beseelt auch die Ärzte, sodaß sie viel im Lande reisen und Versammlungen abhalten. Eine inzwischen an einen Missionar der südlichen Presbyterianer verheiratete Ärztin war so ergriffen von dem Unterrichtsverlangen der koreanischen Frauen, daß sie sich ausbat, ganz in der Reisetätigkeit dienen zu dürfen.

Für Missionarinnen bietet sich ein offenes Feld, da die Sitte den Frauen verbietet, an Männerversammlungen teilzunehmen. Sie treiben nicht nur eifrig sarang work, d. h. Mission im sarang, dem koreanischen Gast- oder Empfangszimmer, sondern halten auch Gottesdienste und Versammlungen für Frauen und begleiten oft die Missionare von Dorf zu Dorf, um Frauen und Mädchen zu unterrichten. Die koreanischen Christenfrauen bleiben an Missionseifer hinter den Männern nicht zurück, z. B. hatte die jüngste Erweckung in der Gemeinde Sorai ihren Ursprung in einer von Frau Kim eingerichteten Gebetsgemeinschaft.

Das Schulwesen der Presbyterianer ist noch sehr zurück. Sie halten es für einen großen Fehler, Heidenkindern auf Missionskosten Schulen zu gründen; sie wollen den unter den Christen erwachenden Trieb zu geistiger Bildung fördern, aber um keinen Preis etwas leisten, was diese selbst leisten können, damit nicht ihre schönsten Erfolge gefährdet würden. Darum verpflichten sie jede genügend große Gemeinde, selbst eine Elementarschule einzurichten, indem die

Mission nur ausnahmsweise Beihilfen, nie mehr als die Hälfte der Kosten, gibt. Es gibt jetzt einschließlich einiger Mädchenkostschulen 64 solcher Elementarschulen mit ca. 1000 Schülern, davon entfallen allein auf das Stationsgebiet Pjönjang 40. Die Lehrer werden von den Gemeinden gewählt, ihre spärliche Bildung holen sie sich in den Bibelklassen des Sommers, ihre Besoldung ist kärglich, als Schulzimmer dienen meist noch sarangs in Privathäusern. Nur wenig höher stehen die Gemeinde- und Tagschulen an den größeren Orten, wo hie und da ein begabter Koreaner sogar Weltgeschichte unterrichten kann. Die Notwendigkeit, Lehrer heranzubilden, drängte endlich zur Errichtung einer höheren Schule; im Herbste 1900 wurde die „Akademie" oder wie sie auch bescheidener heißt „Intermediate training school for boys" von Missionar Baird in Pjönjang gegründet. Man zog die christliche Umgebung in diesem Orte den auf junge Leute vom Lande leicht demoralisierend wirkenden Einflüssen der Hauptstadt vor. Die Anstalt hat jetzt 57 Zöglinge aus den verschiedensten Landesteilen, nur die geistig, moralisch und religiös Besten sollen nach sorgfältiger Auswahl aufgenommen werden. Der Kursus ist fünfjährig, weltlich vorteilhafte Fächer wie Englisch, kaufmännische Anleitung u. s. w. sind weggelassen, um den Missionscharakter festzuhalten. Die Zöglinge wohnen zur Miete, bezahlen selbst ihre Verpflegung, Kleider und Bücher oder verdienen sich das Nötige in der Industrieabteilung durch Arbeit in der Druckerei und Buchbinderei, Flechten von Hüten, Strohseilen, Strohschuhen, Wegebau u. s. w. Für die Übungsschule wurde 1902 ein eigenes Haus gebaut. Im vorigen Jahre verursachte ein Schüler, welcher aus einer japanischen Schule in Söul freigeistige Ideen und eine Schwärmerei für Reisen nach Amerika mitbrachte, einige Unruhe, welche nach Entfernung der Schuldigen sich wieder gelegt hat. Inzwischen hat man auch in Söul mit 6 Knaben einen kleinen Anfang zu einer höheren Schule gemacht, nachdem die dortige Knabenkostschule 1897 eingegangen war, weil man damals alle Kräfte für die Evangelisation brauchte.

Der für eine Kirchengemeinschaft von 5481 Kommunikanten bedrohliche Mangel an Schulen wird einstweilen durch die für die Mission charakteristischen „training classes" ersetzt. Ursprünglich nur für die „Leiter" der Ortsgemeinden bestimmt, um sie mit Bibelkenntnis auszurüsten und über kirchliche Fragen zu belehren, sind die Klassen durch das Zuströmen großer Mengen der Christen zum wich-

tigsten Erziehungsmittel der jungen Gemeinden geworden. Zwei bis dreimal jährlich finden sie auf jeder Hauptstation statt und dauern oft einen Monat. So nahmen in Pjönjang 1902 an 3 Klassen für Männer 450, an 2 Klassen für Frauen 500 Personen teil. In verschiedenen Abteilungen wird da Kirchengeschichte, Schriftauslegung, aber auch Kirchenverfassung, Ehesachen, Kindererziehung behandelt, Gesangsunterricht gegeben und Anleitung zum Predigen erteilt. In Sjengtschön war 1901 eine zwölftägige Klasse von fast 300 Menschen besucht, deren Lerneifer und Begeisterung die Missionare mit fortriß. Aus eigenem Antriebe zog die ganze Schar eines Abends durch die Stadt zur Straßenpredigt. Die nicht geringen Kosten für Heizung der Kirchen, Schlafräume und Unterhalt koreanischer Hilfslehrer bringen die Teilnehmer selbst auf. Außer den großen Klassen werden viele kleinere in den Landbezirken abgehalten, oft nur durch eingeborne Kräfte, außerdem besondere Klassen für Frauen, für Schullehrer und in jedem Monat eine Versammlung der Ältesten, Diakonen und Gruppenvorsteher. Allein im Gebiete von Pjönjang haben 1902 an 107 Klassen 2300 Personen teilgenommen. Diese Klassen erweisen sich als die Feuerherde des Missionseifers und ihren Segen spüren die Missionare auf ihren Rundreisen. Eine Frau sagte zu anderen: „Wenn ihr zur Klasse nach Pjönjang geht, so kommt Kraft in euer Herz.“ Von einem Orte heißt es: „Lange vor Tagesanbruch hörte man sie singen, beten, lernen.“ Die eigenartige Einrichtung steht im engsten Zusammenhange mit dem von der Mission gepflegten Selbständigkeits- und Tätigkeitstrieb der Christen.

Auf literarischem Gebiete haben die Presbyterianer bisher nur zu dem Nötigsten Zeit gehabt. Ihre tüchtigste Kraft in dieser Beziehung ist Missionar Gale, der Herausgeber eines großen englisch-koreanischen Wörterbuches und einer Grammatik. Er redigiert auch das Sonntagsblatt „Christian News,“ welches 10 S. stark wöchentlich in Englisch und Koreanisch erscheint und in die Häuser vieler Nichtchristen, auch des Kaisers, kommt. Die Regierung bezieht 467 Exemplare des Blattes, 100 für ihre verschiedenen Abteilungen und je 1 für die 367 Bezirksämter des Landes. Außerdem haben die Presbyterianer ein Gesangbuch und Sonntagsschullektionen, Kirchengeschichte, Kommentar zu 1. Kor., Evangelien-Harmonien u. a. gedruckt und bereiten jetzt Schulbücher vor, Dr. Avison hat ein Handbuch der Anatomie für Koreaner geschrieben. Die 1890 begrün-

dete Religious Tract Society, welche Schulbücher, Kalender und Übersetzungen englischer Erbauungsbücher liefert, ist eine gemeinsame Sache aller Missionen. Auch in der Bibelübersetzung wirken die Presbyterianer mit den anderen Missionen zusammen. Das Bibelübersetzungskomité unter Vorsitz Dr. Underwoods, neben welchem Appenzeller (bischöfl. Meth.), Reynolds (südl. Presb.) und Gale (nördl. Presb.) hervorragen, sucht die Arbeit nicht zu überstürzen. Das von John Roß vor 25 Jahren gelieferte Neue Testament, war, wie zu erwarten, sehr revisionsbedürftig, zumal es zuviel Chinesisches im Ausdruck enthielt, und ist gründlich umgearbeitet worden. Außer dem Bibeldrucke der methodistischen Druckerei in Söul existiert ein zweiter von einer japanischen Firma in Yokohama, welcher doppelt so teuer ist, aber von manchen Christen wegen des hübschen roten Einbandes und deutlichen Druckes lieber gekauft wird. Wir stellen nochmals die Statistik vom 1. Mai 1903 zusammen: 5 Hauptstationen, 340 Außenstationen, 23 ordinierte Missionare, 6 männliche, 1 weiblicher Arzt, 8 unverheiratete Missionarinnen, 140 Nationalhelfer, 5481 Kommunikanten und ca. 6000 Katechumenen.

Im Jahre 1892 traten die Südlichen Presbyterianer — Presb. Ch. in the U. S. (South) — ihren Brüdern von der nördlichen Presbyterianerkirche in Korea zur Seite. Von Söul, wo sie zuerst tätig waren, wandten sie sich 1896 nach der südwestlichen Provinz Tschölla (auf einigen Karten Tschula, englisch Chulla); aber auch hier war ihre Arbeit viel gehindert, namentlich durch Mangel an Missionaren. In den letzten Jahren waren die Stationen oft monatelang unbesetzt oder nur halb besetzt, erst 1902 ist die Mission wieder vollbemannt. In Tschöndschu, der Hauptstadt von Nordtschölla, am Fuße der die Provinz durchziehenden Bergkette, vor welcher sich eine meilenweite fruchtbare Reisebene ausbreitet, stehen auf einer Anhöhe in prachtvoller Lage zwei Missionarswohnhäuser, Kapelle, Apotheke und ein strohgedecktes Kirchhaus. Die alle 5 Tage stattfindenden Märkte vor dem West- und Südtore geben Gelegenheit zu Predigt- und Schriftenverbreitung; durch die Missionsärztin und eine Missionarsfrau wird besonders viel unter Frauen und Kindern gearbeitet, im vorigen Jahre galt es auch dort Hungernden Hilfe zu bringen. Zur Station gehören 3 Außenstationen, 45 Kommunikanten, 850 Anhänger, 2 Schulen. Hoffnungsvoll ist das Werk in der Hafenstadt Kunsan an der Mündung des Tschangpo, von wo

aus in weiter Umgegend evangelisiert wird. Dr. Drews organisierte Trupps von Christen, die alle Gegenden bis acht Kilometer südlich durchzogen, verbreitete selbst auf Flußreisen tausende von Schriften und besuchte auch die gegenüberliegenden Inseln. In 5 sich selbst erhaltenden Gemeinden gibt es 131 Kommunikanten. In Mokpo, 176 km südlich von Kunsan, wurde 1897 sofort, nachdem der Ort Freihandelshafen geworden war, eine Station gegründet, welche jetzt 3 Außenstationen, 20 Kommunikanten, 75 Anhänger hat. Missionar Harrison klagte in New York 1900 über den harten Herzensboden in Südkorea und die durch die Römischen verschuldete Abneigung gegen das Christentum; andere betonten, daß der Süden auch Erfolge bringen würde, wenn auf ihn dieselbe Arbeitskraft verwandt würde, wie auf den Norden. Auf einer Rundreise durch die Missionsgebiete Ostasiens kam 1902 der Herausgeber des Missionsblattes der südlichen Presbyterianer, D. Rankin, nach Korea und starb in Moffetts Hause zu Pjönjang 27. Dezember an Lungenentzündung, nachdem er vorher in China an Cholera schwer krank gewesen war.

Statistik der südlichen Presbyterianer: 8 Missionare, 3 Missionarinnen, 196 Kommunikanten, 900 Anhänger, 4 Schulen mit 51 Schülern.

In der Arbeitsweise sind den vorgenannten Missionen gleich die 1891 von Fusan aus in der Provinz Kiungsong unternommene der australischen Presbyterianer von Viktoria (52 Kgl.), welche nach Verabredung mit den amerikanischen nördlichen Presbyterianern das Land südlich vom Naktong ausersehen haben, während Fusan und zwei nächst gelegene Bezirke als gemeinsames Gebiet gelten, und die 1898 begonnene Mission der kanadischen Presbyterianer, welche 1902 von den Amerikanern die Station Wönsan (Gensan) an der Nordostküste übernommen und in der von hier aus schon früher besuchten großen Stadt Hamhjung (40000 E.) eine Station gegründet haben (105 Kommunikanten, 46 Katechumenen, 50 Schüler). Sämtliche presbyterianische Missionen haben seit 1893 eine kirchliche Vereinigung ihrer Gemeinden durch Gründung eines council vorbereitet, welches den Missionen, besonders finanziell, ihre Selbständigkeit beläßt.

Unsere Aufgabe an der heidnischen Frauenwelt Indiens.

Von Julius Richter.

III.

Über andere Zweige der Arbeit am weiblichen Geschlecht nur wenige Worte. Der wichtigste davon ist die ärztliche Frauenmission. Darf eine indische Frau niemals das Angesicht eines andern Mannes als ihres Gatten und seiner nächsten Verwandten sehen, so ist es natürlich fast gänzlich ausgeschlossen, daß ihr in Krankheitszeiten genügende ärztliche Behandlung zuteil werde. Ohnehin liegt die ärztliche Wissenschaft bei den Hindu arg darnieder. Frauenärzte gibt es bei ihnen überhaupt nicht. Auch die angloindische Regierung hat eingesehen, daß hier ein weites Gebiet humanitärer Betätigung ist; die großartige Organisation der Lady Dufferin Hospitäler, welche sich mit ihren Haupt- und Zweig-Krankenhäusern fast über ganz Nordindien erstreckt, schafft alljährlich zehntausenden von weiblichen Kranken Hilfe und Linderung. Besonders hat es sich die Regierung angelegen sein lassen, erfahrene Hebammen auszubilden, weil daran in Indien gänzlicher Mangel war, und zahllose Leben der meist ohnehin noch so sehr jugendlichen Mütter in den Wochen zu grunde gingen. Aber neben den Bemühungen der Regierung auf diesem Gebiete ist noch viel Raum für die Liebestätigkeit der Missionsgesellschaften. In Südindien, wo die Abgeschlossenheit der Frauen weniger streng ist, sind eigene Frauenhospitäler und Polikliniken weniger notwendig; die Frauen können doch zur Not auch den Rat und die Hilfe der Missionsärzte in Anspruch nehmen; daß sie zumal in großen Städten wie Madras und Madura eigene ärztliche Veranstaltungen für sich als Wohltat empfinden und gern und reichlich in Anspruch nehmen, versteht sich bei dem indischen Empfinden von selbst. Aber von Guntur in Mittelindien an sind Missionshospitäler für Frauen fast mit jeder großen Missionsstation verbunden, sie finden sich in allen Mittelpunkten der Missionsarbeit. Neben dem humanen Dienst christlicher Barmherzigkeit ist auch ihre Aufgabe der Johannesdienst der Wegbereitung; die wortlose und doch so beredte Predigt des unentgeltlichen Liebeswerkes, die Treue und Hingebung der Pflege schließen viele Herzen kräftiger auf als hundert Predigten es vermöchten. Und wenn

so ein armer Patient wochenlang von den christlichen Einflüssen seiner frommen Pflegerinnen umgeben ist, fällt doch manch Samenkorn in einen durch Trübsal gut bereiteten Herzensacker und geht schnell auf. Mit der Erteilung der Taufe muß man allerdings auch hier äußerst vorsichtig sein; meist kann man sie nur an solchen vollziehen, die auf dem Sterbebette liegen, da aber geschieht es gar nicht selten mit der vollen, freudigen Zustimmung und Glaubenszuversicht der Patienten. Natürlich muß in diesen Hospitälern auf die Kost der Kranken weitgehende Rücksicht genommen werden; die einzelnen Kastengruppen liegen in verschiedenen Sälen; die Speise wird meist von den Kastengenossen bereitet; kein Mann, auch kein Missionar darf das Gebäude betreten. Das sind zum Teil recht unbequeme Schranken; aber sie müssen beachtet werden, wenn man wirklich das weibliche Geschlecht erreichen und sein Vertrauen gewinnen will.

Ein Missionshospital ist ein großer, kostspieliger Apparat; eine Gesellschaft, welche eins einrichtet, muß sich klar machen, was sie damit erreichen will. Für die Kastenlosen und die Dorfbevölkerung reichen in weitaus den meisten Fällen einfachere Vorkehrungen aus; abgesehen davon, daß in diesen Kreisen ohnehin die Mission meist einer besonderen Wegebahnung nicht bedarf; sie erschließen sich auch sonst. Erwünscht und notwendig ist dieser schwerfällige Apparat in den Städten, wo unter dem stärkeren mohammedanischen Einfluß die Abschließung der Frauen strenger durchgeführt wird; hier ist die ärztliche Missionsarbeit an den Frauen ein wichtiges Glied in der Kette der Veranstaltungen, welche alle Schichten der Bevölkerung umspannen wollen; sie wird wirksam nur, wenn neben ihr fleißige Senana-Arbeit und hohe Schule hergehen. Neben diesen und Hand in Hand mit ihnen zielt sie darauf ab, die Kastenfrauen mit dem Evangelium zu erreichen. Wo im übrigen die Arbeit nicht auf die Stadtbevölkerung angelegt ist, sondern ihren Schwerpunkt überwiegend in der ländlichen Bevölkerung hat, erscheint das voll ausgerüstete Hospital mit Poliklinik und Entbindungsanstalt, mit zwei Ärztinnen und einem Stab von Pflegerinnen fast wie ein kostspieliger Luxus.

Schwierigkeit macht meist das Pflegepersonal der Hospitäler. Daß die dirigierenden Ärztinnen Missionsschwestern sein müssen, ist außer Zweifel. Aber das Pflegepersonal muß soweit als möglich aus den Eingeborenen genommen werden, weil sonst die Betriebskosten allzuhoch würden. Da macht nun wieder die Kaste not; auch

abgesehen, daß sich die Kastenfrauen ihr Essen meist von Kastengenossinnen bereiten lassen, machen sie sogar noch Schwierigkeiten, sich von Frauen niederer Kaste pflegen zu lassen; deren Berührung, noch mehr die von ihnen gereichte Medizin bringt ihre Kaste in Gefahr. Noch unangenehmer ist, daß selbst Christinnen sich ungern dazu entschließen, die Krankenpflege als Lebensberuf zu ergreifen; die Anschauung, daß Krankheit eine gerechte Strafe für Verfehlungen in einer frühern Existenz seien, liegt den Indern so sehr im Blut, daß sie rechte Barmherzigkeit mit dem Leid schwer aufkommen läßt. Und ohne diese läßt sich allerdings die anerzogene Scheu, Leute andrer Kaste zu berühren und beständig mit ihnen zu tun zu haben, schwer überwinden. In manchen Missionshäusern hat man sich in dieser Verlegenheit entschlossen, das Pflegepersonal aus den Eurasiern (Halbindern) zu nehmen; diese gelten den Indern meist wie die Missionsschwestern als außerhalb des Kastenverbandes stehend, und durch die Vorurteile der Kaste nicht gehemmt, ergreifen sie gern diesen Beruf. Ob sich dieser Ausweg aber im größeren Umfang empfehlen würde, ist mir doch aus andern Gründen zweifelhaft.

Daneben stellen wir sowohl nach der Wichtigkeit wie wegen der vielfachen gegenseitigen Beziehungen die sogenannte Dorfmission. Indien ist bekanntlich ein Land der Dörfer; eine weitaus größere Anzahl der Bevölkerung wohnt in Ortschaften unter 1000 Einwohnern als in Städten über 20000 Einwohnern. Wo die Mission festen Fuß gefaßt hat, ists überall in den Dörfern geschehen. Unter der Dorfbevölkerung der Schanar, der Mala, der Kols, der Santals, der Tschamar u. s. w. hat sie ihre größten Ernten gesammelt. So ist es nur weise, daß möglichst viel Missionsarbeit von den Städten auf das Land hinausgelegt wird, und zwar ebenso seitens der Männer wie seitens der Missionsschwestern. Soweit die letzteren in Betracht kommen, nennt man diese Arbeit „Dorfmission." Es ist vorteilhaft für dieselbe, wenn eine so rege Verbindung zwischen der städtischen Hauptstation und dem umliegenden Bezirk vorhanden ist, daß sich daraus die Anknüpfungspunkte für die ländliche Arbeit ergeben, z. B. wenn man in den Dörfern Besucherinnen der städtischen Poliklinik oder Schulen antrifft. Oft mangelt es daran sehr, zumal wenn, wie im Nordwesten Indiens vielfach, in den Städten ein anderer Dialekt (Urdu) gesprochen wird als auf dem Lande (Hindi, Pandschabi). Fast überall ordnet sich die Dorfmission in

zwei Sphären, eine nähere, von der Station leichter erreichbare, intensiver bearbeitete, und eine fernere, auf längern Touren erreichbare und darum nur gelegentlich besuchte. Immer sucht man in den Dörfern, wo man Eingang gefunden hat, dadurch sich dauernd festzusetzen, daß man einen Katechisten stationiert, eine Mädchenschule einrichtet oder eine Poliklinik eröffnet. Außerdem läßt man die Dörfer, soweit als Zeit und Kraft reichen, möglichst viel von den Bibelfrauen besuchen. Die erste große Schwierigkeit, daß dabei Missionsschwestern oft wochen- und monatelang allein im Lande umherreisen, ist nach allem, was ich in Indien gehört habe, durch das taktvolle Auftreten und die Hartnäckigkeit der Missionsschwestern in den meisten Gegenden überwunden; die Hindu haben sich an die reisenden Damen als eine unvermeidliche Begleiterscheinung der fremdartigen Europäer Kultur gewöhnt. Allerdings ist dieser Erfolg nur dadurch erzielt, daß sich die Missionsschwestern soweit als möglich von der seitens der Missionare und an den Männern getriebenen Arbeit ferngehalten und sich ausschließlich auf das weibliche Geschlecht beschränkt haben. Und darin scheint mir zur Zeit die empfindlichste Schwierigkeit der Dorfmission zu liegen: eine von Frauen und an den Frauen betriebene Arbeit ist in Indien auf dem Lande wie in der Stadt besonders schwer, wenn nicht parallel mit ihr eine ebenso intensive Arbeit an den Männern hergeht. Und das ist vielfach nicht oder noch nicht der Fall. Die Schwesternarbeit hat sich schneller entwickelt, als die Arbeit der Missionare nachkommen kann, zumal diese vielfach durch große und wichtige Arbeitszweige in den Städten festgehalten werden. Bei der sich sehr schnell mehrenden Zahl der Missionsschwestern, für welche alle ohne Zweifel unter den Millionen indischer Frauen Arbeit in Fülle vorhanden ist, droht das Gleichmaß der Missionsarbeit verloren zu gehen. Und das ist um so bedauerlicher, je abhängiger das weibliche Geschlecht in Indien ist. Immerhin ist solange Zeit fast ausschließlich an dem männlichen Geschlecht gearbeitet, daß man sich freuen kann, daß nun auch einmal dem weiblichen ein besonderes Maß von Pflege zugewandt wird. Nur wird man sich daran gewöhnen müssen, diese Arbeit als einen Pionierdienst anzusehen und auf schnelle, zumal statistisch nachzurechnende Erfolge zu verzichten.

Bei der großen Armut zumal der untern Kasten und den Kastenlosen bietet sich die Möglichkeit, heidnische oder mohammeda-

nische Frauen dadurch unter christlichen Einfluß zu bringen, daß man ihnen lohnende Arbeit verschafft. Erfinderische Liebe hat in dieser Richtung manchen Weg gefunden. Am überraschendsten war mir eine Näh- und Stickschule, welche Frau Missionar Harpster in Guntur eingerichtet hatte. Die fertigen Arbeiten, die ich sah, waren von wunderbarer Schönheit; viele waren auf der Kunstausstellung in Madras prämiiert worden. Die Frauen hatten große Freude an ihrer Arbeit und nahmen um deswillen gern auch den Bibelunterricht mit in Kauf; es geht ein guter Einfluß von dieser Kunstschule aus. Aber sie ist einmal abhängig von dem Markt, welchen ihre Produkte finden; Frau Dr. Harpster mußte sich in Indien und Nordamerika unendliche Mühe geben, immer wieder Käufer willig zu machen. Noch mehr beruhte das Gedeihen der Schule auf der hervorragenden Geschicklichkeit ihrer Leiterin. Diese ist inzwischen auf Urlaub in der Heimat gewesen und nachher nach einer anderen Station (Radschamundry) versetzt; was aus ihrer Kunstschule geworden ist, weiß ich nicht. Man hat es in andern Gegenden Indiens auf mancherlei Weise versucht, ähnliche Wege einzuschlagen; allein bei der großen Übervölkerung Indiens und dem schreienden Mangel an lohnender Arbeit — eine der bedenklichsten Erscheinungen des modernen Indien — ist auf eine weitere Entwickelung der Missionsarbeit in dieser Richtung nicht zu rechnen. Es wird sich immer nur um den Liebeseifer und die Findigkeit einzelner Missionsschwestern handeln.

Die beiden furchtbaren Hungersnöte, welche Indien im letzten halben Jahrzehnt des abgelaufenen Jahrhunderts heimsuchten, haben neben den vielen Waisenhäusern für Knaben und Mädchen zuerst der bekannten Pandita Ramabai den schönen Gedanken eingegeben, die indischen Witwen in eigenen Kolonien zu sammeln. Daß es verhältnismäßig leicht ist, auf die Witwen Einfluß zu gewinnen, erwähnten wir schon aus Anlaß der Zufluchtshäuser. Brechen große Nöte herein, welche weite Volkskreise an den Rand des Abgrunds bringen, so suchen diese sich begreiflicher Weise zuerst der Glieder zu entledigen, welche sie für überflüssig halten. Die Witwen, zumal die kinderlosen Witwen, haben nach indischer Anschauung keine Daseinsberechtigung; je eher sie sterben, um so besser für die Familien. So bekommen die Witwen am ersten und am schwersten die Greuel der Hungersnöte zu fühlen, und da in Folge von Pest, Cholera und Hungertyphus zahllose Männer wegsterben, mehrte sich

die Zahl der hilflosen, mißhandelten Witwen in erschreckender Weise. Pandita Ramabai, selbst eine Brahmanenwitwe, welche etwas von der Bitterkeit dieses Loses erfahren hatte, ging mit heldenmütigem Eifer an dieses Werk; einige Missionsgesellschaften sind mit der Begründung von Witwenheimen nachgefolgt. Mit so ungeteilter Bewunderung wir das Werk Ramabais ansehen, könnten wir doch nicht wünschen, daß außer in solchen Zeiten großer Landesnöte dieser Zweig zusehr in den Vordergrund des Missionswerkes trete. Indien würde sich zwar wahrscheinlich für seine Witwen nicht allzusehr wehren; es würde ganz gern sehen, wenn man ihm die Last und Sorge für diese Geschöpfe, die „ihren Zweck verfehlt haben", abnehme. Aber das kann die Mission nicht in größerem Umfang tun und es ist auch nicht ihres Amtes. Man muß eben bedenken, daß diese Witwen mit Ausnahme der wenigen, die zu Bibelfrauen und Lehrerinnen ausgebildet werden können, bis an ihr Lebensende in der Pflege und auf der Tasche der Mission bleiben. Daß sich viele von ihnen wieder verheiraten, ist bei der allgemeinen Abneigung gegen Witwenheiraten kaum zu erwarten. Wir stehen hier angesichts einer der vielen sozialen Fragen, welche die indische Mission auf Schritt und Tritt darbietet[1]).

1) In manchen Missionskreisen, zumal unter den Missionsschwestern, wird angesichts der glänzenden Entwicklung von Manti, der Witwenkolonie Ramabais, die Ansicht laut, unten den Witwen Indiens sei für die Mission eine große offene Tür. Es werde leicht sein, tausende in ähnlichen Heimen zu sammeln und dadurch für das Christentum zu gewinnen. Das jammervolle Elend und die großen Versuchungen, denen die meisten Witwen ausgesetzt sind, erweckt den hilfsbereiten Eifer des weiblichen Geschlechts in den christlichen Ländern. Es ist immer die Art der Missionsentwicklung in Indien gewesen, daß ein führender Geist den Weg zu einer bisher wenig beachteten oder übersehenen Aufgabe gezeigt und durch sein Beispiel zur Nacheiferung gereizt hat. Auf dem von Ramabai gewiesenen Wege ist jedenfalls doppelte Vorsicht geboten: Witwenlos ist immer und überall schwer; wer will im einzelnen Fall entscheiden, wann es unerträglich geworden ist? Werden nicht gerade die zuchtlosen Elemente sich dem Druck der heidnischen Senana zu entziehen trachten? Mag die seitens der heidnischen Verwandten für die Witwen geübte Fürsorge auch noch so viel zu wünschen übrig lassen, so ist es doch immerhin eine allseitig im Heidentum anerkannte Pflicht; nur im Notfall sollte davon abgesehen werden; es ist nicht weise, eine durch Jahrhunderte lange Tradition geheiligte Pflicht in Verfall geraten zu lassen. In den Senana haben weitaus die meisten Witwen fast nichts zu tun brauchen; im Witwenheim sollen sie sich ihr täglich Brot durch anstrengende Arbeit verdienen; sie müßten Engel sein, wenn

Seit dem Anfang der indischen Mission, zumal seit die Missionare in den großen Hungersnöten das entsetzliche Elend mit eigenen Augen ansahen, haben sie angefangen, vater- und mutterlose Waisen, verstoßene und ausgesetzte Kinder in Waisenhäusern zu sammeln und zu erziehen. Sehen wir von den großen, volkstümlichen Bewegungen wie in Tschhota Nagpur und unter der Tschamar- und Mehtar Bevölkerung ab, so glaube ich, daß weit mehr als die Hälfte der christlichen Frauen der nordindischen Gemeinden aus diesen Waisenhäusern hervorgegangen ist. Diese stellen also einen beträchtlichen Beitrag zu der Arbeit der evangelischen Mission an dem heidnischen weiblichen Geschlecht dar. Allein da für alle diese Kinder die Mission Vater- und Mutterstelle übernimmt und die meisten derselben bald nach ihrer Aufnahme getauft werden, handelt man von diesem Missionszweige besser im Zusammenhang mit einer Betrachtung der Missions-Waisenhäuser.

„Die gelbe Gefahr."

Von Missionar Flad.

Je und je liest man in der Tagespresse und hört es auch gelegentlich, meist aus dem Munde solcher, denen die kolonialen Errungenschaften Deutschlands in Ostasien nicht genehm sind, das ungeheure China, das Land, in dem es von Menschen nur so wimmelt, werden im 20. Jahrhundert, nachdem es sich die Errungenschaften der neuesten Technik auf allen Gebieten angeeignet, mit seinen beispiellos billig hergestellten Waren und seinem ungeheuren Menschenmaterial nicht nur seine eigenen Bedürfnisse selbst befriedigen, so daß der Export nach China schließlich ganz aufhöre, sondern auch mit seiner Überproduktion endlich den ganzen Weltmarkt überschwemmen, ohne daß die Westländer imstande sein werden sich dieser Konkurrenz erfolgreich zu erwehren. Auch werden in wenigen Jahrzehnten hunderte, ja tausende von der „gelben Rasse" über die „Tausend Berge und zehntausend Meere" nach dem großen Westen sich aufmachen und auch Deutschland als gewöhnliche Arbeiter und anspruchslose Kulis überfluten und mit unwiderstehlicher Gewalt den deutschen Arbeiter aus dem Felde schlagen, wie ja solches in Amerika und Kalifornien und an andern

sie das zu allen Zeiten als einen Gewinn ansehen sollten. Haben sie einmal den Bruch mit der Kaste vollzogen, so sind sie für ihre Familien unwiederbringlich verloren; gefällt es ihnen dann bei den Christen nicht oder bewähren sie sich nicht, so bleibt ihnen nur ein Leben der Verworfenheit; sie gehen sicher an Leib und Seele zu Grunde! So erfordert also jedenfalls die Sammlung der Witwen ein besonderes Maß von Vorsicht, Weisheit und Takt.

Orten bereits geschehen sei. Diesen und ähnlich ausgesprochenen oder geschriebenen Befürchtungen gegenüber dürfte es zeitgemäß sein, ein Wort der Aufklärung und Richtigstellung zu sagen.

Wer die „Chinesenmenschen" aus längerem Zusammenleben mit ihnen „in den 18 Provinzen des Mittelreiches" einigermaßen kennen gelernt hat, für den existirt vorab die Gefahr und Furcht, als würden hunderte, ja tausende von Chinesen zu uns kommen, nicht. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es statistisch nachgewiesen werden kann, daß, so lange der Chinese in den Ländern Arbeit findet, die seinem „Elternreiche" viel näher liegen, als unser von den „Chinesenbergen" geographisch so weit entferntes „Großes Tugendreich" (Tai tet kwet chinesisch klassischer Ausdruck für Deutschland). Der Chinese denkt: „was willst du in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!" Und seinen täglichen Reis mit lohnender Arbeit findet der gelbe Mann voraussichtlich noch Jahrzehnte in solchen Ländern, die je länger je mehr in den Weltverkehr hereingezogen werden, wobei John Chinamann fast unentbehrlich ist. Zudem gehören ja die Chinesenmänner, die in die „kleinen Barbarenreiche gehen" fast ausschließlich den allerärmsten Volksklassen an, die „außer ihrem Bündel Knochen", d. h. ihrem „Körper und Kleiderbündel" buchstäblich nichts ihr eigen nennen, also auch den Überfahrtspreis nicht bezahlen können, sondern denselben erst, an Ort und Stelle angekommen, abverdienen müssen. Darum zieht auch der Chinese die nahen Länder den entfernten vor. Deshalb finden wir ihn auch in den Straits Settlements und den China am nächsten liegenden Inseln und Ländern am stärksten vertreten, und es hat jetzt schon den Anschein, als werde der Chinese einmal der tonangebende Bewohner und Geschäftsmann jener Gegenden werden. Meist landet er hier als armer Kuli, schwingt sich aber gar bald durch seinen eisernen Fleiß verbunden mit außerordentlicher Sparsamkeit und Genügsamkeit empor zum Koch, Pflanzer, Krämer, Handelsmann, Handwerksmann, Polizeimann, Aufseher, Schuhmacher, Schneider, Klempner, Hoteldiener, selbständigem Grundbesitzer usw. und schlägt den trägen, energielosen Malaien leicht aus dem Felde. So finden wir z. B. in Singapore bei nur 50000 Malaien etwa 150000 Chinesen, und in der dortigen Chinesenstadt ist ein Leben und Treiben ganz genau, wie in einer der 1542 Städte Chinas selbst. In Penang leben wohl 70000 Chinesen, in Malakka 20000 und in Perak wohl auch nicht viel weniger. In Java, „der schönsten Perle in der Krone der Niederlande", finden wir bei 23500000 Einwohnern 243000 Chinesen; in den übrigen Teilen von Holländisch-Indien ebenfalls an die 200000 Chinesen. So gibt es z. B. in Borneo und Sumatra hunderte von Chinesen in den verschiedensten Stellungen auf den meisten größeren und kleineren Hafenplätzen. Auch auf den Philippinen rechnet man an die 20000 Chinesen, und in Hawaii bei 34000 Kanaken und 50000 Japanern, die besonders seit einigen Jahren eingeführt werden, 21616 Chinesen. Man wird wohl kaum eine Niederlassung oder kleinere und größere Insel des indischen Archipels finden, in denen seit den letzten Jahrzehnten nicht auch der arbeitsame, friedliebende und nüchterne Chinese zu finden wäre. Und weil die meisten von ihnen fleißige, sparsame und zuverlässige Arbeiter sind, und an physischer Kraft und Ausdauer den ursprüng-

lichen oder zugezogenen Bewohnern überlegen, wächst die Nachfrage nach dem „gelben Bruder" beständig. Auch haben die furchtbaren Christenverfolgungen, die 1900 in China wüteten und denen an die 25000 Chinesenchristen zum Opfer gefallen sein sollen, hunderte derselben veranlaßt, gerade in diese Gebiete wie Borneo, Sumatra u. s. w. auszuwandern, wobei ihnen die englische Kolonial-Regierung durch freie Überfahrt als Deckpassagiere und teilweise unentgeltliche Überlassung von Land und anderen Vergünstigungen behilflich war. Desgleichen finden wir viele Chinesen in Barma und Tonking; auch in Australien fehlt es nicht an den bezopften Söhnen Chinas, sie wurden vor einigen Jahren auf 42848 gezählt und zwar in Viktoria 11300, Neu-Südwales 15500, Port Darwin Nordterritorium 4000 Chinesen u. s. w. In Neuseeland leben an die 2000 „schwarzhaarige Chinesen." In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird es auch nie mehr als 150000 gegeben haben, und sind sie wohl in Folge des bekannten Chinesengesetzes (Geary Anti-Chinese Bill vom 5. Mai 1892) nicht zahlreicher geworden, so daß auf 760 der aus aller Herren Länder zusammengewürfelten Bevölkerung Nordamerikas erst ein Chinese kommt. In Kanada und Britisch Kolumbien leben etwa 35000 Chinesen, in Südamerika 40000, und in den westindischen Inseln an die 50000, davon kommen auf Kuba und Porto-Rico allein 40000. In Kalifornien leben 71681 Chinesen, davon allein in San Franzisko 20000 und 2000 in dessen Vorstädten. Von den 20000, die in San Franzisko leben, gehören ca. 5000 dem Handelsstande an, etwa 5000 treiben verschiedene Handwerke, 4000 sind Bedienstete in den vornehmen Häusern und Familien, 3000 werden als Frauen und Kinder gezählt, die übrigen sind Spieler und Leute ohne einen bestimmten Beruf. Von den Frauen sind etwa 1000 verheiratet, 1500 gehören der traurigen Klasse der Prostituierten an. In den Staaten Oregon und Washington zählt man 12000 Chinesen, wovon je 3000 auf die Städte Portland und Seattle kommen. In Tacona ist ihnen der Zugang verwehrt, seit sie vor Jahren vom Pöbel vertrieben wurden. Viele Chinesen sind in den Fischkonserven-Fabriken von Astoria und am Kolumbiafluß entlang beschäftigt. In New York finden sich etwa 10000, in Philadelphia 5000, in Boston 800 Chinesen; in vielen andern Städten stößt man nur auf ganz kleine Gruppen, während einzelne derselben da und dort vorkommen. Am weitesten scheinen es die Chinesen Kaliforniens gebracht zu haben, woselbst sich unter ihnen eine Gesellschaft zum „Schutz der gelben Rasse" (Pau wong tschung) gebildet hat. Auch stehen viele Chinesen an der Spitze von Banken, Schiffahrts- und Handelsunternehmungen und in San Franzisko erscheinen chinesische Tageszeitungen z. B. die Tschung sa Nyit pau. (Auch in Singapore erscheinen 2 chinesische Zeitungen).

Bekanntlich war es im Winter 1848 bis 1849 als die ersten Chinesen als Geschäfts-Abenteurer nach Kalifornien kamen, veranlaßt durch das damalige kalifornische Goldfieber. Durch das Zusammenströmen so vieler Glücksritter und durch die ersten glänzenden Erfolge beim Goldgraben (Kalifornien heißt bei den Chinesen kim san = Goldberg) waren so unnatürliche Zustände herrschend geworden, daß selbst gegen außerordentliche Bezahlung keine Dienstboten, Lastträger, Taglöhner und dergl. zu haben waren. Na-

mentlich fehlte es an Köchen und Wäscherinnen; die schmutzige Wäsche wurde von vielen nach dem Gebrauch einfach weggeworfen, weil niemand sie waschen wollte. In diese Lücke traten nun die Chinesen. Im Nu hatten sie eine Menge der besten Speisehäuser und Waschanstalten errichtet, und ehe noch einer von zwanzig Chinesen auch nur ein Dutzend englische Worte recht verstand, hatten sie schon alle möglichen Geschäfte, Handwerke und Anstellungen als Monopol in Beschlag genommen. Die Sprachschwierigkeit wußten sie mit großem Geschick zu umgehen. In jedem chinesischen Hotel z. B. war ein Dolmetscher angestellt, der seinen Platz an der Küchentür hatte; die Kellner taten nichts als die Gäste fragen: „was wünschen Sie?“ um dann mit unglaublicher Nachahmungsgabe die englischen Befehle der Fremden an jenen Dolmetscher zu bringen, der sie sofort, ins Chinesische übersetzt, in die Küche gelangen ließ. Ähnlich mag es an andern Orten gegangen sein, wo die Chinesen sich niederließen bis „Wurzeln unter ihnen wuchsen“, nur daß sie allmählich viel allgemeiner verwendet werden. Denn was ist das für ein gewandter Kellner in diesem Gasthaus, und wie fleißig ist jener Hausknecht, und wie trefflich weiß der Koch in jenem vornehmen Haus die Speisen zu bereiten? Es sind lauter Chinesen! Und wer wascht die Hemden so schön, wer bügelt und flickt so tadellos, wer hält den Garten so schön in Ordnung, wer schustert, schneidert und tut alles, was man nur wünscht, so pünktlich, so schnell und so billig? Niemand anders als die Chinesen!

Nach den neuesten Nachrichten aus Südafrika will man die Chinesen nun auch dort einführen und zwar als nicht Minenarbeiter. So schreibt die „Berliner Finanz- und Handels-Zeitung in Nr. 99, 1903“ in einem kurzen Artikel Chinesen als Minenarbeiter: da der Zeitpunkt, wo die Chinesen auf den südafrikanischen Goldgruben ihren Einzug halten werden, nicht mehr ferne liegen dürfte, ist das Urteil eines genauen Kenners chinesischer Arbeiter, des auf dem westaustralischen Minenmarkte wohlbekannten Herrn Frank L. Gardner, von besonderem Interesse. Derselbe sprach sich in einem Interview darüber folgendermaßen aus:

„Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der chinesische Arbeiter den Schwarzen vollständig ersetzt. Ich habe früher mehrere tausend Chinesen in Kalifornien und anderswo beschäftigt und zögere durchaus nicht zu behaupten, daß, sobald die Minenhäuser die Erlaubnis zu deren Einfuhr erlangt haben, die Arbeiterfrage am Rand ein für allemal gelöst ist. Ohne Zweifel ist der Chinese der billigste und gründlichste Arbeiter der Welt, und ich glaube nicht, daß die im Transvaal verborgenen bedeutenden mineralischen Schätze jemals ohne seine Mitwirkung ans Licht kommen werden. Es können in China innerhalb eines Jahres 300000 kräftige und gesunde Arbeiter rekrutiert werden und, wenn es sein muß, noch mehr. Man hat eingewendet, daß es schwer sei, mit Chinesen einen Kontrakt abzuschließen und er eine Abneigung hege, seine Heimat zu verlassen. Bis zu einem gewissen Grade ist das wohl richtig, aber der Chinese verdient gern Geld, und das kann er nicht, wenn er zu Hause bleibt. Von Natur aus ist er sehr abergläubisch und er wird ohne Zweifel allerlei Bedingungen stellen, so z. B., daß ihm das Recht einen Zopf zu tragen, nicht geschmälert werde und daß seine Rückbeförderung in das

Reich des Himmels nach Ablauf seines Vertrages erfolge. Was die letztere Stipulation anbetrifft, so könnte sich indes später herausstellen, daß er ungern den Rand verlassen wird. Die Frage, ob er so folgsam und gehorsam ist, wie der Schwarze, kann ich nur bejahen, er ist noch folgsamer, wenn er richtig behandelt wird. Unter der richtigen Leitung werden sich auf den Minen keinerlei Schwierigkeiten ergeben, nur dann vielleicht, wenn er unerfahrenen Aufsehern unterstellt ist. So abergläubisch wie er von Natur ist, so rasch wird er auch Vertrauen gewinnen und sobald man sich einmal mit ihm versteht, ist er willfährig und gefügig. Seine Arbeitsleistungen sind außerordentlich; ist ihm einmal eine Arbeit erklärt worden, so führt er sie bald in aller Vollkommenheit aus. . . Man zeige dem Chinesen die Anwenduug eines Bohrers oder Hammers und, solange er dafür bezahlt wird, wird er sich mit Eifer ans Bohren und Hämmern geben, denn sein Fleiß ist staunenerregend, seine physische Veranlagung ermöglicht es ihm, auszuharren. Was die Entlohnung anbelangt, so glaube ich, daß die Chinesen in Kalifornien ca. Mk. 1,75 für den Tag erhalten, ich kann aber nicht ohne weiteres sagen, was er in Südafrika beanspruchen würde. Seine Bedürfnisse sind gering und leicht zu befriedigen. Er nimmt Bedacht darauf, einen großen Teil seines Verdienstes zu ersparen; diesen pflegt er regelmäßig nach seiner Heimat zu senden, dorthin hofft er — lebend oder tot — zurückzukehren, wie ihm das seine Religion gebietet, denn ohne ein Begräbnis in seinem Lande, bleiben ihm nach seiner Auffassung die Türen des Himmels verschlossen. Die Furcht, der Chinese sei zu abergläubisch, um unter Tag zu arbeiten, ist wohl etwas übertrieben. Man wird ihn sehr bald von seiner Torheit überzeugen können, wenn man mit ihm in den Schacht steigt und vernünftig mit ihm redet. Überhaupt sind erfahrene Minenleiter erforderlich; deren sollten aber genügend in Südafrika vorhanden sein."

Aus obiger Zusammenstellung ist ersichtlich, daß die Zahl der außerhalb Chinas lebenden Chinesen verhältnißmäßig klein ist, und daß zur Zeit nicht viel mehr als 5—6 Millionen Chinesen in der Fremde leben, was bei 400 Millionen nicht viel sagen will. Und es werden gewiß im Verhältniß zur Einwohnerzahl Deutschlands weit mehr Deutsche in der Fremde leben, als Chinesen außerhalb der „Chinesenberge", und haben wohl manche Völker mehr Grund von einer „deutschen Gefahr" als von einer „gelben Gefahr" zu reden und sich davor zu fürchten. Ferner ist daraus zu entnehmen, daß solange der Chinese lohnende Arbeit in warmen Ländern findet, er die gemäßigten und kalten Zonen möglichst meidet. Nachweisbar kommen ja die meisten Chinesen, die „ins Fremde gehen" aus den südlichen, heißen Provinzen, besonders aus den übervölkerten Flußniederungen, und suchen darum mit Vorliebe Länder auf, in denen sie nicht unter der Kälte leiden, denn erfahrungsgemäß ertragen sie Hitze weit besser als ein naßkaltes Klima. Darum ist es ihnen in der Nähe des Äquators viel wohler als z. B. in Deutschland, woselbst es nach dem Ausspruch eines Südchinesen „drei Vierteljahre Winter und ein Vierteljahr kalt ist." Leidet z. B. ein Südchinese zu sehr unter scharfen Winden, Nebel, unter einem kalten Klima, und arbeitet dabei einige Jahre ungestrengt, was ja die meisten tun, dann geht er bald an Schwindsucht oder

einer anderen schleichenden Krankheit zu Grunde und sieht seine geliebten „Chinesenberge“ nicht wieder. Auch können sie die Verbindung mit ihrer Heimat viel leichter ermöglichen, als wenn sie durch wochenlange Reisen in den „großen Westen vom großen Osten“ getrennt sind. Daher kommt es auch, daß man den chinesischen Auswanderer in solchen Gegenden am meisten findet, die angenehm warm und dem Reich der Mitte am nächsten gelegen sind. Und je mehr dort Handel und Wandel blühen, umsomehr werden Chinesen diese Himmelsstriche sich mit Vorliebe auch im 20. Jahrhundert erkiesen. Nach Dr. Faber waren bis jetzt „die meisten Hauptemigrationsplätze der Chinesen Singapore und die malaiischen Besitzungen der Engländer, Borneo, Sumatra, Java, die Philippinen, Tongkin und Anam, Siam, Barma, Japan, die Hawaiischen Inseln, Vereinigten Staaten, Kanada, Peru, Chile, Australien, Neuseeland, Westindische Inseln. Natürlich sind die Erfahrungen dieser Auswanderer nicht überall gleich, auch durchaus nicht immer erfreulich. Doch werden sie mit andern Verhältnissen bekannt, finden sie gar manches besser als in der Heimat. Wenn sie dann wieder längere Zeit in der Heimat zubringen, so empfinden manche die drückende Lage daselbst, und die fremden Länder erscheinen in rosigem Licht.“ (Faber: China in historischer Beleuchtung. S. 63).

Ferner ist wohl zu bedenken, daß sobald China in neue Bahnen eingeführt wird und erträglichere Zustände geschaffen werden, was allen Anzeichen nach in absehbarer Zeit geschehen wird, es für Millionen von Chinesen im eigenen „Elternreiche“ so viel zu tun und zu verdienen gibt, daß sie das sichere Verbleiben und den einigermaßen lohnenden Verdienst unter der „himmlischen Dynastie“ dem ungewissen Ergehen in den „Barbareninseln und Ländern“ vorziehen, woselbst alljährlich so viele Gaunern und abgefeimten Spitzbuben in die Hände fallen und an Leib und Seele zu Grunde gehen. Und wie unendlich viel ist doch in dem großen verlotterten China noch zu machen mit Anlegen von Straßen, Brückenbau, Regulierung der vielen Flüsse und gewaltigen Ströme, Eisenbahnbauten, Errichtung von Bergwerken, um all die ungeheuren Schätze an Metall, Kohlen ꝛc. zu heben, wodurch neue Industriezweige mit allem was drum und dran hängt ins Leben gerufen werden. Lauter Dinge, die man bis jetzt in fast allen 18 Provinzen vergeblich sucht, durch die aber Millionen lohnende Arbeit finden würden, wie wir solches deutlich im Kleinen z. B. an der Felseninsel Hongkong mit dem gegenüberliegenden Kaulung sehen, woselbst bis vor 60 Jahren nur ein paar elende Fischerdörfer und Schlupfwinkel für die gefürchteten chinesischen Piraten waren und nun finden daselbst mehr als 500000 Chinesen lohnende Arbeit. Und so mehr oder weniger in all den 29 offenen Vertragshäfen von Süden bis zum Norden, unsere Kolonie Kiautschou miteingeschlossen. Faber sagt (a. a. O. S. 10): China sollte mindestens die fünffache Zahl seiner jetzigen Einwohner anständig unterhalten können; denn es sind nicht nur die Boden- und Klimaverhältnisse günstiger als in Deutschland, die Chinesen sind auch durchschnittlich genügsamer als die Deutschen. Die „fünffache Zahl“ mag vielleicht zu hoch gegriffen sein, aber wenn man bedenkt, wie viel tausende allein bei uns durch die Eisenbahn, die Post, überhaupt

den ganzen großen Verwaltungsapparat, Brot und Arbeit finden, und wir uns vergegenwärtigen, daß diese Einrichtungen auch in China nach und nach kommen, so kann man es wenigstens ahnen, daß einmal eine Zeit kommen kann, in der China seine vielen Millionen selbst beschäftigt. So schreibt der „Ostasiatische Lloyd" am 7. August 1903 in einem Artikel Fortschritte in China: „Zeitungen schießen wie Pilze aus der Erde, und bald werden sie in China so gerne gelesen sein wie bei uns. Noch vor einigen Jahren konnte man die hauptsächlichsten in chinesischer Sprache erscheinenden Zeitungen an den Fingern herzählen, dies ist jetzt nicht mehr möglich." Wie viele hunderte und tausende beschäftigt in zivilisierten Ländern allein die Presse. In Deutschland zählte man letztes Jahr bei 58000 Volksschulen 122000 Lehrer und 22000 Lehrerinnen, in China gibt es noch gar keine Volsschulen, Lehrer und Lehrerinnen in unserm Sinne des Wortes, gibt es ja bis heute kein einziges Lehrerseminar. Kommt aber einmal diese Zeit, dann werden wieder hunderte und tausende dadurch ihren täglichen Reis verdienen.

Darum halten wir dafür, daß, je mehr die Chinesen in ihrem eigenen „Elternreiche" und an dessen Grenzen ein bescheidenes Durchkommen finden und ihnen von den Ausländern, die sich dort immer fester niederlassen, Arbeit und Verdienst geboten wird, je weniger werden sie Lust verspüren „sich in die Ozeane zu stürzen und die Meere zu durchkreuzen" um aufs Ungewisse in weiter Ferne ihr „Glück zu gründen", sondern es vorziehen unter ihrem Volke „innerhalb der 4 Meere" zu wohnen und zu arbeiten. Faber sagt hierüber: „Die Schätze unter der Erde sind in China noch kaum berührt. Das Heben derselben würde Gelegenheit geben, viele unbenutzte oder in verkehrter Weise verbrauchte Arbeitskräfte daselbst produktiv zu machen. Dafür sollte der chinesische Staat durch ein Arbeitsministerium sorgen, dessen Pflicht es wäre, jedem Arbeitsfähigen auch entsprechende Beschäftigung zu verschaffen. Es wirkt demoralisierend, wenn kräftige Leute nach Arbeit suchen und lange Zeit nicht finden können." Und solche entsprechende lohnende Arbeit werden Tausende von Chinesen wohl bald finden, schließlich auch ohne kräftige Mithilfe des chinesischen Staates, durch „die gewaltigen Eisenbahnzüge, Eisenbahnbauten, Eröffnung von Bergwerken, die Besitzverhältnisse und Interessensphären, sowie durch die konzessionirten und projektierten Eisenbahnen in Ostasien."

Auch die andere Furcht, China könnte im 20. Jahrhundert mit einer Überproduktion von sehr billig hergestellten Waren den europäischen Weltmarkt überschwemmen und auf diese Weise den deutschen Arbeiter und die einheimische Industrie schädigen, halten wir für nicht stichhaltig. Wer die industriellen Anläufe der Chinesen in den letzten 20—30 Jahren aufmerksam verfolgt und teilweise miterlebt hat, dem ist es nicht entgangen, daß die Chinesen wohl manches angefangen in ihrem Lande, daß ihnen aber tatsächlich bis jetzt nur wenig wirklich gelungen ist, weil eben so manche Vorbedingungen hierzu noch fehlen. Sollten aber von ihnen selbst ins Leben gerufene Industriezweige in Zukunft wirkliche Erfolge aufweisen, was wir ihnen als „Liebhaber der Chinesen" nur von ganzem Herzen wünschen, dann finden sie an ihren 400 Millionen Landsleuten ein solch ausgedehntes, auch nummerisch dergestalt, zahlreiches Absatzgebiet, daß auch diese Furcht uns vorerst noch

nicht zu beängstigen braucht. Wer das primitive Dasein der meisten Chinesen kennt (ich rede hier nicht von den oberen 10 Millionen), wer unter ihnen, nicht etwa nur in den Hafenstädten, sondern im Innern des Landes, jahrelang gelebt und in ihren „Grashütten" gegessen und geschlafen, in denen es meist selbst an den allerbescheidensten Ansprüchen von Behaglichkeit und einem sich äußerlich wirklich Wohlfühlen fehlt, bei Tag und bei Nacht, in gesunden, noch mehr aber in kranken Tagen, der freut sich auf die Zeit, da diese ungezählten Massen ein menschenwürdiges Dasein führen können und sieht im Geist voraus, daß wenn diese Massen einmal kaufkräftig geworden sind, sie das denkbar größte Absatzgebiet für die blühendsten Industriezweige jeder Art bilden werden, und daß dann der europäische Handel und Import nach Ostasien seine Rechnung dabei auch noch finden wird. Denn: „Soll der Handel sich kräftig entwickeln, so muß der erhöhten Einfuhr eine erhöhte Ausfuhr das Gleichgewicht halten. Dies ist nur möglich, wenn die jetzt gangbaren Artikel eine erhöhte Nachfrage im Westen finden, oder wenn neue Ausfuhrartikel gefunden, resp. produziert werden. Der Aufschwung des Imports ist abhängig von der Zahlungsfähigkeit der Chinesen, und diese ist bedingt vom Export. Was darum die Zunahme des Export stört, hemmt auch die Zunahme des Imports."

Eine bedeutende Zunahme des Exports wäre wohl erreichbar, aber nicht ohne mancherlei innere Verbesserungen. Noch dringender ist, daß die zahllosen Arbeiter, besonders Weiber und Kinder, welche durch die billigen Einfuhrartikel ihren Erwerb verlieren, sich neue Berufszweige schaffen können, sonst fallen sie ihren Landsleuten zur Last und mindern die Kaufkraft. Zu dem allen wird eine fortschreitende und zweckmäßige Bildung gebieterische Notwendigkeit. Man kann sagen, daß der Handel einer höher gebildeten Nation ruinierend auf jede halbzivilisierte Rasse wirkt, außer wenn zugleich energisch an deren Erziehung gearbeitet wird, bis das gleiche Niveau annähernd hergestellt ist. (Faber a. a. O. Seite 61).

So beweist z. B. das beständige Steigen der deutschen Einfuhr in Japan, daß je mehr ein Land sich öffnet, je mehr der gegenseitige Handel blüht. „Die Gegenstände des Handels wechseln zwar, aber sein Gesamtumfang wächst beständig mit den höheren Bedürfnissen."

Soviel ist nach allem bisherigen jedenfalls gewiß: wir müssen noch jahrelang zuwarten und die weitere Entwicklung Chinas aufmerksam verfolgen, ehe wir ein Recht haben, im landläufigen Sinne von einer „gelben Gefahr" zu reden oder gar bange davor zu machen, denn dieselbe existiert bis jetzt noch nicht als wirkliche Realität.

Freilich — die gelbe Gefahr kann wachsen. Der Riese, von dem Napoleon I. einst sagte: „laßt ihn schlafen", fängt an wach zu werden. Und China ist, wie mir 1895 ein chinesischer Gelehrter erklärte, „das Land, das Menschen produziert." Beschränken wir uns darauf, den Chinesen Kriegsschiffe zu bauen, Soldaten zu drillen, Kanonen zu gießen und Waffen neuester Konstruktion zu liefern und reizen wir sie noch dazu durch unsre Begehrlichkeit zum steigenden Fremdenhaß — so kann wohl eine Zeit kommen, da wir beten: Domine, libera nos a Tataris.

Das Aussätzigen-Asyl der Goßner'schen Mission in Purulia.

Von Missionar Ferd. Hahn.

Wie bekannt, wurde dasselbe vor 14 Jahren von meinem Vorgänger, Missionar Uffmann, gegründet; unterhalten wird es von der „Mission to Lepers in India and the East", deren Leitung in Dublin und Edinburgh ihren Sitz hat. Die Zahl der Aussätzigen der Provinz Manbhum, deren Mittelpunkt Purulia ist, beträgt über 2000. Die missionarische Arbeit im Asyl mit seinen ca. 600 Insassen, die ökonomische Verwaltung, die ärztliche Behandlung, die notwendigen Bauten und Reparaturen, die Berichterstattung, Buchführung und Rechnungsdarlegung erfordert viel Zeit und Mühewaltung. Alle Mühe aber wird reichlich belohnt durch den Anblick der dankbaren und zufriedenen Patienten, die hier eine Zufluchtsstätte gefunden haben, durch die Aufmerksamkeit und Andacht, mit welcher Gottes Wort von ihnen gehört wird und durch das Glaubensleben der Kranken, das sich in einem neuen Wandel und nicht selten in einem Sterben voll Hoffnung und Heilsgewißheit bewährt.

Machen wir nun dem Asyl einen kurzen Besuch. Es liegt zwei englische Meilen von unserer Station entfernt. Die indische Hitze erlaubt uns nicht, zu Fuß dorthin zu gehen; so besteigen wir einen zweirädrigen Wagen, in den das Missionspferd eingespannt ist, und fahren einen Weg zum Asyl, der eigens für diesen Zweck angelegt ist; eine angepflanzte Baumallee verspricht für spätere Zeiten angenehmen Schatten. Auf der Hälfte des Weges angekommen, machen wir vor drei einstöckigen, mit einer Mauer umgebenen Häusern Halt. Wir stehen am Tor des Kinderheims, in welchem gesunde Kinder aussätziger Eltern eine christliche Erziehung erhalten. Rechts das Haus ist von ca. 40 Mädchen bewohnt, das links liegende von etwa ebensoviel Knaben. Das Haus in der Mitte dient dem Hauselternpaar zur Wohnung, sowie zu den Schulzwecken. Die Kinder erhalten eine elementare Schulbildung. Nach ihrer Konfirmation lernen die Knaben ein Handwerk, besonders die Zimmerei und Mauerei, und die Mädchen müssen auf Tagelohn arbeiten, bis sie verheiratet werden können. Zeigen sich Symptome der Krankheit, so werden die Betreffenden erst in ein Observationshaus einquartiert und von dort in das Kinder-Asyl gebracht, welches mit dem Asyl für Erwachsene in Verbindung steht. Die gesunden Kinder dürfen nicht zu ihren kranken Eltern gehen und umgekehrt; nur ab und an wird ihnen erlaubt, in erforderlicher Entfernung sich zu sehen und miteinander zu sprechen.

Wir fahren noch eine englische Meile weiter und stehen am Eingang des Aussätzigen-Asyls. Darunter darf man sich kein Krankenhaus im gewöhnlichen Stile denken: es ist vielmehr ein Dorf, eine Aussätzigen-Kolonie, mit vielen Häusern, Straßen, einer schönen großen Kirche, einem Kaufladen, einer Apotheke, einer Schule, Bäume, Teiche und Brunnen fehlen auch nicht. Blicken wir, am Eingangstor stehend, die Hauptstraße hinunter, die zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt ist, so sehen wir zur Linken des Weges eine hohe Mauer. Diese Mauer teilt das Dorf in zwei Teile, links befinden sich die Kranken-

häuser für die Frauen, rechts die Männer. Die Geschlechter sind hier streng von einander getrennt; selbst die Ehepaare müssen geschieden leben wegen der Gefahr eines aussätzigen Nachwuchses. Es sind aber die Fälle selten, in denen Mann und Weib beide aussätzig sind. Gleich das erste Haus in der Hauptstraße ist der Kaufmannsladen. Den Reis, welcher der Hauptbestandteil der Nahrung der Eingeborenen von Bengalen ist, sowie die Kleidungsstücke werden den Kranken in festgesetzten Quantitäten und Qualitäten geliefert; außerdem bekommt ein Mann wöchentlich 6 Cents, eine Frau 4 Cents. Damit kaufen sie sich das im Laden vorrätig gehaltene Brennholz, das Zugemüse und Luxusartikel, wie Tabak und Zucker. Man könnte ihnen ja auch alle diese Sachen liefern, aber es gereicht den Kranken zur Freude und zieht ihre Gedanken von ihren Leiden ab, wenn sie sich diese Bedürfnisse nach ihren eigenen Wünschen selber kaufen dürfen. Aus demselben Grunde wird auch nicht für alle in einer Küche gekocht, sondern jeder, der es kann, kocht sich sein Essen selber. Auf diese Weise werden sie nützlich und angenehm beschäftigt. Schwer Kranke erhalten auf Anordnung des Arztes, eines christlichen Eingeborenen, der in einem Regierungs-College Medizin studiert hat, eine besondere Diät, die in Milch, Arowroot usw. besteht. Der Laden ist so eingerichtet, daß auf einer Seite desselben die Frauen, auf der anderen die Männer bedient werden. Das Geld werfen die Kranken vor den Augen des Kaufmanns in ein mit Phenil gefülltes Gefäß. Diese Lösung gießt er Abends fort, erhitzt das Geld in einer eisernen Pfanne über einem Kohlenfeuer, und dann erst nimmt er's in seine Hände. Dieselbe Prodezur zur Desinfektion des Geldes wird mit Opfern in den Gottesdiensten vorgenommen, welche von den Kranken dargebracht werden.

Von dem Kaufladen wenden wir uns zur Dispensary. Hier waltet der Native Arzt mit einem Gehilfen. Zwei aussätzige Jungens helfen den minder schwer Kranken den gänzlich unfähigen die Wunden zu verbinden. In der Apotheke wird an Kranke, die kommen können, Arznei ausgeteilt: meist ist es Fieber und Dysenterie, an denen die Aussätzigen leiden; auch Augenkrankheiten sind häufig. Gegen den Aussatz selbst hat die medizinische Wissenschaft noch kein Heilmittel gefunden; es sind aber mehrere Arzneien, deren regelmäßige Anwendung dazu dient, den Verlauf der Krankheit aufzuhalten.

Von der Dispensary kommen wir nach der Office. Hier schaltet der Oberverwalter. Er trägt jeden neuen Ankömmling in die Krankenregister ein, gibt demselben die nötige Kleidung und weist ihm eine Wohnung an, erstattet auch dem Missionar Bericht über Zuwachs und Abgang, über besonders schwere Fälle, und führt die Rechnungen, welche der Missionar prüft. Neben ihm funktioniert ein Schreiber. Derselbe trägt jeden Kranken in ein Register ein, das die Geschichte der Krankheit enthält; entwirft mit Hilfe des Missionars Lebensbeschreibungen einzelner, für die heimische Freunde sich verpflichtet haben, die Unterhaltungskosten beizutragen. Ein zweiter Helfer besucht täglich jeden Kranken und berichtet dem Missionar jeden besonderen Vorfall und führt dessen Anordnungen aus.

Wir kommen nun zu der schönen, geräumigen Kirche, inmitten der Aussätzigen-Kolonie; sie ist hoch und luftig, mit vielen Fenstern und Jalousien versehen, eine Einrichtung, die wegen des Geruchs, den die Kranken verbreiten

und wegen der zur Entfernung desselben nötigen Ventilation durchaus erforderlich war. Hier versammeln sich täglich diejenigen Kranken, welche zur Taufe vorbereitet sein oder zum heiligen Abendmahl zugelassen werden wollen. Jeden Nachmittag wird eine Bibel- und Gebet-Stunde gehalten, Sonntags zweimal Gottesdienst.

Von der Kirche wenden wir uns zu den Wohnhäusern, die an Nebenstraßen rings um das Gotteshaus herum gebaut worden sind. Jede Straße ist an den Seiten mit Bäumen bestanden, die hier bereits vorgefunden wurden, ehe das Asyl gebaut ward; in der Tat liegt das ganze Aussätzigen-Dorf inmitten eines Waldes von jungen Bäumen, die aus den Wurzeln abgehauener Stämme emporgeschossen sind. Zwischen jedem der ca. 30 Wohnhäuser ist ein offener Raum für kleine Gemüse- und Blumengärtchen. Jedes Haus ist solide gebaut, mit Veranda und flachem Dach, das auf eisernen Balken ruht. Alle Häuser haben drei Zimmer, in denen je 4—5 Kranke wohnen. Durch offene Luftlöcher ist für die Ventilation gesorgt. Einer der Kranken in jedem Block übt eine Art Aufsicht über seine 12—15 Mitkranken aus. Diese Vorsteher und Vorsteherinnen haben auf Ordnung, Reinlichkeit und Wohlverhalten ihrer Brüder bezw. Schwestern zu sehen. Zänkereien, Diebstähle ꝛc. kommen vor ihre Ratsversammlung. Dort müssen die Missetäter erscheinen, von ihr wird ihnen eine Geldstrafe zudiktiert. Kirchenzuchtsfälle kommen vor den Missionar, welcher auch die Entscheidungen des Dorfgerichts untersucht, bestätigt oder ändert. Diese Vorsteher und Vorsteherinnen, ältere, bewährte Christen, missionieren auch an den neuen Ankömmlingen, die ja in der Regel Heiden oder Mohamedaner sind; sie halten auf Morgen- und Abend- nnd Tisch-Gebet und nehmen sich der schwer Kranken und Sterbenden an. Ihr Amt ist ein Ehrenamt.

Soweit als tunlich, werden die Aussätzigen zum Instandhalten der Wege, zur Pflege der Anpflanzungen, bei den Reparaturen, zum Strickemachen für den Asyl-Bedarf ꝛc. angehalten und so mit leichten Arbeiten beschäftigt.

Gesang und Musik wird gepflegt. Ab und zu zeige ich ihnen Bilder vermittelst eines Sciopticons, was allemal ein „Schmaus" für sie ist. An Festtagen und bei hohem Besuch wird geflaggt und mit Tee und Zuckerwerk eine Art Liebesmahl gefeiert. Die Beschäftigung, der Gesang, die Gottesdienste, diese kleinen Unterhaltungen dienen dazu, den Kranken das Leben erträglich zu machen. Die Hauptursache aber, daß alle Besucher über den fast gänzlichen Mangel an Trübseligkeit und dagegen über die zufriedenen, ja fröhlichen Gesichter der Mehrzahl der Kranken sich wundern, liegt in der Veränderung, welche durch die Annahme des Evangeliums mit ihnen vorgegangen ist. Das Bewußtsein: hier wie Mitmenschen, Miterlöste und Miterben der ewigen Herrlichkeit, wie Brüder und Schwestern in Christo und nicht wie outcasts und Verfluchte angesehen und behandelt zu werden, trägt mit zu der auffälligen Erscheinung bei, daß in dieser Kolonie von Sterbenden lauter Leben ist und mitten im Todesschatten seliges Licht der Hoffnung, Gesang und fröhliches Spiel.

Eine Stätte müßten wir noch besuchen, das sind die Häuser für die aussätzigen Kinder. Wir haben ca. 40 solcher Knaben und eben so viele Mädchen. Jene haben ihr Haus im Männerviertel, diese inmitten der Frauen-

Ist der Anblick eines erwachsenen Aussätzigen schon etwas höchst betrübendes und niederdrückendes, so ist dies noch viel mehr der Fall bei aussätzigen Kindern: hier muß sich das Mitleid in besonderem Maße regen. Die armen Kinder! Sie können lange leben, aber ihr Leben ist ein Gang des Leidens und des Todes. Für sie wird denn auch mit liebender Hingebung gesorgt. Die großen Mädchen unter ihnen kochen für die ganze Schar das Essen. Eine Schule wird für sie gehalten, in der sie Anschauungsunterricht erhalten; auch werden allerlei Spiele mit ihnen aufgeführt. Natürlich nehmen sie auch an den Gottesdiensten Teil, lernen die Bibel lesen und besuchen die für sie eingerichtete Sonntagsschule. Ein Gesanglehrer übt sie im mehrstimmigen Gesang, und bald werden wir, hoffe ich, einen Posaunenchor haben, der mit dazu beitragen wird, das Leben dieser Kinder zu erheitern.

Literaturbericht.

A. Murray. „Schlüssel zum Missionsproblem." Deutsch von E. F. Kassel. 1902. Röttger. 1,20 Mk., geb. 2 Mk., 10 Expl. 10, geb. 16 Mk. Es sind nicht Fragen des praktischen Missionsbetriebs, welche der geistgesalbte südafrikanische Evangelist und Erbauungsschriftsteller in diesem 188 Seiten umfassenden, gut übersetzten Büchlein behandelt, sondern das Problem, zu dem er den Schlüssel geben will, liegt zu Hause, in der Beschaffenheit der sendenden Christenheit, und dreht sich um die Frage: was muß geschehen, um das geistliche Leben der Kirche zu wecken und so zu fördern, daß sie der Mission die Liebe, die Kraft und das Opfer zuwendet, welche nötig sind, die Welt zu evangelisieren, und zwar in der gegenwärtigen Generation? Wie die christliche Kirche eine wirkliche Missionskirche wird, das ist dem Verfasser das Missionsproblem schlechthin; wie sie „in der gegenwärtigen Generation" die Evangelisierung der Welt vollenden kann, darauf geht er speziell gar nicht ein und darum unterlassen auch wir eine erneute Kritik dieses in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift wiederholt besprochenen Schlagwortes. — Die auf die Grundfrage gegebene Antwort bringt eigentlich nichts neues, aber sie gibt die alte Wahrheit, daß nur geistliche Menschen befähigt sind, an die Ausführung des Missionsbefehles Jesu alle Kraft zu setzen, in einer Tiefe und Vielseitigkeit und mit einem Ernst, einer Andringlichkeit und einer Wucht, die zu einer Erweckung des Missionslebens führen muß, wo das Wort des Verfassers auf gut Land fällt. Abgesehen von dem 1. Kapitel, in welchem Murray zu zeigen sucht, daß auf der ökumenischen Missionskonferenz zu New York 1900 die in Rede stehende missionarische Grundfrage nicht in ihrer ganzen Tiefe behandelt worden sei, und von dem 2. Kapitel: „die äußere Mission der Prüfstein der Kirche," welches nachweist, daß der niedrige geistliche Zustand der Kirche im großen ganzen die Schuld an ihrer Missionsversäumnis trage — gibt er zunächst eine vierfache positive Antwort, indem er in dem 3. bis 6. Kapitel an der Missionstätigkeit der Brüdergemeine, der englischen Kirchen-Missionsgesellschaft, der China-Inland-Mission und der apostolischen Pfingstgemeinde illustriert, daß die Liebe zu Christo, die Vertiefung des geistlichen Lebens, die Macht des Gebets und

der Besitz des heiligen Geistes eine Kirche missionslebendig mache. Im 8. Kapitel führt er dann weiter aus, daß das Missionsproblem wesentlich ein persönliches ist, nämlich daß jeder Christ, der sich von Christus geliebt und erlöst weiß, den Trieb in sich haben muß, Seelen für den Herrn zu gewinnen, und im 8., daß jeder Pastor ein Hauptziel seiner amtlichen Tätigkeit darin zu erblicken hat, die Gemeinde zum Werke der Mission tüchtig zu machen. Das 9. Kapitel ist ein machtvoller Ruf zur Buße und zum Gebet, und das 10. enthält ein praktisches Programm zu einer Missions-Gebetswoche, die im Januar jedes Jahres gehalten werden soll. Man kann vielleicht hinter manches, was Murray sagt, ein Fragezeichen machen, aber ich habe keine Lust, an dem Inhalte eines so tiefgeistlichen und Leben erweckenden Buches Kritik zu üben. Wird das Buch in weiten Kreise gelesen und beherzigt, so wird zweifellos ein großer Segen von ihm ausgehen für das persönliche christliche Leben und für das Missionsleben.

Lucius: „Zur äußeren und inneren Mission." Vermischte Vorträge und Aufsätze. Tübingen. 1903. Mohr. 2 Mk. Nur eine von den vorliegenden 6, nach dem Tode des Verfassers gesammelten Arbeiten beschäftigt sich mit der inneren Mission: „Die apologetische Bedeutung der christlichen Liebestätigkeit für die Gegenwart"; die übrigen 5 haben es mit der Heidenmission zu tun. Es sind folgende: 1. „Die Kräftigung des Missionssinns in der Gemeinde"; 2. „Die geschichtlichen Voraussetzungen des Sieges des Christentums im römischen Reiche"; 3. „Weltverkehr und Kultur in ihren Beziehungen zur Mission"; 4. „Die Zukunft der Heidenmission"; 5. „Die chinesischen Wirren und die evangelische Mission." Es war ein guter Gedanke, daß diese Aufsätze und Vorträge des nicht blos missionskundigen, sondern auch missionseifrigen Straßburger Kirchenhistorikers durch ihre Neuherausgabe im Buchhandel aus der Zerstreuung gesammelt und so einer möglichen Vergessenheit entrissen worden sind. Sie sind keine Eintagsware von nur vorübergehender Bedeutung, sondern verdienen ob ihres gediegenen Inhalts einen bleibenden Platz in der Missionsliteratur.

Wegner: „Rheinische Missionsarbeit. 1828 - 1903." Gedenkbuch zum 75jährigen Jubiläum der Rheinischen Mission. Barmen. Missionshaus. 1903. Geb. 1 Mk. Es ist keine zusammenhängende Geschichte der gesegneten Rheinischen Mission, welche diese von verschiedenen Verfassern bearbeitete Jubiläumsschrift bringt — die Neubearbeitung einer solchen ist aber in einiger Zeit zu erwarten — sondern Skizzen sind es aus dieser Geschichte, Einzelbilder, Übersichten, Einblicke in den Missionsbetrieb, Statistiken u. s. w., in frischer, fesselnder Form und mit vielen guten Illustrationen geschmückt. Die 14 Abschnitte haben folgenden Inhalt: Aus den Anfängen der Rheinischen Missionsgesellschaft. Wie wurde die Rheinische Mission auf ihre einzelnen Gebiete geführt. Weiterführungen und Weiterentwicklung auf den einzelnen Gebieten. Stationsbilder von den einzelnen Gebieten. Schulen und eingeborne Gehilfen. Ärztliche Mission und Stätten der Barmherzigkeit. Was hat die Rheinische Mission in kultureller Beziehung geleistet? Aufgaben der nächsten Zukunft auf den einzelnen Gebieten. Die Heimatgemeinde. Was hat die Rheinische Mission für die Kinder ihrer Missionare getan? Übersetzungen der Heiligen

Schrift und Herstellung anderer literarischer Hilfsmittel. Was die Statistiken und Zahlen in der Rheinischen Mission zu erzählen wissen (besonders gelungen). Übersicht über die Arbeitsgebiete und Stationen. Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben.

James Stewart: Dawn in the dark Continent or Africa and its missions. Mit 9 bunten Karten. Edinburg. Oliphant Anderson und Ferrier. 1903. S. 400. In der schottischen Freikirche besteht seit ca. 25 Jahren eine Duff Missionary Lecturechip, deren Aufgabe es ist, von 4 zu 4 Jahren an den schottischen Universitäten durch sachkundige Männer Missionsvorlesungen zu veranstalten, die durch den Druck veröffentlicht werden müssen. Die sechste in dieser Reihe war dem angesehenen, als Leiter des Lovedale-Instituts auch unter uns wohlbekannten J. Stewart übertragen. Die Schrift eines solchen Mannes erweckt von vornherein große Erwartungen auch bei denen, welche mit der afrikanischen Mission einigermaßen vertraut sind, denn hier kommt ein im Missionsdienst ergrauter und wissenschaftlich durchgebildeter Autor zu Worte, der auf Grund einer gereiften Erfahrung urteilsfähig ist. Ich habe das Buch in einem Zuge durchgelesen, so sehr hat es mich gefesselt. Es war natürlich nicht alles mir gleich interessant; es kamen sehr bekannte Partieen (Kap. 1—6: Einst und jetzt; der Kampf um den Kontinent; ein Jahrhundert missionarischer Arbeit — Brüdergem. und Londoner M. G.; die Missionen der Kirche von England; die Wesl., Method. und Baptistischen Missionen; die schott. und amerikanischen Presbyterianer und Kongregationalisten. Auch Kap. 9: deutsche, französische, norwegische und sonstige Missionen); — aber auch in diesen fand ich manche neue Beleuchtung, manche wertvolle Bereicherung und Berichtigung und immer gesundes Urteil. Am lehrreichsten waren mir die Abschnitte, in denen Stewart als Berichterstatter über Selbsterlebtes redet. Das sind die Kap. 7 und 8: „Die südafrikanischen Missionen. Lovedale und Blythswood[1]) und: Die zentralafrikanischen Missionen Blantyre und Livingstonia." Im geschichtlichen Teile des Buches sind diese Kapitel nicht nur die selbständigsten, sondern die Glanzpunkte. Aber das Buch enthält nicht bloß eine mit Reflektionen durchwobene — leider nicht geographisch, sondern missionsgesellschaftlich disponierte — Übersicht über die Geschichte der afrikanischen Missionen, er fügt an sie auch noch 6 weitere Kapitel an, welche wichtige Missionsfragen allgemeiner Art mit großer Nüchternheit behandeln und die mein Interesse fast noch mehr in Anspruch genommen haben, als die geschichtlichen Partieen. Kap. 10: „Die Lage der Mission" ent-

1) Gelegentlich des Blythswood Missions-Instituts berichtigt Stewart einen kleinen in meinem Abriß (7. Aufl. S. 236) enthaltenen Irrtum: Kapitän Blyth hat nicht 90000 Mk. zum Bau desselben beigesteuert, sondern nur mit 500 Mk. die Subskription eröffnet. Die Fingus selbst haben die über 90000 Mk. betragenden Baukosten durch freiwillige Gaben aufgebracht. Es ist mir eine große Freude gewesen, daß ein Mann wie er diese Berichtigung durch die Bemerkung einleiten konnte: Dr. W., so wonderfully accurate as a historian, makes a singular mistake about this contribution . . . Und er hat meine Arbeit fleißig benutzt.

hält eingangs eine Vergleichung mit der apostolischen Mission, bei der ich nur die Behauptung (S. 270) beanstande, daß die gegenwärtige Mission die apostolische auch an „geistlichen Erfolgen" übertreffe, während die übrige Charakteristik der gegenwärtigen Lage der Mission und ihrer Bedürfnisse fast durchweg treffend sind. Wenn Stewart am Schluß dieses Kapitels bemerkt, daß eine Missionswissenschaft bis heute nicht existiere (S. 288), so hätte er diese Bemerkung vielleicht etwas limitiert, wenn ihm der in meiner umfangreichen „Evangelischen Missionslehre" vorliegende, aber noch nicht — wie mein Abriß — ins Englische übersetzte bescheidene Versuch einer solchen bekannt gewesen wäre. Sehr beachtenswerte Urteile und Vorschläge enthalten die Kapitel 11—14: „Ist das auf die Mission verwendete Geld gut angelegt?" „Der langsame Fortschritt der Missionen." „Die Vorbildung der Missionare." „Das Missions-Magazin"; vornehmlich das vorletzte dieser Kapitel ist der ernstesten Beachtung zu empfehlen. Wenn ein Mann wie Stewart, der Doktor der Theologie und der Medizin ist, und 40 gesegnete Jahre im Missionsdienst zugebracht hat, die Klage über nicht genügende Vorbereitung der Missionare, vornehmlich bezüglich der Bekanntschaft mit den Missionsobjekten: ihrer Religion, Geschichte, Sitte und Sprache erhebt und größeres Gewicht auf die Qualität als auf die Quantität derselben legt, so ist das eine gewichtigere Stimme als die eines heimatlichen Missionstheoretikers, der wiederholt die gleiche Klage angestimmt hat. Dieser Gegenstand ist von solcher Bedeutung, daß die Lektüre des Stewartschen Buches mir zur Anregung wird, ihn in dieser Z. baldmöglichst speziell zur Besprechung zu bringen, zumal er schon längst auf meinem Redaktions-Programm steht. Weise und wahre Worte enthält wieder Kapitel 15: „Die Zukunft Afrikas und des Afrikaners", die die Beherzigung aller in Afrika vertretenen Weißen, nicht bloß der Missionare, sondern auch der Kolonialpolitiker, Kolonisten, Geschäftsunternehmer u. s. w. in höchstem Maße verdienen. Die Tabelle, welche, nach Gesellschaften geordnet, eine statistische Übersicht über die afrikanischen Missionen gibt, kann nur einen relativen Wert beanspruchen. Sie reproduziert wesentlich die vielfach zu beanstandenden Angaben von Beach, in seiner Geography and Atlas of Protestant Missions (234 ff.) und teilweise von Dennis: Centennial Servey of Foreign Missions; es würde mich aber zu weit führen, mich auf eine Kritik derselben einzulassen. Warneck.

Fowler, Rev. Montagne, M. A.: Christian Egypt, Past, Present and Future. II. Edition, London 1902. 8°. 319 S.

Das interessante Buch steht in naher Beziehung zu den Bestrebungen zur Gründung eines unabhängigen anglikanischen Bistums für Ägypten und die südlicheren Gebiete, die mit demselben bis jetzt dem Bischof von Jerusalem unterstellt sind. Bald nach der britischen Okkupation wurde in London eine Association for Furtherance of Christianity in Egypt gegründet, die zunächst die kirchliche Versorgung der in steigender Zahl dort sich aufhaltenden britischen Untertanen (nach dem Census von 1897: 19563) in's Auge faßte, daneben aber auch die Hebung der dort vorhandenen alten Kirchen, die unter dem langen Druck der mohammedanischen Herrschaft verkommen sind. Man dachte dabei nicht an direkte Mission, sondern an eine Unterstützung und Förderung der höheren und niederen Schulen, sowie an eine Anregung und Ver-

tiefung des geistlichen Lebens durch brüderlichen Verkehr mit den armen Schwesterkirchen, deren treues Festhalten an dem christlichen Glauben unter dem durch Jahrhunderte sich hinziehenden Martyrium man als einen Beweis ihres immer noch wahrhaft christlichen Charakters betrachtet.

Unter diesen Verhältnissen hat der Verfasser die ägyptische Kirchengeschichte meist an Ort und Stelle sehr eingehend studiert und gibt hier in 5 Kapiteln einen Abriß derselben von den frühesten Anfängen bis zur neusten Zeit — jedenfalls eine wertvolle Monographie.

Im zweiten Teile seines Werkes behandelt er die bestehenden Kirchen: die Koptische (monophysitische), die sich infolge des Konzils von Chalcedon separierte, die Griechische (Melchiten), welche sich den Beschlüssen des letzteren unterwarf. Bruchteile dieser beiden sind unter Beibehaltung ihres besonderen Ritus mit Rom uniert (4600 u. 8000 Seelen). Außerdem aber hat die römische Kirche viel Anhänger unter den ansässigen oder vorübergehend anwesenden Ausländern, unter denen sich nach dem letzten Census 24000 Italiener, 14000 Franzosen, 7000 Österreicher usw. befinden. Die Bemühungen aus der eingeborenen Bevölkerung Anhänger zu gewinnen, haben trotz eifriger Bemühungen nur sehr geringen Erfolg gehabt. Im Ganzen zählt man 61000 Katholiken. Die Anglikan. Kirche hatte in der Mission der C. M. S. schon 1825 ihre Tätigkeit in Ägypten aufgenommen. Es wird hier besonders betont, daß die direkte Missionsarbeit nur den Mohammedanern galt, während die alten Kirchengemeinschaften durch die Predigt, die Schulen usw. geläutert und weiter gefördert werden sollten. Die Mission selbst, welche nach 20jähriger Unterbrechung 1882 wieder aufgenommen wurde, ist nur in kurzen Zügen angedeutet, doch in freundlich zustimmendem Sinne. Dagegen wird die ausgedehnte Tätigkeit der Amerik. Unierten Presbyterianer bei mancher Anerkennung im Ganzen mit Mißbilligung erwähnt, da sie proselytierend in die alten Kirchen eingegriffen haben. Sie zählen nach F. 11021 Anhänger bei 5721 Mitgliedern. In ihren Schulen werden 11552 Kinder unterrichtet.[1])

Die übrigen protestantischen Veranstaltungen, die der Brit. Bibelgesellschaft, die deutschen evangelischen Gemeinden in Alexandria und Kairo (die Diakonissenarbeit ist unerwähnt geblieben), die holländische Mission in Kaliub, die Nordafrikanische Mission und ein paar Privatunternehmungen sind kurz erwähnt.

Eine Statistik nach dem Census von 1897[2]) beschließt den zweiten Teil.

Der dritte Teil behandelt auf nur 14 Seiten die künftigen Möglichkeiten des Christentums in Ägypten. Daß der Verfasser von der Wiederbelebung der alten Kirchen viel erwartet, geht schon aus den obigen Andeutungen hervor. Er bemüht sich die freundlichsten Beziehungen mit den Leitern derselben zu pflegen. Eine Nachbildung der Photographie „Sr. Heiligkeit" des koptischen Patriarchen Cyrill V. ist dem ihm gewidmeten Buche als Schmuck vorangesetzt. Die oben genannte Association hat nach der Wiederbesetzung von

1) Nach der offiziellen Statistik der Presbyterianer in 1900: 6500 Komm., 25000 Anhänger und über 14000 Schüler. D. H.

2) Bevölkerung: 9734000, darunter Ausländer 112575 — Mohammedaner: 8977000, Christen: 731000, darunter Kopten und Melchiten 645000.

Kartum die dortige koptische Kirche und Schule wieder aufgebaut. Diese Selbstlosigkeit erscheint um so größer, als die Mittel, die doch besonders zur Fundierung des anglikanischen Bistums dienen sollen, dazu bei weitem noch nicht ausreichen. Roms Bestreben geht auf Auffaugung der alten Kirchen. Die anglikanische Kirche aber möchte die Selbstreformation derselben herbeiführen.

Aber das Hauptproblem bleibt doch die Gewinnung der ziemlich neun Millionen Mohammedaner. Der Verfasser stimmt nicht den Bestrebungen zu, welche mit dem Glauben derselben erst tabula rasa machen möchten, um dann die reinere christliche Erkenntnis zu pflanzen. Er will zunächst die übereinstimmenden Stücke im Koran und der Bibel betont wissen und hofft, daß von da aus nach und nach der Sauerteig des Christentums sein Werk tun wird. Die Erfolglosigkeit der bisherigen Missionsarbeiten im Orient sollen daher rühren, daß die Logik des Westens für die eigentümlichen orientalischen Gedankengänge nicht paßten. Daher sei für die Gewinnung der mohammedanischen Völker mehr von dem östlichen, als von den westlichen Zweigen der christlichen Kirche zu erwarten.

Wenn man diese Darstellung nicht als leere Rhetorik faßt, kann sie eine gefährliche Irreleitung werden. Doch enthält sie die Erkenntnis, daß, solange der Islam in seiner bisherigen Stellung bleibt und nicht, durch göttliche Gerichte erschüttert, dem Evangelio seine Tore auftut, eine direkte Mohamedanermission mit Erfolg wenig aussichtsvoll ist. Alles was wir unter heutigen Verhältnissen tun können, wird sich auf die Predigt der Tat in Werken christlicher Barmherzigkeit beschränken müssen.

Rev. Fowler macht dann noch zum Schluß einige Vorschläge über die Förderung der alten ägyptischen Kirchen durch das neu zu errichtende Bistum, das ihm bei dem britischen Einfluß auf das alte Pharaonenland als eine unerläßliche Einrichtung erscheint. R. Gründemann.

Die Beilage

möchte die besondere Aufmerksamkeit der Leser auf die **Britische und Ausländische Bibelgesellschaft** lenken, die jetzt ihr **hundertjähriges Jubiläum** vorbereitet, das sie am 7. März 1904 zu feiern gedenkt. Welche Dienste diese Gesellschaft der Heidenmission, auch der durch deutsche Gesellschaften betriebenen, geleistet hat, darüber hat die A. M.-Z. schon 1899 S. 11 ff., 59 ff. eingehende Mitteilungen gemacht und für 1904 sind bereits zwei Artikel — einer für das Haupt- und einer für das Beiblatt — geplant, welche diese Mitteilungen ergänzen werden, so daß es unsern Lesern nicht an Material fehlen wird, um über die gesegnete Arbeit dieser großartigen internationalen Gesellschaft zu berichten. Es wird empfohlen, Sonntag den 6. März 1904 in der ganzen Welt als **Bibel-Sonntag** zu feiern, an welchem die Predigten überall **die Mission der Bibel in der Menschheit** zum Gegenstande haben.

Warneck.

Ernst Röttgers Buchdruckerei, Kassel.

Das Evangelium in Korea.

Von P. Strümpfel in Herrengosserstedt.

II. Der heutige Stand der Arbeit (Forts.)

b) Methodisten.

Die Methodist Episcopal church (North) — wir nennen sie kurz die Nördlichen Methodisten — der Vereinigten Staaten[1]) begann gleichzeitig mit den Presbyterianern in Korea und hat einen rühmlichen Anteil an der Erweckung des Volkes. Wenn ihre Mission mit 1296 Kirchengliedern bedeutend hinter der presbyterianischen zurückbleibt, so liegt das an der vor einigen Jahren besonders starken Zahl der Rückfälle und Ausschließungen, welche auf Mangel an Vorsicht bei der Aufnahme schließen lassen, vor allen Dingen aber an der viel zu schwachen Besetzung mit Missionaren. Während die nördlichen Presbyterianer für annähernd das gleiche Gebiet einschließlich der Missionarsfrauen 64 Missionsarbeiter stellen, bringen es die nördlichen Methodisten nur auf 26, den 23 ordinierten Missionaren der Presbyterianer entsprechen nur 9 der Methodisten. Im neunten Berichte wird schmerzlich darüber geklagt, daß seit 1898 der Arbeiterstab numerisch derselbe geblieben sei, während die Aufgaben sich in dieser Zeit vervierfacht hätten. Auch die nördlichen Methodisten haben nach 10jähriger Arbeit sich von Wönsan zurückgezogen und ihr dortiges Werk den südlichen Methodisten überlassen, um Westkorea einigermaßen hinreichend pflegen zu können. Ein großer Verlust ist für sie das Ausscheiden ihrer beiden ältesten und erfahrensten Missionare. Appenzeller, welcher die Mission begründet und lange Jahre geleitet hat, zuletzt Präsident des bedeutenden Kolleges seiner Gesellschaft in Söul war, kam im Juni 1902 auf einer Reise nach Mokpo ums Leben, da der Dampfer der Osakalinie, auf dem er fuhr, mit einem anderen Dampfer derselben Linie zusammenstieß und unterging. W. Scranton, der andere Begründer und in den letzten Jahren Leiter der Mission, kehrte 1902 wegen Krankheit

1) Übrigens dieselbe Kirchengemeinschaft, zu welcher die meisten Methodisten Deutschlands gehören; ihr Jahresbericht enthält auch die Übersicht über die Mission in Deutschland.

seiner Mutter, die alle Nöte und Gefahren auf Korea von Anfang an mit ihrem Sohne geteilt, in die Heimat zurück. Die Leitung hat nunmehr Dr. Jones in Tschimulpo übernommen.

Durch ihr Kollege und ihre Presse haben die Methodisten einen Vorsprung vor allen andern Missionen in Söul. „Pai Chai College" heißt die Erziehungsanstalt, welche bisher auf Grund eines Vertrages mit der Regierung staatliche Subvention bezog. Der Vertrag ist im vorigen Jahre abgelaufen und trotz freundlicher Erklärungen des Kaisers nicht erneuert worden. Man fing nun an Schulgeld zu erheben und die Folge war, daß die Schülerzahl auf die Hälfte herabsank. Anstatt 84 Zöglinge im Mai 1900 zählte man im Mai 1903 nur 57 in der englischen und 8 in der chinesischen Abteilung. Allerdings sind die besten Schüler, fast alle Christen, geblieben. Als Lehrer sind 2 Missionare und 4 Eingeborne tätig. Der Lehrplan ist, was Stofffülle angeht, etwas amerikanisch, und obgleich man zugibt, daß die Schule noch nicht den Namen Kollege verdiene, spricht man schon von Gründung einer „Universität". Der Mangel an Lehrbüchern ist noch immer brennend, einstweilen bedient man sich der von Gale herausgegebenen Serie chinesischer Lehrbücher. Eine Industrieabteilung ist vorhanden, auch theologische Kurse werden gehalten. Appenzeller war zuletzt der vielen weltlichen Bildung müde und sehnte sich nach einem eigenen theologischen Seminar, welches allerdings viel nötiger scheint als die Universität, wenn auch schon aus dem Kollege mehrere tüchtige eingeborne Prediger hervorgegangen sind. — Die Druckerei der Methodisten in Söul ist die am besten ausgestattete, die es in Korea gibt und kann mehr leisten, als alle anderen zusammen; durch Neubauten und neue Maschinen wächst sie noch jedes Jahr. Außer Aufträgen von Ausländern in englischer, koreanischer und japanischer Sprache lieferte die Presse vom 1. Mai 1899—1900 über 11 Millionen Seiten christlichen Inhalts, besonders Bibel- und Gesangbuchsdrucke. Zur inneren Einrichtung halfen auch die Presbyterianer durch ein in Drucken zurückzuzahlendes Darlehn. Mit dem Korea Methodist Publishing House ist eine Buchbinderei verbunden, deren koreanische Abteilung in 18 Monaten 182993 Einbände lieferte. Der offene Buchladen ist ein sich selbst erhaltendes Geschäft geworden.

Ihr Missionsgebiet teilen die nördlichen Methodisten in die drei Bezirke Nord-, Süd- und Westkorea. Söul ist der Mittelpunkt

des Südkoreabezirks. Die älteste und größte von den drei Gemeinden der Hauptstadt liegt im Stadtteile Tschongdong. Unmittelbar an ihr dortiges Grundstück stößt der jetzige Kaiserpalast, über dessen Hofmauer hinweg oft neugierige Blicke das Tun der Fremden beobachten. Hier liegen die Schulanstalten, deren Zöglinge die stattliche Kirche füllen, und das Hospital. Im Stadtteile Sangdong trägt die Missionskasse nur das Missionarsgehalt, alles übrige leistet die dortige Tal-Sung-Gemeinde, zu der neben viel Armen besonders Leute aus dem Mittelstande gehören. Von hier aus wird die Arbeit im Landbezirke getrieben. Die Baldwinkapelle am Osttor wird von einem eingebornen Prediger bedient, hier ist der Mittelpunkt der Frauenmission. Der Bericht nennt Söul „den für die Evangelisation schwierigsten Teil des Reiches." Für die südwärts von Söul betriebene Arbeit in Suwön, Itschön und Kongtschu (35 und 100 km von Söul) beabsichtigt man an ersterem Orte eine Hauptstation anzulegen, da Anhänger in 43 Orten zu besuchen sind und bereits in 18 Orten Kapellen oder Versammlungshäuser bestehen. Der dortige Missionar, welcher im Sommer auf dem Zweirade sein weites Feld durchfliegt, erklärt offen: „Es ist falsch, nur Lichtseiten zu berichten. Wenige können erst lesen, die Schwierigkeiten sind groß, die Arbeit geht über die Kraft eines Mannes, und Satan ist geschäftig Unkraut zu säen." Im Ganzen zählt Südkorea 586 Kirchenglieder, 1219 Probeglieder. In Westkorea ist die Hafenstadt Tschimulpo schon frühzeitig besetzt. Hier bildet Jones in seiner „Prophetenschule" Klassenvorsteher und local preachers, mit deren Hülfe er immer neue Orte in Angriff nimmt. Aus 709 Christen im Jahre 1899 sind es bis jetzt 1800 geworden, darunter 450 Kirchenglieder. Der Stationsbezirk erstreckt sich von Haitschu im Norden bis Namjang im Süden auf einer 240 km langen Küstenstrecke, zu deren Besuch die Konferenz New York ein großes Hausboot schenkte. Jones ruft dringend nach Verstärkung, da besonders der Unterricht der Frauen über die Kraft seiner Gattin und der koreanischen Bibelfrauen hinausgeht. Seit 1898 fand er neue Arbeit in der Provinz Wanghai, wo in den Bezirken Kangwha und Jönan neue Arbeitsmittelpunkte sich bilden und in der Provinzialhauptstadt Haitschu bereits ein Grundstück zu einer neuen Hauptstation erworben ist. In Tschimulpo selbst hat die Gemeinde Anhänger aus allen Ständen, unterhält sich selbst und steht unter einem eingebornen Pastor. In Nordkorea sind die

Methodisten hinter den Presbyterianern zurückgeblieben; sie zählen hier 2339 Christen, darunter 260 Kirchenglieder. Pjönjang ist auch für sie Hauptstation, das Hall Memorial Hospital bewahrt in seinem Namen das Andenken des Gründers der Station. An Stelle der nur 300 Menschen fassenden Kirche plant man einen größeren Backsteinbau. Die 14 Kapellen im Stationsgebiete sind ohne einen Pfennig aus der Missionskasse erbaut. Am meisten hat die Mission sich nach Westen und Südwesten ausgedehnt, wo Sammwa und Sinkai als Zentren hervorragen. Im vorigen Jahre ist ein Vorstoß nach Norden ausgeführt und nahe bei der Stadt Jöngpjöng ein Missionshaus gebaut. Eine rührige kleine Gemeinde besteht in dem neuen Vertragshafen Tschinampo mit seiner fluktuierenden Bevölkerung. Von einem Orte in der Gegend von Sammwa wird berichtet, daß von 90 Häusern 60 christlich sind und beim jährlichen Opfer für die Dorfgeister statt einer Kuh, wie es uralte Sitte ist, nur ein Hähnchen dargebracht werden konnte.

Auch die Methodisten halten überall ihre Bibelklassen, in denen sie den Selbstunterhaltungstrieb zu nähren und zu entwickeln suchen. So versammelten sie z. B. im Nordkoreabezirk 1902 für 10 Tage an 130 Männer und Frauen, welche täglich 6 Stunden unterrichtet wurden. Für die local preachers und exhorters werden theologische Klassen gehalten, bisher nur 2 Wochen im Jahre, im nächsten Jahre sollen sie 2 Monate dauern. Je mehr Gemeinden einen eigenen Pastor erhalten können, um so nötiger wird ein theologisches Seminar. Das methodistische Monatsblatt „Wolpo" hat eine erfreuliche Verbreitung.

Statistik der nördlichen Methodisten: 9 Missionare, 11 Missionarinnen, 3 ordinierte, 16 nicht ordinierte eingeborne Prediger, 1296 volle Kirchenglieder, 4559 Probeglieder.

Die südlichen Methodisten der Vereinigten Staaten — Methodist Episcopal Ch. (South) — sandten auf die Bitte des koreanischen Ministers Jun, welcher im methodistischen Kollege zu Shanghai bekehrt worden war, 1896 Missionare nach Korea. Von Söul, wo sie besonders Frauenmission treiben, gingen sie zwei Tagereisen nördlich nach der alten Hauptstadt Songdo (an der alten Straße nach Pjönjang und Peking), und gründeten dort ein Hospital, neuerdings übernahmen sie die Mission in Wönsan von den nördlichen Methodisten, welche dort durch einen Arzt Einfluß gewonnen und

auch in Hamhjung, der Hauptstadt der nördlichsten Provinz, Eingang gefunden hatten. Anfangs kam es in den Landbezirken um Söul zu Reibungen mit den Presbyterianern, in der Folge erklärte der leitende Missionar Dr. Reid unter Zustimmung der Presbyterianer, von der Provinz Whanghai fernbleiben und seine Arbeit östlich von Songdo, nördlich vom Hanflusse in die noch unbesetzte Ostprovinz Kangwen hinein fortsetzen zu wollen. Statistik Ende 1901: 407 volle und 492 Probeglieder.

Der Missionssekretär der Nördlichen Presbyterianer, Rob. Speer, machte nach seiner Visitationsreise 1897 den Vorschlag einer territorialen Abgrenzung in Nordkorea. Die nördlichen Methodisten sollten Pjönjang ganz den Presbyterianern, diese Wönsan und den Osten ganz den Methodisten überlassen. Letztere gingen aber nicht darauf ein. Sogar ein von den Missionaren 1893 getroffenes Abkommen, nur Städte von mehr als 5000 Einwohnern gemeinsam zu besetzen, bei kleineren Orten aber das Recht derjenigen Mission anzuerkennen, die dort zuerst eine wirkliche Außenstation hat; Kirchenzuchtsakte gegenseitig zu respektieren, Nationalhelfer und Lehrer nicht ohne Entlassungsschein von einer Mission in die andere zu übernehmen, Bücher nicht zu verschenken, sondern zu gleichmäßigen Preisen zu verkaufen u. s. w., scheiterte am Widerspruche des visitierenden methodistischen Bischofs Foster. Indessen verfährt man in der Praxis doch meist nach diesen Regeln.

c) Baptisten.

Die baptistische „Ella Thing Memorial-Mission", ein Unternehmen der Gemeinde Dr. Gordons in Boston (1895), hat anscheinend 2 Missionare in der Provinz Tschangtschong, Südwestkorea. Berichte waren uns nicht zugänglich.

d) Anglikaner.

Die Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) sandte 1890 den früheren Marinepfarrer Corfe als Bischof von Korea aus und gab ihm 6 Missionare und 2 Ärzte mit. Die Praxis des hochkirchlichen Mannes ist jedenfalls eine originelle.[1]) Abgesehen von den Ärzten bezieht kein Missionar Gehalt. Vielmehr werden alle Ausgaben für

1) Interessante Einzelheiten siehe Zeitschrift für Religionskunde und Missionswissenschaft 1900 S. 261 ff.

Lebensmittel, Wäsche, Kleidung, Heizung u. s. w. aus der gemeinsamen Kasse gedeckt, für Wohnung, Möbel, Reisen besonders bezahlt. Für die ersten 5—6 Jahre wurde jede direkte Missionsarbeit verboten, es sollte nur Sprache und Sitte studiert werden. Erst 1898 sind darum die beiden Erstlinge getauft worden. Corfe wollte dadurch Gründlichkeit der Arbeit und solide Erfolge erzielen. Tatsächlich findet unter dem Missionspersonal so häufiger Wechsel statt, daß viele vor Eintritt in die wirkliche Arbeit heimgekehrt sind. Z. B. ist von den 8 Männern, mit denen Corfe 1890 auszog, kein einziger mehr draußen. Die Hospitäler gelten weniger als Mittel zur Gewinnung von Leuten für das Christentum, vielmehr als einfache Wohltätigkeit, daher verzichten sie auf Bezahlung.

In Söul ist der Sitz des Bischofs. Seine Wohnung liegt im Westen, von wo durch das neue japanische und Gesandtschaftsviertel und das neue Kaiserpalais die Eingebornen jetzt fast verdrängt sind. Dort stehen auch die Kirche des Bischofs für die englischen Gottesdienste, ein Waisenhaus, ein kleines Hospital für Frauen und ein Haus für drei Schwestern von der Gemeinschaft St. Petri. Im Süden der Stadt befindet sich die koreanische Kapelle und ein Männerhospital. Dazu gehört ein Filial im Dorfe Mapo. 34 Getaufte und 22 Katechumenen bilden die Gemeinde. — In Tschimulpo, von wo aus auch in einem Dorfe gearbeitet wird, besteht neben der Kirche „St. Michael und Aller Engel" ein kleines Hospital. Zur Gemeinde gehören 8 Getaufte, 7 Katechumenen. — Die bedeutendste Station ist Kangwha, die südlich von der Han-Mündung liegende Insel, von Söul ca. 56 km entfernt. Im November 1900 weihte hier Corfe eine 100 Fuß lange, 30 Fuß breite Peterpaulskirche ein, baute 1901 ein Haus für drei Schwestern und verlegte auch die Druckerei von Söul dorthin. Die 82 Getauften und 88 Katechumenen verteilen sich auf 13 Dörfer, in einem Dorfe steht eine Kapelle. Im ganzen zählt Corfes Mission 124 Getaufte, 117 Katechumenen. Neben winzigen Tagschulen bestehen in Söul und Kangwha Kostschulen für 24 Knaben und 12 Mädchen, hauptsächlich für den Chordienst. Die ritualistische Praxis wird streng befolgt. Es ist erstaunlich, wieviel Geduld und Mühe aufgewendet wird, die wenigen Christen in dem reichen Zeremoniell zu unterweisen. Der predigtlose Weihegottesdienst der Peterpaulskirche dauerte 3 Stunden, am Tage vor der Weihe wurde streng gefastet. Das Katechumenat

ist mindestens zweijährig; nach Sitte der alten Kirche wird der Glaube und das Vaterunser erst kurz vor der Taufe gelehrt.

Mit der Heidenmission verbindet Corfe die Pastorierung der Europäer. Die Gemeinden sind klein (27 Personen in Söul, 5 in Tschimulpo, meist Erwachsene), aber in der Lage, reichlich beisteuern zu können (1901: 5730 Mk.) Eine ähnliche Arbeit gilt den Japanern in Fusan, Tschimulpo und Tschinampo. In Fusan halten sich 16 Japaner zu einer von einem Katechisten bedienten Kapelle, an den übrigen Orten geht ein Missionar ihnen nach, die meisten haben schon in Japan zur englischen Kirche gehört. — Von den 8 Geistlichen der Mission widmen sich 2 den Europäern, 1 den Japanern, 5 den Koreanern. Außer den Geistlichen und den Schwestern sind nur noch ein Arzt und ein Drucker tätig.

Lange Zeit gehörte zu Corfes Sprengel auch die Südprovinz der Mandschurei, in deren Hafen Niutschwang er 1893 die Pastorierung der Europäer unternahm und mit ihrer Hilfe eine ritualistisch voll ausgestattete Kirche St. Nicolai mit Schule und Hospital erbaute. Zur Heidenmission kam es dort nicht. Im Juli 1900 übergab Corfe die Mandschurei an Bischof Scott von Nordchina und zog seinen Priester Drake zurück.

Daß mit den Missionen „evangelischer" Richtung jede Gemeinschaft ausgeschlossen ist, ist selbstverständlich. Ob aber der Missionserfolg der Anglikaner je größeren Maßstab annehmen wird, muß die Zukunft lehren. Statt seine Mittel an die Evangelisation zu wenden, hat Corfe, unterstützt durch eine Bewilligung von 20000 Mk. aus dem Zweihundertjahrfonds der S. P. G. eine Dotation für das Bistum Korea beschafft.

III. Triebkräfte der christlichen Bewegung.

Daß die vorhandene christliche Bewegung, obgleich sie nicht gleichmäßig sich über das ganze Land verbreitet, sondern hauptsächlich die von der Mission länger bearbeiteten Gebiete des Nordens und Westens bis südlich unterhalb Söul umfaßt, mit allgemeineren Ursachen zusammenhängt, dürfte unleugbar sein. Namentlich die Wirkung der politischen Vorgänge tritt klar zutage. Von altersher ein Vasallenstaat Chinas, in seiner Kultur von diesem abhängig, mußte Korea tief miterschüttert werden, als Japan mit den Mitteln der westlichen Civilisation das „unbesiegbare Reich" niederwarf. Der

Kampf spielte sich auf koreanischem Boden ab, desto nachhaltiger mußte der Eindruck auf die dortige Bevölkerung sein. Selbst die Regierung dachte daran, dem Vorbilde Japans zu folgen, dem sie ihre nominelle Unabhängigkeit verdankte und sandte junge Leute zur Ausbildung dorthin und nach Amerika.

Als weiteres Motiv kommt hinzu die soziale Lage der unteren Klassen, welche gänzlich der Beamtenwillkür und einer rohen Justiz preisgegeben sind. Die Ämter werden an den Meistbietenden oder an Günstlinge vergeben und dienen einem ungeheuren Aussaugungssystem, welches jeden Erwerbstrieb im Volke erstickt. Wozu sich anstrengen, wenn jeder, der etwas besitzt, von den Beamten ausgeplündert wird? So baut man nur den Reis, den man zum Essen braucht und überläßt sich sonst der stumpfsinnigen Ruhe der Asiaten. In diese Hoffnungslosigkeit hinein fielen wie verheißungsvolle Lichtstrahlen die nach dem Kriege auftretenden Reformen und dasselbe Japan, welches den unteren Ständen eine Verbesserung ihrer Lage versprach, vertrat westliche Zivilisation. Irgendwie hoffte man darum eine Hilfe auch vom Christentum. Besonders die christlichen Gemeinden hatten für die Koreaner etwas sehr Anziehendes. In China findet der einzelne Halt und Schutz in der Stammesverfassung, in Korea fehlen solche Organisationen. Nun sah der gemeine Mann in den christlichen Gemeinden einen erwünschten Zusammenschluß, in welchem ihm brüderliche Achtung und die Möglichkeit des Aufstrebens geboten wurde.

Ferner kommt der Mission offenbar auch ein religiöses Bedürfnis im Volke entgegen. Die politische Niederlage Chinas erschien als eine Niederlage der chinesischen Götter. Die von China importierten Religionen sind im Verfall. Der Buddhismus, welcher von der jetzigen Dynastie nie anerkannt, sondern nur geduldet wurde, hat nie großen Einfluß gehabt, einige seiner letzten Stützen brach der Krieg, die Klöster verödeten. Der Konfuzianismus ist die Religion der Vornehmen. Die eigentliche Volksreligion ist der alte Geisterdienst, welcher den chinesischen Religionen gegenüber sich behauptete, dem Christentum aber ohne viel Widerstand weicht. Als letzte Zuflucht ruft der Koreaner schon jetzt zu Hananim (hana = eins, nim = König, Herr), dem „alten Schöpfer", der den Regen gibt und im Donner und Blitz sich kundtut; er gilt für gerecht und heilig, freilich auch für schrecklich und schwer zugänglich. Andere alte Über-

lieferungen von sühnender Stellvertretung klingen wie Weissagungen auf das Christentum. Dr. Allen sieht den Grund der jetzigen großen Missionserfolge geradezu in der Verwitterung der alten Religionen. Das Christentum komme zum Volke mit einer neuen Hoffnung zu einer Zeit, wo man sonst nirgends eine Hoffnung erblickt (Miss. Review 1899, S. 685).

So hat vieles zusammengewirkt, um der Mission die Wege zu bahnen. Die Presbyterianer geben dies zu, betonen auch, daß Gottes Wege von Menschen nicht zu berechnen seien; trotzdem schreiben sie immer wieder einen bedeutenden Teil des Erfolges ihrer Methode zu. Selbsterhaltung der heidenchristlichen Gemeinden ist ihnen nicht ein zu erstrebendes Ziel, sondern ein sofort anzuwendendes Mittel. „Selbsterhaltung bedeutet Aggression, Selbstausbreitung." Man nennt diese short cut method, die zu der alten, mehr Geldmittel der Mission verbrauchenden long cut method im Gegensatz steht, auch wohl die Nevius-Methode nach ihrem Hauptverfechter, einem amerikanischen presbyterianischen Missionar in Schantung, dessen Buch „Methods of mission work" als wichtiges Handbuch und Ratgeber gilt.[1]) Dr. Nevius war 1890 selbst zum Besuche in Korea und entwickelte den dortigen Missionaren den mit Begeisterung und Energie seitdem befolgten Arbeitsplan. Oberster Grundsatz ist, daß der Missionar seine Mitarbeiter aus dem Volke zu holen hat. Kein Missionar erhält mehr als einen, in Ausnahmefällen bei übergroßen Bezirken zwei besoldete Gehilfen für die Beaufsichtigung: die eigentliche Evangelisation aber und der Unterhalt von Evangelisten liegt den Christen ob, welche auch die Kosten für Kirchen und Schulen tragen. Wenn es auch hart erscheint, so darf doch kein Pfennig aus der Missionskasse für Zwecke eingeborner Gemeinden verwandt werden. Absichtlich haben die Presbyterianer auf ihre Gemeinden nicht das volle Schema ihrer kirchlichen Verfassung angewandt, noch wenig Älteste und Diakonen und noch gar keinen Pastor aus den Koreanern ordiniert. Ohne die Formen des Amts sollen erst alle Christen zur kirchlichen Tätigkeit erzogen werden. Es wird ihnen zur Ehrenpflicht gemacht, missionarisch tätig zu sein; wer daran nicht irgendwie teilgenommen, kann nicht volles Kirchenglied werden. Der Taufe, mit welcher die Zulassung zum Abendmahl ohne weiteres

1) Vergl. meine „Evangelische Missionslehre" Schlußab. S. 49 u. 155. D. H.

verbunden ist, geht ein Katechumenat von mindestens 6 Monaten voran. Aber schon die Aufnahme ins Katechumenat ist ein öffentlicher Akt, mit eingehender Prüfung und Fragebeantwortung verbunden. Die Prüfung und Aufnahme als Katechumenen sowie zur Taufe ist Sache des Missionars, der möglichst viel herumzureisen hat, um die Außenstationen zu besuchen, Bibelkurse zu halten und Zucht zu üben. Im übrigen aber kommt das Verkündigen und Lehren den Christen zu. Jede Außenstation hat ihren „Leiter", der ohne Besoldung sonntäglich statt des Missionars Gottesdienst hält, sich dabei möglichst an die vom Missionar zum Lernen bestimmten Schriftabschnitte hält und zu seiner Weiterbildung die nächsterreichbare theologische Klasse besucht. Wenn eine Gemeinde Evangelisten aussendet, soll sie diese mit den nötigen Bedürfnissen versorgen, aber nicht besolden; vor allen Dingen sollen die Gemeindemitglieder sich dadurch nicht etwa von ihrer Pflicht zum Evangelisieren für entbunden ansehen. So hat man möglichst einfach und formlos angefangen, um erst nach Grundlegung christlicher Erkenntnis und Charakterbildung kirchliche Ämter und Ordnungen einzuführen.

Gewiß hat die zielbewußte Anregung zur Selbstverantwortlichkeit der Mission großen Segen und der künftigen Kirche eine treffliche Grundlage gegeben. Es ist aller Anerkennung wert, daß das arme koreanische Volk zu solcher Gebefreudigkeit erzogen wird. Jedenfalls ist das besser als die sonst so häufige Verwöhnung durch missionarische Freigebigkeit und ein Mittel mehr, zweifelhafte Elemente fernzuhalten. Es kommt in der ganzen Art des Betriebes etwas gute amerikanische Art zu Tage. Mit Recht wurde aber auf der New-Yorker Konferenz 1900, als in der dem Selbsterhaltungsthema gewidmeten Sitzung Korea als Modell gepriesen wurde, darauf hingewiesen, daß, wenn Gottes Fügung nicht zur rechten Zeit in Korea den überraschenden Erfolg gegeben hätte, die Methode Nevius in ihrer strengen Form auch vielleicht ein Hindernis hätte werden können; daß sie jedenfalls auf anderen, älteren Missionsgebieten, z. B. Schantung, nicht ganz so durchführbar sei. Der Methodist Dr. Reid erklärte damals, die Methode Nevius sei nur eine Entlehnung aus dem Methodismus; sie, die Methodisten, hätten nur nötig gehabt, Wesleys Grundsätze anzuwenden: Klassen, Ortsprediger, Sammelbüchsen. Merkwürdig ist, daß man der schottischen Mission in der Mandschurei dabei kaum gedachte, welcher

die amerikanische in Korea nicht nur vielfach verwandt ist, sondern die wertvollsten Vorarbeiten verdankt. Nur Dr. Avison wies auf den von John Roß in Mukden getauften Erstling So hin, auf welchen man die ersten und noch jetzt blühendsten Gemeinden wie Sorai, Tschangjun und die Empfänglichkeit in der Provinz Wanghai zurückführen darf. Im Jahre 1893 kam Miss. Mackenzie in So's Haus nach Sorai, lernte von ihm die Sprache und begleitete ihn zur Predigt. Am Ende des Monats bot er ihm Bezahlung an. Aber So erklärte, das Volk würde ihn auslachen, wenn er vom Missionar Geld nähme, er würde all seinen Einfluß verlieren. Das war kein Schüler von Nevius, sondern von John Roß.

IV. Gefahren und Aussichten für die Zukunft.

Die bekannte Reisende Frau Isabella Bird Bishop, welche im Herbst 1897 an der Jahresversammlung der Presbyterianer in Söul teilnahm und im folgenden Winter das Missionswerk genau kennen lernte, erklärte, noch in keinem Teile der Welt so großartige Missionsarbeit gesehen zu haben wie in Pjönjang. „Die Tür steht in Korea weit offen; wie weit, das können nur die wissen, die an Ort und Stelle sind. . . Ich bin unbeschreiblich besorgt, daß, wenn nicht sofort viele in Seelengewinnung erfahrene Männer und Frauen ausgesandt werden, die Tür sich wieder schließen wird." Seitdem sind 6 Jahre vergangen, die Tür ist noch immer offen. Das evangelische Christentum fängt an, eine Macht im Volke zu werden. Bei dem Missionsgeiste der jungen Kirche verdoppelt sich diese in kurzer Zeit. Schon erscheint der Gedanke nicht mehr schwärmerisch, daß Korea berufen sein könne, an der Christianisierung Chinas mitzuarbeiten.

Aber die leitenden Männer freuen sich mit Zittern. Sie fürchten, daß einmal wie in Japan ein Rückschlag eintreten könnte. Die Hast, mit welcher die Missionare sich bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte dem Einbringen der Ernte widmen, beruht zum Teile auf dem Gedanken, daß die günstige Zeit nicht immer währen wird. Jetzt geht ein Geist des Suchens und Fragens durch die Herzen, sie sind aufnahmefähig, lernbegierig, offen für religiösen Einfluß. Wenn aber das Volk erst durch Annahme der abendländischen Zivilisation in regeren Austausch mit der großen Welt tritt, wenn von staatswegen ein religiös indifferentes Schulwesen aufkommt und europäisches Unchristentum eindringt, dann können die Herzen durch Vorurteile verschlossen werden.

Bis jetzt ist es gelungen, die christliche Bewegung von politisch-sozialen Interessen ziemlich rein zu halten. Die Missionare halten darauf, daß die Christen jeden Verdacht der Unbotmäßigkeit oder revolutionärer Tendenzen vermeiden und es nötigenfalls für christlicher ansehen, Ungerechtigkeiten geduldig zu tragen. Aber je mehr das Christentum eine Macht im Volke wird, umso mehr droht die Gefahr der Verwicklungen. Der Fremdenhaß ist jetzt so gut wie erloschen. Versuche einer Fremdenhetze, welche 1901 von eingefleischten Konfuzianern und mißvergnügten Vornehmen ausgingen, wurden leicht und schnell unterdrückt. Die Missionare haben überall Zutritt und sind nie Insulten ausgesetzt; der Moksa (Pastor) wird mit Achtung und Liebe behandelt wie ein Herr von hohem Range. Ochsenkarren stehen in schmutziger Straße still, um den vorübergehenden Missionar nicht zu bespritzen. In entlegenen Wirtshäusern wird der Missionar rücksichtsvoll und freundlich behandelt und oft umsonst bewirtet. Bei alledem ist nicht ausgeschlossen, daß unter den Christen einmal wie in Japan eine schroff nationale Strömung auftaucht. Je mehr die Katholiken als illoyal gelten, desto mehr betonen die Protestanten ihre national-patriotische Gesinnung. Evangelium, Unabhängigkeit Koreas, soziale Reformen, das fließt in manchen Köpfen zusammen. Interessant erzählt davon der Missionssekretär Rob. Speer in seinem Visitationsbericht. Als er eines Sonntag morgens vom Dampfer aus die Küste Nordkoreas erblickte, fiel ihm auf, daß in den Dörfern hie und da an Bambusstangen die koreanische Flagge wehte. Ohne Zutun der Missionare hat sich für Christenhäuser und Kapellen die Sitte gebildet, auf diese Art den Sonntag auszuzeichnen. In Söul fand Speer einen Unabhängigkeitsklub, der einen Unabhängigkeitsbogen erbaut hat und den 17. Tag des 7. koreanischen Monats als Fest der Unabhängigkeit (von China) feiert. Die Seele dieses Klubs ist ein eingeborner Christ, Dr. Dschesuhn (Jaisohn), welcher in Amerika gebildet, amerikanischer Bürger und Mitglied von Dr. Hamlius-Gemeinde in Washington ist. Dieser Mann gibt die bedeutendste Zeitung in der Landessprache heraus und vertritt darin sehr gewandt Patriotismus und Kulturfortschritt. Am Geburtstage des Königs waren die Kirchen mit nationalen Flaggen reich dekoriert. Am Tage darauf fand in Söul eine Massenversammlung unter freiem Himmel statt, bei welcher außer Dr. Dschesuhn der Bürgermeister, der eine christliche Frau hat, und der Staatssekretär

für Schulwesen, ein in Amerika gebildeter frommer Christ, Mitglied der Gesandtschaft zur Krönung des Zaren, das Wort ergriffen. Bei einer anderen ähnlichen Versammlung sprachen die Redner recht frei von der Zukunft des Reiches, die auf der Annahme des Evangeliums beruhe. Warum solle man nicht hoffen dürfen, einmal einen christlichen Herrscher auf dem koreanischen Throne zu sehen? Das Christentum sei kein Tonghak (Rebellenpartei), aber es bringe in jeder Hinsicht eine neue Zeit. Daß diese politisch-reformerische Strömung bis jetzt noch nicht ins Gewicht fällt, liegt wohl mit daran, daß die christliche Bewegung nicht wie in Japan von höheren Kreisen und städtischen Elementen, sondern hauptsächlich vom niederen Volke getragen wird. Dies bedarf aber vieler Menschenalter, ehe es zu tatkräftiger Aktion kommt. Der koreanische Volkscharakter hat zwar viele ansprechende Züge, an Intelligenz fehlt es nicht, unter einer guten Regierung und regeneriert durch das Evangelium, könnte sich das Volk nett entwickeln, indessen ist es nun einmal nicht aus dem Stoffe wie das japanische Volk gemacht; im ganzen ist die aus der Vergangenheit erklärliche Schlaffheit doch so groß, daß Missionar Gale wehmütig ausruft: „Armes Volk! Eine freundlichere, liebenswürdigere Rasse hat nie gelebt. . . Aber seine Zukunft? Ich fürchte, es ist eine Sklavenrasse."

Sind darum die Besorgnisse einer inneren Gährung noch gering, so ist die Furcht vor einer Störung der Mission von außen desto größer. Die politische Lage Koreas ist eine sehr dunkle. Dem Namen nach unabhängig geworden und sogar mit dem stolzen Titel „Kaiserreich" geschmückt, ist es ein Eifersuchtsobjekt zwischen mächtigeren Nachbarn. Japan hat sich seinen nach dem Kriege beherrschenden Einfluß durch tyrannisches Auftreten verscherzt. Seit dem 8. Oktober 1895, an welchem die Königin auf Anstiften des japanischen Gesandten Miura ermordet wurde und der König sich in die russische Gesandtschaft flüchtete, dominiert in Söul die russische Macht. Russische Offiziere kommandierten die Leibwache, unter deren Schutze der Monarch 1897 seinen neuen Palast dicht am Gesandtschaftsviertel bezog. Auch die russische Kirche hat 1899 in Söul eine Gemeinde gegründet und verzeichnet jährlich einige Übertritte. Inzwischen haben sich zwar Rußland und Japan über die koreanischen Anleihen und die Telegraphenkontrolle geeinigt, aber früher oder später scheint ein kriegerischer Austrag unvermeidlich. Nur ein

schmaler Meeresarm trennt den Südosten Koreas von der verwundbarsten Stelle Japans, dem Eingang in sein Binnenmeer, und die sieben Forts an dieser Stelle beweisen, daß Japan eine russische Besitzergreifung Koreas als unmittelbare Bedrohung seiner Existenz ansieht. Einstweilen besteht die Arbeit der Diplomaten im Wettlauf um Eisenbahnen- und Minenkonzessionen. Am 8. Juli 1900 wurde die erste Bahnstrecke (40 km) von Söul nach Tschimulpo eröffnet; sie ist in Händen eines japanischen Syndikates. Gleichfalls Japaner bauen jetzt die Bahn von Fusan nach Söul. Fusan ist in 10 Stunden mit dem Dampfer von Schimonoseki zu erreichen und hat dahin Kabelverbindung. Nach dem Übereinkommen zwischen Rußland und Japan darf keine Macht mehr als 860 Soldaten in Korea haben. Japan hat 600 in der Hauptstadt, Rußland nur eine Gesandtschaftswache von 30 Mann. Aber natürlich ist viel mehr Militär nötig, um Telegraphen- und Bahnlinien zu „schützen". Übrigens hält Japan vertragsmäßig ein Fort in Fusan besetzt und das hochgelegene, die ganze Stadt beherrschende Japanerviertel in Söul ist von Erdwällen umzogen, die sehr nach Befestigungen aussehen. Im Stillen wächst die japanische Kolonisation zusehends, immer mehr Grundbesitz kommt in ihre Hände. Rußland hat es mit Bahnbau noch nicht eilig, seine Truppen in der Mandschurei stehen nahe genug. Den Bahnbau von Witschu an der Mandschureigrenze nach Söul hat auf Rußlands Betreiben die koreanische Regierung selbst übernommen, um ihn ruhen zu lassen. Einstweilen baut Rußland sehr sorgfältig Straßen für Wagenverkehr von Wladiwostock nach Port Arthur und nutzt die reichen Holzbestände am Jalu und Tumen aus. Was es in Korea nicht selbst haben kann, erlangt es durch das verbündete Frankreich. Der Versuch, den Generalinspektor der Zölle, den Engländer Brown, durch einen Franzosen zu ersetzen, ist zwar mißlungen, aber sonst befinden sich Franzosen in allen möglichen amtlichen Stellungen, und die römische Mission steht mit ihnen im engsten Bunde.

Während so die Fremden sich in die Hilfsmittel des Landes teilen und ihre Kriegsschiffe in Tschimulpo sich drängen, führt die koreanische Majestät das alte beschauliche Dasein und beschäftigt sich mehr mit ihren toten Ahnen als mit der Lage des Volkes. Ein prächtiges Mausoleum ließ der Kaiser 1901 hinter der amerikanischen Gesandtschaft aufführen und eine breite, schöne Straße quer durch

die Halbinsel eigens anlegen, um die von den Originalen in Jönghjung kopierten Ahnentafeln in feierlichem Zuge, von den höchsten Würdenträgern geleitet, einholen zu lassen. In der Hauptstadt beweisen zwar eine Anzahl staatlicher Bildungsanstalten, die verbreiterten, elektrisch beleuchteten Hauptstraßen und die elektrische Straßenbahn das Eindringen der Kultur, aber das Land seufzt weiter unter der alten Korruption der Verwaltung. Die Ansätze der Besserung verschwanden, als die Japaner sie aus der Hand ließen. So droht dem zur Selbständigkeit unfähigen Reiche der Übergang in fremde Hände. Kann man es den Missionaren verdenken, daß sie mit Sorge an eine mögliche russische Herrschaft denken?

Hoffentlich dürfen sie ihre große Ernte noch vor einer Katastrophe einbringen. Aber eine weitere Gefahr droht bei der überschnellen Entwickelung. Wenn jährlich Tausende Christen werden, so bedarf es gründlicher Unterweisung und sorgfältiger Einzelpflege, um nicht eines Tages arge Enttäuschungen zu erleben. Dazu genügen aber die eifrigsten Eingebornen nicht, die Zahl der Missionare muß vermehrt werden. Zum Glück ist gerade bei den Presbyterianern die Schwächung des Werkes durch häufigen Wechsel und Urlaubsreisen und zu kurze Arbeitsdauer bisher weniger groß gewesen. Die Gesundheitsverhältnisse sind in Korea im allgemeinen gut. Der Bericht über 1901 rühmt, daß von 53 Personen der nördlichen Presbyterianer (die Ehefrauen mit gerechnet) im letzten Jahre nur 3 auf Urlaub weilten. Was sind aber, um von den Methodisten nicht zu reden, die 29 Männer in der Mission der nördlichen Presbyterianer angesichts der offenen Türen! Jetzt hat jeder Missionar 15—20 Außenstationen unter sich, eine weitere Vermehrung ginge über die Kraft, eine genaue Aufsicht wäre nicht mehr möglich. Dr. Brown forderte 1901 Vervierfachung, d. h. 125 neue Arbeitskräfte; die Jahresversammlung in Söul bat bescheidener um 25. Hoffentlich erlauben es die anderwärts, besonders in Vorderasien und China, sehr belasteten Kräfte der amerikanischen Presbyterianer in Korea zu halten, was sie haben. Das Feld ist weiß zur Ernte.

Nehemiah Goreh,

ein Hochkirchler aus den Brahmanen.[1])

Von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebte in der heiligen Stadt Benares, fünf Minuten vom Ganges entfernt, in einem stattlichen Hause mit Bogenfenstern und -Portalen und einem Siva-Tempel in der Mitte des innern Hofes, die reiche Familie Goreh. Sie gehörte der Brahmanen-Kaste an und stand hoch in Ehren, sowohl durch ihren religiösen Eifer, als auch durch ihre vornehmen Traditionen — Gorehs waren Minister gewesen im Dienst eingeborner Fürsten; vier Familienglieder hatten nach dem Buchstaben des Gesetzes sich einem asketischen Leben ergeben. Auch Sivarampant Goreh, 1799 geboren, vertrat die streng religiöse Richtung, ergab sich mehr und mehr frommen Studien und Übungen und lebte zuletzt als Einsiedler. Sein ältestes Söhnlein Nilakantha, geboren am 8. Februar 1825 in dem Dorf Kashipura in Bundelkhand, welches der Familie der Mutter gehörte, erbte den Geist des Vaters. Dies zeigten mehrere Vorfälle in Kindheit und Jugendzeit. Als er etwa 8 Jahre alt war, weinte er einmal bittere Tränen, weil er es unterlassen hatte, bei seiner Gebetsübung nach Vorschrift Wasser gegen die Sonne zu sprengen. Als 18jähriger Jüngling wurde er machtvoll angezogen durch einen Brahmanen, der von der Tugend herrlich redete. Derselbe versprach ihm, er wolle ihn einführen in die geheimsten Tiefen der heiligen Wissenschaft, wenn er sich verpflichte, als Bettler die Welt zu durchwandern. Der Preis erschien ihm nicht zu hoch, und dessen gewiß, daß der Vater mit einer solchen Lebensführung niemals einverstanden wäre, stahl er sich eines Morgens in aller Frühe davon, um der Jünger des verehrten Mannes zu werden. Er eilte zu dessen Haus, klopfte an, hörte drin ein Geräusch, trat ein und sah den Heiligen mit einer übelberüchtigten Witwe Unzuchtsünde treiben.

---

1) Quellen dieser Arbeit: C. E. Gardner, Life of Father Goreh. Longmans, Green u. Co., London 1900. N. Goreh, A rational refutation of the Hindu philosophical systems, transl. by Fitz Edward Hall, Kalkutta 1862. E. Stock, Hist. of the C. M. S. vol. II. u. III. C. M. Int. 1901 S. 195 ff. The Harvest Field 1901 S. 166 ff. — S. Satthianadhan, Sketches of Indian Christians. Madras 1896. S. 147 ff.

Entsetzt floh er den lasterhaften Mann, und später lernte er Gott für diese heilsame Bewahrung danken.

Nilakantha Goreh sollte nach dem Vorbild des Vaters ein Gelehrter werden. Er lernte — seine Muttersprache war Marathi — früh Sanskrit und zwar nicht, wie es sonst bei Brahmanenknaben Regel ist, mechanisch und geistlos, sondern literarisch und gründlich, sodaß er eine anerkannte Autorität im Schrifttum dieser Sprache, ein Sastri, wurde. Er studierte auch Bengali und Urdu und wurde der englischen Sprache in Wort und Schrift so mächtig, daß er sich ihrer fehlerlos bediente; als Christ eignete er sich später auch Latein, Griechisch und Hebräisch an. Freilich lehnte er es allezeit mit der Bescheidenheit des echten Gelehrten ab, ein solcher zu heißen.

Ein merkwürdiges Beispiel religiöser Energie war ein Wechsel der Gottheit, welchen er, seiner Ueberzeugung gehorsam, vollzog. Als Schutzgott der Familie war Siva von Großvater und Vater verehrt. Nilakantha aber vertauschte ihn mit Vischnu, da er entdeckte, daß nach den ältesten und ehrwürdigsten Traditionen dieser, nicht jener, der Hauptgott sei. Die Seinen sahen das nicht gern; sie fürchteten, er könnte noch weiter abirren, und ein großer Gelehrter, gegen welchen er über das Verhältnis der beiden Götter sich aussprach, prophezeite ihm, er werde noch ein Christ werden, was damals allerdings am wenigsten in seiner Absicht lag.

Nilakantha Goreh heiratete nach Landes- und Standessitte früh. Mit 12 Jahren schon war er Gatte eines vornehmen Brahmanenkindes aus Benares. Es starb bald. 1844 verband sich der 19jährige Witwer in zweiter Ehe mit der 7jährigen Lakshmibai Jogalekar, die ihm 1853 als einziges Kind ein Töchterlein gebar, die heute noch lebende, berühmte Ellen Lakhshmi Goreh.

Seine Stellung zum Christentum war zunächst Haß und hochmütige Verachtung. Er hörte von ihm im Bazaar durch Missionar Smith, den Pionier der C. M. S. in Benares. Die Einfachheit seiner Predigt war ihm zuwider, und daß der unwissende Barbar in der heiligen Stadt aufzutreten wagte, erschien ihm als Vermessenheit. Wie eine Offenbarung seines Gottes Vischnu kam ihm der Gedanke, er wolle mit seiner Gelehrsamkeit den Missionar zum Schweigen bringen und dazu zwingen, abzuziehen oder sich auf die Unterweisung seiner Christen zu beschränken. In dieser Absicht suchte er ihn in seinem Hause auf. Er erzählt darüber:

„Als ich wegging, war ich sehr enttäuscht. Denn er wollte nicht argumentieren. Er bat mich, das Neue Testament zu lesen und bot mir ein Exemplar an. Ich wies es anfänglich zurück; er bat mich aber so höflich, daß ich, obwohl ich ihn und sein Buch verachtete, es annehmen mußte. Ich las es nicht. Ich kam immer wieder, aber nie ließ er sich auf Auseinandersetzungen ein. Er fragte nur: „Haben Sie mein Buch gelesen?“ worauf ich keine Antwort gab. Eines Tages entgegnete ich: „Sie wollen meine Sastras nicht lesen und doch verlangen Sie von mir, daß ich Ihre Bibel studiere!“ Er entgegnete in großer Ruhe: „Mein junger Freund, ich verstehe kein Sanskrit und kann daher Ihre Sastras nicht lesen; Sie aber kennen das Englische und können also meinen Rat befolgen und die Bibel lesen.“ Ich wollte die Sastras für ihn übersetzen; aber seine Antwort war immer dieselbe. Er hatte die Zeit nicht dazu. Die Bibel lag lange unbenützt; doch besuchte ich Mr. Smith immer wieder.“ — Der Gegenstand, welchen er erörtert haben wollte, war die Frage, wie sich die christliche Lehre von der Erprobung des Menschen durch das Leid des Lebens mit dem göttlichen Vorherwissen vertrage.

7 Monate lang ließ sich der junge Gelehrte nicht mehr beim Missionar blicken; war er einer von den vielen, die mit Fragen sich einstellen und Hoffnung erwecken und dann für immer verschwinden? Nein, er machte bedeutsame Fortschritte in dieser Zeit. Damit beschäftigt, eine Widerlegung von Dr. John Muirs Buch „Eine Untersuchung der wahren Religion“ (1839) zu schreiben, griff er widerwillig zur Bibel, und sie tat es ihm an und verwandelte die Abneigung in Staunen. Besonders die Bergpredigt machte Eindruck auf ihn, und je weiter er las, desto mehr empfand er, daß die Religion der Bibel nicht leicht genommen werden könne, ja, daß hier göttliche Inspiration vorliegen müsse. — Im April 1845 nahm er seine Besuche beim Missionar wieder auf. Dessen Aufgabe war ernst und schwer. Der junge Sastri bewies zwar herzgewinnende Bescheidenheit und wachsenden Eifer im Gebet um Erleuchtung und in der Schriftforschung, aber seine Zweifel schienen unüberwindlich, und jeder gewonnene Sieg wurde sofort durch neue Gegengründe der grübelnden Vernunft in Frage gestellt. Smith klagte nach einer solchen Unterredung in seinem Tagebuch: „Ich war unruhig, als er gegangen war; ich fürchte, ich habe zuviel mit ihm argumentiert. Es ist so schwer, richtig zu handeln; o Herr, leite mich!“ Nilakantha Goreh hatte einen harten Stand. Ein ihm eigenes Bedürfnis nach der Gewißheit der Logik erschwerte ihm die Anerkennung von Wahrheiten, welche der Menschengeist stets nur in demütiger Selbstverleugnung durch Glauben annehmen kann; die Angst vor allen Folgen der Taufe folterte, der Onkel mißhandelte, der liebe-

volle Vater, der nunmehr als frommer Eremit im Garten des Familiengutes lebte, peinigte ihn durch seine Bitten und Tränen, und mancher Lehrer wurde aufgeboten, ihn von der Wahrheit der väterlichen Religion zu überzeugen.

Ein Freund, der mit ihm Christ zu werden versprach und mit ihm zeitweilig floh, trat vom guten Vorsatz zurück, konnte aber dadurch dem Schicksal nicht entrinnen, daß man ihn aus der Kaste ausstieß, und geriet in tiefes geistiges Elend. Auch Nilakantha war mehr als einmal nahe daran, die Beziehungen zum Christentum wieder abzubrechen; so erschreckte er z. B. Smith, als dieser für ihn auf baldigen Sieg der Wahrheit hoffte, durch die Erklärung, ehe er die Religion der Bibel annehmen dürfe, müsse er alle Hilfsmittel, die der Hinduismus gegen die Sünde darbiete, ausprobiert haben. Aber zu tief war er doch nachgerade ergriffen, als daß es noch ein Loskommen für ihn gegeben hätte, und ein vierjähriges Ringen mit Zweifel, Sohnestreue, Sorge und Anfeindung endete am 14. März 1848 mit seiner Taufe. Er erhielt den Namen Nehemia.

Die unmittelbare Folge derselben war die Zeremonie des Ghataspot: die Vollziehung seiner Beerdigung, als Symbol seines Ausschlusses aus der Kaste und seines Nichtvorhandenseins für die Familie. Der Onkel, ihr Haupt, zeigte ihm demgemäß fortan tötlichen Haß und gänzliche Verachtung. Nicht so der Vater! Wohl suchte er durch erhöhten Eifer der Askese die Schuld, die der Sohn über die Seinen gebracht, gut zu machen; aber seine Liebe konnte nicht von ihm lassen. Er mußte den Anachoreten alle 4 oder 5 Tage, wenn er nahe war, besuchen. Er warf sich dann, wie es sich für den Sohn geziemte, vor dem Vater nieder. Dieser reichte ihm jedesmal von der Speise, die er ihm eigenhändig bereitete. Während er ihn tadelte, weil er Christ geworden, drang er zugleich mit Bitten in ihn, er solle seinen Glauben festhalten und niemals ein Freidenker oder Atheist werden. „Ohne Religion", pflegte er zu sagen, „kann der Mensch nicht sein; du hast die deinige zwar geändert, immerhin ist das Christentum eine Religion: so bleibe denn dabei!" Die Hoffnung des Sohnes, mit diesem frommen Manne noch eins im Glauben zu werden, erfüllte sich nicht; er starb 1861 auf einer Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt Hardwar, allein unter Fremden.

Schwere Not bereiteten dem Neugetauften die Schicksale seiner Gattin Lakshmibai. Nach Hindu-Gesetz war die Ehe durch seinen

Abfall aufgelöst, und als Witwe zog sie in ihr väterliches Haus; um ihren Geist vom Leid abzulenken, lehrte der Vater sie lesen. Nehemia sehnte sich darnach, mit ihr vereinigt zu werden. Es hielt äußerst schwer, dies zu erreichen. Sie selbst wollte anfangs nicht. Bei einer Unterredung, die mit Not zustande kam, schalt sie den Gatten mit Wut einen kastenlosen Schuhmacher, mit welchem sie nichts mehr zu tun haben wolle. Aber Gott lohnte sein Beten und Mühen 5 Jahre nach seiner Taufe mit endlichem Erfolg. Die Art und Weise, wie er wieder zu seiner Gattin kam, war freilich sehr merkwürdig; Gewalt verhalf ihm zu seinem Recht, welches das Gesetz allein ihm nicht gewährte: er holte sie eines Tages, als ein Aufruhr die Straßen von Benares entleert hatte, inmitten einer bewaffneten Christenschar von 20 Mann aus ihrem Gemach; da bewogen sie Angst und siegende Liebe zur Bitte: „Versprich mir, mich niemals zu verlassen!“ Und als sie dann vor dem Kollektor die Erklärung abgab: „Ich werde meinen Gatten nie verlassen“, fällte dieser den Spruch: „Die Sache ist in Ordnung; Nehemia, nimm deine Frau zu dir!“ Und die wiedergewonnene Gattin wurde auch die Genossin seines Glaubens. Zwar beantwortete sie seine Belehrung zunächst mit Widerspruch und bitterem Vorwurf, aber ihr Ende war christlich und selig. Etwa ein Jahr nach ihrer Vereinigung gebar sie ihm das erste und einzige Kind. Bald darauf starb sie nach kurzer Krankheit. 2 Tage vor ihrem Tode empfing sie zusammen mit ihrem Töchterlein die Taufe. Während der letzen Nacht rief sie beständig: „Herr Jesu, erbarme dich meiner!“ Am 3. Dezember 1853 entschlief sie im Frieden. Ein englischer Pflanzer adoptierte die kleine Ellen Lakshmi Goreh. Als er 1857 durch den Sepoy-Aufstand um sein Vermögen kam, nahm ein Missionar der C. M. S. sie als Glied seiner Familie nach England, wo sie ihre Erziehung erhielt. Ihre Liedersammlung „From India's Coral Strand“ verriet feinen, innig frommen Sinn. Frances Ridley Havergal erkannte in ihr die einzige, von welcher sie sich ganz verstanden wußte. Auf ihren Rat kehrte sie 1880 in ihr Heimatland zurück, wo sie heute noch tätig ist, als Diakonisse einem Waisenhaus in der Diözese Lucknow vorstehend.

Nehemias Bruder Govindrao, 12 Jahre jünger als er, blieb bei der Religion der Väter. Jener hoffte für ihn sein Leben lang, und noch als alter Mann argumentierte er mit ihm über die Frage nach dem Verhältnis der göttlichen Providenz und der menschlichen

Willensfreiheit, die sie seit 20 Jahren geschieden hatte; aber er mußte im letzten Lebensjahr erfahren, daß der Bruder für diesen Weg nicht zu gewinnen war, und von der Erde scheiden, ohne die Erfüllung seines Herzenswunsches erlebt zu haben. Die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen um Govindrao war eine seiner betrübendsten und schwersten Erfahrungen.

Die Taufe bedeutete für Nehemia Goreh den Beginn lebenslänglicher Missionsarbeit. Den ersten Versuch machte er in Benares selbst; — es drängte ihn, in der alten Umgebung das neue Heil zu bezeugen. Aber eine heulende Menge bewarf ihn mit Kot und Steinen und nötigte ihn zum Rückzug. Er war beschmutzt und entstellt, aber nicht mutlos; er lächelte über seinen Aufzug und war entschlossen, durch Beharrlichkeit der Liebe zu siegen. In Verbindung mit der C. M. S., durch deren Dienst er zum Glauben gekommen war, betätigte er sich als Katechist durch Heidenpredigt, Sprachunterricht und literarische Arbeiten. In den letzteren offenbarte er die Wucht und Klarheit seiner Argumentation. Sie wurden ein Hauptwerk seines Lebens (s. unten). Es verdient Erwähnung, daß er viele Jahre hindurch keinerlei Gehalt annahm; sein Gewissen verbot und seine unvergleichliche Anspruchslosigkeit ermöglichte es ihm.

Das Jahr 1854 brachte ihm wertvolle Erweiterung seines Gesichtskreises. Eine Begegnung mit dem 15jährigen Prinzen Dhuleep Singh in Benares führte dazu, daß er mit dem Auftrag betraut wurde, denselben als sein Erzieher nach England zu begleiten. Die Schönheit des Landes entzückte ihn. Der Glanz der hohen Gesellschaft aber, den er in Begleitung seines fürstlichen Schützlings auch zu Gesicht bekam, blendete ihn nicht. Gegen Max Müller in Oxford sprach er sich dahin aus: „Wenn das, was ich in London gesehen habe, Christentum ist, kehre ich lieber nach Indien zurück; ist das Christentum, so bin ich kein Christ", und der Professor schrieb im Rückblick auf diese Begegnung: „Niemals werde ich die tiefe Verzweiflung eines Hinduchristen vergessen, der sich aus den Blättern des Neuen Testamentes das Ideal eines christlichen Landes gebildet hatte und nun, da er nach Europa kam, alles so ganz anders fand, als wie er es sich einsam sinnend zu Benares ausgedacht hatte." Die beiden konnten sich nicht verstehen. Nehemia hielt Max Müller für unfähig, die Hindu-Philosophie zu erfassen, und diesem fehlte der Sinn für den einfältigen Christenglauben seines Besuchers. — Aus

den kalten und steifen Gottesdiensten, die damals in der anglikanischen Kirche üblich waren, flüchtete er sich in eine unscheinbare Baptistenkapelle in einer Seitenstraße von London. Die herzliche Beteiligung der Gemeinde und die ernste Hingabe des Predigers taten es ihm an. Da der Prinz viel auf Reisen war und die Dienste seines Sprachlehrers wenig in Anspruch nahm, hatte dieser reichlich freie Zeit. Er nahm mit Eifer am Unterricht im Missionshaus der C. M. S. zu Islington teil und studierte besonders Paleys „Evidences“ und Butlers „Analogy.“ Er hinterließ tiefe Eindrücke; der damalige Vorsteher bezeugte später: „Er war ein echter Christ, wie wir selten einen unter uns gehabt haben.“ Am 16. November 1855 stand er wieder auf heimatlichem Boden, froh, den Zerstreuungen eines Lebens auf hohem Fuße entronnen zu sein; er hatte sich von seiner Verpflichtung, welche auf drei Jahre lautete, nach sechszehnmonatlichem Aufenthalt in England entbinden lassen, getrieben vom Bedürfnis nach anspruchsloser Zurückgezogenheit. Er kehrte nach Benares zurück, wurde hier Hauptlehrer an einer Missionsschule für Mädchen, begleitete gelegentlich seinen Lehrer und Freund Smith auf Predigtreisen, schrieb mancherlei und wirkte namentlich durch persönlichen Einfluß.

Mit dem Jahr 1857 begann eine Wendung in seinem Leben, welche mit schmerzlichem Bedauern verstanden werden muß. Durch die C. M. S. hatte er das Christentum kennen gelernt; ihren Vertretern folgend, hatte er sich gefreut an der Einigkeit mit Freikirchlern in Glauben und Arbeit und auf Kirchenfragen wenig Gewicht gelegt. Dies wurde anders, als er im genannten Jahr den Vorsteher von Bishops College in Kalkutta, Dr. Kay, besuchte, um bei ihm über Differenzen in der Lehre von der Inkarnation Aufschluß zu holen. Er lernte in ihm den ersten Hochkirchler kennen und vernahm aus seinem Mund völlig neue Dinge: zwischen Kirche und Dissenters bestehe ein tiefer Wesensunterschied, die Kooperation mit diesen sei vom Übel, die Kirche sei mit ihren 39 Artikeln die Inhaberin der Wahrheit und in ihrem objektiven Bestand durch Christus selbst mit Autorität und Unfehlbarkeit ausgerüstet. Dr. Kay gab ihm Augustins Konfessionen mit Vorrede von Dr. Pusey, wodurch er zu diesem Führer des Oxford movement in Beziehung gebracht wurde, und empfahl ihm die Kirchenväter zur Lektüre. Eine neue Welt tat sich ihm auf. Er wurde Schritt für Schritt heimisch in

ihr; langsam, wie einst der Übertritt vom Hinduismus zum Christentum, vollzog sich diese neue Wandlung, aber ebenso unwiderstehlich, wie jener. 1864, 7 Jahre nach seiner ersten Begegnung mit Dr. Kay, begann er sich zu fragen, ob er seine Verbindung mit der C. M. S. verantworten könne, und nach 3 Jahren des Schwankens brach er seine äußern Beziehungen zu derselben ab (1867). Damit war sein Übergang ins hochkirchliche Lager ein ganzer und definitiver geworden. Nach seinem Austritt aus dem Verband der C. M. S. hielt er sich eine zeitlang bei Bischof Milman in Kalkutta auf. In dieser Zeit entschloß er sich zur ersten Beichte. Sie fiel ihm so schwer, daß ihm der Schweiß herunterrann und das Wort in der Kehle ersticken wollte; er glaubte, nie in seinem Leben die Größe seiner Sünden so sehr gefühlt zu haben. Aber es war ihm auch, wie wenn eine Bürde von seinem Haupte fiele; nie vermeinte er die Vergebung der Sünden so herrlich zu empfinden, wie in der Stunde der ersten Beichte.

Ein Traktat vom Jahre 1867 legte seine neuen Ansichten dar. Er schrieb: „Ich meinerseits beklage es tief, daß das Christentum uns nicht in seinem katholischen Vollgehalt dargeboten worden ist. Es ist meine feste Überzeugung, daß das Zurückstellen katholischer Lehre, Praxis und Disziplin uns allen, Christen wie Nichtchristen, ungeheuren Schaden getan hat. Puritanische Grundsätze, welche, als „christliches Wesen" mißverstanden, die Menschen zur Mißachtung der heiligen und feierlichen Riten und Zeremonien der Religion verleiten, haben die Brahmanen dazu gebracht, nicht nur positive religiöse Ordnungen gering zu schätzen, sondern sogar den bloßen Gedanken einer äußern oder Buch-Offenbarung zu verwerfen. Kurz, ein katholischer Christ muß es für erlaubt, ja notwendig halten, denen, deren Bekehrung zum wahren Glauben er herbeiwünscht, alle die katholischen Lehren vorzulegen, die er als wahre und wichtige Bestandteile jenes wahren Glaubens erachtet".[1])

Mit seiner Stellung zur Kirche veränderte sich sein Urteil über die Ordination. Längst war ihm von Missionaren der C. M. S. empfohlen worden, sie zu begehren; er hatte sie im Gefühl seiner Unwürdigkeit stets abgelehnt. Nun hieß ihn dasselbe Gefühl sie wünschen. Denn wenn er auch nur ein einfacher Katechist war und bleiben wollte und vor der übergroßen Last pastoraler Verantwortung zurückschreckte, so genügte es ihm nicht mehr, durch Missionare oder

1) Wir erwähnen hier zur Vermeidung etwaiger Mißverständnisse, daß das Wort katholisch hier im anglikanischen Sinne gemeint ist; Nehemia Goreh hielt sich bis an sein Ende mit vollem Bewußtsein von einer Verbindung mit Roms Kirche fern und verurteilte den Übertritt zu ihr als Sentimentalismus.

eine Missionsgesellschaft — er war zur S. P. G. übergegangen — berufen zu sein; er konnte nur noch in der bischöflichen Ordination ausreichende Vollmacht auch zu seiner bescheidenen Arbeit erkennen und ließ sich daher am 20. Dezember 1868 durch Bischof Milman in Kalkutta zum Diakonen und am 18. Dezember 1870 widerwillig, aber gehorsam dem dringenden Wunsch dieses seines kirchlichen Oberhauptes, zum Priester weihen. Er arbeitete bald da, bald dort: in Mhow (1869 und 1870), Indore, Chanda (1871—1874), überall sich auszeichnend durch seine Anspruchslosigkeit und musterhafte Hingabe, wie ein Armer lebend, um Armen aus voller Hand geben zu können, er brauchte für sich nicht mehr als £ 10 jährlich. Ging er zum Predigen aus, so pflegte er ein $1^1/_2$ Fuß langes Holzkreuz auf dem Rücken mitzutragen, um es als Illustration zu verwenden.

Im Jahre 1870 hörte er durch einen englischen Beamten zum erstenmal von der Society of. St. John the Evangelist (S. S. J. E.), kurzweg genannt „the Cowley Fathers", einer anglikanischen Brüderschaft mit dem Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams auf Lebenszeit. Er hörte, daß dieser Orden die kanonischen Gebetszeiten beobachtete. Dies — er hatte für sich selbst solche festgesetzt — und anderes ließ ihn in den Cowley Fathers sein Ideal christlicher Askese und missionarischer Ausrüstung erkennen. Er trat in brieflichen Verkehr mit ihrem Superior, Fr. Benson, und begrüßte das Erscheinen ihrer ersten Sendboten in Indien (13. Februar 1874) mit Enthusiasmus. Ernste Bedenken gegen Gelübde auf Lebenszeit überwindend, entschloß er sich am Vorabend des Andreastages 1875, um langem und unerträglich werdendem Schwanken ein Ende zu bereiten, zum Eintritt in die Gesellschaft, der er bis zu seinem Lebensende angehörte.

Am 27. Juni 1876 begrüßte und küßte ihn Fr. Benson in Southampton; er war nach England berufen worden, um im Ordenshaus zu Cowley sein Noviziat zu verbringen. Die ersten Eindrücke, die er hier empfing, waren keine günstigen. Die Zellen waren so öde, die Arbeit der Brüder so niedrig, und der lebhafte Geist des Orientalen konnte sich so schwer in die strenge Regel schicken! „Ich pflegte Fr. Benson unter Tränen auf meinen Knieen zu beschwören, daß er mich frei ließe. Er sagte dann: „Alles wird gut werden, wenn du nach Indien zurückkehrst." Er klagte seine Nöte dem von ihm schwärmerisch verehrten Dr. Pusey. Dieser verglich sie mit der

Fahrt durch einen dunkeln Tunnel und versprach um so helleres Licht für die Folgezeit. Nehemia fand diese Auskunft unbefriedigend, und sie kühlte seine Bewunderung für Dr. Pusey merklich ab. Immerhin hielt er in Selbstverleugnung aus und wurde am 25. Juli 1876 als Novize aufgenommen. Die Missionsreden, die er in verschiedenen Städten hielt, blieben in ihrer einfachen Klarheit unvergessen. Sie legten dar, wie die Mission ihre Methoden ändern müsse, wolle sie dem Hindu-Geist Eindruck machen: ihre Sendboten seien den Landeskindern unnahbar geblieben, da ihre englische Lebensweise sie von den Regierungsbeamten, den Trägern der Fremdherrschaft, wenig unterschieden habe; alle Versuche, die Eingebornen zu gewinnen, seien so ziemlich aussichtslos, wenn nicht eine Anzahl Priester aus England herüberkomme, um, frei von den Banden der Ehe und völliger Hingabe fähig, ihnen gleich zu werden und ein asketisches Leben zu führen; was er längst als nötig erkannt und erhofft habe, das gehe nun durch die Cowley Fathers der Verwirklichung entgegen. Zur Illustration pflegte er zu erzählen, wie Fr. O. Neill und er zusammen nach Landessitte in einer elenden Hütte zu Indore gelebt hätten. Er redete auch gern einer scharfen Trennung von Kirche und Dissent in der Missionsarbeit das Wort.

Ende 1877 reiste er in die Heimat zurück. Eine Sittenpredigt an Bord, in welcher er das ungeziemende Benehmen mancher gegen die Frauen rügte, traf die Schuldigen so sehr, daß sie davon redeten, den Frechen ins Meer zu werfen.

Hatte er gemeint, in der Gemeinschaft der Cowley Fathers sein Ideal verwirklicht zu sehen, so blieben auch hier die Enttäuschungen und die Seelenkämpfe nicht aus. Sie erreichten ihren Höhepunkt, als er am 16. November 1885 dringend um die Erlaubnis zum Austritt bat. Was er in Cowley an sich erfahren hatte, war mit den Jahren nicht anders geworden: er bekannte dem Superior seine gänzliche Unfähigkeit, den Zwang der Regeln zu ertragen, und flehte um Befreiung von schwerem innerem Konflikt. Fr. Bensons Antwort bewies echte christliche Liebe: er solle durchaus frei sein, das Band der Herzen aber könne nicht zerrissen werden, und er müsse es dem Ordenshaus gestatten, auch ferner für seinen Unterhalt zu sorgen. So blieb die Beziehung erhalten; aber über das Noviziat kam er zeitlebens nicht hinaus.

Zart von seiner Kindheit an, schwächte Nehemia seine Gesund-

heit noch mehr durch übermäßige Enthaltsamkeit, durch Kraftproben der Askese, und besonders die letzten Lebensjahre waren eine Zeit schwerer körperlicher Leiden, indem die Verdauungsorgane äußerst mangelhaft funktionierten. Während der letzten Monate aß er kaum etwas. Eine Missionarswittwe nahm sich des langsam Sterbenden an und widmete sich ganz seiner Pflege. Montag den 29. Oktober 1895 wurde er von einem Leben erlöst, welches ihm viel Kampf und wenig Ruhe und Freude geboten hatte. Einige Wochen vor seinem Ende bekannte er wehmütig, 42 Jahre lang habe er Gott um Eines gebeten, ohne daß es ihm gewährt worden wäre: um die rechte Glaubensfreudigkeit.

Sie fehlte ihm in der Tat. Es berührt schmerzlich, wahrzunehmen, wie durch sein ganzes langes Christenleben sich die Selbstanklage wegen endloser Zweifel hindurchzieht. Sie waren seine furchtbaren Quälgeister; derselbe Mann, der treu und fest und wuchtig mit Wort und Schrift den christlichen Glauben verteidigte, konnte nicht anders, als seine Wahrheit immer wieder vor sich selbst in Zweifel ziehen. Dann aber floh er vor der drohenden Verzweiflung in das Asyl des Glaubens und protestierte: „Ich glaube, ich glaube, ich glaube; aber ich sehe nichts, alles ist für mich dunkel, der Glaube ausgestorben, der letzte Hoffnungsschimmer entschwunden; trotzdem: ich glaube, ich glaube, ich glaube!“ Die so erlangte Ruhe war nur Stärkung zu einem heftigeren Kampf. — Diese unbesiegbare Zweifelsucht hing mit einem unüberwindlichen Intellektualismus zusammen. Es war ihm nie gelungen, den Verzicht auf ausreichende, logische Klarheit der Erkenntnis in den tiefsten Glaubensfragen zu leisten; ihm war es Bedürfnis, an ihrer Möglichkeit unbedingt festzuhalten und von ihrer Darlegung die Überführung der Denkenden zu erwarten; wenn in seiner Gegenwart auf das Geheimnis in der Religion rekurriert wurde, konnte er klagen: „Das eben verstehe ich nicht. Wo ist denn das Geheimnis? Für mich ist ein solches gar nicht vorhanden; es ist ja klar wie der Tag.“ Diese intellektualistische Richtung war der Nährboden seiner endlosen Zweifel. Dem Hindu-Philosophen gelang es kaum, am Vertrauen in die rechtfertigende Gnade genug zu haben.

Seine merkwürdige Schwenkung von der evangelisch gerichteten C. M. S. in die Arme des Dr. Pusey und die Gemeinschaft der hyperkirchlichen Cowley Fathers hinüber wird nun auch erklärlich.

Der Intellektualist verlangte äußere Autorität, welche seine Erkenntnisse unfehlbar machte; der Zweifler begehrte die Ruhe, die er im persönlichen Glauben nicht fand, in den Ordnungen der Kirche zu gewinnen, und von der Askese, zu welcher sie Anleitung gab, versprach er sich das, was sein grübelnder Geist nicht errang. Es gehört zur Tragik seiner Lebensgeschichte, daß keines dieser Hilfsmittel Erfolg hatte.

Nehemia Goreh war nicht der Mann für andauernde Gemeindearbeit auf einem und demselben Posten. Er wechselte seinen Wirkungskreis oft und brauchte die Freiheit, welche ihm seine Obern in Erkenntnis seiner Eigenart gewährten. Aber wo immer er auftrat, hinterließ er den Eindruck tiefen Ernstes, voller Hingabe und lauterer Demut, und in persönlichen Beziehungen vorab wirkte sich die Kraft seines Glaubens aus. Gott bediente sich seiner zur Gewinnung hervorragender Christen. Wir nennen: 1) Ruttonji Nowroji, bekannt als langjähriger Pfarrer (C. M. S.) in Aurangabad; 2) Mulvie Safdar Ali, mohammedanischer Gelehrter, der seinerseits zur Bekehrung des D. Imad-ed-din den Anstoß gab; 3) Kasim Khan Nehemia, Pfarrer der C. M. S. im Pandschab; 4) Karakh Singh, der „Fakir-Evangelist" (C. M. S.); 5) Pandita Ramabai, die berühmte Brahmanen-Witwe. Sie war mit Nehemia im Sept. 1882 bekannt geworden, als er ihr, der Vorkämpferin für einen geläuterten Hinduismus, entgegentrat. Die Opposition schien sie in ihren Ansichten nur zu befestigen; sie erklärte öffentlich, sie werde niemals Christin werden. Ein Brief aber, den er ihr 1883 nach England sandte, überzeugte sie, daß alles Gute an ihren Reformlehren dem Christentum entlehnt sei; sie schrieb nach dessen Empfang einer Freundin: „Du wirst mit Freuden hören, daß ich mich taufen lassen will. Fr. Goreh hat mir aus Indien gepredigt. Seine demütige, süße Stimme ist mir durchs Herz gedrungen. O was für eine Kraft wohnt seinem Zeugnis inne! Ich glaube, keiner außer ihm hätte mein Herz vom Brahmanismus abbringen können"; und wenn auch später andere Einflüsse auf die Ausgestaltung ihres Glaubens miteinwirkten, so blieb sie sich doch dankbar dessen bewußt, daß Fr. Goreh ihr in kritischer Zeit vorab die Hand geboten hatte.

Seine Bemühungen, die hinduistischen Reformgesellschaften und -Bestrebungen zum Christentum hinüberzuleiten, nahmen bedeutenden Raum ein in seinem Leben und Wirken. Groß war die Zahl

der Vorträge, die er bald da, bald dort in den Kreisen der Reformer hielt, und von der Kraft seiner Argumente war er so überzeugt, daß er tieftraurig vor einem Rätsel stand, wenn sich die Gegner durch sie nicht überwinden ließen. Der Schmerz dieser Enttäuschung trug dazu bei, sein Lebensende zu trüben; doch konnte er von der Kontroverse so lange nicht lassen, bis völlige Entkräftung ihn zu derselben unfähig machte.

Fr. Gorehs literarische Arbeit war umfangreich. Das Verzeichnis seiner Schriften zählt 38 Nummern mit 2437 Seiten. Sie alle sollten entweder die Unhaltbarkeit irgend einer der Religionen Indiens, oder die göttliche Wahrheit einer christlichen Lehre dartun. Sie wurden nach langem Nachdenken und eingehendem Forschen geschrieben und behandeln ihren Gegenstand präzis und gründlich. Man hat Nehemia Goreh den größten Apologeten der indischen Kirche genannt.

Unter seinen Werken ist als das hervorragendste zu nennen: „Shaddarshana Darpana, oder die Hindu-Philosophie, geprüft von einem Pandit aus Benares“ (1860). Diese Schrift ist nie widerlegt worden, obwohl sie die Position der Hindus von allen Seiten angreift und die widerspruchsvolle und abgeschmackte Mangelhaftigkeit der „6 Systeme“ ihrer Philosophie gründlich dartut. Nehemia schrieb sie nicht für Europäer, sondern als Sastri für Seinesgleichen. Um ihr auch über das Hindu-Sprachgebiet hinaus Verbreitung zu sichern, gab er sie, unterstützt durch Dr. Fitz-Edward Hall, 1862 in englischer Bearbeitung neu heraus. Dieselbe trägt den Titel: „A Rational Refutation of the Hindu Philosophical Systems“. Sie wird von Studenten und Missionaren als Lehrmittel viel gebraucht. Der Verfasser glaubte freilich die Wahrnehmung zu machen, daß sein Buch den letzteren wenig diente. Er klagte: „Sie verstehen es weder selbst, noch können sie es ihren Katechisten verständlich machen“, und veröffentlichte daher in der Indian Church Quarterly Review (April 1891) eine neue Studie über denselben Gegenstand, speziell für englische Leser bestimmt. Es gehörte eben auch dies zu den Leiden seiner Lebensgeschichte, daß er empfinden mußte, wie schwer es sei, zwischen der Denkweise des Hindu-Gelehrten und der abendländischen Art in Theologie und Kirche eine Verständigung zu erzielen. — Nicht zu übersehen ist seine bedeutsame Mitarbeit an der Revision des Prayer-book in Hindi und Marathi.

Wir schließen die Lebensskizze des Nehemia Goreh mit den Worten eines Nachrufs: „Seine indischen Mitchristen in Nord und West achteten ihn hoch wegen seiner heiligen, selbstlosen Frömmigkeit. So sehr sich unsere eingebornen Brüder etwa gegen einander einnehmen lassen, Nehemia verfiel niemals ihrem Argwohn. Wie ein Gast aus einer himmlischen Sphäre stand er hoch über ihnen

allen, keiner dachte je daran, ihn anzugreifen oder zu verdächtigen. Ob High oder Low Church — das kam in seinem Verhältnis zu den Brüdern nicht in Betracht. Sie alle sahen deutlich genug Christus in ihm, und damit waren sie zufrieden." Und das Zeugnis, daß ein wahrer Christ, ein treuer Diener seines Meisters geschieden sei, hat ihm nach seinem Heimgang keiner von denen verweigert, die je einmal seit Beginn seines Christenlaufs mit ihm sich innerlich berührt hatten.

Das Goanesische Schisma.

Eine Episode aus der Geschichte der katholischen Mission in Indien.

Von R. Grundemann.

Beim Studium der indischen Mission kommt man wieder und wieder auf einen Riß, der die sonst als Einheit auftretende katholische Kirche bis in die neueste Zeit gespalten hielt. Selbst heute kann man trotz der erfolgten Wiedervereinigung noch manche bittre Nachwirkung beobachten. In größeren Städten Indiens finden sich verschiedene katholische Kirchen, deren Gemeinden samt dem Klerus einander noch immer als feindliche Brüder gegenüberstehen und gelegentlich, weniger aus religiösen Gründen als wegen eingemischter irdischer Vorteile, sich ebenso heftig befehden, wie die Angehörigen zweier heidnischen Kasten.

Man suchte in unsrer Missionslitteratur bisher vergeblich nach einer eingehenderen Darlegung des Schismas, das in Indien die portugiesischen Christen von den römischen trennte. Die ersteren, gewöhnlich Goanesen genannt, sind die Nachkommen der Massen, welche Xaver und seine Nachfolger in die Kirche einführten. Sie sind weit über Indien verbreitet, namentlich in europäischen Diensten als Köche, Musikanten u. s. w. Wenn ihr Christentum auch auf einer niedrigen Stufe steht, so muß ich doch aus eigner Erfahrung bezeugen, daß die, welche ich kennen lernte, sich von ihren heidnischen Landsleuten vorteilhaft unterschieden. Sonst hört man allerdings auch von viel Verkommenheit in ihren Gemeinden. Neben ihrer indischen Sprache sprechen wohl die meisten portugiesisch, wahrscheinlich in etwas verdorbener Mundart.

Portugal hatte von vornherein die Einführung des Christen-

tums in seinen indischen Kolonien betrieben. Bereits bei den beginnenden Entdeckungen, welche durch den Infanten Don Henrique sehr gefördert wurden, hatte der König dem Christusorden, einem nach Aufhebung der Templer gestifteten geistlichen Ritterorden, dessen Großmeister jener war, die geistliche Jurisdiktion über alle Länder, die jenseits des Kap Bojador bis nach Indien entdeckt werden würden, übertragen (1453). Mehrfache päpstliche Bestätigung folgte. Als dann später, 1522, die Würde des Großmeisters an den König kam, wurde mit dieser auch das Patronatsrecht über die neu entdeckten Länder verbunden. Auch dieses bestätigten mehrere Päpste[1]). Als Goa zum Bistum und später zum Erzbistum erhoben wurde, erfolgte die Besetzung des Sitzes unbeanstandet durch den König von Portugal. Mit der portugiesischen Herrschaft wurde auch die katholische Kirche in Indien ausgebreitet und der Papst stand mit dem Könige in gutem Einvernehmen. Wie es später zu dem Bruch gekommen ist, und wie derselbe nach mehrfachen vergeblichen Versuchen schließlich mit schweren Opfern einigermaßen geheilt worden ist, darüber findet sich in dem großen, französischen Missionswerke La France au dehors[2]) mehr Aufschluß als uns sonst zugänglich war. Wir geben nach der dortigen Darstellung, die, wenn sie auch nicht ganz unparteiisch sein mag, jedenfalls die heikle Sache eingehender und offener wiedergibt als unsre bisherigen Quellen, das folgende wieder.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hatte die katholische Mission in Indien ihren Höhepunkt erreicht. Damals zählte man dort (angeblich) $2^1/_2$ Million Katholiken[3]). Portugal hatte anderthalb Jahrhunderte hindurch treulich seine Verpflichtungen gegen den heil. Stuhl erfüllt. Der letztere hatte dafür einen großartigen Preis gezahlt, indem er der Krone von Portugal das Patronatsrecht über sämtliche Kirchen in Indien verlieh. Sie hatte das Vorschlagsrecht bei der Besetzung der vier vorhandenen Bistümer und durch den Metropoliten, den Erbischof von Goa, übte sie über alle, selbst über die entferntesten Christengemeinden, eine sehr wirksame Kontrolle. Kein Missionar durfte ohne Portugals Erlaubnis und keiner auf

1) Vergl. Müllbauer, Geschichte der kath. Mission in Ostindien. Freiburg 1853.

2) Vergl. S. 249.

3) Und heute? Vergl. die statistische Übersicht in dieser Nummer. D. H.

dem Schiffe einer anderen Nation nach Indien kommen. Ja es wurde sogar der Anspruch erhoben, daß ohne portugiesisches Placet kein päpstliches Breve in Indien gesetzliche Kraft habe.

Ein katholischer Schriftsteller darf den Papst nicht tadeln; aber der französische Verf. kann es nicht ganz verhehlen, daß er die große Freigebigkeit gegen Portugal für einen großen Fehler hält, obwohl er versucht, dem Empfänger der Konzessionen größere Schuld als dem Geber daran beizumessen, daß dieselben zum Schaden der Mission ausgeschlagen sind. Sie ließen den Eingeborenen das religiöse Werk als Sache einer selbstsüchtigen Politik erscheinen: „Daher das Mißtrauen, das so oft die Bemühungen des Apostolats steriliſiert hat", und weiter das Schisma, „eine der größten Wunden, die die Kirche in Indien im 19. Jahrhundert verwüstet haben."

Eine sachliche Betrachtung wird dagegen sagen: das ist die Folge davon, wenn man das Reich Gottes mit irdischer Politik vermischt. Wenn man 150 Jahre lang durch die treuergebenen Dienste eines irdischen Reiches sich $2^1/_2$ Million Seelen in den Schafstall der Kirche treiben läßt, so ist auf alle Fälle dafür ein Lohn zu zahlen, der nicht zum Segen gereicht, sondern sich in das Gegenteil verkehrt.

„Aber" — so führt der Verfasser weiter aus — „das Unheil trat nicht sogleich hervor. Der Verfall kam von andrer Seite". Die protestantischen Holländer werden nun sehr schwarz als die Verderber geschildert. Wir wollen ihre Art der Konvertierung nicht gut heißen, aber Rom sollte sich nicht über eine Praxis beschweren, die es selber geübt hat und heute noch übt, sobald es die Macht und die günstige Gelegenheit hat. Durch das Beispiel der Holländer sollen die indischen Fürsten zu ihren grausamen Christenverfolgungen veranlaßt worden sein, wie Tippo-Saïb, der 100000 Katholiken morden ließ und beinahe ebenso viele in die Sklaverei verkaufte u. s. w.

Der zweite Grund des Verfalls ist die Vertreibung der Jesuiten. Durch politische Maßregeln wurde der Orden in Portugal 1759, in Frankreich 1762 aufgehoben und 1773 sprach Clemens XIV. unter dem Drucke der politischen Macht und um des Friedens willen die völlige Aufhebung aus. Der Verfasser widmet „diesen vielleicht besten Soldaten der Glaubensarmee" ein kurzes Wort rühmenden Nachrufs, indem er die Anerkennung selbst der Protestanten, eines

Campbell und eines Wolf, zitiert, nach deren Zeugnis sie „die besten Missionare der Welt" sein sollen. Das Zitat hat für uns wenig Wert.

Portugal und der Papst suchten nun Ersatz zu schaffen. Unter portugiesischer Jurisdiktion wurden Eingeborene, die in verschiedenen Beziehungen ganz unfähig waren, zum geistlichen Amte ordiniert und bald ganz Indien mit solchen Goanesischen Priestern überüberschwemmt. — Nun gab es überall Skandal. Diese Priester sind als „Geißeln für die indischen Gemeinden" bekannt[1]). — Rom beauftragte die Société des missions étrangères mit der Versorgung der Ostküste. 6—8 Priester wurden nach Pondichery geschickt. Das war keine ausreichende Hilfe. Auch die Kapuziner in Agra und die Karmeliter in Malabar hatten nicht die Kräfte, dem furchtbaren Priestermangel abzuhelfen. „Die Gemeinden verschmachteten in der geistlichen Hungersnot."

Dazu kamen die Wirkungen der Revolution, unter denen fast 50 Jahre lang alle Unterstützungen aus der Heimat versiechten. Andrerseits breitete sich mit der wachsenden Macht der Engländer, „wenngleich sie nicht so grausam verfuhren, wie einst die Holländer", die „verderbliche Macht der protestantischen Propaganda" aus. So kam es, daß die $2^1/_2$ Millionen am Schlusse des Jahrhunderts auf knapp 500000 zusammengeschmolzen waren. (Die Unterstellung, als hätte die evangelische Mission ihre Gemeinden aus übergetretenen Katholiken gesammelt, ist durchaus nicht zutreffend. Dagegen hat die katholische bei ihrem neueren Aufschwung viele Konvertiten aus den evangelischen Gemeinden hinübergezogen.)

Doch nun trat erst die schwerste Schädigung der Kirche durch das portugiesische Schisma ein. Die Bemühungen der Missionare in Pondichery, auch entfernteren Gemeinden Hilfe zu schaffen, entfesselte einen leidenschaftlichen Kampf zwischen den Goanesen und den Römern, der sich mit politischen Kämpfen verquickte. Gegen die letzteren wurde ein heidnischer Fürst zu Hilfe gerufen; sie wurden bei den Engländern als Agenten Tippo Saïbs verdächtigt, verfolgt

1) An anderer Stelle (S. 196) werden sie charakterisiert als „anmaßend, hochmütig, von ihrer sozialen Ueberlegenheit durchdrungen, gewinnsüchtig, faul, ungebildet (sprechen wie die Paria), ungläubig, ohne Würde in dem heiligen Dienst, unsauber, oft Säufer, streitsüchtig — von Theologie wissen sie nichts als die außerordentlichen Privilegien, welche der Papst der portug. Krone gewährt hat."

und vertrieben. Lange zog sich der bittere Krieg hin. Da Portugal nichts für die Not der unversorgten Gemeinden tat, errichtete endlich der Papst 1836 die ap. Vikariate Madras und Madura. Mit der Ernennung eines portugiesischen Augustiners zum Bischof von Meliapur ohne Roms Mitwirkung kam das Schisma offen zum Ausbruch. Gregor XVI. bat, man möge den Schismatiker zurückziehen. Er machte Zugeständnisse und nahm die neuerrichteten ap. Vikariate zurück. Durch die Bulle Multa praeclare vom 24. April 1838 wurde endlich der Streit einigermaßen beigelegt.

Inzwischen sind in Pondichery wieder Jesuitenpatres eingetreten, die besonders in Madura sich der nach römischer Hilfe schreienden (?) Katholiken annehmen. Damit beginnt der Kampf von neuem mit Grausamkeit, und selbst Gift spielt dabei eine Rolle. Die Goanesen setzen die Ausweisung der Jesuiten durch, die meistens den Folgen dieses Streites erliegen. Ein neuer Erzbischof, Mgr. de Silva Torres, besteigt 1843 den Stuhl von Goa. Er hat vor seiner Abreise dem Papste die besten Versprechungen gemacht. In seinem Amte zeigt er sich aber als wütender Gegner, exkommuniziert ap. Vikare, ordiniert in Bombay, das seiner Jurisdiktion nicht unterworfen ist, ordiniert mit einemmal 600 Geistliche und dirigiert sie gegen die Priester der Propaganda. Vergeblich bemüht sich Gregor mit seinen Beschwerden, und erst sein Nachfolger Pius IX. erlangt [es ist nicht angedeutet, durch welche Mittel], die Zurückberufung des Erzbischofs (1848). Aber es folgen andere Unregelmäßigkeiten und auch Pius muß im Breve Probe nostis 1851 die alten Klagen erneuern[1]). Die Goanesen in Madura wollen sich nicht unterwerfen und die Kirchen nicht herausgeben. Vom englischen Gericht in Madras gewinnen die Jesuiten ein obsiegendes Urteil, „da sie friedlich eingezogen seien". Damit war die Tür gezeigt. Mit solchem friedlichen Einzug wurden 1852 nicht weniger als 12000 Christen aus dem Schisma zurückgewonnen. Aber der Friede wollte nicht kommen.

Der Papst sah, daß es keinen andern Ausweg gäbe, als sich mit Portugal zu vertragen. So kam 1857 das Konkordat zustande. Die Goanesen jubelten, daß sie den Vorteil hätten. „Und sie hatten nicht ganz unrecht." Der Krone von Portugal wurde

1) Die Darstellung ist hier nicht recht durchsichtig. Schon 1847 ist Madura als autonomes ap. Vikariat proklamiert. Das scheint mit der Bulle Multa praeclare nicht im Einklange zu stehen.

das Patronat über die alten Kirchen garantiert und die Befugnis, neue Bistümer zu gründen, zugestanden. In den letzteren sollte mit dem Tage der Gründung das Amt der ap. Vikare erlöschen. Und um dem Schisma ein Ende zu machen, gab der Papst zu, daß alle, die sich am Tage der Unterzeichnung (21. Februar 1857) noch nicht unterworfen hätten, der besonderen Jurisdiktion des Erzbischofs unterstellt bleiben sollten. Das war eine unerwartete Lösung! Antonellis Diplomatie hatte das getan. Der übel beratene Papst hatte einen großen Fehler gemacht. Er selbst sah das ein und würde das Konkordat wohl rückgängig gemacht haben; aber in seiner „generösen Loyalität" hatte er weiter Geduld mit Portugal, das einst so viel für die Kirche getan hatte, und noch mehr tun zu wollen vorgab.

Neue Verwicklungen entstanden dadurch, daß das Konkordat in Indien erst 1862 proklamiert wurde. Inzwischen hatten sich viele der römischen Jurisdiktion unterworfen. Die Feinde sagten: „Rom hat sie gestohlen!" Die Römer versuchten nachzuweisen, daß auch Portugal Gemeinden dem ap. Vikariate entzogen habe. Die ganze Sache war furchtbar verfahren.

Pius IX. schrieb 1864 dem König von Portugal, das Konkordat sei unpraktisch. Dieser antwortete ziemlich unverschämt. Von da ab folgten weitere Verhandlungen zwischen Rom und Portugal, die lange nicht zum Ziele führten. Die doppelte Jurisdiktion in Indien bestand fort, immer von 6 zu 6 Jahren weiter prolongiert. Pius IX. war gestorben. Leo XIII. setzte den 1. Oktober 1884 als den Termin fest, von dem an die außerordentliche Jurisdiktion des Erzbischofs in 6 Vikariaten aufhören sollte (Breve: Studio et vigilantia vom 26. Aug. 1884). Portugal antwortete mit Androhung eines nationalen Schisma. Von zwei Übeln muß man das kleinere wählen. Das sah auch der Papst ein und zog sein Breve zurück. Die Goanesen triumphierten. Sie verbreiteten das Gerede, alle die päpstlichen Erlasse seien lediglich eine Erfindung der Propaganda gewesen. Es folgte wieder eine sehr bittere Agitation gegen die Missionare.

Endlich am 23. Juni 1886 wurde in Rom ein neues Konkordat unterzeichnet, welches die Forderungen Portugals mit dem „Interesse der Seelen möglichst vereinigte". Goa wurde zum Patriarchat erhoben mit den drei Suffraganbistümern Damao, Kotschin und Meliapur. Der König erhielt das Präsentationsrecht für die Bistümer

Bombay, Mangalur, Quilon und Madura. Im übrigen bekam der Papst freie Hand, die römische Hierarchie aufzurichten. Bald folgte die Gründung zahlreicher Bistümer.

Der Verfasser rühmt Leo XIII., daß er in der weisesten Form alle Interessen der Kirche mit allen Forderungen Portugals vereinigt habe. Wir aber bedauern den armen Mann, der sich für unfehlbar hält, obwohl, wie hier die Erfahrung zeigt, das Drohen einer irdischen Macht genügen kann, um ihn zur Zurückziehung eines amtlichen Erlasses zu bewegen. — Der ganze Streit ist zur Beurteilung der Stellung der römischen Mission zum Reiche Gottes recht bedeutsam.

Ergebnisse des indischen Missions-Zensus vom Januar 1902.

Von Julius Richter.

Am 1. März 1901 hat die anglo-indische Regierung den Zehnjahrs-Zensus von Indien erhoben, und das ist jedesmal ein so bedeutsamer Akt, daß auch die Mission daran nicht vorübergehen kann, ohne das dadurch beschaffte, ebenso umfassende wie wertvolle Material einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Für den gleichen Zeitpunkt, die Jahrhundertwende, hat die Calcutta Missionary Conference gleichfalls „Statistical Tables of the Protestant Missions in India, Burma and Ceylon“ — die sechste Zehnjahrs-Statistik der evangelischen Mission in Indien — veröffentlicht. Mit diesen beiden großen und sorgfältigen statistischen Erhebungen ist für Indien, Barma und Ceylon ein fast lückenloses Material beschafft. Wir wollen im folgenden versuchen, die wichtigsten daraus sich ergebenden Zahlen herauszuheben und zu beleuchten. Wir beginnen mit einer tabellarischen Übersicht der Religionen nach dem Regierungs-Zensus. Wir bemerken dabei, daß die indische Regierung Indien und Barma zusammennimmt, dagegen die Kronkolonie Ceylon von ihrem Zensus ausschließt. Wir setzen zum Vergleich immer die Zahlen des vorausgehenden Zensus von 1891 daneben.

(Tabelle siehe nächste Seite).

Wir lassen zunächst noch die christliche Bevölkerung bei Seite und betrachten, wie wir es gewohnt sind, **Vorderindien** gesondert von Hinterindien. Die Bevölkerung des englischen Vorderindien hat sich in dem Jahrzehnt von 1891—1901 nur um 4253553, also kaum um 1½%[1]) vermehrt. Das ist

1) Wenn englische und anglo-indische Blätter ein Gesamtwachstum um 2,4% herausrechnen, so ziehen sie Barma mit seinem ungeheuren Wachstum (34%) mit hinein, was wegen der ganz andersartigen Verhältnisse verwirrend ist.

Religions-Statistik für Indien und Burma.

	Indien u. Burma zusamm.		Indien		Burma	
	1891	1901	1891	1901	1891	1901
Christen insgesamt . . .	2 284 380	2 923 241	2 163 458	2 775 716	120 922	147 525
Native Christen	2 036 590	2 664 313	1 935 230	2 535 122	101 360	129 191
Europ. u. Euras. Christen	247 790	258 928	228 228	240 594	19 562	18 334
Hindu.	207 731 727	207 147 026	207 558 295	206 861 592	173 432	285 434
Mohammedaner	57 321 104	62 458 077	57 067 524	62 118 631	253 640	339 446
Buddhisten	7 131 361	9 476 759	243 111	292 638	6 888 250	9 184 121
Dschain	1 416 638	1 334 148	1 416 638	1 334 055	—	93
Animisten	9 280 467	8 584 146	9 112 617	8 184 758	168 450	399 390
Sikh	1 907 833	2 195 339	1 904 473	2 188 743	3 360	6 596
Parsi	89 904	94 190	89 806	93 945	98	245
Juden	17 194	18 228	16 843	17 533	351	685
Unbestimmt	42 763	129 900	42 714	2 862	49	127 039
Summa	287 223 431	294 361 056	279 614 879	283 870 432	7 608 552	10 490 624

gegenüber der normalen Zunahme der Bevölkerung von 1% im Jahr, also 10% im Jahrzehnt, erschreckend wenig. Selbst gewiegte Statistiker und Kenner Indiens sind über dieses Zensus-Ergebnis erschrocken gewesen. Es kommt darin zum Ausdruck, in welcher furchtbaren, über alle frühere Berechnung weit hinausgehenden Weise die entsetzlichen Hungersnöte der Jahre 1897 und 1899/1900, die seit 7 Jahren in Indien endemische Pest und die wiederholt in dem Jahrzehnt aufgetretenen Cholera- und Typhus-Epidemien das Land verwüstet haben. Es ist begreiflich, daß von diesen großen Landesnöten das

am schwersten betroffene westliche Indien am meisten in Mitleidenschaft gezogen wurde. Daher erklärt es sich, daß z. B. die Zahl der fast ausschließlich im Mahratta-Lande und Gutscherat ansässigen Dschains sich um 82583 vermindert hat. Bei der spröden Abschließung dieser Kreise ist nicht anzunehmen, daß sie irgend erhebliche Verluste durch Übertritte zu andern Religionen erlitten haben. Merkwürdig ist, daß trotzdem der Pandschab, die Heimat der Sikhs, gleichfalls von Pest und Hungersnot schwer betroffen ist, die Zahl der Sikhs sich um 284274, also um 15% vermehrt haben; diese kleine, wenig beachtete Religionsgemeinschaft scheint also in ihrer Heimat eine ziemlich lebhafte und erfolgreiche Propaganda zu entfalten. Ungleich wichtiger für Indien ist die Vermehrung des Islam; seine Anhänger haben sich in Vorderindien um 5051107[1]), in Barma um 85806, im ersteren Gebiete um nicht ganz 9%, im andern sogar um 26% vermehrt. In keinem von beiden Ländern ist der Zuwachs auf eine planmäßige Propaganda oder Mission zurückzuführen; es kommt darin vielmehr die mächtige Anziehungskraft der kompakten Religionsmasse zum Ausdruck; die niedern Kasten, zumal die Kastenlosen, steigen durch den Übertritt zum Islam, der ihnen im ganzen soziale und religiöse Gleichberechtigung gewährt, in der sozialen Skala auf; und da diese lange unterdrückten Volksschichten allmählich aus ihrem Schlafe erwachen und eine dunkle Ahnung von den neuen, durch die englische Regierung geschaffenen Verhältnissen bekommen, so regt sich in ihnen das Verlangen nach der Besserung ihrer sozialen Lage, und diese neue Strömung kommt in Nordindien und Bengalen vorläufig am meisten dem Islam zugute. Das ist eine Tatsache, welcher die nordindische Mission die sorgfältigste Beachtung schenken muß, wenn sie nicht von dem mächtigen Nebenbuhler bei Seite geschoben werden will.

Die Hindu, die Hauptmasse der indischen Bevölkerung, haben nicht nur nichts gewonnen, sondern sogar noch 696703, also 1/8% verloren; ebenso haben die Animisten sogar 927259 d. h. mehr als 10% verloren. In diesen Zahlen kommen nicht nur die furchtbaren Verluste zum Ausdruck, welche die Landesnöte diesen infolge ihrer Armut besonders schwer heimgesuchten Volksschichten zugefügt haben. Sie beweisen zugleich, daß es in der Hauptsache diese beiden Bevölkerungssphären sind, aus denen die wachsenden Religionen — in erster Linie Islam, Christentum und Sikhismus — ihre Anhänger ziehen. Besonders drängt sich der Schluß auf, daß es mit den Animisten, das sind in der Hauptsache die Kolarier, schnell zu Ende geht; sie werden von den sie umgebenden Kulturreligionen aufgesogen. Das legt wieder dem Christentum,

1) Allerdings ist hierbei in Rechnung zu ziehen, daß neu hinzugekommene Gebiete, bes. in Afghanistan etwa 1/2 Mill. E. neu hinzugebracht haben, welche beim Zensus 1891 noch nicht mitzählten. Zudem werden die Mohammedaner vermöge ihres größeren Wohlstandes und der infolge dessen besseren sanitären Verhältnisse viel weniger als die Hindu und Bergvölker von Hungersnot und Pest betroffen. Es ist deshalb sehr wohl begreiflich, daß sie annähernd das normale Wachstum um 10% erreichten, auch ohne beträchtliche Übertritte, die wenigstens nur in beschränktem Umfang können stattgefunden haben.

welches gerade an der Arbeit unter ihnen stark beteiligt ist, die dringende Verpflichtung auf, mit der Einsammlung möglichst großer Scharen aus ihnen zu eilen, ehe sie von den anderen Kulturreligionen in Beschlag genommen werden.

Die christliche Bevölkerung hat sich von 2¼ Mill. auf fast 3 Mill., genauer um 627769, also um 28% vermehrt. Wir rechnen davon die europäische und eurasische Bevölkerung ab, die sich nur von 247790 auf 258920, also kaum um 11000 (4½%) vermehrt hat und beschränken uns vorläufig auf Vorderindien, so finden wir ein Wachstum von 1935230 auf 2535122, also um 599892 = 31½%. Das ist, aufs Ganze gesehen, eine Zunahme, welche die Hoffnungen der Missionsfreunde übertrifft, und gegen welche selbst die Zunahme des Islam (um fast 9%) und der Sikhreligion (um 15%) stark in den Schatten tritt. Die Gesamtsumme von 2½ Mill. eingeborener Christen setzt sich zusammen aus 866985 evangelischen, 248737 syrischen (unabhängigen) Jakobiten (in Travankor und Kotschin), 322583 römisch unierten (an Rom angeschlossenen) Syrern (ibidem), 1122678 Katholiken, 1334 „unbestimmten Glaubens“ und 102278 „Denomination nicht angegeben“. Wahrscheinlich sind die beiden letzten Posten großenteils den „Protestanten“ zuzuzählen. Die christliche Bevölkerung ist weitaus am stärksten im Süden, in der Madras-Präsidentschaft; hier befinden sich unter einer Gesamtbevölkerung von 48117598 Seelen 1988222 Christen, sie machen also gut 4% der Bevölkerung aus. In dem kleinen Reiche Travankor sind unter 2952157 Seelen 697387 Christen, also 23½%; in dem angrenzenden kleinen Staate Kotschin sind unter 812025 Seelen 198239 Christen, also sogar 24½%. Es ist nur bedauerlich, daß gerade in diesen Staaten mit der stärksten christlichen Bevölkerung die letztere in drei einander argwöhnisch gegenüberstehende Parteien zerrissen ist. Die Protestanten zählen etwa 100000, die Jakobiten ¼ Mill. und die katholischen unierten Syrer ⅓ Mill.

Die Gesamtzahl der indischen Evangelischen gibt der Regierungs-Zensus auf 866985, der Missions-Zensus auf 854867 an. Bedenken wir, daß beide Zensus völlig unabhängig von einander und nach ganz andrer geographischer Einteilung aufgestellt sind, so ist die geringe Differenz der Schlußsummen erstaunlich und gibt ein sehr gutes Vorurteil für ihre Zuverlässigkeit. Prof. Warneck veranschlagte die Zahl für 1900 auf 790000 (Abriß, 7. Aufl. S. 283); er hat also richtiger und umsichtiger gerechnet, als D. Grundemann, der (für das Jahr 1898) nur 721688 herausrechnete (Kleine Miss.-Geogr. 1901, S. 17). Für alle statistischen Zwecke darf die Zahl 860000 als Summe der eingebornen protestantischen Christen Vorderindiens um die Jahrhundertwende gelten.

Übrigens macht auch der Missions-Zensus auf völlige Zuverlässigkeit nicht Anspruch, da einzelne Zahlenreihen nur auf Schätzung beruhen; z. B. ist die „Native christian community“ der baptistischen Missionen einfach durch Verdreifachung der Kommunikanten berechnet. Immerhin haben wir hier die sichersten erreichbaren Zahlen. Sie gewinnen Bedeutung, wenn man sie mit den vorausgehenden, auf gleicher Berechnung beruhenden Zahlen vergleicht.

Native protestant community:

	1851	1861	1871	1881	1890	1900
Indien	91 092	138 731	224 258	417 572	559 661	854 867
Barma	?	59 369	62 729	75 510	89 182	124 969
Ceylon	11 859	15 273	31 376	35 708	22 442	33 577
Summa:	?	213 373	318 363	528 590	671 285	1 012 463
Das ergibt insgesamt ein Wachstum für ganz Indien von	—	49 %	66 %	27 %	51 %	
für Vorderindien allein von	54 %	54 %	87 %	34 %	53 %[1])	

Erwägt man, daß in dem Jahrzehnt bis 1881 infolge der entsetzlichen Hungersnot der Jahre 1876—79 ein ungewöhnlich großes Wachstum, in dem darauf folgenden Jahrzehnt bis 1891 dagegen eine durchaus notwendige Sichtungszeit eingetreten ist, daß in beiden Jahrzehnten zusammen aber das Wachstum 110% (= 2 × 55%) betrug, so ergibt sich durch das ganze letzte halbe Jahrhundert ein annähernd regelmäßiges Wachstum von je 54% in der Dekade.

Um nun im weiteren unsere Ausführungen nicht mit zuviel Zahlen zu belasten, setzen wir die in Warnecks Abriß (7. Aufl. S. 283 u. 284) gegebenen Zahlen als bekannt voraus, bitten unsere Leser, dieselben zur Hand zu nehmen und setzen nur die entsprechenden Zahlen des neuen Zensus daneben.

	1890	1900
Auswärtige Missionare	857	976
Eingeborne Pastoren	797	893[2])
Katechisten, Lehrer u. s. w.	3 491	5 755[2])
Organisierte Gemeinden	4 863	5 362
Schüler an höheren Schulanstalten	53 564	50 093
Schüler von Theolog. Seminaren, Katechisten-Schulen u. dgl.	1 584	1 623
Volksschüler (Knaben)	122 193	152 442
„ (Mädchen)	69 716	83 622
Höhere Schulen	541	411
Volksschulen	4 770	5 529

Während diese Statistik in allen andern Zweigen ein Wachstum der evang. Mission konstatiert, scheint das höhere Schulwesen zurückgegangen zu sein; allein in Wirklichkeit ist gerade diesem Zweige ein besonderes Maß von

1) Rechnen wir, was allerdings bei der nicht völligen Übereinstimmung der Zahlen nicht ganz, aber doch annähernd richtig ist, die protestantische von der gesamten eingeborenen christlichen Bevölkerung ab, so ergibt sich für die nichtprotestantische ein Wachstum von (1891) 1 387 747 auf 1 685 377, also nur um 297 630 oder 21½%. Die dabei hauptsächlich beteiligte römische Mission wächst also weit langsamer als die protestantische. Umfaßte letztere 1891 nur 31,85% der indischen Christen, so zählen am Schluß des Jahrhunderts 36⅜% zu ihr.

2) Diese beiden Rubriken gehen in einander über, da die verschiedenen Gesellschaften inbezug auf ihr eingeborenes Personal stark abweichende Grundsätze befolgen.

Pflege zugewandt, und die Verschiebung der Zahlen beruht auf einer präziseren Fassung der Statistik. In den 411 „höheren Schulen“ sind enthalten

72 Theologische und Lehrer-Seminare mit . . . . 1623 Schülern
30 Kolleges (Akademische Anstalten) mit . . . . . 8887[1] „
und 309 Upper Schools (High Middle, Anglo Vernacular Schools) mit . . . . . 41209[1] „

Sehen wir uns nun die Verbreitung und Vermehrung der Christenschaft genauer an, so entfallen auf

	1890	1901	Wachstum um %
Bengalen . . .	108901	145273	33%
Vereinigte Prov.	30321	108990	260%
Pandschab . .	20729	36584	76%
Zentral-Indien .	11343	27352	142%
Bombay Präs. .	22455	30649	37%
Madras Präs. .	365912	506019	39%[2])

1) Hierbei sind jedoch auch noch die Schülerzahlen ungenau, da vielfach die Kolleges mit High Schools verbunden und dann die Zahlen für Ober- und Unterbau des Schulsystems oft nicht auseinander gerechnet sind. Indessen das Aggregat beider Summen ergibt wieder eine zuverlässige Zahl, die wir oben eingesetzt haben. Welche Stellung dabei dieses Missionsschulwesen im Rahmen des indischen Schulwesens überhaupt einnimmt, ergibt folgende Vergleichung:

Die Schüler der Mission bilden von der Gesamtzahl
der Schüler der Colleges und High Schools 10%
der Abiturienten 10%
derer, die das erste akademische Examen (F. A.) bestanden . 20%
derer, die das zweite akademische Examen (B. A.) bestanden 25%
der Schüler, welche das höchste akad. Examen (M. A.) bestanden 16%
in Volksschulen 5%
in Mädchenschulen 25%
in Kostschulen für Knaben 50%
in Kostschulen für Mädchen 100%

2) Wir setzen zur Vergleichung daneben die Zahlen des Regierungs-Zensus, wobei wir jedoch bei der sehr stark abweichenden Teilung des letzteren nach 13 Provinzen und 12 Gruppen von Feudalstaaten nicht imstande sind, die Zahlen ganz in Einklang zu bringen, zumal hierin stets auch die Katholiken stecken.

	1891		1901	
Bengalen, engl.	152522		224717	
Schutzstaaten	1563		3053	
Assam	14782		33595	
		168867		261365
Vereinigte Provinzen, engl. . .	23406		68841	
Feudalstaaten	57		447	
		23463		69288

An dieser Tabelle fällt zunächst auf, daß die Vereinigten Provinzen (die früheren Nordwest-Prov.) ein Wachstum um 260 % aufzuweisen haben; dasselbe ist fast ausschließlich den bischöflichen Methodisten zugute gekommen, deren meiste Stationsbezirke infolge einer künstlich unter den Tschamar und Mehtar in Gang gebrachten Bewegung sich rapide ausgebreitet haben. Wir setzen von den am meisten betroffenen Stationen die Zahlen von 1890 und 1900 zum Vergleich neben einander: Lakhnau (2436) 4587; Agra, Mattra, Kasganj, Bareilly, Moradabad, Mussuri (18364) 89719; diese eine Mission nimmt also mit 94306 allein 86% des Missionsertrages dieses weiten, sonst so unfruchtbaren Gebietes in Anspruch. Dieser eigentümliche Zustand erforderte eine eindringendere Beleuchtung. — Der Pandschab wies in dem vorausgehenden Jahrzehnt (1880/90) ein Wachstum um 383% auf; dazu hatten natürlich außergewöhnliche Umstände mitgewirkt; um so erfreulicher ist, daß auch im letzten Jahrzehnt das Wachstum stark gewesen ist (76%), um so mehr da sich dasselbe annähernd gleichmäßig über alle Missionen in diesem Gebiete zu erstrecken scheint. — Zentral-Indien umfaßt Radschputana, Haiderabad, die Zentral-Provinzen, Berar und speziell das sog. Zentral-Indien; in den drei letzteren Bezirken gab es noch nach der Statistik von 1890 keinen Stationsbezirk mit mehr als 250 Christen, alle drei große Bezirke hatten zusammen nur 1328

Pandschab, engl.	19639		38228	
Adschmir-Merwara . . .	1209		2362	
Beludschistan	—		425	
Kaschmir	81		202	
Pandschab-Feudalstaaten	113		285	
Radschputen-Staaten . .	749		1368	
		21791		42870
Zentral-Indien, engl.	6093		17791	
Berar	697		1748	
Agency, Feudalstaaten .	1490		3715	
Zentr.-India, Schutzstaaten	187		576	
Haiderabad	12692		15357	
		21159		39187
Bombay, engl.	122575		171214	
Schutzstaaten	7239		10105	
Baroda	386		7543	
		130200		181862
Madras, engl.	825424		983888	
Kurg	2931		3160	
Meisur	27981		39585	
Travankor u. Kotschin .	713403		906789	
		1564739		1933422

Unerklärt ist im Regierungs-Zensus die geringe Zahl der Christen in den Vereinigten Provinzen, welche allein schon von den Protestanten um 38000 übertroffen wird. Im übrigen ist aus einer Vergleichung beider Zahlenreihen ersichtlich, wo die Römischen stark vertreten sind.

Getaufte; jetzt haben die Kanadischen Presbyterianer in Zentral-Indien 2000, die Deutsch-Evangelischen in Bisrampur 4291 und die Quäker in Hoschangabad 1950 Christen; es ist also in einigen kleineren Distrikten bedeutend vorangegangen. In Haiderabad haben besonders die Wesleyaner durch energische Pflege der Mala-Bewegung gewonnen (1890: 1134; 1900: 7234), während neben ihnen die Freischotten infolge der Zerwürfnisse nach Narayan Scheschadris Tode von 3000 auf 1112 zurückgegangen sind. Radschputana ist trotz der furchtbaren Heimsuchungen des letzten Jahrzehnts und der aufopfernden Liebesarbeit der Missionen harter Boden geblieben; allerdings die Bischöflichen Methodisten sind auch hier relativ sehr stark gewachsen (1890: 381; 1900: 2360); aber die übrigen sehr viel stärker vertretenen und intensiver arbeitenden Missionen haben sich nur von 1362 auf 1612 vermehrt. Das Merkmal dieses weiten Gebiets sind also sporadische Bewegungen neben weiten unfruchtbaren Strecken. — Das sind die drei großen Abteilungen Indiens, welche erheblich stärkeren Zuwachs aufweisen als der Durchschnitt von 54%.

Die Bombay-Präsidentschaft hat nur im Achmednagar Distrikt eine größere Christengemeinde aus den Kastenlosen, welche sich im Bereich des SPG und des AB zusammen von 7824 (1890) auf 13429 (1900) Seelen vermehrt hat (u. z. fällt dies Wachstum fast nur dem AB zu). Außerdem haben sich die Amerik. Presbyter in Kolhapur und Umgegend von 229 (1890, Statistik unsicher) auf 1620 vermehrt. Daneben ist das Basler Süd-Mahratta-Gebiet, das Sorgenkind der Basler indischen Mission, mit einem Wachstum von 1547 (1890) auf 1912 (1900) noch ganz erfreulich. Im übrigen ist die Präsidentschaft harter Missionsboden. — Daß Bengalen (mit Assam) nur ein Wachstum von 33% erreicht hat, ist auf den ersten Blick auffällig, wenn man erwägt, daß die Goßnersche Kolsmission von 37412 auf 63658 (der Zensus rechnet nur 46571, indem er inkonsequent hier nur die Getauften, nicht die Katechumenen zählt; Ende 1902 zählt die Mission bereits 56389 Getaufte und 26201 Katechumenen, zusammen 82590 Seelen), die Indian Home Mission von 6300 auf 11030, Hägerts Bethel-Mission von 500 auf 1503 gewachsen ist. Allein diesen sehr beschränkten Gebieten ergiebiger Aboriginer Missionen steht ein langsameres Wachstum fast im ganzen übrigen Bengalen gegenüber. Allerdings im weiteren Stadtbezirk von Kalkutta (nebst Umgebung) ist die Zahl der Christen von 11223 auf 21140 gewachsen, jedoch allem Anschein nach mehr durch Zuzug von auswärts als durch Uebertritte. Von den größeren Christenkomplexen, welche sonst noch über Bengalen zerstreut sind, haben sich die Sanderban-Gemeinden von 4980 auf 7477, die Krischnagar Gemeinden von 5015 auf 5772, die baptistischen Gemeinden in Ost-Bengalen von 7660 auf 10454, die Welschen Calviniſten in Assam von 7392 auf 8702, die amerik. Baptisten in Assam von 6334 auf 9972 vermehrt; überall ein erfreuliches Wachstum, das sich aber nirgends erheblich über den Durchschnitt dieser Provinz von 33% erhebt. — 59% der indischen Christen wohnen in der Madras-Präsidentschaft; von dem gleichmäßigen Wachstum hier hängt vorläufig noch in erster Linie die Zunahme der Christenheit in Indien ab. Vergegenwärtigen wir uns das Wachstum der wichtigsten südindischen Missionsgebiete:

	1881	1890	1900
Tinnevely (CMS u. SPG)	95 624	93 302	86 760
Travankor nebst Kotschin (CMS u. LMS) .	59 959	72 635	98 766
Madura (AB u. Leipz. M. u. SPG) . .	17 713	18 465	22 523
Kaweri-Strom Gebiet (Leipz. Wesl. SPG)	13 369	14 979	19 228
Malabar (Basler)	2 736	2 950	6 035
Madras (zahlreiche Ges.)	6 874	6 775	9 052
Südl. u. mittl. Telugu-Gebiet (ABpt, LMS, SPG, Gen.-Syn., Hermb.) . . .	67 916	122 789	88 966
Nördl. Telugu-Gebiet (CMS., Kanad. Bapt., Gen. Counc., Brekl.)	9 125	13 220	24 535

Wir wollen gleich bemerken, daß die beiden letzten dieser Zahlenreihen nicht zuverlässig und vollständig sind; sie sind mit geringerer Sorgfalt zusammengestellt als die übrigen; nicht nur gehen die Zahlen etwas bunt durcheinander, und sind in den Tafeln von 1890 zum Teil in den Supplement gestellt, sondern es fehlen in den Tafeln von 1900 z. B. die Darbystische Godavery-Delta-Mission, die 1890 mit 1000 Christen eingestellt war; ferner die Gen. Counc. Radschamundry-Mission mit (1890) 1360 Christen (Rep. von 1900: 6159 Getaufte). Zählen wir diese 7159 zu der letzten Zahl hinzu, so tritt noch deutlicher hervor, daß der nördliche Telugu-Distrikt im letzten Jahrzehnt ein besonders starkes Wachstum gehabt hat, an dem alle dort arbeitenden Missionen Teil haben. Dagegen scheint auffällig der Absturz im südlichen Telugu-Gebiete. Von den hier arbeitenden Gesellschaften sind die amerik. Gen.-Syn. in Guntur von 13 566 auf 20 586, die Londoner Kuddapah-Mission von 6795 auf 9284 gewachsen; mithin fiele das Defizit allein der amerik. bapt. Ongole-Mission zur Last. Sie berichtete 1851: 10; 1861: 23; 1871: 6418; 1881: 53 216; 1890: 96 450 Christen, dagegen 1900 nur 52 031. Allein nach einer Bemerkung der Vorrede (S. III) sind in dieser Summe irrtümlich nur die Kommunikanten gerechnet und die Zahl der Christen müßte durch Verdreifachung dieser Zahl gewonnen, also auf 156 093 berechnet werden. Der Jahresbericht der ABpt. zählte in dieser Mission am 31. Dezember 1900: 58 418 church members und 62 135 Adherents = 120 553 Christen (1902: 55 210 Komm. + 74 790 Adh. = 130 000). Mithin ist diese Mission zur Zeit der massigste Komplex von unter einer Missionsleitung stehenden Christengemeinden, den ganz Indien aufzuweisen hat. — Dagegen vermögen wir die Verminderung der Tinnevely-Mission um 16 442 Seelen nicht ganz aufzuklären. In der neusten Statistik sind die strikten Baptisten von Koilpatti weggelassen, welche 1890 rund 1000 Christen berechneten. In den Reihen des CMS hat anscheinend in den letzten Jahren eine kleine Verminderung stattgefunden; sie zählten 1881: 55 310; 1890: 54 157; 1900: 49 753; Proc. 1902: 53 959. Nehmen wir auch an, daß in der Zahl für 1900 die Katechumenen irrtümlich weggelassen sind, so liegt immerhin die betrübende Tatsache vor, daß sich diese ehedem blühende Mission seit einem Vierteljahrhundert eher vermindert als vermehrt hat. Die neben ihr arbeitende SPG-Mission zählte 1881: 40 314; 1890: 39 045; 1900: 27 107; nach dem Jahresbericht von 1902 25 843 Getaufte + 1964 Katechumenen = 27 807. Es scheint sich mithin diese Schanar Mission, auf welche man früher große

Hoffnungen setzte, noch mehr wie die der CMS in einem Zustande der Stagnation, wo nicht des Rückganges zu befinden — die niederschlagendste Tatsache, welche der neue Missions-Zensus an das Licht bringt![1])

Von Wichtigkeit ist die Tabelle der **Kommunikanten**, um so mehr als sie bei den meisten amerikanischen Gesellschaften, zumal bei den Baptisten und Kongregationalisten das Rückgrat die Statistik ist; wir führen wiederum die in Warnecks Abriß, 7. Aufl. S. 284 gegebene Tabelle fort:

	Kommunikanten 1890	1900	Wachstum um %
Bengalen . . .	37 918	49 078	30 %
Vereinigte Provinzen	14 728	68 771	368 %
Pandschab . . .	6 034	8 397	39 %
Zentral-Provinzen .	4 580	9 818	113 %
Bombay . . .	9 186	10 976	19 %
Madras . . .	110 276	154 659	40 %
Summa	182 722	301 699[2])	65 %

Daß im Pandschab, Zentral-Indien und der Bombay-Präsidentschaft die Zahl der Kommunikanten relativ langsamer gewachsen ist als die der Anhänger, kommt daher, daß der Zufluß meist aus den niedersten Volksschichten herstammt und die meisten Gesellschaften vorsichtig mit der Verleihung voller Kirchenrechte an diese sind. Daß bei gleicher Provenienz der Christen die Kommunikantenzahl in den Vereinigten Provinzen überaus stark gestiegen ist, hat seinen Grund in der nach fast allgemeinem Urteil der indischen Missionsleute ungesunden Praxis der Bischöflichen Methodisten.

Zwei **Arbeitszweige** haben im letzten Jahrzehnt einen besonderen Aufschwung genommen, die **Frauen-Mission** und die **ärztliche Mission**; es ist nur im allgemeinen möglich, diesen Zuwachs aus den Zensus-Tabellen festzustellen:

	1890	1900
a) Missionsschwestern (incl. Eurasier)	711	1174[3])

1) Von geringerem Interesse, weil minder zuverlässig und in der Einteilung der Rubriken willkürlich, ist die Verteilung der 866 985 eingeb. Protestanten nach Missionskirchen. Es sind

Anglikaner . .	305 907
Baptisten . .	216 743
Lutheraner . .	153 768
Methodisten . .	68 451
Presbyterianer .	42 799
Kongregationalisten	37 313
Heilsarmee . .	18 847
Kleinere Sekten .	23 157

2) Wenn D. Grundemann die Zahl für die Jahrhundertwende nur auf 230 919 berechnete, so ist er also um mehr als 71 000, also um fast ein Drittel im Rückstand geblieben (Kleine Miss.-Geogr. S. 17).

3) Da die entsprechende Zahl des männlichen Personals für 1902 nur

Eingeborenes Personal (Bibelfrauen 2c.)	3277	5962	(außer den heidnischen Hilfskräften)
b) Missionsärzte	97	147	(einschließlich der nicht akademischen 193)
Hospitäler und Polikliniken[1]) .	166	(125 + 212) 337.	

Die indischen Großstädte sind zum Teil mit Missionaren sehr stark besetzt:

Puna	hat bei	111 385	Einw.	80	Missionare,	die	8	versch.	Ges. angehören
Kalkutta	„	„ 844 604	„	150	„	„	13	„	„ „
Bombay	„	„ 770 843	„	75	„	„	11	„	„ „
Madras	„	„ 509 397	„	76	„	„	11	„	„ „
Delhi	„	„ 208 385	„	31	„	„	3	„	„ „

In diesen Großstädten häufen sich eben die Missionsinstitute, Hochschulen, Hospitäler u. dgl., und diese bedingen eine unverhältnismäßig starke Besetzung, wobei allerdings wohl vielfach auch die Vorliebe der Engländer und Amerikaner für das Stadtleben mithineinspielt. (Int. 903 682.)

Sind die Zensuszahlen richtig, so hat sich im letzten Jahrzehnt die Zahl der Aussätzigen von 126 000 auf 90 000 vermindert: allerdings ist darauf kein Verlaß, weil die Eingeborenen gerade diese Krankheit solange als irgend möglich zu verbergen suchen. Englische Ärzte (bes. Dr. Hutchinson) vertreten neuerdings die Ansicht, daß der Aussatz sich hauptsächlich nach dem Genuß ungenügend gesalzener und daher verdorbener, getrockneter Fische entwickele. Mit Rücksicht darauf ist die Salzsteuer in Indien um 20 % herabgesetzt. Doch halten maßgebende Missionare diese Theorie für irrig. (Int. 903 689.)

Barma und Ceylon. Die Engländer rechnen Barma zu Indien, nehmen dagegen Ceylon als englische Kronkolonie besonders. Wir Deutsche pflegen Ceylon zu Indien zu rechnen, dagegen Barma mit Hinterindien zusammen zu nehmen. Für unsere Statistik ist es geraten, beide Länder von Indien getrennt zu behandeln, weil in ihnen erheblich andersartige Verhältnisse vorliegen.

Barma ist das Haupteinwanderungsgebiet Indiens; seine Bevölkerung hat sich im letzten Jahrzehnt von 7 608 000 auf 10 490 000, also um 2 882 000, fast 38 %, vermehrt. Den Hauptzuwachs erhielten die Buddhisten (von 6 888 000

976 beträgt, so hat also das weibliche Missionspersonal nunmehr das männliche überflügelt, ein bedenklicher Zustand zumal in einem Lande wie Indien, wo die männliche Bevölkerung das gesamte öffentliche und soziale Leben ausschließlich beherrscht. Der Zustand wird bedrohlich in den independenten Missionen, wo die Verwaltung der internen Missionsangelegenheiten meist in den Händen der Konferenz der Missionare liegt, in der die Missionsschwestern, oft außerdem auch noch die Missionarsfrauen Sitz und Stimme, in ihrer Reihenfolge demnach auch den Vorsitz haben. Und doch kann in Indien die aggressive Missionsarbeit nur von Männern betrieben werden!

1) Dieselben sind im Zensus von 1890 nicht getrennt, obwohl allerdings ihre Zusammenlegung irreführend ist.

auf 9 184 000, also um 2¼ Mill.) und die Animisten (von 168 450 auf 399 390, also um mehr als das Doppelte; wahrscheinlich war aber die frühere Zählung erheblich zu niedrig). Auch die Hindu (von 173 000 auf 285 000) und die Mohammedaner (von 253 000 auf 339 000) sind stark gewachsen. Nur die Christen haben mit diesem allgemeinen Aufstreben dem Anschein nach nicht Schritt gehalten; sie sollen sich nach dem Regierungs-Zensus nur von 120922 auf 147 525, also um 26 603 (22 %) vermehrt haben. Wir rechnen davon die Europäer und Eurasier (1890: 19 562; 1900: 18 334) ab, so bleiben 1890: 101 360, 1900: 129 191 Christen übrig. Die statistischen Tabellen des Missions-Zensus berechnen die protestantischen Christen allein 1890 auf 89 132, 1900 auf 124 069 (Tafel 64); allein man braucht die letztere Zahl nur mit der Spezialtabelle S. 33 zu vergleichen, so sieht man, daß bei den amerik. Baptisten wieder ein Fehler steckt, da bei ihnen irrtümlich nur die Kommunikanten eingestellt sind (37 929). Nach dem Jahresbericht pro 1900 zählte diese Mission 39 065 volle Kirchenglieder und 79 894 Anhänger, zusammen 118 959 Christen (1902: 41 770 + 74 706 = 116 476). Daß die Zahl der members zu den adherents sich wie 1 : 2 (oder da wir Deutsche in die zweite Rubrik immer wieder die members mit aufnehmen, wie 1 : 3) stellt, ist bei der Provenienz der überwiegenden Mehrzahl der Christen aus den kulturarmen Karenenstämmen wohl begreiflich; man muß in so zusammengesetzten Gemeinden mit der Gewährung der vollen Kirchengemeinschaft vorsichtig sein. Unglücklicherweise lesen wir aber Dec. Conf. Rep. 255, daß die amer. Baptisten über die „Anhänger" überhaupt keine zuverlässige Statistik führen, sodaß also auch diese Zahl in den Tabellen nur auf Schätzung beruht. D. Cushing, einer der besten Kenner dieser Mission, urteilt: „Ich bin gewiß, daß die Zahl der Baptisten (um die Jahrhundertwende) 100 000 betragen muß." Diese mäßige Zahl angenommen, müßte die Gesamtzahl der Christen in Barma mindestens 15 000 mehr betragen, als der Regierungs-Zensus angibt, also ca. 144 000. Warum sich so viele Christeubei der Zählung unrichtig eingetragen haben, ist nicht aufgeklärt. Jedenfalls ist es unangängig, aus so unsichern Zahlen statistische Schlüsse zu ziehen. Da alle andern in Barma arbeitenden protestantischen Gesellschaften zusammen nur etwa 10 000 Christen zählen, so ist die amerik. Baptisten-Mission die ausschlaggebende[1]).

Ceylon bietet dem Missionsfreunde ein wenig erfreuliches Bild. Auch diese schöne Insel hat infolge ihrer überaus günstigen klimatischen Verhältnisse und der starken Kulieinwanderung eine Bevölkerungszunahme von fast 20% erlebt (1901: 3 619 443). Dieselbe setzt sich ethnographisch und religiös höchst eigentümlich zusammen

	Insgef.	Katholiken	Protest.	Buddhisten	Hindus	Mohamm.
Europäer . . .	6300	787	5427	19	—	—
Burgher . . .	23482	10464	12842	140	—	—
Singhalesen der Ebene	1958320	178405	25282	2120000	—	—
Berg-Singhalesen	872987	2921	2230		—	—

1) Die missionsstatistischen Tabellen berechnen in ihren Schlußsummen (S. 64) einen Zuwachs der Protestanten um 39 %, d. h. also fast genau entsprechend dem Bevölkerungswachstum des Landes.

Tamulen . . .	951740	93646	15584	180048	826826	—
Muren (Moh.) u. Malaien . . .	239936	43	6	46	—	239830
Veddahs u. a. .	3971	23	53	—	—	—
Unklassifizierte. .	9718	1140	384	—	—	—

Während also die Europäer überwiegend Protestanten sind, verteilen sich die Burgher (Mischlinge) fast zu gleichen Teilen auf die Protestanten und Katholiken. Da von einem Missionserfolg unter der Viertelmillion Mohammedaner noch fast nichts zu merken ist, beschränkt sich derselbe fast ausschließlich auf die Tamulen, die Berg- und die Ebene-Singhalesen.

Wie in keinem anderen Teile Indiens nimmt hier die katholische Mission eine dominierende Stellung ein; sie umfaßt mit 287419 Seelen 8,03% der Gesamtbevölkerung und mit 178405 von 1½ Millionen Singhalesen der Ebene fast 12%, mit 93646 von 951740 Tamulen fast 10% zweier der Hauptmissionsvölker der Insel. Der apostolische Delegat für Indien, Zaleski, Erzbischof von Theben, hat darum auch in Kandy, dem Mittelpunkt der Insel, seine Residenz aufgeschlagen. Die Katholiken entwickeln zumal auf dem Gebiete des höheren Schulwesens eine bedeutende Tätigkeit, während sie hier wie fast überall in Indien das Volksschulwesen vernachlässigen. Da sie 1881: 208000 Seelen, 1891: 246214 Seelen, 1901: 287419 Seelen zählten, können sie sich auch eines regelmäßigen Wachstums rühmen.

An Protestanten zählt der Regierungs-Zensus nur 60102; da von diesen für unsere Zwecke noch die Europäer und die Burgher abgehen, bleiben nur 42853 eingeborene Christen übrig, ein äußerst dürftiger Ertrag einer protestantischen Missionstätigkeit, die auf dieser Insel schon bald nach ihrer Okkupation durch die Holländer 1656 und dann wieder seit 1814 durch vier große Missionsgesellschaften betrieben ist. Wir sind in der Lage, für denselben Zeitpunkt (1901) genaue parallele Statistiken der Regierung und der Missionen zu haben. Ein Vergleich derselben wirft ein Licht auf den Grad der Zuverlässigkeit solcher Aufstellungen:

	Regierungs-Zensus 1901		Missions-Zensus 1891	1901
		C. M. S.	8056	10175
		S. P. G.	2205	2094
Church of England	21244		10261	12269
Wesleyaner	12629		11699	15339
Baptisten	2922	Memb.	1055	1053
Amer. Board	2411	„	1521	2100
Heilsarmee	957		?	ca. 2000
Andere Gesellschaften. . . .	1863		?	?

Wie in die Regierungsstatistik die allem Anschein nach zu hohe Zahl von einheimischen Christen der Church of England gekommen ist, vermag ich nicht aufzuklären; wahrscheinlich haben sich viele Christen in Unkenntnis der denominationellen Unterschiede einfach als Glieder der Kirche eintragen lassen, welche noch von früher her den Nimbus der Staatskirche hat. Die Missionsstatistik

zählt zusammen 33527 eingeb. Christen (gegen 42833 des Regierungs-Zensus). Da die Gesamtzahl der Protestanten einschließlich der Europäer nach letzterem Zensus 1881: 60000, 1891: 55913; 1901: 60102 betrug, hat anscheinend ein Wachstum nicht stattgefunden, oder vielmehr da die Wesleyaner ein Wachstum von (1891) 11700 auf (1901) 15339, die C. M. S. ein solches von (1891) 8056 auf (1901) 10175 registrieren, müssen die andern Gesellschaften zurückgegangen sein. Nach dem Missionszensus gab es 1881: 35708, 1890: 22442, 1900: 33527 eingeborene Protestanten, also nach 20 Jahren noch nicht einmal wieder soviel als 1881. Das ist um so schmerzlicher und betrübender, als wenigstens drei große Missionsgesellschaften, die Wesleyaner, die C. M. S. und der A. B. mit Hochdruck und Anwendung aller modernen Missionsmittel arbeiten.

Chronik.

Es liegen mir wieder eine ganze Reihe **Anklagen gegen die Mission** vor, die teils im Mangel an religiösem Verständnis, teils in Unkenntnis, teils in prinzipieller Gegnerschaft ihren Grund haben. Es sind wesentlich die alten Vorwürfe, die immer wiederkehren, sodaß man es müde wird, sie zum hundertstenmale zu widerlegen. Ich registriere nur aus 4 Organen die charakteristischsten Fälle.

1) Aus der „**Kolonialen Zeitschrift**", die wohl zu unterscheiden ist von der „Deutschen Kolonialzeitung". Diese Zeitschrift, die wie unsere Leser wissen, die Einführung der Zwangsarbeit in den deutschen Kolonien befürwortet und die Gelegenheit oft vom Zaune bricht, um der Mission etwas anzuhängen, schreibt in Nr. 19 dieses Jahrganges S. 361:

„Zwei Parteien kämpfen gegenwärtig auf **Tahiti** um die Macht: Katholiken und Protestanten. In diesem Streite handelt es sich aber keineswegs um konfessionelle Angelegenheiten. Die Religion dient, wie auch vielfach anderswo, nur zum Deckmantel. Der Erfolg ihrer eigenen Handelsgeschäfte liegt beiden Religionen gleichviel am Herzen, und diese bedeuten für sie auch die einzigen Dinge, um die sie sich kümmern. Die Protestanten bilden dabei die **amerikanische**, die Katholiken verteidigen die Interessen der französischen Partei. . . Die (protestantischen) Pastoren predigen englisch und sind außerordentlich weitherzig. Ihre religiösen Beschäftigungen hindern sie nicht, an Handelsgeschäften teilzunehmen, bei denen sie amerikanische Firmen vertreten. Der erzielte Gewinn fließt nach London ab und der englische Einfluß steht sich dabei ganz gut. Diese Tatsachen entsprechen durchaus der Wahrheit. Es ist zu bedauern, daß katholische und protestantische Missionare in dieses bezaubernde Land der Poesie und der Träume eingedrungen sind, und das umsomehr, als sie auch nicht eine einzige ernste Bekehrung zu verzeichnen haben. Man hat aus den Tahitiern Heuchler und Interessenmenschen erzogen. Ihr Kultus des Schönen ist in eine Vergötterung des Geldes umgeschlagen."

Wie sehr „**diese Tatsachen durchaus der Wahrheit entsprechen**", genügt es, zu konstatieren, daß von einer **amerikanischen Missionspartei**

auf Tahiti gar keine Rede sein kann, da die die große Majorität der Bevölkerung bildenden Protestanten unter der Leitung französischer evangelischer Missionare stehen, und die paar Anhänger, welche amerikanische Adventisten und Mormonen gewonnen haben, garnicht in Betracht kommen. Wenn die französischen evangelischen Missionare, durch welche die englischen schon seit lange ersetzt werden mußten, englisch predigen wollten, so würde ihnen die französische Kolonialregierung, von der sie ihr Gehalt beziehen, das Handwerk bald legen. Und die ganze Fabel von den Handelsgeschäften ist schon dadurch verdächtig, daß die französischen evangelischen Missionare amerikanische Firmen vertreten sollen, den erzielten Gewinn aber nach London abfließen ließen!! Hiernach mag man die übrigen Beschuldigungen beurteilen. Bezüglich des früheren „Kultus des Schönen", den der Berichterstatter jetzt vermißt, verliere ich kein weiteres Wort.

Die folgende Nummer derselben Zeitschrift, die allerdings (ohne jede Bemerkung ihrerseits) eine von J. Richter eingesandte Richtigstellung der eklatanten Unrichtigkeiten in dem Tahiti-Berichte brachte, enthält sofort wieder einen hämischen Missions-Artikel: „Der Missionar in China." Ausgehend von dem neusten Überfall chinesischer Räuber auf den Berliner Missionar Homeyer in Südchina, bekommt zunächst die deutsche Regierung einen Hieb, die hier natürlich sofort einschreiten werde, weil „das in China ungefährlich und einträglich" sei, während „sonst ratloses Bangen die berufenen Wächter von Deutschlands Ehre dem Auslande gegenüber ergreife, wenn irgendwo anders ein deutscher Bürger an Leib und Gut schwer geschädigt werde." „Wenn ein Schwarzrock in Frage komme, das bringe gleich Pachtgebiete ein." Und nach diesem Sarkasmus heißt es: „Vielleicht ist dieses das einzige Gute, was man vom Missionswesen in China sagen kann, denn die Missionare sind nur eine Last für die Länder, die ihnen Schutz gewähren müssen, und eine Qual für die Völker, die sie beglücken. Außerhalb der geistlichen und frömmelnden Kreise dürfte es nur die eine Anschauung geben, daß die Mission zwar das Gute will, aber das Böse schafft. In Afrika verdirbt sie den Charakter der bis dahin harmlosen Bevölkerung, die sie faul und frech macht, in China aber erregt sie nationale Leidenschaften und Aufstände und stört so den friedlichen Verkehr der Völker mit dem Reich der Mitte. Das Christentum, d. h. die christliche Ethik ist nur für an sich hochgemeinte und edle Menschen; die große Masse kann sie zwar mit dem Munde nachbeten, aber nicht mit dem Herzen begreifen und vollziehen. . . Von der weißen Rasse kann man nicht behaupten, daß sie ihre ethische Kultur dem Christentum verdankt; ihr Niveau ist vielmehr lediglich abhängig von der wirtschaftlichen Kultur, und wenn wir heute mit Stolz auf die Entwickelung unsrer moralischen und ethischen Anschauungen hinweisen, so müssen wir gestehen, daß dieser Fortschritt im wesentlichen nur der wirtschaftlichen Blüte zu danken ist, nicht dem Christentum. . . Wenn der Chinese sieht, wie wenig die ethischen Lehren seiner Bekehrer von diesen selbst beobachtet werden, soll er sich da für die christliche Lehre erwärmen, muß er nicht in Erbitterung geraten, wenn diese Leute ins Land kommen mit Kanonen hinter sich und ihm seine Jahrtausende alte Kultur, die ihm heilig ist, weil seine Ahnen sie ihm überliefert haben, verlästern und ver-

ekeln! . . . Man denke an die Streitigkeiten der Missionsgesellschaften untereinander, an die politischen Hetzereien der protestantischen Missionare gegen die Mandschu-Dynastie, an die Plünderungen, die sich die Missionare während der Unterdrückung des Boxeraufstands zuschulden kommen ließen, und an die Feigheit, mit der manche dieser Seelenhirten zur Zeit des Aufruhrs ihre Gemeinden verließen. Man lasse also den Chinesen nach seiner Façon selig werden und den Missionar ebenfalls. Es wird doch immer behauptet, daß zu des letzteren Seligkeit das Martyrium gehört. Warum also durch die Intervention von Kanonen die Heiligkeit des Martyriums stören! Wer in die Löwengrube geht, mag darin umkommen."

Einem solchen Tone und einer solchen prinzipiellen Differenz in den gegenseitigen religiösen Anschauungen gegenüber ist eine Verständigung aussichtslos. Alle die Tatsachen, die seit dem Boxeraufstande zur Ehrenrettung der angegriffenen chinesischen Missionare ins Feld geführt worden sind, vermögen solche Tendenzvorurteile nicht zu entwurzeln.

2) In einer Anzeige des neuen Werkes von Fridjof Nansen: „Eskimoleben" schreiben „die Blätter für Bücherfreunde":

„Den wissenschaftlichen Wert des stattlichen und mit einigen instruktiven Bildern ausgestatteten Bandes möchte ich nicht zu hoch veranschlagen, er bringt im ganzen von Nansens eigenen Beobachtungen nur die eines Winters und sonst nur gewandte kompilatorische Arbeit, trotzdem wird er allen denen, die sich über das aussterbende Volk unterrichten wollen, ohne die zerstreute ältere Literatur zu wälzen, treffliche Dienste leisten. Viel höher schätze ich ein, was wir aus ihm über Nansen selbst erfahren. Die liebenswerte, aufrechte Persönlichkeit des großen Forschers tritt darin plastisch vor uns hin. Dieser große Mann ist auch ein guter Mann und das zu erfahren ist viel wichtiger als nachzuprüfen, ob jede seiner Hypothesen richtig sei. Mitunter will es nämlich scheinen, als ob das kulturhistorische Feld nicht gerade das ist, auf dem ihm zu seinen bisherigen reichen Lorbeern noch neue wachsen werden. Vergleiche wie die zwischen dem einsamen Leben, das der angehende Zauberpriester zu führen hat und den vierzig Tagen Jesu in der Wüste sind unzulässig. Wirklich wertvoll sind dagegen die Mitteilungen über die Lebensbedingungen der Eskimos, ihre Fahrzeuge und Waffen. Ganz besonders sympathisch berühren die Ausführungen Nansens über die unselige Wirksamkeit der Missionare. Es ist eine der schlimmsten Verirrungen des Menschengeistes, Völkern eine Religion aufzuzwingen, die unter ganz anderen Verhältnissen, bei Menschen anderer Art, in anderen Klimaten entstanden ist und für die die zu Bekehrenden noch nicht reif sind und vielleicht nie reif werden. Nansen verurteilt die Mission ganz entschieden und begegnet sich darin mit anderen einsichtsvollen Reisenden, die ebenso entschieden die Mission in China oder auf den Südseeinseln verurteilen. Auch aus Nansens Buch geht hervor, daß der geringe Nutzen, den manche Mission und mancher Missionar schaffen, von dem unermeßlichen Schaden, den sie stiftet, weit übertroffen wird. Den Eskimos speziell ist sie recht schlecht bekommen, leiblich und geistig, und dabei ging sie von einem wahrhaften Menschenfreund, von Hans Egede aus. Wie mag es da erst ausschauen, wo die Missionare keine Egedes

sind. Bedauerlich für uns Deutsche ist, daß in Grönland die Herrnhutischen, deutschen Missionare durch Eigennutz und Herrschsucht ganz besonders hervorragen." „Ist nicht — so schließt Nansen selbst seine Untersuchungen — wenn wir die Missionen der Gegenwart betrachten, das Ergebnis überall beinahe dasselbe? . . . Werden uns denn nicht einmal die Augen aufgehen für das, was wir tun? Werden sich nicht einmal alle wahren Menschenfreunde von Pol zu Pol zu einem gemeinsamen erdrückenden Protest aufschwingen gegen dieses ganze Unwesen, diese selbstgerechte, skandalöse Behandlung anderer Kulturen und anderer Glaubensbekenntnisse? Es wird eine Zeit kommen, da unsere Nachkommen uns strenge verurteilen und dieses Unwesen, das uns mit den Grundsätzen der christlichen Lehre übereinzustimmen scheint, als tief unmoralisch bezeichnen. Dann wird auch die Moral soweit entwickelt sein, daß nur die tüchtigsten, geeignetsten Persönlichkeiten entsendet werden, und daß sie sich anfangs damit begnügen müssen, das Leben und die Kultur eines fremden Volkes gründlich zu studieren und zu untersuchen, ob es wirklich unserer Unterstützung bedarf. Ist das der Fall, so wird man sich fragen, auf welche Weise am besten unsere Hilfe eingreift. Ist das Resultat jener Untersuchung aber die Einsicht, daß man dort doch nichts Gutes ausrichten kann, dann wird man den Plan auch wieder fallen lassen. Doch freilich, ehe wir soweit sind, werden die meisten fremden Völker wohl vernichtet sein, wenn sie es nicht heute schon sind."

D. Buchner hat nicht blos auf diese Anzeige, sondern auf die in dem Nansen'schen Buche selbst enthaltenen Angriffe sachlich und würdig im „Reichsboten" (Nr. 192) und im Missionsblatt der Brüdergemeine (Sept.) geantwortet und es liegt Grund vor zu hoffen, daß wenigstens die Redaktion der Blätter für Bücherfreunde ähnliche Angriffe auf die Mission nicht wieder bringen wird. Die gegen die Brüdermissionare erhobene Beschuldigung des Eigennutzes und der Herrschsucht ist etwas so Ungeheuerliches, daß man sich schämt, sie lesen zu müssen. Wer in die heroische, aufopferungsvolle, selbstlose Tätigkeit dieser Missionare gerade in Grönland auch nur einige Blicke getan hat, dem ist es unbegreiflich, wie sie erfunden werden konnte. Auch bei Nansen und bei dem Referenten über sein Buch geht der Angriff im letzten Grunde gegen das Christentum selbst. Im übrigen ist es ein sonderbarer Widerspruch, in dem sich die Angriffe auf die Mission bewegen: das eine Mal wird ihr, wie es in dem Artikel der „K. Z." geschieht, zum Vorwurf gemacht, sie sei kein Kulturfaktor, das andre Mal, sie verderbe die Völker, indem sie ihnen Kultur bringe. Wenn Nansen konsequent sein wollte, so müßte er über den *Weltverkehr* das Verdammungsurteil sprechen, weil er den Naturvölkern eine sie ruinierende Kultur bringe. Der Weltverkehr bringt Kultur auch ohne Mission und oft *was für eine*! Die Mission ist unter den Kulturfaktoren der idealste, jedenfalls der am wenigsten schädliche, und sie bringt selbst aussterbenden Naturvölkern etwas, was mehr ist als Kultur, was freilich nur von solchen gewertet werden kann, denen das Evangelium von Christo eine Kraft Gottes zur Errettung ist. — Die Mission als ein „skandalöses", „unmoralisches" „Unwesen" zu bezeichnen, das ist wohl das Maßloseste, was bis jetzt wider sie geschrieben worden ist. Es fehlt nur blos noch, daß man die

Missionare als Verbrecher unter Strafe stellt. Und das gerade findet der Rezensent „sympathisch“ an dem Buche Nansens, das ihm inhaltlich nicht eben imponiert hat! Wenn das wirklich „skandalöse, unmoralische“ Treiben aufgedeckt wird, das z. B. im Kongostaate sein „Unwesen“ treibt, warum wird da nicht „an alle wahren Menschenfreunde von Pol zu Pol“ appelliert, daß „sie sich zu einem gemeinsamen erdrückenden Proteste gegen dieses Unwesen aufschwingen?“

3. In der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“ (Maiheft S. 213) schreibt der bekannte Novellist K. Tanera in einem Aufsatz: „Allgemeine und politische Beobachtungen bei einer Brasilienreise im Jahre 1902“, nachdem er auf die Notwendigkeit des Studiums von Reisewerken vor Antritt einer großen Reise hingewiesen hat, folgendes:

„Nach den Graden der Verläßlichkeit beurteilt, kommen meiner Ansicht nach fünf verschiedene Arten von Reisewerken in Betracht, und zwar solche von Missionaren, Touristen, Kaufleuten, Diplomaten oder Studienreisenden geschriebene.

Den geringsten Wert lege ich — Ausnahmen natürlich auch hier vorbehalten — den Werken der Missionare, insbesondere jener Missionare bei, welche lange Zeit an einer Stelle gewirkt haben. Diese sehen durch die Brille einseitiger, religiös-konfessioneller Befangenheit, beurteilen fremde Anschauungen und Sitten daher leicht unrichtig, oft von einem zelotischen Standpunkt aus, können sich schwer in die moralischen Anschauungen und Grundsätze anderer Gläubigen hineindenken und werden deshalb öfter ungerecht. Dann können sie auch zu wenig Vergleiche ziehen, weil sie keinen weiten Verkehr haben, wodurch sich leicht eine der gerechten Darstellung schädliche, einseitige Selbstüberhebung bei ihrer Beurteilung entwickelt. Ausnahmen treten besonders dann hervor, wenn der Missionar zugleich auch Naturforscher oder Philologe oder sonst ein wissenschaftlicher Spezialist ist und hierdurch aus dem Rahmen des bloßen Missionars heraustritt, wie z. B. jener methodistische Naturforscher in Singapore. Etwas mehr, aber auch nicht besonders hohen Wert zeigen die für den Zweck der Unterhaltung bestimmten Schriften von Globetrotters und schreiblustigen Vergnügungsreisenden. Sie berichten in ihren Schriften immerhin manches Wissenswerte und können Vergleiche anstellen. Der Kundige findet, wenn er vorsichtig zu forschen weiß, bei ihnen oft recht brauchbare Angaben, besonders über die Art des Reisens u. s. w.“

In der genannten Zeitschrift, der sonst ihrer ganzen Tendenz nach Angriffe auf Mission und Missionare fern liegen, überrascht eine solche Herabsetzung der literarischen Arbeit der Missionare, der gegenüber selbst die zur Unterhaltung bestimmten Schriften eines die Welt durchfliegenden und meist sprachunkundigen Globetrotters als von höherem Werte bezeichnet werden. Herr Tanera selbst, an dessen Schriften ich sonst oft meine Freude gehabt, ist der Mission gegenüber wohl kaum ein „verläßiger“ Berichterstatter. Es hat mir im Jahre 1900 einen Artikel im „Chemnitzer Tageblatt“ (die Nummer weiß ich nicht mehr) vorgelegen über seine Reise durch Java, in welchem er schrieb: „Ferner war es eine ausgezeichnete Maßregel, allen Missionaren den Aufenthalt in den holländischen Kolonien zu verbieten und den Leuten

ihre Religionen zu lassen. Das hat die Achtung vor der Regierung und vor den Europäern im allgemeinen sehr gehoben und alle Religionsstreitigkeiten verhindert. Sehr bezeichnend ist, was mir ein Holländer sagte: die Engländer errichten in ihren Kolonien zuerst Kirchen und Missionsanstalten; wir beginnen mit Wohlfahrtseinrichtungen und Schulen. Uns lieben die Eingeborenen." Ich lasse den Schluß dieses Zitats jetzt auf sich berufen. Tatsache ist, daß es in niederländisch Indien ca. 375 000 Missionschristen gibt, allein 155 000 evang. Alifuren und 55 000 evang. Batakken, daß die holländische Regierung der Mission sehr freundlich gegenübersteht und die Rheinische Mission sogar aufgefordert hat, auf den Mentaweiinseln und auf Engano eine neue Arbeit zu beginnen. Herr Tannera war also über die Mission in den holländischen Kolonien nicht unterrichtet und ich bezweifle, daß er in umfangreicher Weise Werke von Missionaren studiert hat. Es tut mir leid, daß er a priori urteilt über Arbeiten und Männer, die er nicht oder doch nicht zur Genüge kennt. Fachleute wie Max Müller, Gerland, Ratzel, Meinicke, Petermann u. a. werten die literarischen Arbeiten von Missionaren gerade darum hoch, weil sie wegen ihres langen Aufenthalts im Lande und ihrer Sprachkunde eine Spezialkenntnis und ein gerechtes Urteil besitzen, wie sie der Globetrotter und oft selbst der Forschungsreisende nicht besitzt. Was ihre angebliche Befangenheit betrifft, so frage ich: sind etwa Touristen, Kaufleute, Diplomaten und Studienreisende von ihr frei? Man kann über die Befangenheit der letzteren sehr humoristische Sachen z. B. bei Max Müller lesen.

4. „Der Tag" endlich bringt in Nr 443 (v. 22. 9.) einen längeren Artikel über „Die Missionarin in China", der das mancherlei Richtige, was er am Schluß über die soziale Stellung der Frau sagt, durch seine ganze Kolorierung verdirbt. Es heißt hier:

„Über die Wahrheit des Satzes, daß alle Proselytenmacherei unmoralisch sei, mag sich ja streiten lassen; über die Verwendung junger (und älterer) Mädchen zu diesem Zwecke kann es unter denen, die die Verhältnisse kennen und nicht von bigotten Weihrauchwolken geblendet sind, nur eine Meinung geben. Es ist vor allem von England und Australien aus, wo es keine Klöster gibt und die volkstümliche religiöse Hysterie Auslaß in Missionsarbeit findet (denn die Heilsarmee zieht doch nur die untersten Stände an), daß sich die Opfer rekrutieren. Ein witziger Franzose hat gesagt, die Frau liebt Gott, wenn sie keinen Mann zu lieben hat. Jedenfalls sind es meist unverheiratete Damen, die plötzlich den Drang verspüren, die Heiden zu bekehren.

Ob wir überhaupt berechtigt sind, anzunehmen, daß die christliche Religion dem Mongolen besser stehen würde als Konfuzianismus oder gar der edle Buddhismus, die Grundlage unseres eigenen Glaubens, gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtung. Betonen möchte ich nur von vornherein die Vergeblichkeit aller Bekehrungsversuche, eine Vergeblichkeit, die zum Lachen reizen würde, wenn sie nicht zum Weinen wäre. Der Chinese wird immer nur äußerlich christianisiert, und nur der materielle Nutzen (oft bedeutend in den verarmten Hungerdistrikten), den er in der Stellung eines Täuflings sieht, bewegt dies verschmitzteste und ränkevollste aller Menschenkinder zu der Ko-

mödie eines Bekenntnisses, das seinen innersten verschnörkelten Instinkten diametral widerstrebt."

Doch verfolgen wir die Schicksale der jungen Missionarinnen. Nachdem die Reise von Hongkong ins Innere auf einem schmutzigen Küstendampfer und noch schmutzigeren Flußdschunke drastisch geschildert werden, heißt es weiter:

„Und dann, wenn sie weit im Innern sind, neben einem übelriechenden Dorfe Namens San-Fun-Chin-Chan-Wah, oder noch schlimmer, fühlt die lüsterne Sippe sich sicher vor den fremden Teufeln in Hongkong und anderswo — und dann — eines Nachts — —

Was sollen die Ärmsten tun? Wehren können sie sich doch nicht gegen hundert Bestien. Und in ihrer Verzweiflung, in dem Abgrund ihrer Scham schweigen sie über das, was ihnen geschehen. Wenn sie auch sprächen — ehe die Meldung an die Küste gelangt und die Verhandlungen zwischen den Konsulaten und den lokalen Mandarinen beendigt werden, sind die Täter längst verschwunden, haben sich aufgelöst in den Millionen umher wie ein Eimer Wasser, den man ins Meer gießt, nicht mehr zu identifizieren. Außerdem — was hilft ein gelöpfter Kuli?

Das sind Tatsachen, harte Fakta und keine wilden Hirngespinnste eines Missionsfeindes. Ich habe noch nicht einmal die unaussprechlich scheußlichen Metzeleien erwähnt, die immer wieder, oft ohne besonderes Aufsehen zu erregen, hie und da im Innern vorkommen; nicht die unbeschreiblichen Morde und Schändungen, die blutigen Bespern, wenn weiße Frauen mit glühenden Kohlen in den Augenhöhlen und abgeschnittenen Gliedmaßen nackt durch die Straßen der Stadt geschleift und öffentlich feilgehalten werden.

Und alles das — wozu? Um einigen tausend scheinheiligen, sich ins Fäustchen lachenden Mongolen ein gesichertes und faules Dasein zu verschaffen. Wahrlich, Baal und der schreckliche Gott der Azteken waren bescheiden im Vergleich zu den Hekatomben, die im Namen unserer Religion geopfert werden."

Lassen wir die die religiöse Stellung des Verfassers hinlänglich charakterisierende Behauptung, daß „der edle Buddhismus die Grundlage unsres eigenen Glaubens" sei, ganz außer Betracht und begnügen wir uns bezüglich des zur fixen Idee gewordenen Axioms von der „Vergeblichkeit aller Bekehrungsversuche" mit der Bemerkung, daß im Jahre 1900 Tausende dieser angeblich und durch den materiellen Nutzen zur Komödie des christlichen Bekenntnisses bewogenen Chinesen für ihren Glauben nicht blos den Verlust ihrer Güter, sondern auch einen martervollen Tod erduldet haben — um nur bei der „Missionarin" zu verweilen. Wir verteidigen nicht und haben nie verteidigt die Sendung unverheirateter Damen ins Innere China's als reisende Evangelistinnen; aber wenn der Herr Verfasser das Missionsmotiv der unverheirateten Missionarin auf „religiöse Hysterie" zurückführt und mit einem frivolen französischen Witze lächerlich macht, so beweist er nur, daß er von den innerlichen Triebkräften des christlichen Glaubens, denen der Opfersinn entspringt, keine Ahnung hat. Und was die Schändungen betrifft, die er als „Tatsachen, harte Fakta und keine wilden Hirngespinste eines Missionsfeindes" behauptet, so darf man wohl fordern, daß er sie beweist und zwar durch Angabe der Orte, wo und der Personen, an denen sie geschehen sind. Ich bin

mit diesen Dingen doch auch ein wenig bekannt und habe noch nie gehört noch gelesen, daß dergleichen in ruhigen Zeiten vorgekommen ist. In der blutigen Katastrophe von 1900, in der allerdings viele Chinesen sich wie „Bestien" betrugen, sind vielleicht auch solche Schändlichkeiten vorgekommen und möglicherweise ganz vereinzelt auch sonst einmal. Aber wenn die Opfer derselben „in dem Abgrunde ihrer Scham" geschwiegen haben — woher weiß es dann der Artikelschreiber? Ihn haben doch „die Ärmsten" nicht zum Vertrauten gemacht und die Verüber der Schandtat haben es ihm doch gewiß auch nicht offenbart. Es gibt in den sog. Klubs speziell in China viel Klatsch, insonderheit Missionsklatsch und wie viele andere über die chinesische Mission kolportierten Fabeln, stammt vermutlich auch das Schauergemälde im „Tag" aus dieser Quelle. Warneck.

Literatur-Bericht.

Luise Öhler: „Die Frauenmission in den Heidenländern." Basel, Missionsbuchhandlung. 1903. 1,80 Mk. geb. 2,40 Mk. Dieses zunächst zur Werbung für einen in Verbindung mit der Baseler Mission gebildeten Frauen-Missionsverein bestimmte Buch, das aber auch geeignet ist, überhaupt Verständnis, Interesse und Teilnahme für die Arbeit der Frauen in der Mission zu wecken, enthält keine Geschichte der Frauenmission, die noch immer ein pium desiderium ist, sondern lose aneinandergereiht in charakteristischen Geschichten und Schilderungen Einblicke in das Leben und Treiben innerhalb der heidnischen Frauenwelt, speziell auf einigen Südseeinseln, in Uganda, am Sambesi und Kongo, auf der Goldküste und in Kamerun, in Indien, China und Japan, und in die mannigfaltige Arbeit, welche Missionarsfrauen und unverheiratete Missionarinnen an den heidnischen Frauen tun. Am ausführlichsten kommt die indische Senanamission zur Sprache. Ein Einleitungsabschnitt legt klar, was Frauenmission ist und warum sie not tut. Obgleich den mit der Missionsgeschichte einigermaßen Vertrauten die fleißige Sammelarbeit der Verfasserin manches Bekannte bringt und anderes der kritischen Sichtung bedurft hätte, so ist das Buch doch eine lehrreiche und ansprechende Lektüre für den großen Kreis der über die missionarische Frauentätigkeit wenig Unterrichteten, und eignet sich besonders zur Verbreitung und Vorlesung in Frauenkreisen.

„Stand und Arbeit der Goßnerschen Mission im Jahre 1902—1903" Herausg. vom Kuratorium. Friedenau. 1903. Gratis zu haben. Mit dieser 135 Seiten umfassenden Schrift beginnt die Goßnersche Mission endlich einem Mangel abzuhelfen, der von ihren Freunden längst schmerzlich empfunden worden ist, nämlich einen Jahresbericht zu veröffentlichen, der in übersichtlicher Weise über den gegenwärtigen Stand, den Fortschritt und die Bedürfnisse ihres Werkes orientiert. Sie tut das in diesem ersten Jahresberichte, den sie vor der Öffentlichkeit ablegt, mit einer größeren Ausführlichkeit, als sonst Jahresberichte sie zu bieten pflegen, sodaß derselbe ein selbständiges Büchlein darstellt, das etwas Ganzes über diese gesegnete und der

Unterstützung so bedürftige Mission bietet. Nachdem die allgemeine Lage der Goßnerschen Mission in der Heimat und auf ihren 3 Missionsfeldern geschildert worden ist, gibt das 3. Kapitel, von den Missionaren Dr. Nottrott, Hahn und Walter verfaßte eingehende Überblicke über die Kols-, die Assam- und die Ganges-Mission im Jahre 1902, das 4. Einzelberichte der Hauptstationen dieser 3 Gebiete, die gleichfalls von Missionaren geschrieben sind, ein 5. Kapitel instruktive kleine Bilder aus dem Missionsleben. Dann folgen unter der Überschrift Anlagen: Personalnachrichten, Statistiken, der Rechnungsbericht und allerlei Organisations-Vorschläge. Ein kurzes Schlußkapitel gibt Ratschläge: wie man für die Goßnersche Mission tätig sein kann. Wir wünschen dem sehr lesbar und anschaulich geschriebenen, auch hübsch illustrierten Büchlein eine weite Verbreitung in der Hoffnung, daß es zu einer tatkräftigen und nicht blos ruckweisen Unterstützung Anregung gebe.

„Erstes Jahrbuch der Hanseatisch-Oldenburgischen Missionskonferenz. 1903." Herausgegeben vom Vorstand. Bremen. Morgenbesser. Ich zeige dieses Jahrbuch an, um die 20. unter den deutschen Missionskonferenzen, über deren Gründung und erste Tagung es Bericht erstattet, ihren älteren Schwestern vorzustellen und mit einem herzlichen „Glück auf!" zu begrüßen. Daß sie mit uns in einem Geiste arbeitet, dafür zeugen die von Funcke, Tiesmeyer, Siebel und Spieth gehaltenen Ansprachen und Vorträge. Der von Missionar Spieth gehaltene gediegene Hauptvortrag: „Die Entwicklung der evangelischen Christengemeinde im Evhelande" ist überaus lehrreich und verdiente, daß auch über die Kreise unsrer norddeutschen Freunde hinaus von ihm Kenntnis genommen wird.

Glüer: „Die Mission in der Schule." Lehrplan im Anschluß an „Stoff-Verzeichnis und Lehrplan für ein- und zweiklassige Volksschulen" von Birth nach Warneck: „Die Mission in der Schule". 2. verbesserte Auflage. Mohrungen. Rautenberg. 1902. Eine planmäßige, geschickte Verteilung des für die Mittel- und Oberstufe der Volksschule geeigneten missionskundlichen, religiösen wie geschichtlichen Lehrstoffs unter steter Hinweisung auf mein bekanntes, im Titel genanntes Handbuch für den Lehrer. Die Eingliederung in die biblische Geschichte, das Bibellesen, den Katechismus, die Weltgeschichte, die Geographie und das Lesebuch kennzeichnet nicht nur genau Zeit und Ort, wann und wo sie stattzufinden hat, sondern gibt auch in präziser Kürze immer den Hauptinhalt der betreffenden Mitteilung und manchen guten methodischen Wink. Ich empfehle die mit viel Liebe, Fleiß und Sachverständnis gefertigte Arbeit Lehrern und Kreis- wie Ortsschulinspektoren zur Kenntnisnahme und Benutzung aufs angelegenste. Auch wo ein andrer als der im Titel genannte Lehrplan im Gebrauch ist, läßt sich die Glüersche Stoffverteilung leicht eingliedern.

Warneck.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Bewegungen im geistigen Leben der Hindu und Mohammedaner Indiens.

Von Julius Richter.

Im vorigen Jahre hatten wir (S. 502 ff.) aus Anlaß eines geistvollen Jahresberichts des Missionars Dr. Weitbrecht in Lahore Veranlassung, auf die „Strömungen im geistigen Leben Nordindiens“ einzugehen. Jetzt, ehe wir die Missions-Rundschau über Indien schreiben, scheint es angemessen, den dort angeregten Gedanken weiter nachzugehen und den Standpunkt allgemeiner im geistigen Leben Indiens überhaupt zu nehmen. Wir benutzen die Gelegenheit, um über zwei damals nur gestreifte, für das moderne Indien charakteristische Bewegungen, den Arya Samadsch und Achmed Ghulam von Qadian, (S. 343 u. S. 509 Anm.) ausführliche Auskunft zu geben.[1])

1. Wir beginnen mit einigen „Stürmen im Theekessel“, wie der Engländer sagt, die auf die Stimmung in den Hindukreisen ein merkwürdiges Licht werfen. Bekanntlich sind seit zwei Jahrzehnten die „Sozialreformer“ Indiens auf den „nationalen Kongressen“ und bei andern Versammlungen eifrig bemüht, gegen die heidnischen Greuel wie Witwenelend, Unwissenheit der Frauen, Tempelmißbräuche und dergl. Propaganda zu machen. Es wurde z. B. rühmend hervorgehoben, daß bei der großen Tour des Vizekönigs Curzon durch Südindien Ende 1900 nirgends Natsch-Mädchen vor ihm getanzt haben. Der alte Pandit Virasalingam Pantula hat sogar einige Witwenheiraten zustande gebracht. Allein trotzdem hat die Neigung zu solchen Reformen entschieden abgenommen. Das Organ der Richtung „Der indische Sozial-Reformer“ hat von Madras nach Bombay verlegt werden müssen. Gegen die beantragten Neuerungen hat die öffentliche Meinung als gegen „Christentum in Verkleidung“ Front gemacht.[2]) Vor allem hatte die Provinz Bengalen Gelegenheit, sich

1) Den folgenden Ausführungen liegen als Hauptquelle die Essays im Appendix des Rep. der Dec. Madras Conf. zu Grunde.

2) In diesem Zusammenhang ist eine Bemerkung des Zensus-Inspektors der Madras-Präsidentschaft Mr. Francis von Interesse: „Man nimmt gewöhnlich an, daß unter meinem Regiment, welches behauptet keinen Unterschied

von der Echtheit dieser Bestrebungen zu überzeugen. Im Jahre 1890 marterte ein dreißigjähriger Ehemann Hari Moity sein unentwickeltes elfjähriges Kindweib zu Tode. Diesen eklatanten Fall nahm die Regierung zum Anlaß um ein Gesetz vorzuschlagen, welches „geschlechtlichen Verkehr mit Ehefrauen unter 12 Jahren (statt, wie bisher, unter 10 Jahren) strafbar" macht. Die Wirkung dieses Antrags auf die Hindu Bengalens war, als wäre die Prärie in Brand gesteckt. Wilde Scharen von Männern zogen durch die Straßen Kalkuttas, wie Verrückte schreiend: „Unsere Religion ist in Gefahr." Auf dem großen Maidan der Stadt wurden öffentliche Versammlungen abgehalten, zu denen zehn- oder hunderttausende zusammenströmten. Glücklicherweise ließ sich die Regierung nicht einschüchtern, der Antrag wurde Gesetz, — und die wilden Wasser der Volkserregung legten sich.

Ein anderer bengalischer Zyklon war die „Kuhschutz-Bewegung" der „Gorakshani Sabhas". Er begann im Jahre 1889. Bekanntlich ist die Kuh dem Hindu das heiligste Tier; sie ist an sich göttlich, eine Göttin, die Bhagavati, die „Mutter des Universums", die höchste und verehrungswürdigste aller Gottheiten. Die Bewegung richtete sich gegen die kuhschlachtenden Mohammedaner und die Kuhfleisch essenden Europäer; ihr Zweck war, jedes Töten der Kühe gesetzlich zu verbieten. Es ist uns fast unglaublich, welchen Umfang solch eine Bewegung in Indien nehmen kann. Überall wurden zum Schutz der heiligen Kuh „Gorakshani Sabhas", Kuhschutzgesellschaften gegründet; öffentliche Vorträge wurden gehalten, Traktate und Flugblätter verteilt, sogar eigene Zeitungen zur Vertretung der Sache gegründet. Jedem frommen Hindu wurde ihre Unterstützung zur

---

der Kaste und des Glaubens zu machen, die persönlichen und privaten Wirkungen der Kaste sich verringern, und die Tatsache, daß der Brahmane in demselben Wagenabteil mit dem Pareyan fährt, wird oft als Zeichen angeführt, wie die alte Ordnung wanke. Aber die Tiefe, bis zu welcher die modernen auflösenden Tendenzen hinuntersteigen, wird wahrscheinlich oft überschätzt. Ohne Zweifel sind in Städten und auf Reisen die Kastenvorurteile und -regeln erweicht; aber kaum ist der Reisende in sein Dorf zurückgekehrt, so ist er so exklusiv als vorher. Ein altes Sprichwort sagt: pattanam pâtham âchâram d. h. „In der Stadt genügt ein Viertel der Kastengebräuche;" und in der Eisenbahn ist der Prozentsatz vielleicht noch geringer. Aber die Abweichung von der Rechtgläubigkeit ist nur temporär." Census of India 1901, XV, 59.

religiösen Pflicht gemacht; bei jeder Mahlzeit sollte ein Tschukti (Hand voll) Reis (einen Peisa, 4 Pf. wert) für Agitationszwecke bei Seite gelegt werden. Wandernde Asketen schürten die Bewegung. Es kam in Benares und Bihar zu großen Tumulten und Aufständen; kurz es schien, als sei um der heiligen Kuh willen der Friede des Landes in Gefahr. Auch diesmal behielt die Regierung ruhig Blut; der damalige Vizekönig Lord Lansdowne erklärte in einem energischen Erlaß, entsprechend dem Grundsatz der religiösen Neutralität denke er nicht daran, aus Rücksicht auf die religiösen Empfindlichkeiten eines Teils der Bevölkerung (der Hindu) den andern (den Mohammedanern und Christen) ihre unzweifelhaften Rechte zu verkümmern. Das kräftige Wort hatte den gewünschten Erfolg; in wenigen Jahren verlief sich die fieberhaft betriebene Bewegung im Sande.

Auch die Affen, Hanumans Gefolge, sind dem Hindu heilige Tiere. In vielen Tempeln wie dem bekannten Durga Khund in Benares, dem Durga-Tempel in Baxar u. a. werden Scharen von ihnen verehrt und verpflegt. Nun sind sie aber auf der andern Seite so unleidliche Gesellen, daß z. B. auch die Munizipalität des heiligen Benares sich schließlich gegen ihren Übermut nicht anders zu helfen wußte, als daß sie einen ganzen Eisenbahnwagen voll von ihnen in den Dschungel hinausspedierte. In einer ähnlichen Notlage befand sich am Anfang des vorigen Jahrzehnts der Stadtrat der heiligen Stadt Puri in Orissa. Die Steuerzahler hatten an ihn eine Bittschrift eingereicht, sie vor der Affenplage in der Gegend des Affentempels zu schützen. Nach billiger Rücksprache mit den Pandits und andern Autoritäten der Stadt erließen die Stadtväter (lauter Hindus; der Vorsitzende des Magistrats, ein Europäer, versuchte vergeblich diesen Beschluß zu hintertreiben!) eine Verfügung, daß Schikaris (Stadtwächter) bei 8 Rupies Monatsgehalt angestellt und ermächtigt werden sollten, die heiligen Affen tot zu schießen. In wenigen Tagen wurden 700 Affen getötet. Ein Schrei tugendhafter Entrüstung ging durch ganz Nordindien; dieser Frevel an der Religion war ungeheuerlich. Im ganzen Lande wurden Versammlungen abgehalten, um gegen das Vorgehen des (übrigens autonomen) Stadtrats von Puri zu protestieren und den Schutz der Regierung für die armen Affen anzurufen. Diesmal ließ sich die Regierung leider einschüchtern. Der sonst streng christliche, leider inzwischen verstorbene Gouverneur von Bengalen Sir John Woodburn reiste selbst nach

Puri und hob den betr. Beschluß auf, wofür ihm natürlich alle frommen Hindu den reichsten Segen des „Herrn der Welt", des schwarzen Dschaganat von Puri anwünschten.

Nachdem im Jahre 1893 wiederholt heftige Reibungen zwischen den Mohammedanern und Hindu in Bombay und Puna stattgefunden hatten, beschlossen die Hindu-Priester dieser Stadt, ihr Volk von der Teilnahme an den mohammedanischen Festen fern zu halten. Besonders handelte es sich um die große Festprozession des Moharram (mohammedanischen Neujahrstages), wo hölzerne oder papierne, bunt aufgeputzte Nachbildungen der Gräber Hassans und Husseins herumgetragen und schließlich ins Meer geworfen werden. Um die Hindu der niedern Klassen von diesem beliebten und aufregenden Volksfest abzuhalten, bürgerten die Brahmanen mit Erfolg ein bis dahin nur in kleinen Kreisen gefeiertes Fest des Ganpati, des beliebten „Herrn Ganesa" ein; irdene Bilder Ganesas werden einige Tage angebetet; Freunde und Nachbarn tun sich zusammen, um Lieder zu seinen Ehren zu singen. Schließlich werden die Bilder in feierlicher Prozession auch ins Meer geworfen. In Puna wurde das Fest zum ersten Mal 1895, in Bombay 1896 abgehalten. Es ist lehrreich für die Macht der Priesterschaft, daß in der kurzen Zeit seither das Fest bereits großen Umfang gewonnen hat.

An Reibungen zwischen rivalisierenden Kastengruppen fehlt es im nördlichen und westlichen Indien niemals. Die Haupttendenz der niedern Hindu-Kasten, wie sie die aufeinander folgenden Zensus-Berichte enthüllen, ist sich nach oben zu bewegen und sich nicht mehr bei der niedern, ihnen zugewiesenen Stellung zu beruhigen. In Assam z. B. gibt sich der Hari für einen Banya aus und bestreitet jeden Zusammenhang mit der Fegerkaste; die Djugi oder Weberkaste legt sich den Nath (Herrn) -Titel bei, geriert sich als „zweimal geboren", behauptet von einem Sanyasi aus Gorakpur abzustammen und begräbt deshalb ihre Toten statt sie zu verbrennen. Umgekehrt läßt sich auch die Tendenz verfolgen, die Brahmanenkasten herunterzuziehen und zu nivellieren. Beständig mehr wird der Brahmane seiner ausschließlichen Vorrechte beraubt. Jahr um Jahr mehrt sich die Zahl derer, welche ihren eigentlichen Beruf und Beschäftigung aufgeben und Berufe ergreifen, die sie noch vor wenigen Jahren als unter ihrer Würde erachtet hätten. Man findet sie heute nicht nur als Schneider, sondern sogar als Weinhändler. Es vermindert sich

ständig die Zahl der Brahmanen, welche ihren Lebensunterhalt als Priester oder Pandita verdienen, und in manchen Berufen, besonders als Lehrer des Sanskrit werden sie von den niederen Kasten verdrängt.

In den beiden Schutzstaaten Kolhapur und Baroda ist es kürzlich zu einem Kampf zwischen den Brahmanen und den Maratha gekommen. Der Maharadscha von Kolhapur befahl seinem Hofbrahmanen, vor ihm die Opfer nach vedischem Ritus zu vollziehen. Die Brahmanen weigerten sich; die Marathen seien keine Kschatriyas, sie hätten nur Anspruch auf Opfer nach den Regeln der Purana. Der Maharadscha entließ daraufhin den Hofbrahmanen und erließ eine Verfügung, daß fortan die Hälfte der von ihm zu vergebenden Ämtchen (die bisher nur den Brahmanen zugänglich gewesen waren) für die niedern Kasten reserviert werden solle. Eine große Preßfehde im westlichen Indien war die Folge dieses Übergriffs der „niedern Kasten" in geheiligte Brahmanen-Vorrechte.

2. Eine Bewegung, die sich mehr oder weniger in ganz Indien bemerkbar macht, sind die Wiederbelebungsversuche, das Revival des Hinduismus. Verschiedene Ursachen wirken in dieser Richtung zusammen. Daß abendländische Gelehrte wie Prof. Max Müller und Deussen in Kiel der indischen Religion und Philosophie großes Lob gespendet haben, hat man sich in Indien wohl gemerkt. Wenn der letztere erklärt, das Vedanta sei nicht nur die erhabenste Philosophie, sondern auch die befriedigendste Religion; in ihrer unverfälschten Form sei es die stärkste Stütze der Moral und der beste Trost unter den Leiden des Lebens und des Todes, wozu sollen dann die Hindu ausländische Weisheit erlernen? — Dazu kam seit 1893 das Auftreten von Mrs Annie Besant, das einen geradezu phänomenalen Enthusiasmus für den Hinduismus hervorrief. Sie reiste seit dem Spätherbst 1893 in Indien herum und hielt überall Vorträge vor gedrängten Versammlungen. Während sie die abendländische Zivilisation und Religion herabsetzte, pries sie mit großer Beredsamkeit den Hinduglauben; er sei der beste und der älteste der Welt, und die Hindu seien die größte und weiseste Nation. Im Jahre 1900 gründete sie mit ihrem Schildknappen Dr. Richardson in Benares ein Central-Hindu Kollege, „das wertvollste aller Hilfsmittel zur Erlösung Indiens". Sie führte wirksamer als Oberst Olcott und Mde. Blavatzky vor ihr den Theosophismus in Indien ein. „Für

den Hindu gibt es keine falsche Religion, sondern jede Gottesdienst-Form, welche aufrichtig geglaubt wird, ist für den Gläubigen absolut wahr und hat für ihn gerade die ihm zusagende Triebkraft zu seiner höheren Entwickelung. Ja noch mehr; der Hindu glaubt, daß die Religion und Kirche, in der ein Mensch geboren und erzogen ist, ein viel wirksameres Mittel zu seiner Veredelung sei als die Annahme einer andern, neuen Religion", so schreibt in Mrs. Besants Sinn eine Hindu-Monats-Rundschau in Kalkutta. Übrigens berichtete man mir in Benares, daß Frau Besants Glanzzeit entschieden vorüber sei; sie blendet die englisch gebildeten Babus, die selbst der indischen Gedankenwelt entfremdet sind und diese geben ihr das Geld für ihre Pläne, um damit ihren väterlichen Glauben zu stützen. Die eingeweihten Pandits brechen über sie den Stab: „Wenn eine englische Dame von Bildung behauptet, eine Schwärmerin für den Mystizismus der Tantra- und die Krischna-Verehrung zu sein, so geziemt es jedem, der es mit seinem Vaterlande gut meint, ihr offen zu sagen, daß wir ihre Beredsamkeit nicht brauchen, um zu vergolden, was verrottet ist," — schreibt die Hindu-Zeitung Reis and Rayyat (16. 3. 95) — Ein weiterer Impuls kam von dem durch das Chicagoer Religionsparlament 1893 schnell berühmt gewordenen Swame Vivekananda, alias Narendro Nath Datt, dem Indien bei seiner Rückkehr einen glänzenden Empfang bereitete; 10,000 Leute wollten ihm in der Viktoria-Halle von Madres eine großartige Ehrung bereiten; ebenso glänzend war sein Einzug in Kalkutta. Indien glaubte in ihm einen Propheten seiner alten Herrlichkeit, einen Wiederhersteller des alten Götterhimmels entdeckt zu haben. Das Volk erzählte sich, er habe im fernen Westen die gelehrtesten Professoren der Christenheit in großer Versammlung besiegt und ungezählte Scharen von Christen zum Hinduismus bekehrt. Die Gebildeten vergaßen seinen Protest gegen Kaste und Götzendienst, seine Empfehlung der Fleischnahrung, sein Eintreten für größere Freiheit zu Reisen nach Europa. Sie behielten nur seine glänzenden Tiraden von Indiens alter Herrlichkeit und seiner wahren Größe als dem geistigst gerichteten Lande der Welt, seinen Appell, Zutrauen zu sich selbst zu haben und den Ruhm ihres Landes zu erhöhen. Auch sein theologischer Standpunkt war ihnen bequem; lehrte er doch: es gibt keine Sünde und keinen Sünder; die einzige Sünde ist, einen Menschen Sünder zu nennen. „Ihr seid alle Gottes

Kinder, ihr Erben unsterblichen Segens, heilige und vollkommene Wesen! Ihr Gottheiten der Erde, sollt Sünder sein? Das ist eine Verleumdung der menschlichen Natur!" Bis an seinen frühen Tod 1902 war Vivekananda einer der Vorkämpfer des Neuhinduismus. — Diese Impulse wirkten zusammen und empfingen ihre Triebkraft aus der sich immer mächtiger regenden nationalen Idee. Dieses nationale Empfinden liegt der ganzen Revival-Bewegung zu Grunde und gibt ihr so großen Erfolg. In der überall zu Tage tretenden Ruhelosigkeit und Gereiztheit gegen das Christentum regt sich das brennende, patriotische Verlangen, die Einheit des Bharata Khanda, des alten Landes des Geistes, zu bewahren. Seine Größe liege nicht in militärischer Macht oder industrieller Betriebsamkeit, sondern in geistiger Einsicht und Wissen.

Die Versuche, den Hinduismus wieder zu beleben, gehen nun allerdings sehr weit auseinander. Indiens Vergangenheit bietet so viele Typen und Gestaltungen, die dem einen oder dem andern der Wiederbelebung fähig erscheinen. In Bengalen glauben einige, ihrem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, indem sie bisher ungedruckte Tantra-Schriften veröffentlichen, Bücher über Magie, Amulette und Zauberformeln, zum Teil ganz in roten Buchstaben gedruckt, die alle Krankheiten heilen, Glück bringen, Feinde töten, Frauen bezaubern, selbst Tote wiederbeleben sollen usw. Der literarische Berichterstatter der Regierung bemerkt dazu, „die alten Weisen waren wohl weiser als diese Jungen, denn sie verboten die Veröffentlichung dieser Schriften und erklärten, daß diese Geheimnisse ihre Kraft verlören, wenn sie den Augen Uneingeweihter ausgesetzt würden." — Andere glauben mit den Waffen der modernen Wissenschaft den vulgären Götzendienst verteidigen zu können. Die Purana und die Evangelien stehen ihnen in gleicher Linie; ist Krischna legendarisch, dann auch Christus; hat doch eine radikale moderne „Biblische Encyklopädie" die authentischen Aussprüche Jesu auf 2 oder 3 eingeschränkt. Ist die Hindu-Mythologie auch keine wahre Geschichte, so ist sie doch eine nützliche Fiktion. Und es ist so leicht und gibt so viel Spielraum für Geistreichigkeiten, die unbequemen Züge der Legende wegzuexegesieren. So sind die Hindu gleich eifrig in englischen wie bengalischen Schriften, widersprechende Texte mit einander auszusöhnen oder wegzuerklären, anstößige Dinge zu allegorisieren oder für Interpolationen zu erklären. — Dieses Spiel des Geistes ist besonders ins Kraut

geschossen bei den Verehrern Vischnus und seiner Inkarnationen, besonders des Krischna und seines großen bengalischen Propheten Tschaitanya. Im letzten Jahrzehnt sind von dieser Richtung eine ganze Anzahl zum Teil gelehrter Werke geschrieben. Dr. Nanda Krischna Bose versucht in seinem Werke „Inkarnation" zu beweisen, daß die Lehre von der Menschwerdung der Wissenschaft nicht widerspreche und daß Tschantanya's Leben und Lehre ein vollkommeneres religiöses Ideal darbiete als Christus. Schischir Kumar Ghose hat ein zweibändiges Werk von 674 Seiten geschrieben: „Lord Gouranga oder Heil für alle", Gouranga ist der populäre Name Tschaitanya's als einer Inkarnation Vischnus. Sil in seinem Werke „Vergleichende Studien über Vaischnavismus und Christentum" behauptet, der Vischnuismus sei berufen, die christliche Idee der Gottheit und des Verhältnisses des Menschen zu Gott zum Gemeingut zu machen. Eine ganze Reihe von Bänden mühen sich an der undankbaren Aufgabe ab, Krischnas Leben von den übernatürlichen und unsaubern Elementen zu befreien und den Gott so etwa zu einem Gentleman des 19. Jahrhunderts zu machen. Der „Librarian" bemerkt mit Recht dazu, es kann keinem Zweifel unterliegen daß diese ganze Revolution im religiösen Denken der Hindu mindestens ebenso sehr durch die Verbreitung christlicher Gedanken als durch das Studium der Hinduschriften hervorgerufen ist; denn christliche Einflüsse sind in allen diesen Publikationen (des Jahres 1899) erkennbar. — In gleicher Richtung laufen die Bestrebungen der neugegründeten „Gesellschaft für Wiederbelebung der indischen Literatur", welche in billigen Klassiker-Ausgaben oder orientierenden Schriften das Interesse und die Kenntnis der klassischen Sanskrit-Literatur zu verbreiten sucht.

Aber der Hauptstrom des indischen Denkens und Philosophierens geht doch in den Wegen der Vedanta-Philosophie; die Upanihads, „die verborgenen Lehren der Vedas, die Blüte altindischen Denkens", und die Bhagavadgita, „das Idol des Landes, die schönste und erhabendste aller brahmanischen Schriften", stehen im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. „Die Vedanta-Philosophie beansprucht heute vor allen andern Systemen den Vorrang als Heilsplan. Upanishad und Bhavagad-Gita treten in Wettbewerb mit dem Evangelium Christi," schreibt der erfahrene D. Jones von Madura. Der Hindu Revivalist behauptet, wieder nach dem verlorenen geistigen Standpunkt seines Volkes zu trachten; Leute, welche die Schastra

auslegen und das Hindu-Lebensideal zeichnen können, gewinnen an Ansehen. Nicht wenige englisch Erzogene und in hohen Staatsämtern Stehende verwenden ihre Mußestunden zu einem Studium der Gedankenwelt ihrer Väter. Die Behauptung wird mit Nachdruck verfochten, die Vedanta-Lehre sei allumfassend und unnachahmlich in ihrem architektonischen Aufbau, und sei in voller Übereinstimmung mit dem Fortschritt des wissenschaftlichen Denkens der Neuzeit. Seit der Mitte des letzten Jahrzehnts vertreten zwei in Madras herausgegebene, von indischen Studierten gut redigierte englische Zeitschriften, der Brahmavadiv, (das Brahmawissende) und Prabuddha Bharata (das erwachte Indien) diesen Vedanta-Standpunkt und wollen dazu dienen, zum Studium desselben anzuregen und „immer das erhabene und universale Ideal des Hinduismus hoch zu halten". Besonders die erstere ist das Hauptorgan für Auslegung von Indiens heiliger Gedankenwelt in englischer Sprache.

Obgleich in dieser Strömung ohne Zweifel unter den Formen des alten Hinduismus ein religiöser Geist wirksam ist, muß doch festgehalten werden, daß die Revival-Bewegung selbst mehr durch den nationalen und geistigen Stolz als durch tiefe Geistlichkeit in Gang erhalten wird. Sie ist nicht sowohl das Resultat einer ehrlichen Überzeugung von der Vortrefflichkeit der vertretenen Lehren und Einrichtungen des Hinduismus, als ein patriotischer Versuch, ihre höheren Ideale mit denen des Christentums in Einklang zu setzen, deren Fortschritt man überall in der Welt wahrnimmt. Ein gewisses stolzes Selbstbewußtsein, — daß im Christentum nichts sei, was ein forschender Geist nicht auch im Hinduismus finden könne, — eine ausgiebige Kritik des traditionellen und Namenchristentums sind für die religiöse Bewegung des letzten Jahrzehnts charakteristisch gewesen[1]). Die Evangelisation der Hindu als einer Nation ist nach ihrer Meinung so fern als das tausendjährige Reich; „es sei in der Welt Raum genug für beides, Christentum und Hinduismus". Unglücklicherweise verblendet dieser überreichlich vorhandene pseudo-patriotische Geist

1) Es entspricht dem proteusartigen Charakter des Hinduismus, daß er heute diejenige Seite seines molluskenhaften Wesens herauszustreichen sucht, welche mit dem Christentum noch am ersten in Einklang zu bringen ist Diese unbegrenzte Anpassungsfähigkeit ist aber ebenso sehr eine Schwäche als eine Stärke dieser Religion; denn sie beweist dem Aufrichtigen den Mangel eines reellen Wahrheitsgehaltes.

viele der Besten gegen ein ehrliches Studium des religiösen Problems. Allzuvielen erscheinen die religiösen Wahrheiten als wenig mehr denn als Gegenstände, ihren Scharfsinn zu üben und ihre Dialektik glänzen zu lassen. Zuviel Kritik und Disputation, zu wenig ernstes Forschen und gründliches Denken, das sind die Zeichen der Zeit. Und das direktionslose Auseinanderstreben des Revivals in der Richtung auf die verschiedensten Gestaltungen Altindiens macht die Bewegung nicht aussichtsvoller.

3. Die charakteristische Form religiöser Neologie in Indien sind die Samadsche. Man muß sie besonders im Auge behalten, will man den Fortschritt des religiösen Gedankens verfolgen. Der ehedem berühmte Brahma-Samadsch ist bekanntlich am Aussterben (1892, 507 Anm.). Es sind andere Gebilde in den Vordergrund getreten. In der Bombay-Präsidentschaft, die am konservativsten, für Neuerungen unzugänglichsten ist, hat der Prarthana-Samadsch (Gebetsgemeinschaft) eine gewisse Bedeutung erlangt. Am 31. März 1867 gegründet, zählt er in fast allen wichtigeren Städten Zweigvereine, hat aber keine bedeutenden Zahlen aufzuweisen. Sein Zweck ist ein abgeblaßter Theismus. § 1 seines Glaubensbekenntnisses lautet: Gott ist der Schöpfer des Universums; er ist der allein wahre Gott; es ist kein Gott außer ihm. Er ist ewig, geistig, unendlich .... der Heiland der Sünder. § 2. Seine Anbetung allein führt zum Glück in dieser und der andern Welt. § 4. Bilder oder andere geschaffene Dinge anzubeten und zu verehren ist nicht die rechte Art göttlicher Anbetung. § 5. Gott wird nicht Mensch; kein Buch ist direkt von Gott offenbart und unfehlbar. Dieser Samadsch hat es zu einer größeren Lebenskraft nicht gebracht.

Weit bedeutungsvoller ist der Arya-Samadsch, der besonders im Pandschab Boden, in Lahore sein Hauptquartier hat. Er ist für Vorderindien im letzten Jahrzehnt eine der hervorstechendsten religiösen Erscheinungen, für die Mission ein empfindliches Hindernis gewesen. (Vgl. 1902, 507 f., 343 f.)

Sein Stifter Mul Shankar, Sohn des Amba Shankar, mit seinem Brahmanen-Namen Swami Dayanand Saraswati, ist geboren 1824 in einer kleinen Stadt des Fürstentums Morvi in Kathiavar; sein Leben verlief in drei fast gleich langen Perioden von je 20 Jahren, 1824—1845; 1845—63; 1863—83. Seine Jugend verlebte er in seinem brahmanischen, streng sivaitisch gerichteten Elternhause. Am Götzendienste wurde er schon als vierzehnjähriger Knabe völlig irre; er sah bei einer Nachtwache im Tempel, wie Mäuse über

das Götzenbild Sivas liefen und schloß: „Es ist unmöglich, die Idee eines allmächtigen, lebendigen Gottes mit diesem Götzenbilde zu vereinigen, das Mäuse über seinen Leib laufen und sich so ohne den mindesten Widerstand beflecken läßt.“ (Aus seiner unvollendeten Selbstbiographie.) Als ihn mit 21 Jahren sein Vater verheiraten wollte, hatte er gegen die Ehe eine so unüberwindliche Abneigung, daß er das Elternhaus heimlich verließ und floh. — Nun führte er fast 20 Jahre das übliche Leben eines fahrenden Heiligen, eines Sanyasi, jedoch beseelt von einem brennenden Durst nach Erkenntnis, der ihn überall die berühmtesten Asketen und Lehrer aufsuchen ließ. Zuerst führten ihn Vedanta-Lehrer in Tayle, Chanoda Kanyali und Baroda, in die Tiefen ihrer Philosophie ein und gaben ihm den neuen Namen, unter dem er berühmt geworden ist. Diese Lehre vermochte ihn jedoch nicht dauernd zu fesseln, sondern er wandte sich besonders an dem heiligen Abu Berge in Radschputana der Sankhya-Yoga-Lehre zu, die er 8 Jahre lang eifrig studierte. (Sie setzt im Gegensatz zu dem streng monistischen Vedanta zwei Urprinzipien, Seele und Stoff, daher auch Dwaita, Zweiprinzipien-Lehre genannt.) Aber den abschließenden religiösen Einfluß in seinem Leben übte ein blinder vedischer Gelehrter, Swami Viradjanda in Mattra, ein Feind der modernen Sanskrit-Literatur, der Dayanand nur unter der Bedingung zu seinem Schüler annahm, daß er alle seine modernen Sanskrit-Bücher (die Purana und Tantra) wegwarf. Dieser führte ihn weitere 8 Jahre lang gründlich in die Veden ein und entließ ihn schließlich mit seinem Segen: „Du sollst in die Welt hinausgehen und unter der Menschheit Erleuchtung verbreiten“. Es ist merkwürdig, daß ein Mann wie Dayanand im modernen englischen Indien zwanzig Jahre lang studieren konnte, ohne je mit der abendländischen Kultur in engere Berührung zu kommen; hat er doch nicht einmal englisch gelernt. Die letzten 20 Jahre seines Lebens zog Dayanand als religiöser Wanderlehrer durch Nordindien, debattierte und disputierte mit Brahmanen und Missionaren, gegen beide mit gleicher Schärfe und unnachsichtiger Schroffheit. Der Kampf gegen den Götzendienst war ihm ein wesentliches Stück seiner Lebensaufgabe; über die Götzendiener und die Vertreter ihrer Sache goß er unerbittlich die Schalen seines beißendsten Spottes und seiner schärfsten Gründe aus. Eine Zeitlang verbündete er sich mit dem Theosophen Olcott, löste aber dieses Band wieder; Anknüpfungen mit dem Brahma-Samadsch und ähnlichen Vereinigungen befriedigten ihn auch nicht. Am 10. April 1875 gründete er in Bombay den Arya-Samadsch, der aber nicht im westlichen Indien, sondern fast nur im Norden, im Pandschab und den angrenzenden Gebieten Boden fand. Am 30. Oktober 1883 starb er in Adjmir, wahrscheinlich vergiftet auf Veranlassung des Radschah von Djodpur, dem er sein unsittliches Verhältnis zu einer Kurtisane vorgehalten hatte.

Nach seiner Lehre und seinen Tendenzen gehört Dayanand vollständig in die oben skizzierte Revival-Bewegung hinein! auch ihm kam es lediglich darauf an, Indien durch Zurückführung zu den alten Quellen zu regenerieren. Nur ging er über das puranische Mittelalter und über die Brahmanas und Upanischads hinaus noch

einen Schritt weiter zurück in die Veden selbst. Zurück zu den Veden, das war die Losung seines Lebens. Ohne Zweifel war das ein glücklicher, fruchtbarer Gedanke; denn einmal werden die Veden von den Indern der verschiedensten Richtungen schließlich als die entscheidenden Autoritäten angesehen, und dann repräsentieren sie eine relativ reine Gottesverehrung voll gesunder sittlicher Verhältnisse und aussichtsreicher Ansätze zur Weiterentwickelung. Daß sich dem begeisterten Vertreter des klassischen indischen Altertums mit der Wiederbelebung Altindiens unmittelbar die politische Parole verband, Indien für die Inder, und die Hoffnung, ein auf dem Boden der Veden wiedergeborenes Indien werde auch als Reich in alter Herrlichkeit erstehen und sich allen Feinden überlegen erweisen, ist verständlich und war nicht gefährlich, da er sich der politischen Agitation enthielt. Um so unbequemer war Dayanand den beiden neben ihm wirksamen Religionen, dem Islam und dem Christentum, denn da diese beide nicht indischen Ursprungs sind, hatten sie seiner Ansicht nach in Indien nichts zu suchen und mußten um jeden Preis ausgerottet werden. So ist denn auch seine Polemik, zumal gegen das Christentum schrankenlos heftig und ungerecht und hat in der religiösen Kontrovers-Literatur kaum ihresgleichen. Da auch seine Anhänger sich mit gleicher Erbitterung gegen Christentum und christliche Mission wenden, ist der letzteren in dieser Partei ein bösartiger Widersacher erstanden.

Dayanands Formalprinzip, nur die Veden! hätte manches für sich, wenn ihm ein gesundes Materialprinzip zur Seite gestanden hätte, d. h. wenn der Prophet der Veden wissenschaftliche Einsicht, historisch kritische Methode und divinatorischen Blick genug gehabt hätte, um das wirklich Wichtige, für alle Zeit Bedeutungsvolle, den Wahrheitsgehalt der Veden richtig zu erfassen und zu reproduzieren. Allein hierzu reichte weder seine Geisteskraft noch seine Schulung aus. Seine philosophische Richtung wies auf die Sanschya-Schule, deren Doppelprinzip er gar zu einem dreifachen, Gott, Seele und Materie erweiterte, eine Dreieinigkeit, die keinem eindringenden Denken stand hielt und jedenfalls in den Veden nicht wurzelte. Auch darin zeigte er sich in der Schablone indischen Denkens befangen, daß er an der Lehre von der Seelenwanderung und dem dasselbe regulierenden unpersönlichen Prinzip der Vergeltung, dem Karma, festhielt, obgleich auch diese für das spätere indische Philosophieren

so verhängnisvolle Vorstellungsgruppe nicht aus den älteren Veden abzuleiten ist. Die mechanische Fassung seines Formalprinzips verleitete Dayanand obendrein zu der Folgerung, daß alles Wissen, alle Erkenntnis, welche der menschliche Geist bis heute erlangt hat und je zu erlangen fähig ist, bereits keimhaft in den Veden vorhanden sei; alle Erfindungen der modernsten Wissenschaft, Eisenbahn, Telegraph, Dampfschiffe, Dampfmaschinen lassen sich nach ihm aus den Veden herausexegisieren. Kurz Dayanand hatte keineswegs die Fähigkeit, nun auch die Veden reden zu lassen und ihren Geist, ihre Substanz in sich aufzunehmen, sondern er zwang sie, gerade das auszusagen, was ihm paßte. Ja, sein eigentümliches, höchst willkürliches Auslegungsprinzip, das nach ihm geradezu das Dayanandi genannt worden ist, bildet recht eigentlich das Geheimnis, das Schiboleth der Schule. Nicht wissenschaftliche Methode, nicht historisch kritische Exegese, sondern lediglich die Willkür Dayanands und allenfalls seines bedeutendsten Schülers Gurudatta bestimmen den Sinn irgend einer Stelle; wer sich davor nicht beugt, das nicht bedingungslos anerkennt, muß sich einen Ignoranten, einen mahamurach (Erznarr) schelten lassen. Die Auffassung von den Veden, die Vorstellung von ihrem Alter, die Schilderung der in ihnen vorliegenden Zustände, alles ist höchst willkürlich und phantastisch und macht das Formalprinzip wissenschaftlich wertlos und praktisch allen Angriffen von rechts und links, von brahmanischer und christlicher Seite schutzlos ausgesetzt. Um das Unglück voll zu machen, hat Dayanand sich noch einige Lehren aus den Fingern gesogen, die ebenso unvedisch wie unindisch sind und deren Auftauchen in diesem Zusammenhang selbst seine ergebendsten Anhänger nicht verständlich gemacht haben. Die schlimmste ist das Nijoga, die Lehre von der freien Liebe. Danach kann jeder Mann oder jede Frau aus den geringfügigsten Ursachen ungestraft die eheliche Treue brechen und sich nach Belieben mit andern, sogar mit Witwen oder Witwern, Männern oder Frauen abgeben. Glücklicher Weise hat die Schule niemals versucht, diese lose Lehre in Praxis umzusetzen.

So schwach und haltlos vom wissenschaftlichen und historischen Standpunkt aus Dayanands Lehre war, so genügte doch die darin zur Schau getragene Bewunderung der Veden und des vedischen Zeitalters und der warme patriotische Zug der Begeisterung für Indiens Altertum und Zukunft, um dem Arya Samadsch — noch dazu mit

diesem schönen Namen „Gesellschaft der Edlen, der Arier" — einen bedeutenden Anhang zuzuführen, wie schon erwähnt, hauptsächlich im Pandschab und den Vereinigten Provinzen. Allerdings spaltete sich der Samadsch bald nach dem Tode des Stifters in zwei Parteien, die Mansi und Ghasi, die Fleischesser und Vegetarier, welche trotz vorübergehender Annäherung einander so fremd gegenüber stehen, daß sie sich selbständige und von einander unabhängige Parteiorganisationen gegeben haben, sodaß man also von zwei Arya Samadschen reden müßte. Trennungsgrund ist die Stellung zum Meister. Die einen, die Vegetarianer, behaupten, Dayanand sei ein großer Rischi und Prophet gewesen; sein Wort sei unbedingt verbindlich; nur ein ebenso großer Rischi könne daran etwas ändern; die andern, die liberale Fleischesser, urteilen mäßiger von der Inspiration und Unfehlbarkeit des Meisters; seine Lehre sei in ihrem Hauptinhalte wahr, aber nicht in allen Punkten unanfechtbar; in Kleinigkeiten der Lehre habe jeder genügend wissenschaftlich Gebildete das Recht, abweichender Ansicht zu sein. Mit andern Worten, die Fleischesser wollen ihre Partei der wissenschaftlichen Fortbildung offen halten; sie pflegen deshalb mit Vorliebe das Schulwesen, wobei sie sich — in merkwürdigem Gegensatz zu ihrem Meister — ganz dem anglo-indischen Schulwesen anbequemt haben; ihr Dayanand Anglo-vedisches Kollege in Lahore ist die besuchteste Hochschule dieser Stadt und des Pandschab. Die andere konsequentere und einseitigere Partei macht Ernst mit der ausschließlichen Autorität der Veden, will deshalb auch nur eine archaistisch-talmudische Schulung in Sanskrit und Vedawissen und hat in dem Dorfe Kangri bei Hardwar eine Vedahochschule, eine sogenannte Gurukula begründet. Beide Parteien sind eifrig in der Propaganda und unterhalten besoldete Reiseprediger zur Ausbreitung ihrer Lehre. In allen Städten des Pandschab, in den meisten der Vereinigten Provinzen und weithin in den Zentren Nordindiens finden sich Zweigsamadsche. Dabei liegt die merkwürdige Tatsache vor, daß sich die Bewegung im Pandschab fast ausschließlich in den Städten, dagegen in den Vereinigten Provinzen fast nur auf dem flachen Lande ausgebreitet hat. Daß gerade der Pandschab die Hauptburg der neuen Bewegung geworden ist, wird verschieden erklärt; die einen geben als Grund an, infolge des engen Zusammenwohnens der Hindu und Mohammedaner sei hier das Kastensystem erheblich erweicht, und mohammedanische und sikhische Einflüsse hätten

auch im dortigen Hinduismus eine stärkere monotheistische Tendenz erweckt. Andere behaupten, der Pandschab stehe in Sanskrit Gelehrsamkeit hinter allen andern Provinzen Indiens zurück, und diese Unwissenheit führte der mit orthodoxem Schein auftretenden Sekte Glieder zu. Wir erwähnten schon (1902, 508 Anm.), daß sich die Zahl der Anhänger des Samadsch im letzten Jahrzehnt um ca. 25000, von etwa 41000 auf 67107 vermehrt hat. Die Autoritäten des Pandschab scheinen darin einig zu sein, daß sie an eine große Zukunft der Bewegung nicht glauben. „Nach sorgfältiger Erwägung der Sachlage bin ich zu dem Ergebnis gekommen, daß der Arya Samadsch höchstens Aussicht hat, eine unbedeutende Sekte unter den zahllosen Sekten zu bilden, in welche sich der Hinduismus teilt," urteilt Professor Campb. Oman, Indian Life, S. 123.

4. Eine der merkwürdigsten Tatsachen, welche der Zensus von 1901 offenbart hat, ist die, daß die Zahl der Mohammedaner in Indien sich um mehr als 5 Millionen, von 57321000 auf 62458000 Seelen vermehrt hat. Die kleinere Hälfte dieser ungeheuren Zahl, etwa 26 Millionen, fällt auf Bengalen, zumal das östliche Niederbengalen, wo sie meist der niederen dörflichen Bevölkerung angehören, in dicker Unwissenheit sitzen und sich an dem modernen geistlichen Leben und Streben Indiens fast gar nicht beteiligen. Ihr Islam ist so sehr von niedrig hinduistischen, paganistischen Elementen durchzogen, das die Zensus-Beamten oft schwankten, ob sie einzelne Gruppen den Mohammedanern oder den Hindu zurechnen sollten. Auch ihre Sprache, ein wunderlich und willkürlich zusammengesetztes Gemisch von Bengali und Urdu, das sog. Musselmani-Bengali, macht sie schwer zugänglich. Von irgend welchen geistigen Bewegungen in dieser trägen Masse ist kaum zu reden. Die gebildeten Mohammedaner der Städte bemühen sich, durch ausgesandte Reiseprediger die Finsternis ihrer Religionsgenossen wenigstens etwas zu erleuchten.

Auch die südindischen Mohammedaner zeichnen sich keineswegs durch geistige Regsamkeit aus. Die einzige Bewegung unter ihnen ist die von den drei Renegaten White von Karnal, dem Eurasier Hamid Snow und dem etwas bekannteren Abdullah Quilliam begründete „Neue Nazarener Sekte", die dadurch merkwürdig ist, daß sie von dem zuletzt genannten nach Liverpool verpflanzt ist und dort in dem „Moslemischen Institut" etwas Halt bekommen hat. Mr. White, der White Khan Sahib, wie er in Indien heißt, ist dem An-

schein nach der eigentliche Gründer; die Anhänger sollen nach dem Vorbilde Jesu etwas vom Zimmerhandwerk verstehen, sollen beim Gebet neben dem ihnen unverständlichen Arabisch das ihnen geläufige Urdu gebrauchen, sollen ihre Frauen an den Gottesdiensten in der Moschee teilnehmen lassen usw. Das Gesetz Mosis soll unbedingt giltig sein; vom Neuen Testament wird das Evangelium Matthäi anerkannt, dagegen die Schriften St. Johannis und St. Pauli verworfen. Wallfahrt nach Nazareth ist eine der wichtigsten religiösen Pflichten. Man sieht, es handelt sich um ein trübes, prinziploses Gemisch von Islam und Christentum, dem keinerlei Lebenskraft inne wohnt.[1])

Die einzige Gegend, wo der indische Islam eine selbständige Lebenskraft entfaltet, sind die Vereinigten Provinzen und der Pandschab, und das Interesse konzentriert sich hier um die beiden Namen Sir Seyjid Achmed Khan und Mirza Ghulam Achmed von Qadian. (A. M. Z. 1902, 508 ff.) Seyjid Achmed und seine Partei — besonders der Maulwi Tschiragh Ali und der Oberrichter Emir Ali — suchen den Islam zu restaurieren durch Anerkennung und Aufnahme der gesamten abendländischen Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft und der verwandten Zweige. Sie lehren: „Vernunft allein ist ein ausreichender Führer". Der Islam der letzten 13 Jahrhunderte sei nicht der rechte Islam, sondern von den Ulema, den gelehrten Theologen, konstruiert, die durchaus den Nerv des Koran und der Tradition mißverstanden hätten. In Folge dessen seien die ersten Bekehrten Mohammeds bald von den Lehren seiner heiligen Religion abgewichen und in die Torheiten der „Zeiten der Unwissenheit" zu-

---

1) Aus der moslemischen Propaganda des Mr. Quilliam in Liverpool hat man in der mohammedanischen Welt viel Kapital geschlagen; im Pandschab wie im mohammedanischen Bengalen hat man mit großer Emphase verkündigt, Scharen von Engländern seien im Begriff, rechtgläubige Mosleme zu werden. Der Sultan hat Mr. Quilliam sogar mit dem erhabenen Titel eines Scheikh ul Islam ausgezeichnet. Die englischen Missionare haben um ihrer selbst willen in Liverpool genauste Nachfrage gehalten und festgestellt, daß die ganze Anhängerschaft des Renegaten sich auf etwa 11 Männer, ein halbes Dutzend Frauen und ein Dutzend Kinder beläuft, die zumeist den ärmsten Volksschichten angehören und von Mr. Quilliam abhängig sind. Seine Gottesdienste sind ein trübes, willkürliches Gemisch von christlichen und mohammedanische Elementen, das kein orthodoxer Moslem anerkennen würde. Die ganze Sache ist Humbug. Ind. Evang. Rev. 1901, 119 ff.

rück geraten. Dementsprechend wird die Lehre Sir Seyjid Achmed's „Neuislam" genannt; er lehrt: „Islam ist Natur und Natur ist Islam" (Al Islam wal Fitrato, wal Fitrato hayal ul Islam). Dementsprechend werden göttliche Offenbarung (im orthodoxen Sinne), Prophetie, Wunder, Menschwerdung und Inspiration abgelehnt. Ein Prophet ist ein Mann, der besonders mit dem Genius ausgestattet ist, sittliche und geistliche Wahrheit zu erforschen und zu entdecken; diese geniale Fähigkeit ist seine Inspiration. Jede Gottesbotschaft muß sich mehr an dem Prüfstein der menschlichen Vernunft messen lassen als an irgend welchen Wunder-Beweisen ihrer himmlischen Abkunft.

Es ist begreiflich, daß eine derartige Lehre im Lager des orthodoxen Islam heftigen Widerstand fand; ist sie doch nichts anderes, als der rationalismus vulgaris in mohammedanischem Kostüm. Trotzdem hat Sir Seyjid Achmed beträchtlichen Anhang gefunden und hat eine Sekte gebildet, welche von den Gegnern die Naturis oder Netscharis (von dem englischen nature, spr. netschur) oder die Seyjid Achmadis genannt wird. Ihre Stärke ist das von Sir Seyjid gegründete Kollege in Aligarh, welches Aussicht hat, eine große moslimische Universität zu werden. Auch Reform der allgemeinen Erziehung, besonders auch für die Mädchen, und andere soziale Bestrebungen stehen auf dem Programm der Partei. Der Gründer Sir Seyjid Achmed ist im Jahre 1898 gestorben.

5. Ist eine Erscheinung wie die seine ohne weiteres begreiflich aus dem Zusammenstoß der versteinerten islamitischen Kultur mit der abendländischen Bildungswelt, — ein beredtes Zeugnis für die Überlegenheit der letzteren — so ist dagegen Ghulam Achmed von Qadian ein wirres und trübes Gemisch, eine sonderbare Sumpfpflanze, gewachsen in dem wüsten Irrgarten mohammedanischer Theologie unter dem Einfluß christlicher Gedanken. Ghulam ist ein merkwürdiger Mensch; er schriftstellert mit Geschick und Eleganz in Urdu, Persisch und Arabisch, so daß er seine Gegner zum Beweis seiner göttlichen Sendung zu einem Wettbewerb in der Abfassung der elegantesten arabischen Schrift herausfordern kann; nebenbei hat er aber auch eine englische Zeitschrift, die „Review of Religions" begründet, deren umfangreiche Hefte er fast allein schreibt Er hat nicht nur das Alte und Neue Testament ziemlich gründlich gelesen, sondern kennt auch solche Apokryphen wie das Evangelium des

Barnabas und solche Romane wie des Russen Nikolas Notowitsch „Unbekanntes Leben Christi". Dabei fehlt ihm jede Ader kritischen Geistes, um den relativen Wert und die Glaubwürdigkeit der Schriften abzumessen. Er studiert ebenso christliche wie mohammedanische theologische Schriften und ist doch dabei in dem sonderbarsten und konfusesten Aberglauben befangen. Seine Ansprüche sind keineswegs bescheiden. Er will der den Christen verheißene, wiedergekommene Messias und zugleich der den Mohammedanern verheißene Mahdi sein — beides in einer Person! Und es ist in der Tat höchst merkwürdig, wie er den Nachweis für die Berechtigung seiner Ansprüche führt. Allerdings will er nicht derselbe Messias sein, der vor 1900 Jahren in Palästina gelebt hat, sondern will nur „in Geist und Kraft des Messias" gekommen sein, so wie Johannes der Täufer nach Aussage des Herrn „in Geist und Kraft des Elias" gekommen war. Nun belehrt er uns Christen, daß wir mit unserer Wiederkunftshoffnung im Irrtum seien: Christus sei gar nicht am Kreuz gestorben, sondern nach wenigen Stunden scheintot herabgenommen; die Jünger hätten seine Wunden mit einer vorzüglichen Salbe, — dem noch jetzt in Indien als Geheimmittel vertriebenen Marham i Isa, „Jesussalbe" — in wenigen Tagen geheilt; Jesus sei dann nach Indien gereist, in Srinagar 120 Jahre alt gestorben und in der Khan Yar-Straße daselbst begraben; noch zeige man dort das Grab des „Yusasaf", d. h. des yusu (Jesu), der [hebräisch] asaf „Sammler sc. der verlorenen Schafe, d. h. der zehn verlorenen Stämme Israels". (NB. Nachforschungen an Ort und Stelle haben ergeben, daß in der erwähnten Straße ein ganz modernes mohammedanisches Heiligengrab liegt, wie es in der mohammedanischen Welt tausende gibt.) In Israel habe Allah erst den Gesetzgeber Moses, dann etwa 1400 Jahre später den Messias gesandt; nun sei Deut. 18, 18 dem Moses ein Prophet gleich wie er verheißen unter seinen „Brüdern", das seien natürlich die Ismaeliten; gemeint sei Mohammed, der Moses Ismaels. Habe aber so Ismael seinen Moses, so müsse Gott ihm selbstverständlich 1400 Jahre nach Moses auch seinen Messias senden, das sei er, Ghulam. Am sechsten Tage schuf Gott den Adam; nun seien bei Gott tausend Jahre wie ein Tag; folglich müsse Gott am Anfang des sechsten Jahrtausends den zweiten Adam geschaffen haben, — natürlich, das sei er, Ghulam; wie Adam in den Garten „gegen Osten" gesetzt sei, so könne

selbstverständlich auch der „zweite Adam" nur im Osten d. h. in Indien auftreten. Wenn man übrigens noch an der Stichhaltigkeit seiner Gründe zweifele, so sei schließlich sein Dasein ausschlaggebend; Gott habe ihn eben in der Fülle der Zeit gesandt, folglich müsse alle Prophetie in ihm in Erfüllung gehen. Und man brauche doch nur sein Leben mit dem Jesu von Nazareth zu vergleichen, um zu sehen, daß er viel größeren Anspruch auf Messianität habe als jener: „Mich wundert, was man an dem Sohn der Maria besonderes findet, das ihn zu Gottes Sohn machen soll. Sind's seine Wunder? Meine sind größer als die Seinen. Waren seine Weissagungen klar und wahr? Ich würde mich der Verheimlichung der Wahrheit schuldig machen, wollte ich nicht behaupten, daß die Prophezeihungen, die mir der allmächtige Gott gegeben hat, an Klarheit, Kraft und Wahrheit von viel besserer Qualität sind, als die zweideutigen Vorhersagungen Jesu. Wollen wir seine Gottheit aus den Worten schließen, welche die Evangelien von ihm gebrauchen? Ich schwöre bei dem Herrn, die Gott geoffenbarten Worte, welche meine Würde aussprechen, sind viel wichtiger und ruhmvoller als die Worte der Evangelien in Bezug auf Jesum" ((Rev. of Rel. Mai 1902, S. 206). Welche Wunder hat denn der Mirza von Qadian getan? Es kann damit kaum etwas anderes gemeint sein als seine Prophezeihungen; er stellte nämlich mit Vorliebe ihm mißliebigen Personen einen baldigen Tod in Aussicht und verfuhr dabei in so frivoler Weise, daß die englische Obrigkeit ihm mit Namensunterschrift das ausdrückliche Versprechen abnahm, nie wieder jemand mit Gottes Zorn und schnellem Tod zu bedrohen! Doch genug der erstaunlichen Einzelheiten, deren sich noch Dutzende aufzählen ließen.

Auf den ersten Blick möchte man sagen, der Mensch ist verrückt und leidet an Größenwahn. Allein Missionar Griswold in Lahore, welcher ihn und seine Schriften am genauesten durchforscht hat, ihn auch persönlich kennt, ist doch der Ansicht, daß er von der Wahrheit seiner Sendung ganz und ehrlich durchdrungen ist und daß er auch seine Anhänger zu der gleichen Überzeugung bringt. Dabei ist er lediglich eine Zeiterscheinung des Islam, hat nur innerhalb desselben Ansehen erlangt und Schüler gefunden. Alle seine Versuche, auch bei den Christen oder gar bei den Engländern Indiens Glauben für seine Mission zu finden, sind kläglich mißglückt. Als Produkt des nordindischen Islam angesehen, ist dieser Mirza

allerdings eine höchst merkwürdige Erscheinung. Also in dem Maße ist die Bibel, der christliche Glauben den Mohammedanern schon auf den Leib gerückt, daß sie solche exentrische Versuche machen, um sich damit abzufinden! Man vergesse nicht, daß der Mirza dabei voll gehässiger Bitterkeit gegen alles Christliche, speziell gegen die Mission ist, und sich selbst nicht entblödet, Jesum, in dessen Geisteskraft er gekommen sein will, dessen Ebenbild (Masil i Masih, Schatten des Messias) er sich früher mit Vorliebe nannte, in gemeiner Weise zu verlästern. (Ind. Evang. Rev. 1903, 322—354.)

Der orthodoxe Islam hat selbstverständlich auch gegen Mirza Ghulan und seine Anhänger entschieden Stellung genommen. Seine Lehre verstößt nach allen Seiten gegen die rechtgläubige islamische Theologie. Nach dem neuen Zensus zählt sein Anhang im Pandschab 1113 Männer über 15 Jahre. D. Griswold berechnet die ganze Sekte auf höchstens 10000 Seelen, nimmt aber an, daß ihr noch ein erhebliches Wachstum bevorsteht, zumal wenn der jetzt 63 Jahre alte Mirza noch einige Jahre leben sollte.

Wohin wir in Indien schauen, im Hinduismus wie im Islam, sehen wir Unruhe und Gärung. Der Sauerteig des Evangeliums und der abendländisch-christlichen Kultur ist in die stagnierende Masse gemengt, und es regt sich aller Orten Leben in den Totengebeinen.

Notwendigkeit und Ausführbarkeit einer einheitlichen Statistik der deutschen evangelischen Mission.[1])

Von P. Döhler, Großstorkwitz b. Pegau.

A. Allgemeines.

Über das vorstehende Thema sind bereits vor 10 Jahren auf der 9. kontinentalen Missionskonferenz in Bremen von den berufe-

1) Ich empfehle diesen Aufsatz der besonderen Beachtung der Missionsleitungen mit der Bitte, etwaige Abänderungsvorschläge mir zugehen lassen zu wollen. Jedenfalls kämen wir ein gut Stück vorwärts, wenn sämtliche deutsche Missions-Gesellschaften sofort in den Jahresberichten pro 1903 mit dem vorliegenden Schema einen Versuch machen wollten. Warneck.

nen Vertretern kontinentaler evangelischer Missionsgesellschaften auf Grund eines von D. Grundemann gegebenen Referats eingehende Verhandlungen gepflogen worden[1]). D. Grundemann wies dort auf die Wichtigkeit und Notwendigkeit einer einheitlichen Missionsstatistik hin und empfahl ein Schema, das möglichst wenige, aber die wichtigsten Rubriken enthalten müsse, wie er solches schon im Jahre 1885 vorgeschlagen habe: 1. Name des Gebiets; 2. Zahl der Stationen; 3. der Missionare; 4. der eingeborenen Gehilfen; 5. der gesammelten Christen inkl. Katechumenen; 6. der Kommunionberechtigten; 7. Zugang der Getauften im letzten Jahre; 8. Zahl der Schulen; 9. Schüler überhaupt; 10. darunter Mädchen; 11. Summe der Ausgabe für das betreffende Gebiet. — Dabei mußte freilich mit Recht auf die nicht geringe Schwierigkeit hingewiesen werden, die darin liegt, daß verschiedene Gesellschaften, namentlich solche englischer Zunge, unter den einzelnen Bezeichnungen der Rubriken oft etwas ganz verschiedenes verstehen, und daß darum zur Erzielung einer einheitlichen und zuverlässigen Statistik vor allen Dingen auf authentische Klarstellnng der dabei angewandten Begriffe hinzuarbeiten sei. — Einstimmig wurde von sämtlichen Teilnehmern an jener Konferenz die Nützlichkeit und Notwendigkeit einer einheitlichen Missionsstatistik anerkannt und auf eine von Vertretern Herrnhuts ausgehende Anregung, es möchte der Ausschuß der Konferenz Vorschläge machen hinsichtlich einer einheitlichen Gestaltung der Statistik, zu der sich dann alle deutschen Missionsgesellschaften bekennen sollten, fand die Angelegenheit damit ihren Abschluß, daß die Versammlung einstimmig die von D. Grundemann aufgestellten statistischen Rubriken gut hieß und zur Berücksichtigung empfahl.

Wie haben sich nun inzwischen die Dinge praktisch weiter entwickelt? Man sollte meinen, nach diesem Beschlusse müßte das ins Auge gefaßte Ziel längst erreicht und die Zusammenstellung der von den einzelnen Missionsgesellschaften dargebotenen statistischen Angaben ein Kinderspiel sein. Wers aber einmal probiert hat, wird bald eines anderen belehrt gewesen sein. Zwar weisen die Jahresberichte von einzelnen Missionsgesellschaften — wir reden hier nur von den

1) Die Protokolle der Konferenz sind in einer besonderen Schrift veröffentlicht. Vgl. auch den kürzeren Bericht hierüber in der A. M. Z. 1893, S. 312 ff.

deutschen — meist sehr sorgfältige Statistiken auf, und es scheinen im wesentlichen hier auch die von D. Grundemann empfohlenen Rubriken Berücksichtigung zu finden, wobei die älteren Missionsgesellschaften meist noch speziellere Angaben in den einzelnen Rubriken bieten. Die neueren Gesellschaften aber lassen zum großen Teil dergleichen Statistiken noch vermissen, sei es, daß man sich an das Bremer Übereinkommen nicht für gebunden hielt, sei es, daß man aus irgend welchen Rücksichten überhaupt von einer statistischen Übersicht über die Verhältnisse eines noch in den Anfängen stehenden Werkes Abstand nehmen wollte. Schon hierdurch wird die Zusammenstellung einer Generalstatistik sehr erschwert. Aber selbst bei Verarbeitung der von den älteren Gesellschaften veröffentlichten Übersichten geht es nicht ohne manche Schwierigkeit ab. Woran liegt das? D. Grundemann hatte bei Empfehlung seiner oben angegebenen Rubriken die Bemerkung hinzugefügt:

„Es erübrigt dann nur noch, eine Klarstellung der dabei angewandten Begriffe hinzuzufügen, z. B. ob unter Missionaren nur ordinierte oder auch Handwerksbrüder, Ärzte, Lehrer u. s. w. zu verstehen, ob unter den eingeborenen Gehilfen nur besoldete oder auch unbesoldete mit befaßt seien und dergl."

Hierin liegt der Kern der Sache. Aber ist diese Vorbedingung erfüllt? Die vorhandenen Einzelstatistiken gehen zwar zum Teil auf solche Unterscheidung der Begriffe ein; gleichwohl aber hat der Bearbeiter einer Generalstatistik noch keine völlige Garantie, ob er in den einzelnen Rubriken auch wirklich allenthalben gleichwertige Größen und gleichwertige Objekte zusammenzählt. Er steht daher in einzelnen Fällen immer wieder vor der Aufgabe, Ausschaltungen oder Einschaltungen vornehmen zu müssen, bei denen er zwar nach bestem Ermessen verfahren wird, die aber dann doch gegenüber strengeren Anforderungen für das Gesamtbild die vorerwähnte „Klarstellung" vermissen lassen. Jedenfalls hat noch keine Gesellschaft das vor 10 Jahren vielleicht etwas zu rasch gutgeheißene Schema in dieser Form sich angeeignet. So ist die Sache trotz merklicher Sorgfalt, die von den älteren Missionsgesellschaften auf die Aufstellung ihrer Statistik verwendet worden ist, und bei dem Mangel jeglicher Statistik bei einzelnen neueren Unternehmungen, doch im wesentlichen immer noch auf dem alten Fleck.

Wie läßt sich nun dem Ziele näher kommen? Zunächst wird der gewiesene Weg wohl der sein, daß vorerst die deutschen Mis-

sionsgesellschaften für sich allein vorgehen. Damit wäre dann wenigstens ein Anfang gemacht, und das Weitere würde sich finden. Aber der Zusammenschluß der deutschen evang. Missionsgesellschaften sollte in diesem Punkte nun nicht länger mehr auf sich warten lassen. Die Notwendigkeit der Sache ist hinreichend erörtert und auch als wirkliches Bedürfnis empfunden worden. Es geht gerade in unserer Zeit ein Zug durch die evangelischen Kreise, gemeinschaftliche Interessen auch gemeinschaftlich zu vertreten. Auch im heimatlichen Missionswesen mit seinem nach Gesellschaften zergliederten Betrieb ist er bemerkbar. Es entspricht durchaus dem Wesen der evangelischen Mission, daß bei aller Wahrung der geschichtlich berechtigten Eigenart im Betrieb doch die Gemeinsamkeit der Grundsätze zum Ausdruck kommt. Wenn bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 11 deutsche Missionsgesellschaften nach und nach auf den Plan getreten sind, zu denen im letzten Viertel desselben Jahrhunderts dann nicht weniger als 14 neue hinzukamen, so weisen diese Verhältnisse von selbst darauf hin, daß, jemehr im kirchlichen Leben von diesem mannigfaltigen Missionsbetrieb Kenntnis genommen werden soll, der Stand dieser verschiedenen Gesellschaften wenigstens unter gemeinsamen äußeren Gesichtspunkten zur Darstellung gebracht werden muß. Die einfachste und nächstliegende Form hierfür, bei welcher auch nicht der leiseste Verdacht aufkommen kann, als sei damit die Preisgabe irgend einer berechtigten Eigenart gefordert, ist doch wenigstens die einheitliche Statistik.

Doch welches Schema würde einer solchen zu Grunde zu legen sein? Mit Recht ist die Forderung aufgestellt worden: nur wenige Rubriken. Es fragt sich freilich: was heißt in diesem Falle „wenig"? Für ältere Gesellschaften, die bereits eine sehr spaltenreiche Statistik führen, würde die von Grundemann vorgeschlagene Zahl von 11 Rubriken gewiß nicht zu viel erscheinen, während einzelne neuere Gesellschaften, die vielleicht gar nicht einmal einen zusammenfassenden Jahresbericht, geschweige denn eine spezielle Statistik veröffentlichen, an dem Grundemann'schen Vorschlag zu viel zu haben meinen. Verf. hat dabei auch den Eindruck, als wenn sich im Punkte des für eine allgemeine Statistik Notwendigen die Verhältnisse seit 10 Jahren einigermaßen geändert haben. Je mehr das allgemeine publizistische Interesse an der Sache wächst, um so mehr scheinen auch eingehendere und offizielle statistische Angaben erforderlich.

Seit länger als 10 Jahren sind vom Verfasser allgemeine statistische Übersichten zur Veröffentlichung gelangt, die in verschiedenen Fachzeitschriften auch im Auslande, z. B. in England und Amerika, Verwendung gefunden haben[1]) Das dabei eingehaltene Schema deckt sich, wenn auch z. T. in anderer Anordnung, in den wesentlichsten Punkten mit den von D. Grundemann vorgeschlagenen Rubriken. Es hat sich aber bei dem wachsenden und vielgestaltig gewordenen Missionsbetrieb dem Verf. mehr und mehr die Überzeugung aufgedrängt, daß sich zu einem wirklich klaren und verständnisvollem Überblick über den Stand der evangelischen Missionsgesellschaften mit jenen allgemeinen Benennungen nicht mehr recht auskommen läßt, sondern daß in gewissen Punkten eine genauere Spezialisierung erforderlich ist. Dem Nichtfachmann mag das als eine unnötige Erschwerung des Überblicks erscheinen; in Wirklichkeit aber erweist es sich doch als ein unumgängliches Bedürfnis. Denn wenn die Vereinbarung einer einheitlichen Statistik nachdrücklich betrieben werden soll, so ist es richtiger, daß man sich gleich auf eine genauere Spezialisierung einigt, als blos auf ein weitmaschiges Schema, das eben doch noch manche für das Verständnis der Sache notwendige Frage offen läßt. Dazu kommt, daß weitaus die meisten der vorhandenen Einzelstatistiken zu solcher Spezialisierung bereits den nötigen Anhalt bieten, und die anderen Gesellschaften, die bisher keine eigentliche Statistik veröffentlicht haben, es nicht als eine sonderliche Beschwernis empfinden können, wenn sie gleich eine klare spezielle Übersicht anzunehmen gebeten werden.

So lange solche Einheitlichkeit noch nicht erzielt ist, werden Kritiken an der Missionsstatistik, wie eine solche z. B. in Nr. 9 des „Kirchlichen Anzeigers für Württemberg" 1901 sich findet, immer wohlfeil sein. Denn es ist damit nichts anderes gesagt, als daß eben Schwierigkeiten und Ungleichheiten berührt werden, die dem Statistiker wohl bewußt sind, mit denen er aber zu seinem eigenen Leidwesen nach Lage der Sache zu rechnen hat, ohne sie ändern zu können. Aber zu welch neuen Verwirrungen wird es führen, wenn der eine Statistiker der mühsamen, trockenen Zahlenarbeit müde geworden ist und dann andere nach anderen Berechnungsweisen arbeiten zu müssen glauben. Hier drängen also Kritik und Zeit zur Entscheidung.

Als „vergleichende Missionsstatistik" im wissenschaftlichen Sinne des Wortes darf, auch wenn eine Einigung praktisch zustande gekommen sein wird, die Zusammenstellung der Einzelergebnisse nicht angesehen werden. Die zu Grunde liegenden Verhältnisse der einzelnen Missionsgesellschaften sind so verschieden, daß ein gemeinsamer Maßstab der Beurteilung billigerweise sich nicht anlegen läßt. Es ist ein großer Unterschied, ob sich's um eine ältere Missionsgesellschaft oder ein neueres Unternehmen handelt, ob die Konsolidierung in der Heimat bereits zu einem gewissen Abschluß gekommen oder noch in der Entwickelung begriffen, ob auf empfänglichem oder hartem Boden zu arbeiten ist, ob die Grenzen des Betriebs enger oder weiter gezogen sind

1) Neuerdings ist diese Statistik auch im kathol. „Seelsorger" (Paderborn 1903 S. 458 f.) abgedruckt worden.

und dergl. Solcherlei Erwägungen bei Benützung der Generalstatistik außer Betracht zu lassen, würde dann leicht zu falschen Schlußfolgerungen und ungerechten Urteilen über die Prosperität und Kostspieligkeit der einen oder anderen Gesellschaft führen.

Es versteht sich von selbst, daß es keiner Gesellschaft zugemutet werden kann, auf ihre eigene, vielleicht langgewohnte Statistik zu verzichten. Aber neben derselben die betr. summarischen Angaben in ein allen deutschen Missionen gemeinsames Schema offiziell einzutragen, kann für die betr. Gesellschaft nicht schwer fallen und wird, auch bei den größeren Gesellschaften, kaum den Raum einer Druckseite ihres Jahresberichts in Anspruch nehmen. Noch einfacher ist es vielleicht, wenn die einheitlich vereinbarten Formulare von den einzelnen Missionsgesellschaften entsprechend ausgefüllt an eine mit der gemeinsamen Bearbeitung beauftragte Zentralstelle gelangen, von wo aus wiederum die aufgestellte Gesamtstatistik den einzelnen Gesellschaften und damit der Fachpresse zur Verfügung steht.

Zur Verständigung über die für eine einheitliche Statistik notwendigen, möglichst abgeklärten und übereinstimmenden Benennungen sind nun im folgenden noch die betreffenden Ausdrücke zu erörtern.

B. Spezielles.

I. Stationen betr.

Es wird kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß mit dem Ausdruck Stationen, d. h. Hauptstationen der dauernde Stand- und Wohnort eines Missionars und damit das Zentrum seines Arbeitsgebiets zu verstehen sei. Auch der Begriff von Neben- oder Außenstationen („Predigtplätze"?) dürfte demnach klar sein, die, unter der Leitung des Missionars stehend, meist durch eingeborene Hilfskräfte bedient sein werden. Jedenfalls erscheint es wichtig, diese Außenstationen neben den eigentlichen Hauptstationen besonders aufzuführen, sofern dadurch erst die Zahl derjenigen Orte festgestellt wird, an denen die Verkündigung des Evangeliums regelmäßig stattfindet. Sogenannte „Predigtplätze", die wohl vielfach wechseln, sollten nicht unter „Außenstationen" in diesem engeren Sinne gezählt werden.

II. Heidenchristen betr.

Auch über diese Bezeichnung dürfte — wenigstens unter den deutschen Missionsgesellschaften — Übereinstimmung bestehen. Gemeint ist der jeweilige Bestand von getauften Gemeindegliedern,

alt und jung[1]). Doch wird es jeder Gesellschaft überlassen bleiben müssen, ob sie nach ihrer Praxis die durch Kirchenzucht auf Zeit ausgeschlossenen Glieder hier mitzählen will oder nicht. Jedenfalls erscheint der so abgegrenzte Begriff angemessener und präziser, als das in der englischen Mission beliebte members oder gar adherents. Die Zählung nach „Abendmahlsberechtigten" kann, da sie in den meisten nichtdeutschen Missionen die allgemein übliche ist (vergl. A. M. Z. 1902, 333) daneben angegeben werden. Unbedingt ist die Taufe das den Übertritt aus dem Heidentum zum Christentum markierende Kennzeichen, weshalb auch die Taufbewerber (Katechumenen) am besten in einer besonderen Rubrik (N. X) aufgeführt werden.

III. Europäische Missionare betr.

Scheint auch die Bezeichnung „Missionar", als eines Sendboten, der den Heiden die Botschaft des Evangeliums zu bringen hat, an sich zwar kaum einem Mißverständnis zu begegnen, so ergibt sich doch in der Praxis ein merklicher Unterschied. Der Missionsbetrieb ist im Laufe der Jahrzehnte ein so vielgestaltiger geworden, daß neben den eigentlichen theologischen Berufsarbeiten, teils aus Mangel an diesen, teils sonst zur Weiterführung des Werkes, für die verschiedenen Zweige desselben auch nichtordinierte Männer in die Arbeit berufen sind, Missionsärzte, Lehrer und zahlreiche sonstige Hilfskräfte (Industrieleute u. a.).

Leider lassen die einzelnen Missionsgesellschaften bei der Zählung ihrer „Missionare" diesen Unterschied nicht allenthalben mit übereinstimmender Deutlichkeit erkennen. Beispiel: Die Brüdermission unterscheidet in ihrer Statistik (Jahresbericht 1901 S. 61) 168 „ordinierte" und 35 „nicht ordinierte", also zusammen 203 Missionare. Die Basler Mission hingegen zählt in ihrer Statistik (S. 102 des Jahresberichts 1901) allgemein 198 „Missionare", also ohne Benennung jenes Unterschiedes. Da sie aber vorher in dem ausführlichen Namenverzeichnis (S. 92—100) im ganzen 267 „Missionare" aufzählt, so ist nicht ersichtlich, welche Gattungen derselben bei jener statistischen Angabe „198" außer Betracht geblieben sind. — Ähnliche Fragen läßt auch ein Vergleich der oben angegebenen Zahl der Brüdermissionare mit dem auf S. 51—59 des Jahresberichts gegebenen (Stations- und) Namenverzeichnis offen.

Ebenso läßt die Einzelstatistik nicht selten im Unklaren, ob die auf Heimatsurlaub befindlichen Missionare mitgezählt sind oder nicht. Sie sollten entschieden allenthalben mit eingerechnet

1) Der Deutlichkeit wegen trägt diese Rubrik besser die Ueberschrift: Getaufte. D. H.

werden, da es ja für die Öffentlichkeit gleichgiltig sein kann, wo sie ihren etwaigen Urlaub zubringen. Dagegen erscheint es selbstverständlich, daß die pensionierten, sowie dauernd im heimatlichen Dienst beschäftigten Missionare hier außer Betracht bleiben.

Das zunehmende Interesse an der ärztlichen Mission legt es nahe, die Missionsärzte nunmehr besonders zu nennen, ebenso wie es angebracht erscheint, die zum Dienst an Missionsschulen ausgesandten Lehrer unter die Missionare im weiteren Sinne zu zählen. Die Unterscheidung der übrigen nichtordinierten Missionare von den ordinierten würde sich dann auch von selbst ergeben. Daß eine solche Unterscheidung der Missionare von diesen selbst mißliebig aufgenommen werden könnte, ist doch wohl ausgeschlossen.

IV. Europäische Missionsschwestern betr.

Je mehr im Laufe der letzten Jahre auch in der deutschen Mission die Frau ihr Arbeitsfeld als Diakonissin, Lehrerin, Senanamissionarin u. dergl. gefunden hat, muß nunmehr auch dieser Zweig der Mission in der allgemeinen Statistik zur Darstellung gebracht werden. Dabei wird es der deutschen Anschauung entsprechen, die Ehefrauen der Missionare, von denen als selbstverständlich anzunehmen ist, daß sie in irgend einer Weise die Mission direkt oder indirekt fördern, nicht als besondere Missionsarbeiter zu zählen. Für die Freunde einer einzelnen Mission mag das Bedürfnis hierzu vielleicht anders liegen. Die Allgemeinheit aber dürfte wenig Interesse daran haben, wieviel Missionare verheiratet sind oder nicht. Hier handelt es sich nur um die unverheirateten Missionsschwestern.

Die Einheitlichkeit dieser grundsätzlichen Auffassung sollte nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß z. B. der deutsche Zweig der China-Inland-Mission und die Pilgermission von St. Chrischona „nach den Regeln der englischen China-Inland-Mission die Gattinnen der Missionare, die als Jungfrauen schon im Dienst gestanden und die Sprache erlernt haben müssen, auch als mitarbeitende Glieder gelten lassen."

V. Eingeborene Gehilfen betr.

Es ist nicht zu leugnen, daß es gerade für den hier genannten Begriff nicht leicht sein wird, einen festen Rahmen zu gewinnen. Die besondere Angabe der ordinierten eingebornen Gehilfen erscheint selbstverständlich und klar. Anders ist's mit den übrigen. Da ist die Art der Benennung bei den verschiedenen Missions-

gesellschaften so verschieden, daß der Statistiker bei der allgemeinen Bezeichnung „eingeborene Gehilfen" wie vor einem verschwommenen Bilde steht. Und doch ist es unumgänglich, alle die hier in Frage kommenden Einzelbezeichnungen [nicht ordinierte Gehilfen, Versammlungshalter, Nationalhelfer, Nationalhelferinnen, Evangelisten, Katechisten, Hilfskatechisten, Kolporteure, Gemeindeälteste, niedere Kirchendiener, Bibelfrauen u. a.] in eine gemeinsame Rubrik zusammen zu fassen: Ich würde daher vorschlagen, unter den nicht ordinierten eingeborenen Gehilfen nur die *besoldeten* — gleichviel ob aus der Missionskasse oder von den eingebornen Gemeinden — zu zählen. Es ist sonst kaum möglich, für die Statistik eine klare Grenze zu finden.

Läßt dabei, wie bei Berlin I, die Einzelstatistik im Unklaren, ob die eingeborenen Gehilfen im kirchlichen *Gemeindedienst* oder im *Schuldienst* beschäftigt, oder vielleicht an beiden Arten des Helferdienstes beteiligt seien, so wird die einzelne Gesellschaft selbst zu entscheiden haben, ob diese Gehilfen je nach der überwiegenden Art ihrer Beschäftigung dem einen oder dem andern Zweig zuzuzählen seien, wobei über etwaige Unschlüssigkeiten, weil sie sich schließlich gegenseitig kompensieren, nicht so gar schwer hinwegzukommen sein wird.

VI. Missionsschulwesen betr.

Aus den Berichten der meisten Missionsgesellschaften ist zu ersehen, daß man dem Schulwesen in der Mission besondere Aufmerksamkeit schenkt. Das präge sich auch in der allgemeinen Statistik aus.

a) Lehrkräfte.

Haben sich die Missionsgesellschaften über die zur Rubrik V. angedeuteten Schwierigkeiten hinweggeholfen, so wird die hier ins Auge gefaßte Feststellung der „Lehrkräfte" auch nicht so gar verwickelt sein. Erfahrungsmäßig müssen in den Missionsschulen aus Mangel an anderen Kräften auch *heidnische* Lehrer mit angestellt werden, für den Fachunterricht und dergl. Es dürfte sich nun empfehlen, nach dem Beispiel mehrerer älterer Missionsgesellschaften, dies in der Statistik besonders bemerklich zu machen, teils um den wahren Sachverhalt nicht zu verdecken, teils um festzustellen, wieviel Hilfskräfte die eingeborene Christengemeinde in den Dienst von Kirche und Schule zu stellen vermag. Etwaige eingeborene *Lehrerinnen* würden hier natürlich, ähnlich wie bei Rubrik V, mit einzurechnen sein.

Daher hier der allgemeine Ausdruck „Lehrkräfte." Ebenso wird es hier, wie bei Rubrik V, Sache der einzelnen Missionsgesellschaft sein, sich den betreffenden Begriff entsprechend zu umgrenzen, so wie sie es eben nach Analogie der Schwestergesellschaften für die allgemeine Statistik berücksichtigt zu sehen wünscht. — Europäische Lehrkräfte gehören natürlich nicht hierher, sondern in Rubrik III[1]). Doppelte Zählung derselben Personen ist unter allen Umständen zu vermeiden. Vgl. das zu Rubr. V am Schlusse Gesagte.

b) Schulen betr.

Es ist zwar kein kleiner Unterschied, ob zu einer Schule bloß etwa 10—15 Elementarschüler gehören, oder ob sie bereits eine in mehrere Klassen gegliederte Anstalt ist. Aber für die Statistik wird hier schwerlich ein Unterschied gemacht werden dürfen. Doch ist der eine Punkt vorweg noch klar zu stellen, ob nicht der verschiedene Sprachgebrauch in dem einen Falle etwa das „Schule" nennt, was anderwärts unter Schulklasse verstanden wird. Auch auf die Unterscheidung der verschiedenen Arten von Missionsschulen kann die Statistik vorerst noch verzichten. Nur die Lehrer- und Predigerseminare (womöglich mit der Zahl ihrer Zöglinge) anzugeben, dürfte sich wegen der Bedeutung, die sie für das christliche Gemeindewesen haben, empfehlen.

c) Schüler betr.

Es scheint ratsam, christliche und heidnische Schüler der Missionsschulen getrennt zu zählen, damit einerseits sich ein Bild gewinnen lasse, inwieweit die christlichen Gemeindeglieder ihrer kirchlichen Verpflichtung, die Kinder zur christlichen Schule zu schicken, sich bewußt sind, und anderseits auch ein gewisser Anhalt dafür gegeben ist, inwieweit die christliche Missionsschule Einfluß auch auf heidnische Jugend ausübe. — D. Grundemann möchte besonders festgestellt sehen, wieviel Mädchen die Missionsschulen besuchen. Diese besondere Unterscheidung empfiehlt sich namentlich bei der Zahl der christlichen Schüler. Denn bei der Abneigung der Eingeborenen, den Mädchen eine geordnete Schulbildung angedeihen zu lassen, ist es von Wert, festzustellen, inwieweit die christlichen Eingeborenen hiervon eine Ausnahme machen.

---

1) Diese Rubrik trägt dann besser die Überschrift: „Eingeborene Lehrkräfte."

VII und VIII. Einnahme und Ausgabe betr.

Was wünscht die allgemeine Missionsstatistik unter „Einnahme" festgestellt zu sehen? Doch wohl diejenige Summe, die in jedem neuen Jahre für die Zwecke der betreffenden Gesellschaft zusammengekommen ist. Für den Missionsfreund könnte es dabei allerdings von besonderem Interesse sein, wie hoch sich die eigentlichen ad hoc dargebrachten Missionsbeiträge belaufen. Denn man wird meinen, nur daran einen zuverlässigen Gradmesser des heimatlichen Missionseifers zu haben, — eine Berechnungsweise, die von verschiedenen Seiten schon als wünschenswert hingestellt worden ist. Aber selbst wenn die Missionsleitungen in ihren jährlichen Rechnungsübersichten diese speziellen Liebesgaben von den anderen Einnahmeposten trennen wollten, so würden sie damit nur einseitig etwas tun, was bei den aus den Hilfsquellen (Missionsvereinen) ihnen zufließenden Summen zuvor nicht geschehen konnte, und die vermeintlich genaue Feststellung der eigentlichen Liebesgaben würde sich dadurch doch als illusorisch erweisen. Man wird also tatsächlich auf diese spezielle Scheidung verzichten müssen; sie erscheint undurchführbar und im Grunde genommen auch unnötig.

Was für die Zwecke der allgemeinen Einnahmen-Statistik unbedingt außer Betracht bleiben sollte, das sind die etwa vorhandenen Kassenbestände, mit denen eine Jahresrechnung beginnt, die vorübergehend etwa aufgenommenen und wieder rückzahlbaren Darlehne und Vorschüsse, ferner durchlaufende Posten, Erlös aus verkauften oder verlosten Wertpapieren und dergl. Dagegen würden andere Beträge, wie Kapitalzinsen, Mieterträge, Reinerlös aus Schriftenverkauf, Beiträge für bestimmte Zwecke, z. B. auch contra Defizit, ferner Legate und dergl. in die allgemeine Jahreseinnahme einzurechnen sein. Insbesondere gehören hierher auch diejenigen Einnahmen, die etwaigen Neben- oder Hilfskassen zugeflossen sind, da dieselben ja auch, sofern sie dem Missionsbetrieb direkt oder indirekt zugute kommen, als Leistungen für Missionszwecke anzusehen sind.

Einer Klärung und Vereinbarung bedarf hierbei noch die Frage, ob der Gewinn aus „Missionshandlung" unter die heimatlichen Einnahmen (wie z. B. bei Basel im Jahre 1901 mit 203000 Fr.) oder unter die Aufbringungen auf den betreffenden Missionsgebieten (wie z. B. bei der Brüdergemeine mit 172000 Mk.) zu rechnen ist. Der Statistiker hat sich bisher nur an die leider verschiedene Berechnungsweise der betreffenden Jahresberichte halten können. Ein bestimmter Vorschlag zur Erzielung einer diesbezüglichen Übereinstimmung

läßt sich zurzeit noch nicht machen, da die kurzen Rechnungsausweise in den Jahresberichten keine speziellen Unterlagen dazu bieten.

Wenn es blos darauf ankäme, die augenscheinlichen Kosten des Missionsbetriebs festzustellen, so würde man meinen, nach D. Grundemanns Vorschlag mit der Ausgaben-Statistik auskommen, dagegen auf die Einnahme-Statistik ganz verzichten zu können, sofern die Ausgabe in der Heimat, verbunden mit den Aufbringungen auf den betr. Missionsgebieten (IX) die Höhe der wirklichen Kosten darstellte, wobei die Zuflüsse und Bereicherungen der Nebenkassen natürlich auch als Betriebskosten anzusehen sind. Aber vom Standpunkt des allgemeinen Interesses aus wird auf die Einnahme-Statistik, als den wichtigen Gradmesser des Missionslebens, schwerlich zu verzichten sein, eher auf die Feststellung der Ausgaben.

In der Art der Rechnungsaufstellung weichen die einzelnen Missionsleitnngen zwar noch sehr von einander ab, und größere Gleichmäßigkeit und Übereinstimmung wäre auch hier ein desiderium. — Der Einblick in das oft äußerst umfangreiche und komplizierte Rechnungswesen der einzelnen Missionsgesellschaft drängt aber zu der dankbaren Bemerkung, die auch einmal öffentlich bekundet werden soll, daß die Bewältigung der vom Rechnungsführer zu überwindenden Schwierigkeiten wirklich Respekt abnötigt.

IX.

Aufbringungen auf den Missionsgebieten.

Hierher gehören: Leistungen der Heidenchristen für kirchliche und schulische Zwecke, Schulgeld, Beihilfen der Kolonialregierungen (grants in aid), Ertrag von Ländereien oder Missionsindustrie, Arbeitsleistungen von Eingeborenen in ungefährem Geldwert, Geschenke von Eingeborenen oder auf dem betreffenden Missionsgebiet lebenden Weißen und dergl. So haben auch fast sämtliche der älteren Missionsgesellschaften in ihren statistischen Berichten diese Leistungen auf dem Missionsgebiet besonders registriert, z. T. sogar nach ihren verschiedenen Quellen und Benennungen getrennt, — ein Beweis, daß man damit einem Bedürfnis der Öffentlichkeit entgegen kommt, weil man davon ein Kennzeichen hat für die Selbstbetätigung des christlichen Lebens der Eingeborenen.

Wenn Berlin I die von den Eingeborenen aufgebrachten Leistungen neuerdings nicht mehr veröffentlicht, weil man vielleicht glaubt, daß dieselben nicht genau festgestellt werden können und etwa ein falsches Bild ergeben, so ist dies im Interesse der Gemeinsamkeit zu bedauern. Auch wird für denjenigen, der den Missionsbetrieb mit den hierfür aufgewandten Mitteln in Beziehung bringen will, erst recht, „ein falsches Bild“ entstehen. — Mag die ge-

naue Aufstellung hier oft ihre Schwierigkeit haben, eine ungefähre Angabe, die wenigstens das tatsächliche Minimum bezeichnet, sollte doch nirgends unterbleiben.

X. Taufbewerber betr.

Hier kann die Statistik einen freilich vorsichtigen Blick in die Zukunft tun lassen. Nur einige der neueren Missionsgesellschaften bieten, wie es zum Teil in der Natur der Sache liegt, hierfür noch keinen hinreichenden Anhalt. Die Frage ist, ob nur die im eigentlichen Taufunterricht stehenden ins Auge zu fassen sind, oder alle, die dem Missionar ihre Bereitwilligkeit zum Übertritt ausgesprochen haben. Das letztere scheint das wichtigere, weil damit die allgemeinen Wirkungen, die die Mission auf die umgebenden Heiden ausübt, umfassender zur Darstellung kommen[1]).

XI. Zur Aussendung bereit stehende Kräfte.

In den Statistiken früherer Jahre ist auch einigemale versucht worden, den Nachwuchs an missionarischen Kräften in der Heimat zu registrieren, wobei sämtliche Zöglinge der Missionsseminare und die Männer, die sich sonst zum Eintritt in den Missionsdienst bereit erklärt haben, berücksichtigt waren. Doch wird dabei richtiger nicht der ganze Cötus der betreffenden Anstalten, sondern nur der oberste Jahrgang, der der Abordnung am nächsten steht, in Betracht zu kommen haben. Die Jahresberichte geben nicht allenthalben Aufschluß über diesen Punkt. Doch scheint eine Aufstellung hierüber entschieden wünschenswert und für die Beurteilung des heimatlichen Missionslebens von Belang.[2])

Schluß.

Aus dem Dargelegten ergeben sich die nachfolgenden Sätze:

1. Es ist unbedingt an der Zeit, daß eine gemeinsame und einheitliche deutsche Missionsstatistik zu stande kommt.

2. Alle deutschen evangelischen Missionsgesellschaften, soweit sie selbständig sendende sind, werden diese Notwendigkeit anerkennen und demgemäß bereit sein, die Ausführung der Sache erstmalig zu ermöglichen und dauernd zu fördern.

---

1) Ich möchte die Angabe auf die Taufbewerber beschränken, weil eine Kategorie der zum Übertritt willigen zu unbestimmt ist. D. H.

2) Einfacher ist es, die Zahl der sämtlichen Zöglinge in den Missionsseminaren, inkl. der universitätlich gebildeten Missionskandidaten anzugeben. Diese ganze Rubrik kann aber auch wegbleiben. D. H.

I		II.	III.					IV.	V.		VI.									VII.	VIII.	IX.	X.	XI.
Stationen		Heidenchristen bezw. Getaufte	Missionare					Europ. Missionsschwestern	Eingeb. Gehilfen		Schulwesen									Einnahme in der Heimat	Ausgabe	Aufbringungen auf den betr. Missionsgebieten	Taufbewerber	Zur Aussendung bereitstehende Kräfte
a	b		a	b	c	d			a	b	a. Lehrkräfte		b Schulen.		c Schüler									
															Christliche		Heidnische							
Hauptstationen	Nebenstationen		ordinierte	Lehrer	Missionsärzte	Sonstige	Zusammen		Ordinierte	Sonstige besoldete	Christliche	Heidnische	Ueberhaupt	Darunter Lehrer- u. Prediger-seminare [mit Angabe der Zöglinge]	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen	Zusammen					

Tabelle gehört auf nächste Seite.

3. Sie nehmen zu diesem Zwecke ein einheitliches Schema an, nach welchem jede Gesellschaft ihre betr. Zahlenangaben veröffentlicht, wobei es selbstverständlich ganz dem Ermessen der einzelnen Gesellschaft überlassen bleibt, ob sie dieses Schema als ausschließliches für ihre statistischen Aufstellungen benützen oder nebenher noch ihre bisher gewohnte Spezialstatistik beibehalten will.

4. Die Entwickelung der deutschen evangelischen Mission und das zunehmende Interesse in der Heimat drängen darauf hin, daß diese gemeinsame Missionsstatistik gehörig gegliedert und präzisiert genug sei.

5. Um eine möglichst gesicherte und authentische Übersicht über den Stand der gesamten deutschen evangelischen Mission zu erzielen, empfiehlt es sich, daß die Bearbeitung dieser Gesamtstatistik womöglich nicht der Privatarbeit eines beliebigen Missionskenners überlassen bleibt, sondern daß die Gesellschaften über eine gemeinsame statistische Zentralstelle sich einigen, die die Zusammenstellung gewissermaßen offiziell besorgt.

6. Als Vorarbeit zur endlichen Erreichung des Zieles werden die vorstehenden Ausführungen dargeboten. Finden diese im allgemeinen Zustimmung, so würde das Bedürfnis nach einer genauen und einheitlichen Missionsstatistik etwa in folgendem Schema Ausdruck finden:

Tabelle siehe vorige Seite.

Zum 70jährigen Bestehen des Missions-Vereins in Kurhessen.

Von Pfarrer Rudolf Francke in Kassel.

Als nach langem Schlafe auch in Kurhessen das Glaubensleben wieder anfing sich zu regen, sammelten sich die erweckten Kreise um die im Jahre 1817 gegründete Kurhessische Bibelgesellschaft, deren ausgesprochener Zweck war: „tätiges Christentum unter allen Ständen zu fördern und zu beleben". Aber noch war die Macht des Rationalismus zu stark, als daß diese Bestrebungen in unserem Volksleben tiefer hätten Wurzel fassen können. Die Bibelgesellschaften siechten dahin, aber die Erweckung blieb und griff im Stillen immer weiter um sich.

Der neuerwachte Glaube betätigte sich dann in der Gründung des „Evangelischen Missionsvereins in Kurhessen", die am 6. März 1833

in Kassel erfolgte. Der Grund, auf welchem sich der Missionsverein erbaute, war der reformatorische Glaube an das Evangelium, ohne irgendwelche konfessionelle Ausprägung. In den Satzungen wird über den Zweck und die Ziele des Missionsvereins folgendes angegeben: „Der Zweck des Vereins ist die Ausbreitung des Christentums unter nichtchristlichen Völkern. In dieser Absicht wird der Verein die Bekanntschaft mit dem Missionswerke unter seinen Mitgliedern und im Kreise seiner Wirksamkeit befördern, Hilfsvereine in dem Kurhessischen Vaterlande außerhalb Kassels und in der Nähe zu gründen suchen und von seinen Mitgliedern und anderen Freunden der Missionssache bestimmte oder unbestimmte Beiträge einsammeln. Die Summen sollen hauptsächlich dazu verwandt werden, einen oder mehrere junge Leute unseres Vaterlandes, die Beruf zum Missionswerke in sich fühlen, in einem Missionsseminar unterrichten und ihnen die zu ihrem Berufe weiter erforderlichen Unterstützungen angedeihen zu lassen."

Der erste Vorstand des Vereins bestand aus dem Ober-Apellationsrat Dr. Joh. W. Bickell, Landgerichts-Assessor Ewald, sowie Hof- und Garnisonprediger Lorenz Friedrich Lange, welch letzterer als Kassierer sich erbot, Beiträge in Empfang zu nehmen. Ein Lesezirkel mit dem „Baseler Heidenboten", „Barmer und Kalwer Missionsblatt" wurde eingerichtet, ein Aufruf an die hessischen Glaubensgenossen erlassen, und die Gründung des Vereins verschiedenen anderen Missionsgesellschaften mitgeteilt, die freundlich und ermunternd antworteten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Zusammenschluß gläubiger Männer zu einem bisher unerhörten, als schwärmerisch und absurd bezeichneten Werke den Widerstand und das Mißtrauen weiter Kreise hervorrief. Zwei Gegner waren es, welche dem Missionsverein alsbald mit unverhohlener Feindschaft gegenübertraten: die noch im Rationalismus befangenen Pfarrerkreise und das radikal-liberale Bürgertum, das eben erst in der Verfassung vom 5. Januar 1831 seine höchsten Triumphe gefeiert hatte und in dem Missionsverein eine Stütze der landesherrlichen Gewalt und einen Gegner aller revolutionären Bestrebungen witterte.

Die rationalistischen Geistlichen warfen den Gründern, insbesondere dem Pfarrer Lange, Überspannung vor und sprachen den Verdacht aus, der Missionsverein halte die bestehende Kirche für verdorben und wolle daher eine neue Kirche bilden. Von der Stimmung in diesen Kreisen legt ein Brief Zeugnis ab, der in jenen Tagen von einem einfachen Manne an den Vorstand gerichtet wurde. Er schreibt, daß er bei seinem Eintreten für die Missionssache viel Widerspruch, besonders von höheren Standespersonen und den Pfarrherren erfahren habe und daß über die Missionssache selbst und deren Streiter als Schwärmer und Pietisten viel gespottet werde. Sie meinen, wer wüßte, ob die Sache fortbestehen würde, es könnte auch eine Sache sein, die unter einem heiligen Scheine bekannt gemacht würde, und das Geld würde hernach zu etwas anderem verwendet. Es würde ihnen nachgesagt, sie hätten den Titel „Das fromme Lamm" angenommen, das wären gleichsam die sogen. „Stillen", und hierüber würde sich sehr aufgehalten und gespottet. Auch hätten

sie sich — die Mitglieder des Vereins — an die sogen. Pietisten angeschlossen, welches wieder Abscheu vor der Sache erregte, denn die Leute gingen doch meistenteils in Schwärmerei über. Der Verein wolle auch sogar eine eigne Kirche in Kassel bauen und dazu die Gelder verwenden. — So weit die Mitteilungen des Briefes, die ein ziemlich deutliches Bild der bei den rationalistischen Pfarrern vorhandenen Vorurteile gegen den Missionsverein geben.

Das liberale Bürgertum dagegen betätigte seine Feindschaft gegen die verhaßten Reaktionäre und Mystiker dadurch, daß es diejenigen, welche an der Spitze des Missionsvereins standen, unschädlich zu machen suchte. Als erstes Opfer dieser Feindschaft fiel damals der Kassierer des Vereins, Pfarrer Lange. Die durch Störung der von diesem abgehaltenen Missionsstunden veranlaßten Krawalle gaben den Vorwand zu einer am 18. Februar 1835 von 115 Kasseler Bürgern eingereichten Beschwerdeschrift, deren Folge die Versetzung des Pfarrers Lange von Kassel nach Eschwege war. Ihm sind später noch andere Zeugen gefolgt, darunter auch am 8. Januar 1839 der spätere Begründer der Rettungsanstalt „Beiserhaus", Pfarrer Rausch, der von der Unterneustadt Kassel in das einsame Rengshausen versetzt wurde. An Stelle von Pfarrer Lange wurde Pfarrer Wendel in Kassel Kassierer.

Der Vorstand des Missionsvereins suchte den über den Verein gemachten Ausstreuungen nach Möglichkeit zu begegnen, indem er in dem Jahresberichte für 1835 seinen Standpunkt erläuterte und dabei ausdrücklich erklärte: Wir verwerfen die Sektiererei oder den Separatismus, den Mysticismus und Theosophismus, wir verwerfen den Rationalismus oder Naturalismus und erkennen als eine falsche Richtung den Pietismus. Seinen Bemühungen gelang es denn nach und nach auch, bei vielen Pfarrern und Laien das anfängliche Mißtrauen zu beseitigen und mehr und mehr sammelte sich um ihn, was damals kirchlich lebensfähig war, sodaß der Missionsverein der förmliche Mittelpunkt des in Kurhessen neuerwachten kirchlichen Lebens wurde, von dem auch noch andere Bestrebungen, wie z. B. die zur Behütung der verwahrlosten Jugend, zur Versorgung der deutschen Protestanten in Amerika, zur Bekehrung Israels u. s. f. ausgingen. An vielen Orten bildeten sich Hilfsvereine für Mission, und wo keine besonderen Vereine bestanden, wurden wenigstens Beiträge gesandt. Die Jahreseinnahme betrug im Jahre 1833: 222 Thlr., im Jahre 1834: 542 Thlr., wovon Basel 150 Thlr. und die Rheinische Mission 150 Thlr. erhielt, darunter 170 Thlr. für die Ausbildung eines jungen Mannes auf dem Missionsseminar in Barmen.

Die Tätigkeit des Missionsvereins erstreckte sich darauf, den Sinn für die Mission in den Gemeinden zu wecken und die eingehenden Beträge den verschiedenen Missionsgesellschaften zuzuwenden. Außerdem ließ der Verein auf seine Kosten verschiedene junge Leute in den Missionsanstalten vorbilden. Dem ersten, auf Kosten des Vereins ausgebildeten Missionszögling Joh. Budde aus Homberg, der vor seiner Aussendung starb, folgte Joh. Heinr. Himmelmann aus Obermeiser, der 1839 nach Borneo ausgesandt wurde und am 29. Mai 1841 in Banjer am Fieber starb; ferner Lud. Franz Effelen aus Hofgeismar, später in Worcester (Südafrika), Bernh. Geidt aus Marburg,

später in Burdwan bei Kalkutta, Jakob Ludwig Döhne aus Zierenberg, später in Pieter-Maritzburg, Karl Friedrich Kremer aus Schmalkalden, später in Tranquebar u. a.

Das Kurfürstlich Hessische Ministerium wie die Konsistorien zu Kassel, Marburg und Hanau stellten sich dem Missionsverein anfänglich durchaus freundlich gegenüber. Das Ministerium beantwortete die Anzeige von der Gründung des Vereins mit dem Bemerken: „Die angezeigte Unternehmung erhält die verdiente Billigung." Auch das Konsistorium in Kassel antwortete unter dem 2. Juni 1836: „Der Bericht dient zur erfreulichen Nachricht, und wird, was die beantragte Erteilung von Korporationsrechten betrifft, im Falle des eintretenden Bedürfnisses des Besitzes von solchem einer desfallsigen Anzeige entgegen gesehen." Aber schon im Jahre 1837 scheint bei dem Konsistorium in Kassel, vielleicht unter dem Einfluß des Ministeriums des Innern, ein Wechsel der Stimmung eingetreten zu sein. Das erhellt aus dem Bescheide, den der Vorstand des Missionsvereins unter dem 13. Februar 1837 auf sein Ersuchen um die Gestattung der kirchlichen Feier des Jahrestages der Gründung des Vereins erhielt. Dieser Bescheid führt aus, daß gegen den Missionsverein von seinem Entstehen an das Vorurteil bestanden habe, als ob derselbe die Geltendmachung irgend einer besonderen Ansicht der christlichen Glaubenslehren zum Ziele habe, und daß manches im 2. und 3. Jahresberichte auch wohl nicht geeignet sei, das Vorurteil zu widerlegen. Deshalb möchte es auch jetzt noch zu neuen Mißverständnissen führen, wenn der Missionsverein seinem Wunsche gemäß sein Missionswerk kirchlich feiern würde, wozu der rechte Zeitpunkt noch nicht erschienen sei.

Am 3. März 1839 fragt das Ministerium des Innern bei dem Kurfürstl. Konsistorium zu Marburg an, ob nicht durch die von diesem gestattete Haltung von Missionsstunden der in § 1 der Satzungen des Vereins angegebene Zweck: „Zur Ausbreitung des Christentums unter nichtchristlichen Völkern wirksam sein zu wollen", überschritten, die religiöse Schwärmerei genährt, und der Parteigeist gefördert werde.

Und das Kasseler Konsistorium schreibt unter dem 28. April 1839 an das zu Hanau: „Wir haben immer mehr die Überzeugung gewonnen, daß die Symbol-Gläubigen, welche diesen Verein ausschließlich oder der überwiegenden Mehrzahl nach bilden, denselben nur als Mittel ansehen, ihre religiösen Ansichten zu verbreiten und dadurch, statt einen allgemeinen Verband unter sämtlichen Christen zu fördern, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie bei den Symbolen stehen bleiben oder eine fortschreitende Entwicklung christlicher Religionskenntnisse zugeben, eine in jeder Richtung nachteilig wirkende Absonderung unter denselben herbeiführen."

Die Folge dieses gegen den Missionsverein entstandenen Mißtrauens war der Ministerial-Erlaß vom 2. Dezember 1839, der den drei Konsistorien aufgab, in Zukunft die Erlaubnis zu Missionsstunden nicht ohne Ermächtigung des Ministers zu erteilen, und wo bereits erteilt, sofort zurückzuziehen, sobald sich herausstellen sollte, daß die betreffenden Prediger sich nicht in den Schranken der Besonnenheit bewegten, sondern der Schwärmerei und dem Partei-

geist Nahrung gewährten oder durch verdammende Äußerungen die Gemüter erbitterten.

Um diese Stellungnahme des Ministeriums zu verstehen, muß man sich gewärtig halten, daß im Jahre 1839 in der hessischen Kirche der erbitterte Symbolstreit ausgebrochen war, und daß es das Ministerium für seine Pflicht hielt, um jeden Preis den Frieden zu bewahren. Dieser Symbolstreit war die naturgemäße Folge des wiedererwachten Glaubenslebens, das in seiner weiteren Entwicklung auch dahin führen mußte, zur Kirche und deren Bekenntnissen eine bestimmte Stellung einzunehmen. So hatte auch der Missionsvorstand darauf hingewiesen, daß dem Vereine die Ausprägung eines bestimmten kirchlichen Bekenntnischarakters unerläßlich sei, da er sich doch einig darüber sein müsse, welcher Glaube den Heiden verkündigt werden solle, aber der Vorstand sprach sich dabei anfänglich in entschiedenster Weise für den Standpunkt des Unionismus aus, indem er ganz allgemein nur von „den Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche" sprach. Nach und nach aber ließ er sich zu einem schrofferen und exklusiveren Standpunkt hindrängen. Und hierzu trug wohl wesentlich der entbrannte Symbolstreit bei, daß der Verein mehr und mehr eine einseitig konfessionelle Haltung einnahm und in ein Fahrwasser geriet, welches das Vereinsschifflein schließlich an den Klippen des Konfessionalismus zerschellen ließ.

Das Vorspiel begann bereits am 1. Juli 1839, wo Pfarrer Meurer aus Hofgeismar eine von einer großen Anzahl von Geistlichen unterschriebene Eingabe an den Vorstand richtete, in welcher die betreffenden ihren Beitritt zum Missionsverein erklären, „obwohl uns nicht verhehlend, daß wir durch manche dogmatische Differenzen von den ersten Begründern und Pflegern des Vereins geschieden sind". Der Vorstand antwortete hierauf unter dem 6. August 1840, daß er die Schreiber des Briefes gern als Freunde des Vereins betrachten und Beiträge von denselben annehmen wolle, daß er aber dieselben nicht als stimmfähige Mitglieder gelten lassen könne, es sei denn, daß dieselben noch nachträglich eine befriedigende Erklärung über ihren dogmatischen Standpunkt abgäben.

Diese Erklärung erfolgte unter dem 14. Oktober 1841 mit der Unterschrift von 29 Geistlichen von Rinteln aus, wohin Meurer mittlerweile als Gymnasiallehrer versetzt worden war. Sie lautete: „Wir erklären, daß wir mit Ihnen die auf göttlichem Ursprunge beruhende heilige Schrift als alleiniges Fundament des Glaubens und der Lehre, sowie die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche als den wahren Sinn und die richtige Erklärung im wesentlichen enthaltend anerkennen, daß wir aber treu dem Geiste des Protestantismus die Symbole unter keiner Bedingung als bevormundende Norm der Schriftauslegung gelten lassen können und die Entschließung darüber, worin das wesentliche des Symbolinhaltes bestehe, nicht von dem Urteile des Missionsvereins-Vorstandes abhängig machen können, sondern dem gewissenhaften Ermessen des einzelnen vorbehalten müssen, zumal es notorisch ist, daß auch viele und angesehene Mitglieder des Vereins keineswegs in „aller und jeder Beziehung" mit dem symbolischen Lehrbegriffe harmonieren, sondern namhafte Abweichungen von demselben unbedenklich erlauben."

Der Vorstand verweigerte jedoch auch diesmal die Aufnahme in den Verein mit der Begründung, daß er „ganz die hohe Bestimmung, welche der hessischen Kirche durch göttliche Fügung bei ihrer eigentümlichen Entwicklung im 16. Jahrhundert vorzugsweise bewahrt worden ist, nämlich den segensreichen Beruf, zur glücklichen Lösung der Differenz zwischen der lutherischen und reformierten Kirche Deutschlands durch feste Vereinigung in dem gemeinschaftlichen Symbole der Augsburgischen Konfession, also durch Vereinigung im positiven evangelischen Glauben, nicht blos in einem negativem formellen Prinzip, wesentlich beizutragen verleugnen würde, wenn er der Ansicht beiträte, daß dem gewissenhaften Ermessen des einzelnen innerhalb der Kirche die Entscheidung über dasjenige, worin das wesentliche des Symbolinhaltes bestehe, zu überlassen sei, eine Ansicht, wodurch die Existenz der Kirche selbst offenbar gefährdet sein würde."

Als Erklärung zu diesem langatmigen Satze möge für diejenigen, welche mit kurhessischen Verhältnissen nicht vertraut sind, hinzugefügt werden, daß, wie damals, so auch heute noch in Kurhessen eine reformierte, lutherische und unierte Kirchengemeinschaft besteht, und das niederhessisch-reformierte Bekenntnis einen Mittelstandpunkt zwischen kalvinischem und lutherischem Bekenntnisse einnimmt.

Wir nannten diese Verhandlungen ein Vorspiel insofern, als sie uns schon ahnen lassen, welche Einflüsse im Vorstande des Missionsvereins zu der Zeit anfingen, sich geltend zu machen. Hier zuerst taucht der Gedanke auf von der „hohen Bestimmung der hessischen Kirche, zur Lösung der Differenz zwischen der lutherischen und reformierten Kirche Deutschlands beizutragen." Dieser Gedanke, durch die oben geschilderten, eigentümlichen konfessionellen Verhältnisse in Kurhessen veranlaßt, bildete sich immer konsequenter aus und fand einen tatkräftigen — ja rücksichtslosen Vertreter in dem Oberappellationsrat Dr. Elvers, einem eifrigen Lutheraner, der samt dem Obergerichtsrat Dr. von Dehn-Rotfelser im Jahre 1846 in den Vorstand des Missionsvereins eintrat. Das dritte Vorstandsmitglied war Pfarrer Lohr, der aber, wie es scheint, nicht vermocht hat, den Vertretern des oben gekennzeichneten hochfliegenden Gedankens in genügender Weise entgegen zu treten.

Über die Pläne, die nun auftauchen, schreibt der nachmals entlassene Missionar Karl Vogel in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Chinesischen Stiftung" im Jahre 1853 folgendes: „Der Kurhessische Missionsverein, der wegen seiner geringen Mittel und der vielen schon bestehenden protestantischen Missionsgesellschaften von Anfang an nur ein bescheidener Hilfsverein war, beschloß seit dem Eintritt des Dr. Elvers in denselben, selbständig zu werden. Er und seine Amtsgenossen veränderten alsbald die Verfassung des Vereins, und damit man sie selbst nicht wieder vertreiben möge, gaben sie das weise Gesetz: die Mitglieder des Vorstandes ergänzen sich durch freie Wahl. Damit noch nicht zufrieden, entwarf er alsbald den naiven Plan, alle deutschen protestantischen Missionsgesellschaften, samt der schwedischen, norwegischen und holländischen zu vereinigen und sich an die Spitze zu stellen."

Vogel ist gewiß kein einwandfreier Zeuge, sondern seine Worte sind vom bittersten Hasse gegen Elvers diktiert, in welchem er den Zerstörer seines Lebens sah. Immerhin scheint er doch die Pläne des Dr. Elvers ziemlich richtig charakterisiert zu haben. Sie bewegten sich auf der Linie, die wir oben gezeichnet haben und führten am 24. Dezember 1846 zur Gründung der „Deutschen Chinesischen Stiftung" in Kassel, die nichts geringeres beabsichtigte, als eine gemeinsame deutsch-evangelische Mission in China ins Werk zu setzen und zu dem Ende auf Grund der Augsburgischen Konfession einen konfessionellen Vereinigungspunkt zu finden.

In diesem Sinne berichtet denn auch der Vorstand unter dem 4. Juni 1847 an das Konsistorium zu Kassel: „Der Vorstand des Kurhessischen Missionsvereins hat seit dem vorigen Jahre die demnächstige unmittelbare Wirksamkeit im Missionsgebiete und zwar ausschließlich in China, in Hoffnung auf Unterstützung von Seiten der übrigen deutschen Missionsgesellschaften beschlossen. Wir hoffen, daß insbesondere auch die von uns mitveranlaßte „Vereinigung der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften zu möglichst übereinstimmender Wirksamkeit" unsere Bemühungen, auf der Grundlage unserer Kurhessischen Kirche, der Augsburgischen Konfession und deren Apologie durch unseren Verein eine gemeinsame Missionstätigkeit der evangelischen Missionsgesellschaften Deutschlands für das jetzt erst dem Evangelium geöffnete China herbeizuführen, wesentlich fördern und unterstützen wird."

Diese Gründung der „Chinesischen Stiftung", als deren Stiftungsfonds der Rest der Missionseinnahme vom Jahre 1845 im Betrage von 100 Talern in Rengshausen deponiert wurde, fand in Hessen selbst nur einen sehr geteilten Beifall. Dagegen leisteten zahlreiche auswärtige Vereine Beihülfe, auch der König von Preußen verwilligte ein Gnadengeschenk von 400 Talern, indessen verhielt man sich doch seitens der übrigen deutschen Missionsvereine im allgemeinen ablehnend gegenüber dem Plane einer gemeinsamen deutsch-evangelischen Mission in China, sondern überließ es dem Kurhessischen Verein, allein und selbständig vorzugehen.

Das war die erste Enttäuschung, die Dr. Elvers erlebte, und die ihn nötigte, seine hohen Ziele um einen Pflock zurückzustecken. Man gab nun den Namen „Deutsche Chinesische Stiftung" auf und nannte dieselbe nur „Chinesische Stiftung" und bestimmte über den Zweck derselben in den Satzungen vom 4. November 1847 folgendes: „Die Chinesische Stiftung hat den Zweck, die milden Gaben der evangelischen Christenheit für die Evangelisierung Chinas und der benachbarten Länder des östlichen Asiens entgegenzunehmen und zur Unterstützung des für die Ausbreitung des Evangeliums im Jahre 1844 in der Englisch-Chinesischen Kolonie gegründeten „Chinesischen Vereins" zu verwenden, insofern nicht von den Gebern eine anderweite Verwendung vorgeschrieben worden ist."

Der hier erwähnte „Chinesische Verein" verdankte seine Entstehung dem deutschen Chinesen-Missionar Gützlaff. Als Missionar ausgebildet,

wurde dieser, nachdem er einige Jahre in Java und Siam gearbeitet hatte, infolge seiner großen Sprachenbegabung Dolmetscher in englischen Konsulardiensten und kam im Jahre 1843 als englischer Leiter der chinesischen Angelegenheiten nach Hongkong. Hier warf er sich mit allem Eifer darauf, durch eingeborene Missionare das Evangelium in China zu verbreiten und gründete zu diesem Zwecke im Jahre 1844 den „Christlichen Verein zur Ausbreitung des Evangeliums." Im Jahre 1846 erließ er einen Aufruf an die Christen in Deutschland, sie möchten seinen Verein in Hongkong unterstützen. Die Folge dieses Aufrufs war die Gründung der „Chinesischen Stiftung" in Kurhessen, welche für Gützlaffs Verein Gaben sammeln und entgegennehmen, sowie eine gemeinsame Missionswirksamkeit für China unter Beteiligung sämtlicher deutscher Missionsgesellschaften anbahnen wollte. Hierzu ist es freilich — wie bereits erwähnt wurde — nicht gekommen.

Am 22. August 1847 übertrug Gützlaff der Direktion der „Chinesischen Stiftung" die Agentschaft für Norddeutschland, Dänemark, Norwegen und Schweden, und im Jahre 1849 kam er selbst nach Europa, um das Feuer weiter zu schüren. Überall bildete er Vereine, die an der „Chinesischen Stiftung" ihren Mittelpunkt haben sollten. Aber von irgendwelcher Tätigkeit dieser in augenblicklicher Begeisterung entstandenen Vereine war nichts zu hören, nur der Berliner Verein und Kurhessen sandten einen Missionar.

Während der Abwesenheit Gützlaffs vertrat ein Baseler Missionar mit Namen Hamburg dessen Stelle in Honkong und machte dabei die niederschmetternde Entdeckung, daß Gützlaffs „Chinesischer Verein" durch und durch faul war, und daß dieser von seinen eingeborenen Predigern in der schamlosesten Weise betrogen wurde. Gützlaff starb bald nach seiner Rückkehr, am 9. August 1851. Ihn den Apostel der Chinesen zu nennen, ist jedenfalls eine Übertreibung. Wohl hat er viel Anregung für die Mission in China gegeben, aber seine eigene Gründung, der „Chinesische Verein", war nichts wert und nahm, nachdem er viel Geld verschlungen hatte, ein trauriges Ende. Noch trauriger war das Ende der „Chinesischen Stiftung" in Kurhessen und des von derselben entsandten Missionars Vogel. — Doch wir haben hiermit schon vorgegriffen und wollen nun den oben angefangenen Faden wieder aufnehmen.

Wir erwähnten, daß bis zum Jahre 1845 der Vorstand des kurhessischen Missionsvereins sorgfältig bemüht blieb, seinen von Anfang an betonten unionistischen Standpunkt zu bewahren; wir erwähnten aber auch das Aufkommen einer Unterströmung, die den Vorstand in ein anderes Fahrwasser zu drängen suchte. Noch im Jahre 1845 schlug der Vorstand einen dahin gerichteten Vorstoß ab. Er wurde nämlich in diesem Jahre von einem Mitgliede des Vereins aufgefordert, die bisher mit dem unionistischen Baseler Missionsinstitut unterhaltene Gemeinschaft abzubrechen. Der Vorstand lehnte dies jedoch ab. Weniger standhaft erwies er sich gegenüber einem zweiten Vorstoße, der von Professor Bruno Lindner in Leipzig ausging, dem der Unionismus in Hessen ein Gräuel war. Zwar wies der Vorstand auch diesen Angriff ab, machte aber doch in seinem Jahresberichte von 1846 die Kon-

zession: daß der Vorstand auch seinerseits der Konkordienformel einen hohen Wert beimesse und die Hoffnung hege, daß auch die Zeitgenossen (d. h. die niederhessisch-reformierte Kirche) deren innere Vortrefflichkeit nach und nach anerkennen würden. Zugleich erklärte der Vorstand — im Gegensatze zu dem Jahresberichte von 1845 —, „daß die hessische Kirche sich nirgends namentlich gegen die Konkordienformel ausgesprochen habe". Man erkennt hieraus, daß sich unter der Leitung des Oberappellationsgerichtsrates Dr. Elvers der Standpunkt des Vorstandes schon bedeutend geändert hatte. Für diesen selbst war ja das Hindrängen zum Luthertum erklärlich, denn einerseits war er selber ein eifriger Lutheraner, andererseits glaubte er wohl auch, auf solche Weise seine hochfliegenden Pläne einer gemeinsamen deutschen Chinamission mit Kurhessen an der Spitze besser unter Dach bringen zu können. Für den Kurhessischen Missionsverein aber bedeutete dies Abgehen seines Vorstandes von dem ursprünglichen Standpunkte den Anfang vom Ende.

Vorläufig freilich war äußerlich davon noch nichts zu spüren, im Gegenteil, es ging weiter vorwärts, wenn auch der eigentliche Hauptverein mehr und mehr hinter dem Lieblingskinde des Vorstandes, der Chinesischen Stiftung, zurücktrat. Auch die Missionsgaben beschränkten sich fast ganz auf die Chinesische Stiftung, sodaß im Jahre 1847 hierfür 1711 Rthlr. eingingen, wovon Gützlaff 1343 Rthlr. erhielt. Der Melsunger Vilmar datiert sogar von dieser Zeit an ein ganz neues Leben des Vereins, indem er in seinem „Melsunger Missionsblatte" schreibt: „Nach dem Jahre 1848 trat ein ganz neues Leben der hessischen Kirche zu Tage, das sich ganz besonders in der Neugestaltung der in ihr vorhandenen Mission kund tat. Die Mission wurde nicht nur als eine heilige Pflicht der Gesamtkirche erkannt, und ihr überall die kirchlichen Gebäude zur Verfügung gestellt, sondern ganz besonders sahen es die lebendigen Träger des geistlichen Amtes als ihre heilige Pflicht an, ihre Gemeinden um das neue Leben der Kirche zu sammeln, und auch das gesamte hessische Volk fing an, in größerem Umfange sich an den Bestrebungen der Mission zu beteiligen."

Dies Urteil Vilmars ist insoweit richtig, als sich einerseits infolge der Stürme der Revolution viele Konservativ- und Kirchlichgesinnte um den Missionsverein scharten, weil sie an ihm einen Halt gegen den Radikalismus in Kirche und Staat zu finden hofften; andererseits blühte der Missionsverein insofern auf, als das neue Ministerium Hassenpflug-Vilmar ihm seine Gunst zuwandte und demselben endlich nach langem vergeblichen Harren die öffentliche kirchliche Feier des Jahrestages seiner Gründung gestattete. Die allerhöchste Genehmigung hierzu erfolgte unter dem 20. November 1849. Indessen wurde das Fest wegen der vorgerückten Jahreszeit verschoben und am 1. und 2. Mai 1850 unter großer Beteiligung in Treysa gefeiert. Seine besondere Bedeutung erhielt das Missionsfest dadurch, daß Gützlaff in der Nachfeier am 2. Mai über seine Chinesenmission redete. Drei Wochen später, am 27. Mai, hat er dann auch noch einmal in Gegenwart des Kurfürsten in der Garnisonkirche zu Kassel gepredigt. In seinem Berichte an das Ministerium sagt der Vorstand, daß diese erste kirchliche Feier des Missionsfestes für tausende

von Seelen einen großen Segen und eine erneute Kräftigung im Kampfe gegen die zahlreichen Feinde des Lichts und der evangelischen Wahrheit dargereicht habe. Jedenfalls bedeutet das Missionsfest in Treysa am 1. Mai 1850 den Höhepunkt in der Geschichte des evangelischen Missionsvereins in Kurhessen und war vielleicht die herrlichste kirchliche Feier, die seit vielen Jahren in Kurhessen begangen worden war. Das Fest trug aber insofern schon etwas Bedenkliches an sich, als es gleichzeitig eine Sympathiekundgebung für das neue Ministerium Hassenpflug-Vilmar darstellte. Und damit kommen wir auf ein neues Ferment, was mit zur Zersetzung des Missionsvereins führte.

Es war die Partei Vilmar, die nunmehr im Missionsverein Einfluß erhielt. An ihrer Spitze standen die beiden Brüder Vilmar. Der eine, W. Vilmar, Pfarrer in Rotenburg, später Metropolitan in Melsungen, welchen Dr. Stier in seinen „Unlutherischen Thesen" zu denen rechnet, welche „sind verdüstert und feuchtig in Fragen und Wortkriegen, aus welchen entspringt Neid, Hader, Lästerung, böser Argwohn und Schulgezänk statt Kirchenbekenntnis", war der Hauptvorkämpfer der lutherisch gerichteten Geistlichen der niederhessisch-reformierten Kirche und Mitbegründer des „Treubundes", der am 6. November 1850 entstand und am 3. November 1853 unter den häßlichsten Umständen sich auflöste. Das politische und religiöse Glaubensbekenntnis dieses Treubundes war die Lehre von den beiden Ämtern des leiblichen und geistlichen Schwertes, oder das absolute Fürstentum aus Gottes Gnaden und das absolute Priestertum aus Gottes Gnaden. Und das letzte Ziel des Treubundes war nach Heppe „die Aufrichtung eines Hierarchismus, in welchem alles gläubige Volk lediglich durch das Medium des geistlichen Amtes, der Priesterschaft, an den Gnadengütern des Evangeliums und an Christo Jesu selbst teilhaben sollte". Mit diesen zum Teil ganz konfusen Bestrebungen suchte W. Vilmar nun den Missionsverein zu verquicken. Daß das nur zum Schaden des letzteren ausschlagen konnte, ist ja klar.

Dasselbe gilt aber auch von den Plänen und Gedanken, die von dessen Bruder, dem Konsistorialrat und Professor A. Vilmar ausgingen. Bekannt ist ja dessen merkwürdige Anschauung vom Pfarramte, die am prägnantesten ausgedrückt ist in seiner Exaudi 1853 in Kassel gehaltenen Einführungsrede: „Das Pfarramt, als das Amt der Apostel, Propheten und Lehrer, ist die leibhaftige Fortsetzung des Amtes unseres allerheiligsten Erlösers also, daß dasselbe alle Taten, welche er vollbracht, aus seiner Kraft fortführt und wiederholt." Diese Anschauungen eignete der Vorstand des Missionsvereins sich an und erklärte schon in seinem Jahresberichte von 1850, daß er die Lehre vom „sündenvergebenden Amte", ohne welches das reine Bekenntnis und lebendige Zeugnis unwirksam sei, vollkommen anerkennen, und daß er demgemäß auch seinen nach China ausgesandten Missionar in Deutschland habe ordinieren lassen. Heppe redet sogar von einer förmlichen Koalition Vilmars mit dem Vorstand des Missionsvereins und schreibt darüber: „Der eigentümliche Intent dieser Koalition ging nun dahin, auf Grundlage der eigentümlichen dogmatischen Anschauungen des Luthertums die Lehre von dem absolut-mittlerischen Amte in einer solchen Weise geltend zu machen, daß dadurch die Aufrichtung eines

mittlerischen äußeren Kirchentums, eines wahren und wirklichen Hierarchismus unter der protestantischen Firma des Luthertums gerechtfertigt erschien."

Mag Heppe hierin auch zu weit gehen, so ist doch jedenfalls soviel sicher, daß die schon oben gekennzeichneten Bestrebungen des Dr. Elvers durch die beiden Gebrüder Vilmar eine wesentliche Stärkung erfuhren, sodaß derselbe es wagte, nunmehr immer offener mit seinem Plane an die Öffentlichkeit zu treten, der Kurhessischen Mission den Charakter einer lutherischen zu geben. Beweis hierfür ist das Schreiben, welches der Vorstand des Missionsvereins am 30. Dezember 1851 an die Superintendenten und Diözesanvorstände der hessischen Landeskirche ergehen ließ mit dem Antrage, dieselben möchten in ihrer bischöflichen Stellung die gemeinsame geistliche Oberleitung der vom Kurhessischen Missionsverein angebahnten Mission in China übernehmen. Dabei wurde ausgeführt, daß die Hessische Kirche in ihrer Gesamtheit noch immer mit den lutherischen Kirchen, welche die Augsburgische Konfession mit Ausschluß der Konkordienformel als Symbol anerkennen, auf gleicher Grundlage ruhe. „Insofern es sich daher darum handelt, die von dieser Kirche in ihrer Gesamtheit ausgehende Mission den ausländischen Missionsgesellschaften gegenüber ihrem kirchlichen Charakter nach zu bezeichnen, können wir sie nur als eine lutherische Mission darstellen, in dem namentlich den Engländern und Nordamerikanern gegenüber der Name reformierte Mission sie deren Kalvinistischen Mission gleichstellen, überdies aber auch die lutherisch gesinnten Kreise unserer Landeskirche ihr leicht entfremden würde. Wir wiederholen, daß unseres Dafürhaltens die Hessische Kirche als Gesamtheit oder Einheit aufgefaßt, den Kirchen Deutschlands und des Auslandes gegenüber füglich nur als eine lutherische Kirche Augsburgischer Konfession auftreten kann, was jedoch nicht ausschließt, daß sie den einmal in ihrer Mitte geschichtlich entstandenen Gegensatz, auf seine rechte Bedeutung zurückgeführt, so lange bestehen läßt, bis er innerlich überwunden und zu einer höheren Einheit zurückgeführt werden kann. Die persönliche Stellung unseres Missionars Vogel dürfte es auch ratsam erscheinen lassen, wenn die nächste und unmittelbar geistliche Inspektion über denselben in Zukunft durch den lutherischen Superintendenten Oberhessens ausgeübt würde, während die geistigen Interessen der Mission überhaupt gemeinsam durch sämtliche Herren Superintendenten und Diözesan-Vorstände beraten würden."

So weit das Schreiben des Vorstandes. Ferner erklärt der Vorstand im Jahresberichte von 1851: „Indem auch der von uns nach China ausgesandte Missionar Karl Vogel für seine Person der lutherischen Konfession angehört, so lag auch hierin für den Vorstand ein entscheidender Grund mehr, den Charakter einer lutherischen Mission für unsere Mission in China festzuhalten."

Das Schreiben des Vorstandes rief eine große Erregung in Hessen hervor, die noch mehr sich steigerte, als bekannt wurde, daß der Missionar Vogel von Haus aus durchaus nicht der lutherischen Konfession angehörte, sondern in der reformierten Unterneustädter Kirche in Kassel getauft und in der dortigen reformierten Altstädter Gemeinde Pfingsten 1840 von Pfarrer

Wendel konfirmiert, vom Vorstand erst bei seiner Ordination lutherisch gemacht worden war.

Superintendent Schüler in Allendorf und Professor Dr. Scheffer in Marburg erklärten infolgedessen, daß sie fernerhin nur mitwirken könnten, wenn der Kurhessische Missionsverein als ein „evangelischer" Missionsverein fortbestehe; und der Missionshilfsverein in Hanau schied wegen dieser Stellungnahme des Vorstandes gänzlich aus dem Hauptverein aus. Der Vorstand suchte sich zwar zu rechtfertigen, indem er erklärte, es läge ihm ganz fern, den Missionsverein in einen lutherischen umwandeln zu wollen, wohl aber müßte er sich berechtigt und verpflichtet erachten, einer einzelnen von ihm anzubahnen versuchten Mission, namentlich der erstrebten Pekinger Mission einen bestimmten konfessionellen Charakter beizulegen, da eine konfessionslose Mission seines Dafürhaltens höchst ungeeignet sei — indessen war durch dies Vorgehen des Vorstandes doch ein Keil in den Verein hineingetrieben worden, der schließlich zu einer völligen Spaltung des Kurhessischen Missionsvereins führte.

Äußerlich und dem Namen nach blieb der Kurhessische Missionsverein zwar noch einige Zeit bestehen, aber die Lust zur Mitarbeit war bei den kurhessischen Geistlichen geschwunden, sodaß in den Jahren 1851 und 1852 insgesamt nur noch 1754 Taler eingingen. Der Vorstand ließ sich das indessen nicht anfechten, sondern betrieb um so eifriger seine „Chinesische Stiftung". Im Jahre 1852 wurde für diese ein besonderer Agent vorläufig auf 2 Jahre angestellt, um eine werktätige Verbindung der verschiedenen Vereine für China herzustellen. Derselbe sollte zugleich als General-Agent des am 26. August 1852 mit dem Berliner und Pommerschen Hauptvereine für China gebildeten „Evangelischen Gesamtvereins für China" wirken und aus der gemeinschaftlichen Kasse besoldet werden. Man ersah hierzu den Rektor Biernatzki aus Altona, früher in Friedrichsstadt, aus, der mit tiefer christlicher Erkenntnis und Herzenserfahrung einen glühenden Eifer für die Mission, sowie die nötige Geschäftsgewandtheit und Kenntnis der europäischen Sprachen verband. Seine Übersiedlung von Altona nach Kassel kostete den Verein 184 Taler, und seine Besoldung von September bis Dezember 1852 betrug 233 Taler. Biernatzki nahm sich der Sache mit großem Eifer an und gab die „Quartal-Berichte der Chinesischen Stiftung", ferner die „Beiträge zur Kunde von China und Ostasien, besonders in Beziehung auf die Mission" heraus. Auch die Einnahmen der „Chinesischen Stiftung" flossen noch reichlich, sodaß im Jahre 1852 3101 Taler einkamen.

Jedoch mußte man auch mit der „Chinesischen Stiftung" sehr traurige Erfahrungen machen. Nicht blos, daß — wie schon erwähnt wurde — der Gützlaffsche Chinesische Verein, an den auch aus Hessen große Summen geflossen, sich als eine höchst unglückliche Gründung herausstellte, indem die eingeborenen Prediger Gützlaff betrogen und von den Missionsgaben sich gute Tage machten, sondern auch die mit dem Missionar Vogel vorgenommenen Manipulationen rächten sich sehr bitter, indem dieser an seinem Glauben vollständig Schiffbruch litt und derartige Ungehörigkeiten sich zu Schulden

kommen ließ, daß man ihn im Jahre 1852 aus China zurückberufen und aus dem Dienst entlassen mußte.

Vogel hatte nämlich die ihm gewordene Weisung, sich möglichst den chinesischen Verhältnissen anzupassen — derzufolge er auch schon vor seiner Abreise sich einen Zopf hatte stehen lassen! — zu seinen Gunsten soweit gedeutet, daß er ernstlich mit dem Plan umging, eine Chinesin zu heiraten und im November 1851 an den Vorstand schrieb, er gedenke, die Ehe erst chinesisch zu vollziehen, dann nach weiterem Unterricht seine Frau zu taufen und sich von einem Missionar den kirchlichen Segen erteilen zu lassen. Diese Anpassung ging dem Vorstande denn doch zu weit, und er rief den Missionar zurück. Vogel hat dann nachher in seiner Schrift sich zu rechtfertigen gesucht und manche Behauptungen des Vorstandes bestritten, Tatsache scheint aber doch zu sein, daß er die Frau von ihren angeblichen Eltern gekauft und in seine Wohnung aufgenommen, auch sie unterrichtet und getauft, jedoch die Trauung unvollzogen gelassen hat, weil sich herausstellte, daß jene Person nach Landesbrauch schon in früher Jugend verheiratet worden war. Leider aber scheinen auch die seitens des Missionars Vogel in der genannten Schrift dem Vorstande, insbesondere dem Dr. Elvers, gemachten schweren Vorwürfe nicht ganz unbegründet gewesen zu sein, sodaß trotz versuchter Rechtfertigung der Vorstand damit den letzten Rest von Vertrauen bei den Geistlichen Kurhessens verlor.

Die nun folgenden Jahre sind infolge des Fehlens jeglicher Nachrichten — der letzte Jahresbericht erschien im Jahre 1853 — in Dunkel gehüllt. Wahrscheinlich ist es wohl auch nur noch ein Scheindasein gewesen, das der Missionsverein geführt hat. Noch zweimal hören wir von ihm. Das eine mal am 28. April 1856, wo der Kurhessische Missionsverein in Gemäßheit des Beschlusses der Generalversammlung die Fürsorge für die Chinesische Missionssache aufgab, und vermutlich Dr. Elvers gleichzeitig seinen Austritt aus dem Vorstand erklärte; das andere mal am 12. August 1856, wo der neue Vorstand Konsistorialrat Hoffmann, Pfarrer Lohr und Ruckert das Konsistorium bitten, „baldigst die unmittelbare und mittelbare Leitung der Missionssache“ zu übernehmen.

Nach der Lossagung des Kurhessischen Missionsvereins von der Chinesischen Stiftung veranlaßte Dr. Elvers den Professor Dieckhoff und Pastor Sarnighausen in Göttingen, in die Direktion der Chinesischen Stiftung einzutreten, indem er zugleich seiner Freude Ausdruck gab, daß nun endlich „die Stunde der Erfüllung seines von Anfang an sehnlichst gehegten Wunsches, die Chinesische Stiftung rein auf den Boden der lutherischen Kirche gestellt zu sehen, gekommen sei“. Von da ab hören wir nichts mehr von der Chinesischen Stiftung, die dereinst mit so großen Hoffnungen begonnen worden war, und ist dieselbe wohl ohne Sang und Klang zu Grabe getragen worden.

Dr. Elvers gründete dann auf eigne Faust am 2. März 1858 einen evangelisch-lutherischen Missionsverein in Kurhessen mit dem Sitz in Kassel, dessen Errichtung er damit motiviert, daß der konfessionelle Friede durch jene Union in der Mission nicht gewonnen habe, und daß, um die heilige Missionssache vor der Wiederholung solcher ärgerlichen Fehden zu hüten,

eine brüderliche Verständigung über Wiederauflösung des Vereins in seine konfessionellen Bestandteile wünschenswert sei. Er fand aber mit dieser Gründung wenig Gegenliebe, und ist sein Verein wohl bald wieder eingeschlafen.

Im Jahre 1860 bildete sich im Anschluß an den die ganze lutherische Kirche vertretenden Leipziger Missionsverein ein oberhessischer kirchlicher Missionsverein, welchem fast sämtliche lutherischen Pfarrer Oberhessens sich anschlossen. Dieser Verein, welcher noch heute in Segen besteht, war in der Weise eingerichtet, daß die gesamte Gemeinde als Missionsgemeinde betrachtet wurde, ohne daß es eines besonderen Beitritts des Einzelnen bedurfte. Auf der gleichen Grundlage haben sich denn auch die noch in Niederhessen vorhandenen Rudera des ehemaligen Kurhessischen Missionsvereins zu einem evangelischen Missionsverein zusammengeschlossen, ebenso entstanden besondere Vereine im Bezirk Hanau, Schaumburg und Schmalkalden. Aber viele Jahre lang hat die Missionssache in Hessen bedurft, um sich von den damals begangenen großen Fehlern wieder zu erholen. Dazu kamen dann noch die Kriegsunruhen und das Aufhören der hessischen Selbständigkeit im Jahre 1866, sowie die Stürme der hessischen Renitenz, durch welche das gesamte kirchliche Leben bis in seine tiefsten Tiefen aufgewühlt, und eine große Anzahl von Geistlichen aus der Kirche ausgeschieden wurde, die in hervorragender Weise an der Missionsarbeit in Hessen beteiligt gewesen waren. Alle diese traurigen Umstände haben dazu beigetragen, unsere Missionstätigkeit auf Jahre hinaus zurückzuwerfen, sodaß sozusagen ganz von vorn wieder angefangen werden mußte. Zu einem einheitlichen, ganz Kurhessen umfassenden Vereine ist es aber nie wieder gekommen, vielmehr treiben die einzelnen Zweigvereine, wenn auch in Fühlung miteinander stehend, ihre Arbeit völlig selbständig. Und wenn wir in diesem Jahre auf ein 70jähriges Bestehen unserer Missionsarbeit in Kurhessen zurückblicken, so geschieht es wohl mit Dank gegen Gott, der die Missionssache in unserem Lande wieder hat aufblühen lassen wie nie zuvor, aber es geschieht doch auch mit einer gewissen Wehmut darüber, daß wir durch unglückliche Verhältnisse und menschlichen Unverstand so viele Jahre verloren haben.

Literatur-Bericht.

Booker T. Washington: „Vom Sklaven empor. Eine Selbstbiographie. „Autorisierte deutsche Übersetzung von du Bois-Reymond. Berlin. Reimer. 1902. br. 3 Mk. In 17 spannenden Kapiteln erzählt in diesem lesenswerten Buche ein nordamerikanischer Neger, der sich mit einer bewunderungswürdigen Energie vom Sklavenjungen zu einem geistesmächtigen Führer in der Erziehung seiner farbigen Volksgenossen, zu einem beredten Vorkämpfer ihrer Rechte und einem nüchternen Mahner an ihre Pflichten emporgearbeitet, und in einem bisher noch nicht dagewesenen Maße eine solche Achtung auch seitens der hervorragendsten Männer innerhalb der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten erworben hat, daß von denselben ihm Ehrungen zuteil geworden sind, wie noch keinem Farbigen vor ihm — seine Lebensgeschichte. Den Mittelpunkt derselben bildet seine um die berühmte

Neger-Erziehungsanstalt in Tuskegee, über welche die nächste Nummer der A. M. Z. einen besonderen Aufsatz bringen wird, konzentrierte Tätigkeit, deren Ziel eine solche praktische Ausbildung seiner Volksgenossen ist, welche eine auf wirtschaftliche Tüchtigkeit gegründete soziale Hebung derselben verbürgt. Was den Mann auszeichnet, das ist — neben seiner ausdauernden Energie — die Besonnenheit in seinen Forderungen und die Gesundheit seiner Erziehungsgrundsätze, Vorzüge, die sonst nicht gerade dem sanguinischen, zur Phrase und zur Eitelkeit neigenden Negercharakter eigentümlich sind. Wir begrüßen die — recht gute — deutsche Übersetzung, welche Konsul a. D. Bohsen durch ein uns sehr sympatisches Vorwort in die deutsche Literatur einführt, mit großer Freude und wünschen ihr viele Leser. Vielleicht erfüllt sie, wenigstens bei den Belehrbaren, den Wunsch, mit welchem Bohsen sein Vorwort schließt: „Möge der Werdegang Booker T. Washingtons, dieses vorzüglichen Mannes, dessen bereitwilliger Hilfe auch wir anerkannt gute Lehrkräfte zur Einführung der Baumwollkultur in unsren Kolonien verdanken, eine richtige Würdigung der Tüchtigkeit und guten Charaktereigenschaften des Negers bei uns zeitigen helfen. Nur gemeinsam mit dem Neger und unter Anerkennung seiner Gleichberechtigung können wir unsre afrikanischen Kolonien erschließen; in der richtigen Erkenntnis seiner Eigenart, in der Bekämpfung von Vorurteilen, die gegen ihn nicht nur unter uns hier in Europa, sondern leider auch noch in den leitenden Kreisen unsrer afrikanischen Kolonien bestehen, liegt die wesentlichste Vorbedingung für den Erfolg unsrer kolonialen Bestrebungen. Auch für uns in Afrika gilt das Wort des Verfassers: „In allen rein sozialen Dingen können wir so getrennt sein wie die Finger, aber zusammengehörig wie die Hand in allen Dingen, die dem gemeinsamen Fortschritt dienen."

John Paton, Missionar auf den Neuhebriden. Eine Selbstbiographie. Von seinem Bruder herausgegeben. Nach der 5. Auflage des Originals im Auszuge übertragen von E. v. St. Leipzig. Wallmann. 1903. 3.—, geb. 4 Mk. — Daß von dieser Selbstbiographie, die im englischen Original von 1889 bis 1902 in 269000 Exemplaren verbreitet worden ist, auch im Deutschen seit 1891 die 4. Ausgabe hat veranstaltet werden können, ist ihre beste Empfehlung. Sie gehört zu den fesselndsten Erscheinungen auf dem Gebiete der biographischen Missionsliteratur und wird nicht veralten. Neu hinzugekommen ist ein Nachtrag, der die Lebensgeschichte Patons fortführt von 1889 bis 1897, und eine neue Reise nach Australien und Amerika, die den Fortgang der Arbeit auf den Neuhebriden enthält. Seitdem ist der mittlerweile zum Dr. theol. promovierte noch immer jugendliche Greis 1900 wieder in Nordamerika und 1901 in England gewesen und dann trotz seiner 77 Jahre auf sein altes Arbeitsgebiet zurückgekehrt.

Baierlein: „Bei den roten Indianern." Dresden u. Leipzig. Ungleich. (Ohne Jahreszahl!) 127 S. geb. 90 Pf. Ich weiß nicht, warum dieses 1894 bereits in 3. Auflage erschienene Buch jetzt nicht einfach als 4. Auflage ausgegeben wird. Das wäre eine bessere Empfehlung als die Angabe: 1. bis 5. Tausend. Das Buch ist inhaltlich trefflich, spannend die Erzählung und der Preis sehr niedrig. Warneck.

Ernst Rötger's Buchdruckerei, Kassel.

Inhalt.

I. Missionsgeschichte.

Seite

D. Imad-ed-din. Ein Lebensbild aus der Mohammedaner-Mission in Indien. Von W. Schlatter 10, 85
Die Mission in den deutschen Kolonien. Von Paul 18
Die amerikanischen Universitäten-Missionen. Von Mott 52
Zum Gedächtnis von Börresen. Von Berlin 92
Pionierarbeit der englischen Baptisten am Kongo. Von P. Richter 105, 156
Die zivilisatorische Arbeit der Rheinischen Mission in Deutsch Südwest-Afrika. Von Irle 122
Gutscheng, ein eingeborener Pionier der Londoner Neu-Guinea-Mission. Von Kriele 131
Eine Zuschrift aus dem katholischen Lager 140
Zur 25. Tagung der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen. Vom Herausgeber 153
Die Tätigkeit und Bedeutung der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen. Von Kranz . . 167
Der Mädchenmord in China. Von Piton 180
Uebersicht über den Stand der deutschen evangelischen Missionen Anfang 1902. Von Döhler 190
Dr. August Schreiber. In piam memoriam. Vom Herausgeber . . 220
Die Rheinische Mission auf Nias. Von Dr. Schreiber 225
Die äthiopische Bewegung unter den eingeborenen Christen Südafrikas. Von Merensky 261, 334
Die zehnjährige allgemeine indische Missionskonferenz in Madras. Von J. Richter 275, 317
Zur Würdigung Gützlaffs. Von Lechler 301
Die Finnische Missions-Gesellschaft. Von Berlin 309, 373
Harnacks Schrift: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten" (Leipzig 1902). Von Tschackert 349
Das Schreckensregiment im Kongostaat. Vom Herausgeber 424
Der gegenwärtige Stand der chinesischen Mission. Von Schlatter . . 434
„Der Mädchenmord in China". Von Dilger 443
Das Evangelium in Korea. Von Strümpfel 457, 493
Die gelbe Gefahr. Von Flad 476
Das Aussätzigen-Asyl der Goßner'schen Mission in Purulia. Von Hahn 484
Nehemiah Goreh, ein Hochkirchler aus den Brahmanen. Von Schlatter 508

Inhalt.

Seite

Das Goanesische Schisma. Eine Episode aus der Geschichte der katholischen Mission in Indien. Von R. Grundemann . . . 521
Ergebnisse des indischen Missions-Zensus vom Januar 1901. Von J. Richter . . . 527
Bewegungen im geistigen Leben der Hindu ꝛc. Von J. Richter . . . 549
Zum 70jährigen Bestehen des Missionsvereins in Kurhessen. Von Francke 582

Missions-Rundschauen.

Vorder-Asien I. Von J. Richter . . . 194
Vorder-Asien II. Von J. Richter . . . 240
China. Von Schlatter . . . 234

Missions-Chronik.

Vom Herausgeber . . . 48, 145, 204, 297, 393, 540

II. Missionstheorie.

Die finanzielle Selbständigkeit der heidenchristlichen Gemeinden. Von D. Buchner . . . 30
Die Arbeiterfrage in unseren Kolonien. Von Vietor . . . 40
„Jesus Christus und die Weltmission nach den Evangelien." Vom Herausgeber . . . 57
Welche Aufgaben stellt die Erziehung der Heidenchristen zur kirchlichen Selbständigkeit an die evangel. Mission? Von Missionsinspektor Öhler . . . 205, 253
Unsere Aufgabe an der heidnischen Frauenwelt Indiens. Von J. Richter . . . 337, 415, 470
Was lernen wir für die Heidenmission aus der Geschichte der Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten? Vom Herausgeber . . . 197
Die Eingliederung der Arbeit für die Mission in die ordentliche populäre Arbeit. Von P. Axenfeld . . . 445
Die Notwendigkeit und Ausführbarkeit einer einheitlichen Statistik der deutschen evangelischen Mission. Von Döhler . . . 568

III. Religionsstatistik.

Vergleichende Religionsstatistik. Von Zeller . . . 3, 67, 118

IV. Missions-Literatur.

Bahnsen: Bilder aus der Geschichte der Schleswig-Holsteinischen evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft zu Breklum . . . 249
Baierlein: Bei den roten Indianern . . . 596
Baum und Geyer: Kirchengeschichte für das evangelische Haus . . . 348
Beach: A geography and Atlas of Prot. Miss. . . . 284
Booker T. Washington: Vom Sklaven empor . . . 595

Seite
Bornhäuser: Wollte Jesus die Heidenmission? 346
Brockhaus: Konversations-Lexikon 152
Dilger: Das Ringen mit der Landessprache in der indischen Missionsarbeit 395
Dyer: Pandita Ramabai, die Freundin der Witwen 56
Eppler: Die neuere Mission im Spiegel der altchristlichen nach Harnack 396
Fowler, Rev. Montagne, M. A.: Christian Egypt, Past, Present and Future 490
Glüer: Die Mission in der Schule 548
Stand und Arbeit der Goßnerschen Mission 1902/1903 547
Grundemann: Neuer Missionsatlas aller evangelischer Missionsgebiete 347
Gundert: Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten . 346
Haas: Geschichte des Christentums in Japan 55
Happel: Die religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Inder 99
Harnack: Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten 349
Horbach: Repertorium zu Warneck's Allgemeiner Missions-Zeitschrift . 394
Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1903 . . . 249
Erstes Jahrbuch der Hanseatisch-Oldenburgischen Missionskonferenz. 1903. 548
James Stewart: Dawn in the dark Continent or Africa and its missions 489
Kreyher: Die Weisheit der Brahmanen und das Christentum 99
Piolet: La France au Dehors. Les missions catholiques françaises au XIXe siècle, etc. 249
Lepsius: Ex Oriente lux 150
Lucius: Zur äußeren und inneren Mission 488
Mayer: Die Missionstexte des Neuen Testaments in Meditationen und Predigtdispositionen 347
Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten 56
Missions-Weltkarte mit Begleitwort 56
Meinecke: Deutscher Kolonial-Kalender und statistisches Handbuch für das Jahr 1903 151
Müller: Im Kantonlande 394
Müller: Entwicklung und Stand der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien 151
Murray: Schlüssel zum Missionsproblem 487
Öhler: Monotheismus und Offenbarungsreligion 396
Öhler: Die Frauenmission in den Heidenländern 547
Paton, Missionar auf den Neuhebriden 596
Pflanz: Verlassen, nicht vergessen 248
Piton: Konfuzius, der Heilige Chinas 396
Richter: Nordindische Missionsfahrten 54
Rhiem: Jeschoda 150
Seydlitz, v.: Geographie 151
Schlatter: Die Apostelgeschichte, ausgelegt für Bibelleser 151

Inhalt.

Seite

Schneider: Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1903 248
Steiner: Im Heim des afrikanischen Bauern, Skizzen aus der Basler Mission im Buschland 56
Steuernagel: Hebräische Grammatik 395
Tiele: Kompendium der Religionsgeschichte 395
Warneck: Evangelische Missionslehre 149
Wegner: Rheinische Missionsarbeit. 1828—1903 488

V. Beiblatt.

Henry Townsend und die Mission in Abeokuta. Von P. Richter . . 1
Samuel Adschai Crowther, der schwarze Bischof vom Nigerstrom. Von P. Richter 17
„Die falschen Götzen macht zu Spott" 34
Wie ein Maler Missionar wurde 36
Dr. Hugo Hahn. Von cand. min. Fries 37
Bernhard Jansen, Missionar in Sierra Leone 1816—1823. Von P. Strümpfel 61
Joh. Chr. Dieterle. Von Kandidat W. Oehler 77
Alfred Saker, der Missionspionier von Kamerun. Von W. Schlatter 97

Namen- und Sachregister.

Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.

Abeokuta, Miss.-Stat., Bbl. 1 ff., 21.
Aburi, Miss.-Stat., Bbl. 88 ff.
Afala, Sam Crowthers Mutter, Bbl. 9.
Afrika, Bewohner, 69.
Afrikaner, Christian. 49.
—, Jonker, Häuptling, Bbl. 40 f.
Akropong, Miss.-Stat., Bbl. 77 ff.
Akuapemgebirge, Bbl. 79.
Akwa, König, Bbl. 99, 112.
Albrecht, Gebr., Miss., Bbl. 38.
Alexander, Kapit., Bbl. 39.
Allén, Miss. (finn.), 376.
Allen, Th. J. Dr., Miss., 168, 173 f., 458, 464, 501.
Allianzmiss., finnische, 317.
Ama Gahonowa, Evglst., 234.
Ama Mandranja, „ 233.
Ambas-Bucht, Bbl. 107.
Amerika, Bewohner, 69.
Aminius, röm. Miss.-Stat., 384.
Amiot, Pater, 183.
Amritsar, Miss.-Stat., 85.
Anderssson, Reisender, Bbl. 46, 51.
Andreas, Dr., Orientalist, 248.
Andreas Wilhelm, eingeb. Katechist, Bbl. 5.
Apia, Insel, 27.
Appenzeller, Miss., 459, 468, 493 f.
Arabien, 244 f.
Arbeitereinführung nach Südafrika, 393.
Arthington, Miss.-Stat., 114, 159.
— Rob., Miss.-Freund, 106, 115, 156.
Arya-Samadsch, 549, 558.
Asaba, Miss.-Platz, Bbl. 29.
Asante, eingeb. Miss., Bbl. 81 ff.
Asantema, Miss.-Stat., 93 f.
Asim, Bewohner, 69.
Australien, Bewohner, 69.
Avison, Dr., Miss., 464, 467, 503.
Axenfeld, P., 445 ff.

Babis 242.
Bacon, amerik. Geistl., Bbl. 71.
Badagry, Miss.-Stat., Bbl. 7.
Bader, Miss., 275.
Baghdad, Miss.-Stat., 244.
Bahadung, Dahomey, Bbl. 13 f.
Baikie, Dr., Bbl. 22.
Bailey, Miss.-Sekret., 321.
Baird, Miss., 466.
Bam, Jan, Miss.-Helfer, Bbl. 40 47.
Bamler, Miss., 18.
Bampton Insel, 138 f.
Bangala-Distrikt 116 f.
Banks, Miss., 428.
Bapedi-Kirche, unabhängige, 263.
Barma, 537 f.
Basoko, Ort, 117.
Basundi, Volk, 112 f.
Bateke, afrik. Volk, 159.
Batsch, Miss., 311.
Baxter, Miss., 137.
Beach, Miss., 52 f.
Beckauer, Miss., Bbl. 76.
Bell, König, Bbl. 100, 106.
Bellstadt, Miss.-Stat., Bbl. 106.
Bentley, W. H., Baptistenmiss., 105, 108, 112, 157, 160, 166 f.
Berlin, P., 92 ff, 309 ff., 373 ff.
Besant Miß Annie, 553.
Bethel, Miss.-Stat. (Kamerun), Bbl. 100, 103.
Bethsahur, Außenposten, 200.
Beulenpest in Indien, 393.
Bewegung, äthiopische, 261 ff., 334 ff.
Bickersteth, Edward, Miss., Bbl. 65 f.
Biernatzky, Rektor, 593.
Biggs, Miss., 158.
Bishop, Frau Isabella Bird, Reisende, 503.
Bismarck-Archipel, 20 ff.
Bliß, Daniel, D., 203.
—, How. S., Rev., 203.
Blomfield, Bisch., Bbl. 20.
Blyth, Bisch., 199.
Böhm. Miss., Bbl. 51 f.
Börresen, H. P., Miss., 92 ff.
—, Frau, 98.
Bogadjim, Miss.-Stat., 19 f.
Bogia, kath. Miss.-Stat., 140.
Bolobo, Distrikt u. Miss.-Stat., 116, 161 f.
Bongu, Miss.-Stat., 19.

Bonny, Miss.-Stat., Bbl. 27 f., 30 f.
—, Selbständ. Pastorat, Bbl. 32 f.
Bopoto, Miss.-Stat., 163.
Bose, Dr. Nanda Krischna, 556.
Bossus, P., 143.
Bougainville, Insel, 24.
Brahma-Samadsch, 558.
Brincker, Miss., Bbl. 51 f.
Brooke, Miss., Bbl. 31, 33.
Brooks, Miss., Bbl. 75.
Brown, D., Miss.-Sekr., 196, 507.
Bruce, Miss., 49, 435.
Brummana, Miss.-Konferenz in, 203.
Buchner, D., Miss.-Direkt., 30 ff., 543.
Bühler, Gottl., Miss., Bbl. 12.
Bull, engl. Lehrer, Bbl. 71.
Butscher, Leopold, Miss., Bbl. 64.

Cantisius, Agent, 433.
Carstensen, Gouvern., Bbl. 84.
Cassels, Bisch., 437 f.
Ceylon 538 f.
Chambers, Miss., 21.
China 49, 81
— Bevölkerungsstatistik, 48 f.
Chinesengefahr, 476 ff.
Chinesische Stiftung, 588, 593.
Chinesischer Verein, 588.
Christ, Dr., Miss.-Arzt, 147.
Clark, R., Miss., 16, 86, 90 f.
Clarke, John, Miss., Bbl. 98
Clarkabad, ind. Christendorf, 332.
Clerk, Alexand. Worthy, schwarz. Pf., Bbl. 80, 83, 88.
Cochran, Dr., 241.
Coillard, Miss., 236.
Comber, Miss., 115, 107 f., 15, 158.
—, Miss.-Frau, 157.
Comber-Gedächtnis-Stat., 166.
Cook, wesleyan. Miss., Bbl. 42.
Cooke, Miss., 367.
Coppin, Bisch., 339.
Corfe, Miss.-Bisch., 497 ff.
Cornaby, W. A., Rev., 172 f.
Cox, Laienmiss., 21.
Crowther, Dandeson Coates, Sam Cr.'s Sohn, Bbl. 26, 29, 32.
—, Sam. Adschai, Bisch., Bbl. 7, 17 ff.
Crudington, Miss, 108, 112.
Crump, Miss., 22.

Dahana, Miss.-Stat., 233.
Dalzell, Dr., Miss., 335.
Darnley-Insel 134 f.
Davis, William, Nationalhelfer, Bbl. 68.
Dayanand, Stifter d. Arya-Samadsch, 558 ff.
Delaporte, Miss., 25 f.
Denninger, Miss., 231.
Depok, Miss.-Semin. 148.
Deschamps, Offizier, 430.
Deussen, Prof. 553.
Deutsches Reich, 82.
Dilger, Miss., 444.
Diehl, Miss., 128, Bbl. 56.
Dieterle, Joh. Chr., Miss., Bbl. 77 ff.
Döhler, P., 190 ff., 568 ff.
Doley, Miss., 21.
Dom Pedro V., Kongokönig, 108 f., 114.
Doschischa, japan. christl. Hochschule, 393.
Drews, Dr., 469.
Dschesuhn, Dr., eingeb. Christ, 504.
Dschulfa, Vorort v. Ispahan, 242.
Ducès, Offizier, 430.
Düring, Heinr., Landmann, Bbl. 62 f., 70, 73 f.
Dufferin, Lady, 470.
Dufwa, P., 314.
Dwane, James, Miss.-Bisch., 264 ff., 271 ff., 335 ff.
Dyer, Miss., 302.

Ebenezer, Miss.-Stat. (Santalistan), 92, 94.
Edib, Halide, Schriftstellerin, 246.
Elim, Miss.-Stat. (Finn.), 376 f.
Ellers, Miß, Missionar., 465.
Elvers, Dr. Oberappel.-Rat, 587.
England, 81 f.
Enon, Miss.-Stat., 336.
Episkopalkirche, afrikan.-method., 266, 271, 273.
— amerik.-method. 265 f.
Erutubu, Miss.-Stat., 21.
Europa, Bewohner, 69.
Evangeliumsver., luth., in Finnland, 317.

Faber, E., Dr., 169, 174, 189.
—, W., 247.
Fabri, Dr., Miss.-Insp. Bbl. 52, 58.
Fachu, Miss.-Filiale, 235.
Fadoro, Miss.-Stat. 234.
Fallscheer, C., Miss., 199.
Fellmann, Miss., 21 f.
Findlingshaus, Kantoner, 188.
Fircks, Freih., v., 7, 120.
Fitzpatrik, Rev., 339.
Flad, Miss, 476 ff.
Flierl, Miss., 18.
Flockton, Mrs., Missionarin, 21.
Ford, engl. Kaplan, Bbl. 74.
Forman, Miss., 16.
Fournier de Flait 7.
Francke, Rud. Pf., 583 ff.
Frankreich 82.
Freimissionartum, independentes, 297 f.
French, Bisch., 90 f., 242.
Fries, E., cand. min., Bbl. 37 ff.
Frobenius, Dr. med., 19.
Fryer, Dr. John, 168.
Fusan, Miss.-Stat. 460, 462.

Gale, Miss., 467 f.
Galton, Reisender, Bbl. 46.
Gasa-Kirche 268.
Gazelle-Halbinsel 20 f.
Gbeber, Miss.-Posten, Bbl. 23,

Genähr, Miss., 148, 304.
Gentz, Zeitungsschreiber, 122 f.
Gerber, Miss., Bbl. 76.
Gesellschaft zur Verbreitung christlicher u. allgem. Bildung unter den Chin. (Diffusion Society) 167 ff.
Gezo, Dahomefürst, Bbl. 11.
Ghulam, Achmed, Mirza v. Qadian, 549, 564 f.
Glad, Miss. 377, 388, 392.
—, dessen Frau, 378.
Goa 522.
Gollner, Miss., Bbl. 7 f.
Goreh, Nehemiah, ind. Geistl., 508 ff.
Gorth, Miss., Bbl. 47.
Graf, Miss.-Lehrer, Bbl. 75
Gray, John Henry, Archidiak., 184 f., 188.
Green, Miss.-Sup., Bbl. 56.
Greig, Miss., Bbl. 64.
Grenfell, Miss., 105, 107 f., 115, 118, 157, 162, 164.
—, Rev., George, 431.
Griswold, D., Miss., 567.
Grundemann, R., P. D., 252, 284 ff., 492, 521 ff., 568.
Guam, Insel, 24, 27.
Gützlaff Karl, Dr., Miss., 301 ff., 588 f.
Guineß, Gr., Dr., 426 ff.
Gumbu Humene, Miss.-Stat., 234 f.
Gunong Sitoli (auf Nias) 230 f.
Gutscheng, Eingeb. von Uvea, 131 ff.

Hahl, Dr., Vizegouv. 23, 26.
Hahn, Ferdinand, Miss., 484 ff.
—, Hugo, Miss., Bbl. 37 ff., 312.
Hairie ben Arb, türkische Prinzessin, 246.
Hamburg, Miss., 589.
Hanchjung, Miss.-Stat., 470.
Hamlin, Cyrus, D., 246.
Hannington, Bisch., Bbl. 36.
Hannula, Miss., 376, 389.
Hansche, Frau Miss., 18.
Harnack, Adolf, Prof., 57 ff., 350 ff., 398.
Harpster, Frau Miss., 474.
Harrison, Miss., 469.
Hart, Häuptling, Bbl. 28.
—, Sir Robert, Ehrenpräsid., 172.
Hartland, Miss., 108.
Hartwig, Peter, Miss., Bbl. 63 f.
Harvard-Universität 53.
Hausaland 393.
Hawkins, Sklavenhändler, Bbl. 63.
Hayes, Dr., 439 f.
Hebron, Stat. des Jerus.-Vereins, 201.
Halsche, Miss., 18.
Hennemann, Seminar-Dir., 149.
Herzl, Th., Dr., 202.
Hespers, Domkapitular, 24, 142.
Heumann, E., Miss.-Lehrerin, 19.
Hilfswerke, armenische, 247.
Hill, Miss.-Platz, Bbl. 29.
Himmelstjerna, Samson, 443.
Hinderer, Miss., Bbl. 12 ff.
„Hiram Bingham", Missionsschiff, 25.
Hirn, A., Miss.-Schullehrer, 313 f.
Hoch, M., P., 104.
Hodgson, wesleyanischer Bisch., Bbl. 41 f.
Hoffmann Miss. (Rhein.), 20.
—, Miss.-Insp., Bbl. 77, 79 f.
Hogbrook, Miss.-Stat., Bbl. 65.
Hoh, Miss., 19.
Holmes, Dr., Miss.-Arzt, 241.
Horton, Miß, Missionarin, 465.
Huckett, Miss., 28.
Hughes, Nationalhelfer, Bbl. 70.
Hume, D., 200 f.
Jaluit, Miss.-Stat., 27.
Jansen, Bernh., Miss., Bbl. 61 ff.
—, Hanna, verehelichte Beckley, Miss.-Lehrerin, Bbl. 69.
Japalap, Missionsniederlassung, 26.
Ibadan, Miss.-Stat., Bbl. 12.
Ibschaje, Miss.-Stat. Bbl. 12.
Jeremiah, P., 25.
j'Ifoko, Gustav, eingeb. Helfer, 386 f.
Imad-ed-din, D., 10 ff., 85 ff.
Industrie-Ausstellung in Indien 49 f.
John, Griffith, Miss., 145, 437.
Johnson, H., eingeb. Archidiakon, Bbl. 29.
Jones, Dr., Miss., 494 f., 556.
Jongru, Bullom-Stat., Bbl. 65.
Jonker, Jan, Bbl. 49, 53.
Jorubaland Bbl. 1 f.
Josenhans, Miss.-Insp., Bbl. 86.
Jrebu, Ort, 116.
Jrle, Miss., 122 ff., Bbl. 56.
Jrvin, Dr., Miss., 462, 465.
Ischagga, Miss.-Stat., Bbl. 12.
Ispahan 242.
Juden 84.
v. Juraschek, Dr., Statistiker, 7 ff.

Kabakaba, Miss.-Stat., 21 f.
Kabis, Miss., und Frau, Bbl. 34 ff.
Kabitjene, Häuptling, Bbl. 41, 46.
Kaiser Wilhelmsland 18 ff.
Kambonde, Ovambokönig, 375, 377, 379 f., 383.
Kanachawallipuram, ind. Dorf, Bbl. 34.

Kaneli, Paulus, Evangelist, 336.
Kangwha, Miss.-Stat., 498.
Karibib, Ort, 392.
Karim-ed-din, bekehrter Moham., 17.
Karolinen 24, 27.
Katan, Miss.-Posten, 139.
Kataoka, japan. Parlaments-Präs., 393.
Katjimaha, Häuptling, Bbl. 41.
Kaukurus, röm. Miss.-Stat., 384.
Kay, Dr., 514 f.
Kellett, D., Rev., Prof., 276 f., 318.
Keltie, J., 8.
Kerak, Miss.-Stat., 201.
Kettle, A., Rev., 338.
Keyßer, Miss., 19.
Kiefel, Miss., 275.
Kien-hung, chines. Kaiser, 182.
King, T., eingeb. Geistlicher. Bbl. 12.
Kipp, Jesuitenpater, 50 f.
Kippo, Miss.-Platz, Bbl. 29.
Kirche, äthiopische, 262, 284.
Kirman, Miss.-Stat., 242.
Kiti, Missionsniederlassung, 26.
Kiwai, Miss.-Stat., 140.
Kleinschmidt, Missionar (Rhein.), Bbl. 39 ff., 52.
Kliefoth, Hauptm., 383.
Knill, Miss., Bbl. 3.
Knudsen, Miss., Bbl 39 f.
Ködding, Miss, 232.
Koelle, S. W., Miss., 199.
Köster, Miss., 304.
Kolb, Statistiker, 7, 9.
Kolbe, Miss., Bbl. 46.
Kongostaat 424 ff.
Kontio, Miss., 377 f.
Koolen, Miss., 19.
Korea 457 ff., 493 ff.
Kosoko, König v. Lagos, Bbl. 1.
Kramer, Miss., 232 f.
Kranz, P., Pfarrer und Miss., 167 ff.
Krapf, Miss., 293.
Kriela, P., 131 ff., 222.
Krumm, Miss., 236.
Kunsan, Miss.-Stat. 468.
Kusaie, Karolineninsel, 25 f., 27.

Lagemann, Miss., 234.
Lagos, Miss.-Stat., Bbl. 12.
Lahore 85.
Lahussa, Miss.-Stat., 235.
Lander, Gebr., Geographen, Bbl. 19.
Lange, L. Fr. Pf., 583.
Lazaristen 244.
Lechler, Miss., 301 ff.
—, Rev., 168.
Leck, Miss., 463.
Lepsius, Dr., 247.
Lerothodi, Häuptlg., 336.
Lett Miss., 234, 238.
Leutwein, Gouverneur, 384 f.
Lewis, Miss., 49, 164 f.
Liang, Dolmetscher, 145.
Libanon-Station 203.
Lifu, Loyalitätsinsel, 132.
Liljablad, Miss., 379, 381, 388.
Lindberg, Hilja, 389.
Locher, Miss., Bbl. 84.
Löfevitz, P., Bbl. 38.
Lohagu, Miss.-Stat., 235.
Lokodscha, Miss.-Posten, Bbl. 24.
Lolomboli, Miss.-Stat., 235.
Lolowua, Miss.-St., 235.
Lomüller, Pater, 434.
Lothaire, Major, 429.
Lowis, Miss., 435.
Lufilufi, Miss.-Stat., 29.
Lukolela, Bezirk und Miss.-Stat., 116, 161.

Macarthy, Sir Ch., Gouvern., Bbl. 67, 72.
Macfarlane, Miss., 131 ff.
Mac Gillivray, Rev., D., 175.
Mac Gregor Laird, Bbl. 22.
Mader, Miss., Bbl. 84.
Mädchenschulwesen in Indien, 368 ff.
Maharero, Häuptling, Bbl. 50 f.
Makiwane, eingeb. Geistl., 335.
Makschéew, Prof., 3.
Makutavolk, 111.
Malte-Brun, Geograph, 6 f. 9.
Malua, Miss.-Sem., 28.
Mangena Maka Mokona, ordin. Helfer, 264 f., 336.
Mann, Ad., Miss., Bbl. 12.
Mant, Miss.-Niederlass., 26.
Manti, ind. Witwenkolonie, 475.
Marianen, 24. 27.
Marshallinseln, 24 f. 27.
Martin, Dr., 168. 439 f.
Maser, John, Miss., Bbl. 12.
Mateer, Dr., 168.
Mazwi, Jonathan, Helfer, 336.
Mc. Intosch, G., Druck.-Leiter, 169 f.
Mc. Laurin, Miss, Dr., 323.
Medhurst, Miss., 302. 306.
Meischel, Miss., Bbl. 77 ff. 90.
Mengo, Miss.-Hospital, 204.
Merensky, D., 261 ff. 334 ff.
Merrick, Miss., Bbl. 98.
Mesopotamien, 244.
Metzger, Miss., Bbl. 76.
Meurer, Pf., 586.
Meyer, F. B., Evangelist, 203.
Mibu, Insel, 139.
Miller, Dr., Miss., 277.
Milne, Miss., 302.
Miplina, eingeb. Evangelist, 109.
Mission, ärztliche, 320 f.
—, „Awischalum-" (Plymouth-Brüder), 243.
—, Basler, 206, Bbl. 112
Mission, chines., 434 ff.
—, Dorf-, ind., 472 ff.
—, Frauen- (Senana-), 318 ff.
Mission, Frauen-, ärztl., 470 ff.
—, „ ind., 365 ff, 415 ff.

Mission, Freikirche, schott. vereinigte, 203. 244.
—, freikirchliche, finnische, 317.
—, Goldküsten-, Bbl. 77 ff.
—, Joruba-, Bbl. 3 ff., 21 f.
—, Kolonieen, deutsche, 18 ff.
—, Kols-, Goßn., 299.
—, Kongo-, 105 ff.
—, Londoner, 27 ff., 339 f.
—, Maori-, 393.
—, Methodisten, austral., 20 f., 27 ff.
—, Methodisten, nördl., der V. St., 493 ff.
—, Methodisten, südl., der V. St., 496 ff.
—, Methodistische, 459.
—, Mohammedaner-, 194 ff., 240 ff., 325.
—, Neuendettelsauer, 18 f.
—, Neu-Guinea-, Londoner, 131 ff.
—, Nias-, 231.
—, Orient-, deutsche, 247 f.
—, Presbyter., amerik., 85, 197, 242, 459 ff.
—, Presbyter., austral., 470.
—, Presbyter., kanad., 470.
—, Reform., amerik, 244.
—, Rhein., 18 ff., 122 ff., 222, 225 ff.
—, röm., 20, 23 f., 27, 29.
—, Santals-, 99.
—, Sierra-Leone-, Bbl. 63 ff.
— Südsee-, 18 ff.
Missionen, Industrial Missions, 298.
—, Universitäten-, amerikan., 52 ff.
Missionsatlas 284 ff.
Missionsgesellschaft, Allgemein. ev.-protest. Miss.-Verein, 192 f.
Miss.-Gesellsch., American Board, 24 ff., 245 ff.
—, amerik.-baptist., 94.
—, anglikan. Kirchenmiss. in Kanada (Missionary Society of the Church of England in Canada).
—, Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.), 497 f.
—, Aussätzigen, Edinburger, 321.
—, Baptisten, deutsche, 192 f.
—, Baptisten, engl., 105 ff., 156 ff., 497.
Miss.-Gesellschaft, Basler, 190 f. 304, 309.
—, Berliner (I), 190 f. 309.
—, — (III), 192 f.
—, — Frauenverein (China), 190 f.
—, Blindenmiss. in China, deutsche, 192 f.
—, Brüdergemeine, 30 ff. 190 ff.
—, China-Allianz-Miss., deutsche, 42 f. 443.
—, China-Inland-Miss. (deutscher Zweig), 192 f.
—, China-Miss., Kieler, 192 f.
—, Edinburger, Bbl. 63.
—, engl. Kirchen- (C. M. S.), Bbl. 1 ff., 85, 199 f. Bbl. 18, 242, 393, Bbl. 63.
—, finnische, Bbl. 56, 309 ff., 373 ff.
—, Frauenverein für christl. Bildung des weibl. Geschlechts im Morgenl., 190 f.
—, Glasgower, Bbl. 63.
—, Goßnersche (Berlin II), 190 f.
—, Hannove.sche Freikirche, 192 f.
—, Hermannsburg., 190 f. 192.
—, Jerusalemverein, 190 f 200 f.
—, International-Comittee of young Men's Christian Associations, 53.
Miss.-Gesellsch., Leipziger 190 f.
—, Neuendettelsauer, 192 f.
—, Neukirchener, 192 f.
Mission Niederländ., 301 f
—, Norddeutsche, 190 f.
—, Orientmiss., deutsche, 192. f.
—, Pilgermiss. v. St. Chrischona, 192 f.
—, Rhein., 190 f., 304, 309.
—, Schlesw.-Holst., 192 f.
—, Sudan-Pionier-Miss. 192 f.
—, Wesleyaner, Bbl. 38 f., 41 f.
Missionskonferenz, ind., allgem., 275 ff
—, Sächs. (Prov.), 153 ff.
—, westind., der Methodisten, 393.
Missionsschulwesen. 326.
„ statistik, 568 ff.
„ verein in Kurhessen, 582 ff.
—, oberh. kirchl., 595.
Moffet, korean. Miss., 463, 465.
Mohr, Miss., Bbl 77 ff., 83 f.
Mohri, Miss., 232.
Mokalapa, Willie Evangelist, 336.
Mokil, Insel. 26.
Mokpo, Miss.-Stat. 469
Momeyer, Miss., 235.
Momumbo kath. Miss.-Stat., 140.
Monsembe, Miss.-Stat., 162 f.
Montgomerywala, ind. Christendorf, 332.
Moray, Agent, 433.
Morel, Bisch., 458.
Morgan, Missionsschullehrer, Bbl. 70.
„Morgenstern", Miss.-Schiff, 25.
Morrison, Miss., 426, 430.
Mortlock, Insel, 24, 26.
Mossul, Miss.-Stat., 244.
Mott, Mr., 52 ff.
Mpingana, Häuptling, 379, 383.
Müller, Max, Prof., 553.
Münnich, Graf, Christoph, 200.
Murdoch, Dr., Miss., 277 f.
Murray, Insel, 137.

Musafferedbin, Schah, 240 f.
Muſtakallio, J., Miſſ.-Dir., 314 f., 379 f., 389.
Muwana, Helfer, 336.
Mwala, Miſſ.-Außenpoſten, 110.
Mzimba, eingeb. Geiſtl., 335.

Naab, Dr., Miſſ.-Arzt, 197, 247.
Nanpei, Henry, eingeb. P., 26.
Nanſen, Fridjof, 542 f.
Napier of Magdala, Lord, 85.
Nauru (Pleaſant, Island), Inſel, 25.
Nebe, Miſſ., 19.
Negumbo, Häuptling, 376, 383.
Nehale, Häuptling, 375, 377, 380, 383.
Nembe, Miſſ.-Stat., Bbl. 29, 31.
Neu-Guinea 18, 134.
Neukalabar, Außenſtat., Bbl. 31.
Neu-Lauenburg 20 ff.
Neu-Mecklenburg 20 f.
Neu-Pommern, 20 ff., 27.
Neuſeeland 393.
Nevius, Dr., 501 f.
Newell, Miſſ., 27.
Newton, Miſſ., 16.
Nga Liema, Häuptling, 113, 159.
Ngatik, Miſſionsniederlaſſung, 26.
Ngombe, Miſſions-Stat., 166.
Nias, Inſel, 225 ff.
Nigerdelta, Bbl. 27.
Noah, David, Nationalhelfer, Bbl. 70 f.
Nordamerika 82.
Norman, Seminarleiter, Bbl. 75.
Ntſchulu, Häuptlg., 159.
Nukuor, Miſſionsniederlaſſung, 26.
Nylander, Miſſ., Bbl. 64, 73.

Oa, Miſſ.-Platz, 26.
Oberländer, „eine Jagdfahrt nach Oſtafrika“, 299 f.
Obotſi, Außenſtat., Bbl. 31.
Ockija, Häuptling, Bbl. 28 f.
Öhler, Miſſ.-Inſp., 205 ff., 253 ff.
—, W., Kand., Bbl. 77 ff.
Oertzen, v., P., 247.
Ohangofeſt 378, 384.
Ojbomoſo, Miſſ.-Stat., Bbl. 12.
Ojo, Miſſ.-Stat., Bbl 12.
Okabandja, Miſſ.-Stat. Bbl. 46.
Okombahe, Miſſ.-Stat. Bbl. 56.
Okrika, Außenſtat., Bbl. 31.
Olukonda, Miſſ.-Stat., 375, 377, 380, 382, 389.
Omandonga, Miſſ. Stat., 375.
Omaruru, Miſſ.-Stat., Bbl. 56.
Ombolata, Miſſ.-Stat., 232 f.
Omulonga, Miſſ.-Stat., 375.
Onajena, Miſſ.-Stat., 380, 382, 389.
Onaſch, Miſſ., 411.
Ondangua, Miſſ.-Stat., 376 f., 382, 389.
Ondonga, Ovamboreich), 374, 383 f.
Ongandjera, Miſſ.-Stat., 380, 385.
Oniipa, Miſſ.-Stat. 375. 377, 381 f., 386, 389, 391.
Onitſcha, Miſſ.-Poſten, Bbl. 23, 31.
Ontananga, Miſſ.-Stat., 380 ff., 389.
Oſamare, Miſſ.-Platz, Bbl. 29.
Oſchielle, Miſſ.-Stat. Bbl. 12.
Oſtkarolinen 26.
Otjikango, Miſſ.-Stat., Bbl. 42 ff.
Otjimbingue, Miſſ-Kolonie, 127, Bbl. 46, 49 ff.
Otjizewa, Miſſ.-Stat., Bbl. 56.
Otjoſazu, Miſſ.-Stat. Bbl. 56.
Otjozondjupa, Miſſions-Station, Bbl. 56.
Ovambo, afrikan. Volk, 374 ff.

Paläſtina, 194, 198.
Palauinſeln 24.
Palmer, engl. Kaplan, Bbl. 74.
Pandſchab 85.
Parlament, japan., 393.
Paul, P., 18 ff., 142.
„Peace“, Miſſ.-Dampfer, 115.
Pearſon, Miſſ., 21.
Pepple, G., Sohn des Folgenden, Bbl. 28.
— Will., Oberhäuptling, Bbl. 27 f.
Perſien 240 ff.
Pettinen, Miſſ., 376 f., 387 ff.
Pfander, K. G., Miſſ., 12, 86.
Philip, Dr., Superint. Bbl. 39.
Philipps, eingeb. Suffraganbiſchof, Bbl. 12.
Pingelap, Miſſ.-Niederlaſſung 26.
Pjönjang, alte Hauptſtadt Nordkoreas, Miſſ.-St., 459 f., 462 ff., 496.
Piton, Miſſ. 180, 443 f.
Polyneſien, Bewohner 69.
Ponape, Inſel 24, 26 f.
Porphyrius 360 ff.
Praſſe, Miſſ., Bbl. 64.
Praſthana-Samadſch 558
Pratt, Joſia, Miſſ.-Sekr., Bbl. 62, 66.
Prince, Dr., Miſſ., Bbl. 98.
Puller, Rev. 338.

Quetelet, Belgier 4.
Quilliam, Abdullah 563.

Raffles, Sir. Stamford, General-Goub. 226.
Raluana, Miſſ.-Stat. 21.
Ramabai, Pandita 474 f.
Rankin, D., 469.
Raſim Bey, Rechtsanwalt 246.
Rath, Miſſ., Bbl. 45 ff.
Rautanen, Anna 389.

Rautanen, Miss. 376 ff., 380 f., 387.
Reffell, Beamter, Bbl. 72.
Regentstown, Bbl. 65 ff.
Reid, Dr., Miss. 497, 502.
Reitze, Miss. 234.
Religionsstatistik 3 ff., 67 ff., 118 ff.
Renner, Melchior, Miss., Bbl. 63, 73.
Renwick, Statistiker 8.
Revival des Hinduismus 553.
Reynolds, Miss. 468.
Richard, Timothy, Dr., Rev. 170, 174, 176, 439.
Richards, Miss. (chines.) 49.
Richter, Dr., Miss.-Insp., Bbl. 37 f.
—, Julius, P. 194 ff., 240 ff., 275, 317 ff., 365 ff., 415 ff., 470 ff., 527 ff., 549 ff.
—, P., P., Bbl. 1 ff., 105 ff., 156 ff., Bbl. 17 ff.
Rickard, Miss. 23.
Ridschutei, christl. Koreaner 458.
Riehm, Hanna, Frl. 424.
Rife, Miss. 25.
Riggenbach, Ed. 363.
Riggs, Elias, D. 246.
Riis, A., Miss., Bbl. 79, 81.
—, H. N., Miss., Bbl. 81.
Roberts, Miss., 302.
„Rob. Logan", Miss.-Schiff, 25.
Robinson, Miss., Bbl. 31, 33.
Rönkä, Miss., 377, 392.
Roiha, Miss., 376.
Roper, Miss., Bbl. 13.
Roß, John, Miss., 458, 468.
Rouse, Rev., Miss., 323.
Ruk, Insel, 24, 26 f.
Russ. Reich, 82.
Safdar Ali, bekehrter Mohammedaner, 15.
Sagbua, Häuptling, Bbl. 7 f.
Saker, Alfred, Miss.-Pionier, Bbl. 97 ff.
Samari, Miss.-Stat., 140.
Samoa, 18, 28.
Sandy, Nationalhelfer, Bbl. 70.
San Salvador, Kongoresidenz, 108 ff., 114.
Saunders, Reg.-Kommiss., 85.
Sawaii, 27 f.
Sawola, Miss., 376, 378, 381, 387 f.
Schadenersatzgelder, 204.
Schah Dschehan, Großmogul, 366.
Schaumann Prof., 310 ff.
Scheikh Othmann, Miss.-Stat., 244 f.
Schemel, Miss., Bbl. 76.
Scheppard, Miss., 432 f.
Scheppmann, Miss., Bbl. 45 ff.
Scheppmannsdorf, Miss.-Stat., Bbl. 46 f.
Schiedt, Miss., Bbl. 77, 79.
Schiras, Miss.-Stat., 242.
Schlatter, W., Pf., 10 ff., 85 ff., 434 ff., 508 ff. Bbl. 97.
Schmachtenberg, Lehrer, Bbl. 38.
Schmelen, Miss., Bbl. 38 f.
Schmidt, P., (Mohammed.-Miss.), 278.
Schodeke, Oberhäuptling, Bbl. 2 f., 6.
Schön, Miss., Bbl. 20.
Schöneberg, Miss., Bbl. 46 ff.
Schreiber, Dr. Aug., Missions-Insp., 131, 220 ff., 225 ff.
Schultze, Frl., Miss., 29.
Schuurmann, Domine, 148.
Schwager, Redakt., 146.
Scranton W., Miss., 493 f.
Sebuschane, Martinus, eingeb. Helfer, 263.
Sell, D., 121.
Séménow, Statistiker, 3.
Seyjid Achmed Khan, Sir, 564.
Shankar, Mul, Stifter d. Arya-Samadsch, 558 ff.
Siar-Ragetta, Missions-Stat., 19 f.
Sibya, Helfer, 335.
Sjengtschön, Miss.-Stat., 460, 463, 465.
Sierra Leone Bbl. 1 ff., 63.
Sierra Leone, Sklavenkolonie, Bbl. 63 ff.
de Silva Torros, Erzbisch., 525.
Simmi, türk. Christ, 194.
Simon, G. Eng., franz. Konsul, 181, 183 f., 187 f.
Sins, Dr., 432.
Singleton, Quäker, Bbl. 71.
Sjöblom, Miss., 428.
Siradsch-ed-din, moham. Relig.-Lehrer 11.
Sirelius, Propst, Bbl. 56.
Sirombu, Miss.-St., 235.
S. Isabel, Insel, 24.
Skrefsrud, Lars, Miss., 93, 98.
Smith, Benton. Miss., 276.
Snelling, Freimiss., 27.
Snow, Amerikaner. 4.
Söul, Miss.-Stat., 460 ff., 494 f., 498.
Sogä Adu, Miss.-Stat., 235.
Solf, Dr., Gouv., 28.
Songdo, alte Hauptstadt von Korea, 496.
Spearing, Miß, Miss.-Schwester, 158.
Speer, Rob., Miss.-Sek., 497, 504.
S. Salvador, Miss.-St., 164.
Stahlhut, Miss., u. Frau, 379.
Stanger, Miss., Bbl. 77 ff.
Stanley 107, 113 f.
— -Pool 111 ff.
Stapleton, Miss., 163.
Stock, Eug., 85.
Stone, Miß Ellen, Miss.-Schwester, 245.
Strümpfel, P., Bbl. 61 ff., 457 ff., 493 ff.
Stuart, Bisch., Miss., 242.
Student Volunteer Movement for Foreign Missions 52 ff.
Sudan, ägypt., 393.
Süd-Afrika-West 34 f.
Südseekolonieen 18 ff.
Sufismus, moham. Geheimlehre, 12.

Sundermann, Miss., 233.
Surinam 32, 35.
Swakopmund, römisch. Miss.-Stat., 384, 392.
Symbolstreit i. Hessen 586
Syrien 194 ff., 202.
Tahiti 540 f.
Taiku, Miss.-Stat., 460, 462, 465.
Taman, Miss.-Niederlassung 26.
Tamba, William, Nationalhelfer, Bbl. 68, 70.
Tanera, K., Novellist, 544.
Tantsi, Geistlicher, 339.
Taylor, eingeb. Geistl., Bbl. 23.
—, Hudson, Miss., 96 ff., 309.
Telok-Dalam-Bay, Miss.-Stat., 234.
Templer-Gemeinden, 200 f.
Tenney, Dr., 439.
Terlinden, Miss., Bbl. 39.
Thomas, Miss., 232 ff.
Thompson, Dr., Miss., 323.
Thomson, George, Miss., Bbl. 106.
Thornton, Philanthrop, Bbl. 1.
Tile, Evangelist, 263.
Tindall, wesleyan. Miss., Bbl. 42.
Tippo-Saib, 523 f.
Tippu Tip, Sklavenhändler, 117.
Töttermann, C. G., Miss.-Schullehrer, 311 f., 577.
Torrance, Frau Dr., 201.
Torrey, Dr., Evangelist, 280.
Towsend, Henry, Miss., Bbl. 1 ff., 21.
Tschackert, Prof., D., 350 ff.
Tschangjun, christl. Gem. Koreas, 461.
Tschang Po-schi, Erziehungs-Direktor, 440.
Tschang Tschi Tung, Vizekönig, 145 ff., 171.
Tscheng-ki-Tong, Milit.-Attaché, 181 ff., 187.
Tschinulpo, Hafenstadt, 495, 498.
Tschöndschu, Miss.-Stat., 468.
Tucker, Bisch., 204, Bbl 36.
Türkei, 245 ff.
Türkische Verhältnisse 194 ff.
Tumler, Insel, 140.
Tung-fu-schiang, General, 434 f.
Tureture, Miss.-Posten, 139.
Turner, Bisch., 266, 268 ff., 339.
Tutu, Filialgem., Bbl. 92.
Tuwon, Miss.-Stat., Bbl. 28, 31.
Tyler, Dr., 293.
Uejulu, Häuptling, 384.
Uffmann, Miss., 484.
Uganda. Bbl. 36.
Ulu, Miss.-Stat., 21 f.
Underhill, D., Miss.-Sekr., Bbl. 110.
Underwood, Dr., Miss., 459, 468.
Upolu, Insel, 27.
Urmia, pers. Miss.-Stat., 242 f.
Uukuambi, Ovamboreich, 375 f.
Uukuangam, Ort, 384.
Vanneman, Dr., Miss.-Arzt, 241.
Venn, Miss.-Sekr., Bbl. 10 f.
Verein, chines., Gützlaffs, 306 f.
Vereinigung, hawaiische evang., 24.
Victoria (Kamer.), Miss.-Kolonie, Bbl. 106, 108.
Vietor, J. K., 40 ff.
Vilmar, A. Professor, 591.
— W., Pfarrer, 591.
Vivekananda, Swanie, Vorkämpfer des Neuhinduismus, 554 f.
Vogel, Karl, Miss. 587.
Vorder-Asien 194 ff., 240 ff.
Vorderindien 527 ff.
Waisenhaus, Syr. 200.
Waldmeier, Miss. 203.
Wappäus, J. E., Statistiker 3.
Ward, Rev. 298.
Warneck, G., Prof., D., 8 f., 56 ff., 152, 178 f., 204, 225, 394, 397 ff., 433, 492, 547 f.
Wasir Chan, Dr. 12.
Weeks, Bisch., Bbl. 12.
Wehanen, Miss. 377, 388.
Weikkolin, Miss. 376.
Weishaupt, P., 51.
Weitbrecht, Dr., Miss., 281, 323.
Wells, Dr., 464.
Westindien 33 ff.
White, Dr., Miss.-Arzt, 241.
—, Mr., Stifter der „neuen Nazaren. Sekte," 563 f.
Whitehead, Bisch., 276, 278.
Whitley, Miss., 158.
Whittemore, Miss., 463.
Widmann, Miss., Bbl. 79. 95.
Wilberforce, Philantrop, Bbl. 1.
Wilhelm, Miss., Bbl. 69 f., 73.
Williamson, Dr., A., Rev. 168 f.
Wimmer, Miss., Bbl. 38.
Windhuk, Miss.-Stat., Bbl. 56.
Winter, Miss. 263, 335.
Wönsan, Miss.-Stat. 460, 470, 496.
Wolff, Dr., Otto, Irrenanstalts-Direktor 203.
Wood, Jonath., Miss., Bbl. 12.
Wupperthaler Miss.-Handelsgesellschaft, Bbl. 57.
Yaba, Jacobus G. 267.
Yakusu, Miss.-Stat., 163 f.
Yale, Universität, 52.
Yesd, Miss.-Stat., 242.
Yuan Schih kai, Gouverneur, 439.
Zadok, Jonathan, Helfer, 336.
Zeller, H., Direktor, 3 ff., 67 ff., 118 ff.
—, Joh., Miss., 199.
Zes, Hendr., Namahäuptling, Bbl. 52.
Zimmermann, Mission., Bbl. 84.
Zionismus 201 f.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1903.

Henry Townsend und die Mission in Abeokuta.

Von P. Richter-Werleshausen.

Die Mission im Jorubalande und speziell in Abeokuta gehört zu den interessantesten, oft geradezu romantischen Episoden der evangelischen Missionsgeschichte. Schon der Anlaß zu ihrem Beginn trägt diesen Charakter. Die englische Kirchenmissionsgesellschaft (C. M. S.) hatte im Jahre 1804 als ihre erste missionarische Tätigkeit die Arbeit in Sierra Leone an der westafrikanischen Küste angefangen. In dieser 1791 durch die bekannten Philanthropen Wilberforce, Thornton u. a. gegründeten Sklavenfreistätte waren seitdem Tausende von befreiten Sklaven zusammengeströmt. Die Missionsarbeit unter ihnen war zunächst sehr schwierig; wurden doch in der Kolonie an 100 verschiedene Dialekte gesprochen; und die moralische Lage der aus allen ihren heimatlichen Verhältnissen herausgerissenen Neger war trostlos. Reibereien zwischen den Gliedern verschiedener Stämme waren an der Tagesordnung, nicht selten endeten sie mit Mord und Totschlag; in Bezug auf das eheliche Leben herrschte die schlimmste Verwilderung; der heidnische Aberglaube und das Zaubereiunwesen schoß üppig empor. Unter diesen Umständen erscheint es fast wie ein Wunder, daß die Mission nicht nur Wurzel schlug, sondern in verhältnismäßig kurzer Zeit auch schon so erfreuliche Früchte zeitigte, daß 1841 selbst im englischen Parlamente die unschätzbaren Bemühungen der Mission rühmlich anerkannt wurden, durch die 20 Proz. der gesamten Bevölkerung in Schulunterricht genommen seien und die Lage der Kolonie in moralischer wie religiöser Beziehung beträchtlich gehoben sei.

Zu derselben Zeit wurde die Mission auf eine merkwürdige Weise dazu geführt, fernab von diesem ersten Arbeitsfelde, in dem

1000 engl. Meilen entfernten Jorubalande, dem Hinterlande der Sklavenküste, einen Absenker zu treiben. Von den befreiten Sklaven in Sierra Leone vermieteten sich manche als Matrosen auf englische Handelsschiffe, sie wußten dabei nicht, nach welchen Plätzen sie fuhren, denn die von den Engländern gebrauchten Ortsnamen lauteten in der Regel ganz anders als die bei ihnen üblichen. Eines Tages fand es sich, daß einige von diesen Neger-Matrosen, zum Stamme der Egbas gehörig, sich in Lagos fanden, dem Hafen, den sie als denselben wieder erkannten, von dem sie Jahrzehnte zuvor als Sklaven verschifft waren. Einmal dort, gingen sie auch weiter ins Innere und gelangten, den Ogunfluß hinauffahrend, zu der großen, ihnen noch unbekannten Stadt Abeokuta (auf deutsch „Unterstein"). Diesen Ort hatten nämlich erst ganz kürzlich die versprengten Reste der Einwohner zahlreicher Egbastädte angelegt, die von den Dahomeern auf ihren Sklavenjagden eingeäschert waren. Durch immer neuen Zuzug von solchen Häuflein schwoll die Einwohnerzahl der neuen Ansiedlung in kurzem auf 100000 oder gar 150000 Seelen an; 150 zerstörte Städte hatten ihr Kontingent gestellt. Die große Stadt war in 4 Quartiere eingeteilt, über die je ein Häuptling gesetzt war, Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten. An der Spitze des ganzen Gemeinwesens stand der Oberhäuptling Schodeke, ein tatkräftiger, intelligenter Mann; beigeordnet waren ihm 2 Kriegshäuptlinge.

Als unsere Sierra Leone-Leute auf ihrem Wege ins Innere nach Abeokuta kamen, gab's manches unerwartete Wiedersehen mit Freudenausbrüchen und Umarmungen. Denen, die in der Heimat geblieben waren, däuchte es, als sie so plötzlich ihre alten Landsleute, wohl gar Freunde oder Angehörige, wiedersahen, als ob sie aus dem Tode wieder auferstanden seien. Ihr Staunen vermehrte es, als letztere ihnen erzählten, daß die Engländer für sie gekämpft und sie ganz ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt hätten. Und diejenigen unter ihnen, die Christen geworden waren, erzählten ihnen noch weiter, daß die weißen Männer Kunde von Gott und dem Himmelreich besäßen.

Es blieb nun nicht bei diesem einen Besuch. Als unsere Reisenden nach Sierra Leone zurückkamen und dort von ihren merkwürdigen Erlebnissen Mitteilung machten, erweckten sie in vielen die Sehnsucht nach der alten Heimat, und manche machten sich auf,

kehrten ins Jorubaland zurück und ließen sich in Abeokuta nieder. Als die Missionare hörten, daß auch einige Christen sich mit solchen Absichten trügen, warnten sie zunächst, das zu tun; wie leicht könnten sie aufs neue in Sklaverei geraten; und es gäbe noch eine schlimmere Sklaverei, den Rückfall ins Heidentum; mitten unter den Heiden, fernab von den Missionaren würde die Versuchung dazu nur zu groß sein. Doch da war kein Halten, die Missionare mußten sie ziehen lassen. Nicht lange darauf erhielten sie von den Ausgewanderten Botschaft und Bitte, sie doch kirchlich nicht unversorgt zu lassen, sondern jemand zu ihnen zu senden, der sich ihrer annehme. Auch der Oberhäuptling Schodeke würde es gern sehen, wenn Missionare sich in Abeokuta niederlassen würden.

Die Missionare in Sierra Leone fühlten, daß sie sich der Erfüllung einer solchen Bitte nicht weigern konnten, und beschlossen daher, um eine vorläufige Rekognoszierung der Verhältnisse vorzunehmen, den jungen Missionar Townsend nach Abeokuta zu entsenden. Damit beginnt die Jorubamission der englischen Kirchenmission; sie ist in ihrer ganzen Begründung und mehrere Jahrzehnte hindurch aufs engste mit dem Namen von Henry Townsend verknüpft, so daß es am Platze ist, eine Darstellung ihrer Entwicklung im Rahmen seines Lebensbildes zu geben.

Henry Townsend wurde am 1. Dezember 1815 zu Exeter geboren. Unter der Obhut frommer Eltern heranwachsend, gab er schon frühzeitig manches schöne Zeichen von der Hingabe seines Herzens an Gott. Leider war er ein so schwächlicher Knabe, daß sein Tod fast als eine gnädige Fügung Gottes angesehen worden wäre. In diesem schwachen Leibe wohnte aber ein fester Charakter, verbunden mit einem aufs Praktische gerichteten Sinne; was er einmal als recht erkannt, daran hielt er unentwegt fest. In seinem Bemühen, seinem Heiland zu dienen, war er schon in jungen Jahren ein fleißiger Sonntagsschullehrer. Auf die Heidenmission wurde sein Blick durch eine Ansprache des Missionars Knill hingelenkt, die dieser auf einem Missionsfest in Exeter im Jahre 1834 hielt. Sie erweckte in dem 18jährigen Jüngling das Verlangen, auch Missionar zu werden und so sein Leben den Verlorensten und Elendesten zu widmen; und dies blieb nicht ein vorübergehendes Verlangen. Seine Eltern gaben, da sie sahen, daß die höchsten Beweggründe ihren Sohn zur Wahl eines solchen Berufes veranlaßten, gern ihre Einwilligung. Er mel-

dete sich im Herbst 1836 bei der Kirchenmissionsgesellschaft und ward als Katechist angenommen. Beim Eintritt in das Missionshaus schrieb Townsend in sein Tagebuch:

„Heute erneuerte ich mein Gelübde, das ich Gott vor 2 Jahren gelobt habe, mich dem Missionsdienst zu weihen. Ich rufe ihn aufs neue um seine Gnade an, mich tüchtig zu machen, daß ich hinausgehen möge allein mit dem Blick auf seine Ehre und mit dem festen Herzensvorsatz, nicht zurückzukehren, es sei denn der Notwendigkeit gehorchend, sondern Leib und Seele bis zum Tode in seinen Dienst zu geben. Auch will ich nicht suchen, Menschen zu gefallen noch auch mir selbst, sondern Gott allein, indem ich den Namen Gottes und seines Sohnes Jesu Christi ausbreite. O himmlischer Vater, mache mich tüchtig, mich gänzlich deinem Dienst zu weihen; laß deine Furcht in mir wohnen mit aller Weisheit; laß mich nicht zurückschauen nach meinem Vaterlande und nach meinem Vaterhause und nach meiner Freundschaft, die ich hinter mir lasse, und die mir teuer sind. Ich lasse sie ja in deiner Hand und übergebe sie dir. Laß mich aber allzeit schauen auf Jesum, den Anfänger und Vollender meines Glaubens, welcher um der Freude willen, die ihm winkte, das Kreuz erduldete und der Schande nicht achtete. Laß mich dadurch den heiligen Mut finden, die Sünde in mir zu bekämpfen und in andern zu strafen."

Die Kirchenmission stand zur Zeit des Eintritts von H. Townsend unter dem Zeichen des Kreuzes. Von Sierra Leone her kam eine Todesnachricht um die andere. Westafrika bewährte seinen bösen Ruf als „das Grab des weißen Mannes." Mancher Missionar hatte kaum den afrikanischen Boden betreten, da raffte ihn schon Dysenterie oder Schwarzwasserfieber dahin, andere sanken nach wenigen Monaten ins Grab; nur wenige, die einige Jahre am Leben erhalten blieben. Der Brief eines eingeborenen Christen aus jenen Tagen spiegelt nur zu deutlich das furchtbare Sterben wieder, er schreibt:

„Jetzt ist Herr Cates krank; Herr Morgan auch krank. Herr Cates stirbt. Herr Morgan wieder krank. Ein Freund sagt zu mir, Gott hat diesen Ort verlassen; ich antwortete ihm, ich vertraue auf Jesus Christus, er kennt sein Volk und vergißt und verläßt es nimmermehr. Nächsten Sonntag starb Herr Collier. Dann Herr Morgan krank, Frau Morgan krank, Herr Bull krank — alle Missionare krank. Am Montag Herr Collier begraben. O wie große Unruhe ist in meinem Herzen! Niemand kann mich lehren. O meine armen Landsleute."

Unter dem Druck dieser fortwährenden Heimsuchungen hatte die Missionsleitung schweren Herzens den Beschluß gefaßt, keine neuen Missionare mehr nach Westafrika hinauszusenden, wenn sich nicht jemand freiwillig für dies Arbeitsfeld anbieten würde. Und da kam ein junger, noch nicht einundzwanzigjähriger Mann mit schwächlicher

Gesundheit und bot sich für Westafrika an — Henry Townsend. Er wußte wohl, wie verhängnisvoll das dortige Klima für Dutzende von Missionaren gewesen war, die stärker waren als er. Das hielt ihn nicht ab. Sein Kummer war nur, daß sein Herz angesichts des großen Werkes, nach dem er die Hand ausgestreckt hatte, so kalt sei.

Bei dem fühlbaren Arbeitermangel draußen auf dem Missionsfelde ließ man Townsend nur einen äußerst kurz bemessenen Unterrichtskursus im Seminar zu Islington durchmachen und sandte ihn dann noch ausgangs des Jahres als „Katechisten" hinaus, die Praxis auf dem Missionsfelde mußte seine eigentliche Lehrmeisterin werden. Diese seine Lehrzeit erstreckte sich über die Jahre von 1837—40, während derer er sich auf den verschiedenen Stationen der Sierra Leone-Mission umsah, bei Gottesdiensten und Versammlungen mithalf, die Kranken besuchte, sich am Unterricht in den Schulen beteiligte u. dergl. mehr. In diese Arbeit konnte er gleich von Anfang an eintreten, ohne erst eine fremde Sprache lernen zu müssen; denn aus Zweckmäßigkeitsgründen hat man in dieser Mission die englische Sprache als Umgangssprache einführen müssen; bei der herrschenden Sprachenverwirrung gab es keinen andern Ausweg. Dem Klima mußte der eifrige junge Missionar natürlich auch seinen Tribut entrichten; gerade am ersten Jahrestage seiner Ankunft in Freetown packte ihn das Schwarzwasser-Fieber, er lag mehrere Wochen darnieder, zeitweilig in einem Zustande der Fühllosigkeit, dann wieder im Delirium. Auch in der Folgezeit kehrte das Fieber so oft wieder, daß er 1840 einen Erholungsurlaub nehmen mußte. Im Oktober kehrte er zurück, nicht allein, sondern mit einer Lebensgefährtin, die sein ganzes Leben hindurch die treue Teilnehmerin an seinen Arbeiten und Mühen werden sollte.

Bald nach seiner Rückkehr wurde er dazu ausersehen, die Rekognoszierungsreise nach Abeokuta zu unternehmen. Er trat die Reise an, begleitet von dem eingeborenen Katechisten Andreas Wilhelm und mehreren Egba-Christen, für deren einen die Christengemeinden Sierra Leones die Unterhaltskosten bestritten. Freie Fahrt bis Badagry gewährten der Reisegesellschaft drei ehemalige Sklaven, die, jetzt zu einigem Wohlstande gelangt, sich zur Unternehmung von Handelsfahrten ein altes Sklavenschiff, von ihnen „Wilberforce" genannt, gekauft hatten. In Badagry, das sie ohne Unfall erreichten, warnten Wesleyanische Missionare ihn vor den Gefahren einer In-

landreise, für die er auch viel zu schlecht ausgerüstet sei. Doch Townsend entschloß sich nach einer Beratung mit seinen eingeborenen Christen, trotz heftigen Fiebers, an dem er gerade litt, zur Weiterreise. Der Anblick eines weißen Mannes war in jenen Tagen im Innern noch etwas so Ungewohntes, daß er allenthalben scheu aus weiter Entfernung wie ein Wundertier angestarrt wurde; Frauen und Kinder stoben bei seinem Anblick angstvoll auseinander. Als er sich Abeokuta näherte, schickte ihm Schodeke eine Gesandtschaft, bestehend aus seinem Sohn und einer Abteilung Krieger entgegen, und unter ihrem Geleit, von zwei Leuten in einem großen Korbe auf dem Kopfe getragen, hielt er seinen Einzug, umdrängt von einer zahllosen Volksmenge, die ihm Willkommensgrüße zurief. Der Oberhäuptling empfing ihn im Kreise seiner Weiber und seines Hofstaates, in roten Sammt gekleidet, sehr freundlich und verhieß ihm sofort ein Stück Land zum Bau einer Schule. Ja, er hätte nichts lieber gesehen, als wenn Townsend auf der Stelle geblieben wäre. doch da dies nicht anging, war er froh, daß einstweilen wenigstens ein eingeborener Lehrer bleiben sollte. Townsend verweilte mehrere Tage in Abeokuta; wo er ging und stand, war er von einem Haufen Volks begleitet. Mehrere Gottesdienste wurden gehalten, bei deren erstem auch Schodeke zugegen war. Townsend predigte über die Einladung zum großen Abendmahl, Andreas Wilhelm dolmetschte. Dann kehrte Townsend nach Freetown zurück, um über den Verlauf seiner Reise Bericht zu erstatten. So ermutigend aber nun auch deren Resultate waren, so gingen doch noch ein paar Jahre ins Land, ehe ihnen eine Folge gegeben wurde. Es brachen nämlich kriegerische Unruhen im Joruba-Lande aus, die der Gründung einer neuen Mission nicht günstig gewesen wären. In dieser Zwischenzeit wurde Townsend zu einem neuen Besuch in England aufgefordert, um hierselbst noch einmal mündlich von seiner Rekognoszierungsreise zu berichten und zugleich, um die geistlichen Weihen zu empfangen.[1])

Im Herbst 1844 war er wieder auf seinem Posten in Freetown und fand die Teilnehmer an der neuen Missionsunternehmung schon fleißig an der Zurüstung der Expedition. Es waren dies außer ihm,

1) In der anglikanischen Kirche hat nur der Bischof die Befugnis, zu ordinieren; und da es damals in Westafrika noch keine Bischöfe gab, mußte Townsend, der, wie bemerkt, zunächst nur als Katechist ausgesandt war, zu seiner Ordination nach London.

dem Leiter, seine Frau, Missionar Gollmer mit Frau, Sam. Crowther mit Frau und 2 Kindern, 3 eingeborne Helfer mit ihren Familien und mehrere Zimmerleute und Handarbeiter. In einem feierlichen Gottesdienste wurde am 18. Dezember die Missionskolonne abgeordnet. Die ganze Kolonie vom Gouverneur abwärts nahm regen Anteil an der Unternehmung; der Kommandeur des westafrikanischen Geschwaders verhieß jeden in seiner Macht stehenden Schutz, andere bekundeten ihr Interesse durch reichliche Liebesgaben. Bis Badagry, von wo die Landreise beginnen sollte, ging alles gut; dort aber traf sie die Kunde eines sehr widrigen Mißgeschickes. Schodeke war tot! Das war ein großer Fehlschlag, hatte man doch auf die Unterstützung dieses tüchtigen und ihnen freundlich gesinnten Mannes große Hoffnungen gesetzt. Doch nicht allein das. In Afrika pflegt der Tod eines Häuptlings fast jedesmal von Unruhen begleitet zu sein, der Nachfolger des Gestorbenen kann meist erst nach Unterdrückung von so und so vielen Nebenbuhlern seine Herrschaft antreten. So auch hier. Wohl oder übel entschlossen sich daher die Missionare, in Badagry zu warten, bis ein neuer Oberhäuptling ernannt und der Friede wieder hergestellt sei. Doch saßen sie nicht untätig still. Ein Häuptling in Badagry schenkte einen Platz, auf dem eine Kirche und andere Missionsgebäude errichtet wurden. Bis dahin wurde des Sonntags unter einem großen Baobab gepredigt und bald mit 40 Schülern Sonntagsschule gehalten. Und während Sam. Crowther sich mit Übersetzungsarbeiten in die Jorubasprache zu tun machte, benutzte Townsend die unfreiwillige Muße, um sich fleißig in das Studium dieser Sprache zu vertiefen. Am 17. Januar 1846 schrieb er:

„Heute vor 12 Monaten landeten wir in Badagry, und durch Gottes Gnade ist es uns vergönnt gewesen, ein ereignisreiches Jahr an diesem dunklen Platze zu arbeiten, wobei wir etwas von den Nöten, den Sorgen und Schwierigkeiten bei Gründung einer neuen Mission unter den Heiden erfahren haben. Aber er, dem wir dienen, hat uns durchgeholfen, so daß wir heute ein Ebenezer aufrichten: Bis hierher hat der Herr geholfen um seines Namens willen".

In Abeokuta wurde endlich Sagbua zum Häuptling erwählt. Aber schon erhob sich eine neue Schwierigkeit: es brach ein Krieg zwischen den Joruba und ihren blutdürstigen Nachbarn, den Dahomeern, aus, und diese verbreiteten Schrecken weithin, selbst Badagry wurde bedroht. Doch Townsnend war des langen Wartens müde, er sandte Botschaft an Sagbua, daß er unter allen Umständen nun Abeokuta erreichen möchte. Die zurückgesandte Antwort ermutigte ihn,

sein Vorhaben ohne weiteren Verzug auszuführen. Sagbua ließ ihm nämlich sagen, er sei willkommen mitsamt den Seinen, und es würden Träger gesandt werden, um sein Gepäck abzuholen. So brach er denn im Juli 1846 mit dem größten Teil der Reisegesellschaft auf, während Gollmers zur Pflege der Mission in Badagry zurückblieben. Die Reise war infolge ungünstigen Wetters überaus strapaziös; 3 Tage lang ging es durch den Urwald, ohne daß man eine menschliche Wohnung antraf; der Weg war durch Regengüsse zu einem Wasserlauf geworden; die Pferde strauchelten oft vor Übermüdung oder glitten auf dem schlüpfrigen Untergrunde aus; die Kleider wurden überhaupt nicht mehr trocken. Einen angeschwollnen Fluß überschritt man mit Hilfe eines Waschzubers, den Gollmer ihnen vorsichtshalber mitgegeben hatte. Aber selbst die böseste Reise erreicht ein Ende; am 3. August meldete Townsend von Abeokuta aus:

„Gott hat uns in seiner Güte auf unserer mühevollen Reise bewahrt und hat uns Gnade gegeben vor den Heiden, so daß wir mit allen Zeichen der Gutwilligkeit und Freundlichkeit aufgenommen und unsere höchsten Wünsche und Hoffnungen erfüllt sind."

Es begann nun in Abeokuta ein Werk, welches Jahre hindurch das lebhafteste Interesse der Missionsfreunde in England so gut als in anderen Ländern auf sich gezogen hat, ähnlich wie in unsern Tagen die Mission in Uganda. Die Aufnahme des Missionars in Abeokuta war also eine freundliche, und daran hatten gleichen Anteil die dort wohnhaften Sierra Leone-Christen, der Oberhäuptling Sagbua und das übrige Volk. Und doch wäre es ein falscher Schluß, wollte man daraus folgern, daß die Position, die Townsend in Abeokuta einnahm, keinerlei Schwierigkeit gehabt habe. Man muß bedenken, daß die Stadt durch und durch eine Heidenstadt war, tief im Innern, fern von der Küste. Townsend und seine Gattin waren mehrere Jahre lang die einzigen Europäer dort. Es gingen auch in Abeokuta noch die ärgsten heidnischen Greuel im Schwange, selbst Menschenopfer wurden gebracht. Und waren auch Sagbua und einige andere Häuptlinge freundlich gesinnt, so fehlte es doch auch nicht an Häuptlingen, die der Mission entgegen waren, besonders haßten und verleumdeten sie die Anhänger des Sklavenhandels. Die kleine Schar der Sierra Leone-Christen wäre nur ein schwacher Schutz gewesen, wenn es jenen eines Tages ein gefallen wäre, das Werk der Mission mit Stumpf

und Stiel auszurotten. In der Tat hat es auch nicht an Verfolgungen gefehlt, zumal als der ausgestreute Same des Evangeliums anfing aufzugehen. Im Oktober 1849 wurden etliche Neubekehrte aus dem Stadtteile Itoka gegriffen und in Fesseln gelegt, 10 Tage später traf die Christen des Stadtteils Igbore dasselbe Schicksal. Die Gefangenen, etwa 100 an Zahl, wurden wie Räuber und Diebe behandelt, 5 Tage lang wurden sie aller Unbill ausgesetzt, geschlagen, der Sonnenglut und den Regengüssen preisgegeben. Zum Glück starb keiner. Wäre auch nur einer gestorben, so wäre das als ein Beweis angesehen, daß sie alle des Todes schuldig seien. Erfreulich war die Standhaftigkeit, mit der die jungen Christen, auch selbst Frauen, die Verfolgung über sich ergehen ließen. Das blieb nicht der einzige Sturm, ähnliche Vorgänge wiederholten sich noch öfter, doch, ob unter Sturm oder Sonnenschein, das Missionswerk nahm seinen stillen Fortgang. Woche um Woche, Jahr um Jahr wurde die frohe Botschaft erzählt, gelehrt, erklärt, Satz um Satz, Gebot um Gebot wurde dargeboten; der umgestaltende Einfluß des göttlichen Heilswortes fing an, sich unter den heidnischen Egbas auszuwirken. Am 6. Februar 1848 konnten die 6 Erstlinge in der Taufe der Gemeinde Christi eingegliedert werden, unter ihnen Afala, die greise Mutter Sam. Crowthers, die dieser — welch ein wunderbares Wiedersehen! — wenige Wochen nach dem Einzuge in Abeokuta wiedergefunden hatte. Am 3. Jahrestage nach Beginn der Mission, am 3. August 1849, freute man sich nach Hause berichten zu können:

„Die Mission ist nun 3 Jahre alt. Was hat doch Gott in diesem kurzen Zeitraum des Kampfes zwischen Licht und Finsternis getan! Wir haben jetzt 500 regelmäßige Besucher unserer Gottesdienste, gegen 80 Abendmahlsberechtigte und 200 Taufbewerber. Andere haben ihre Götzen weggeworfen und sind nicht mehr weit davon entfernt, ihre Namen auch aufschreiben zu lassen."

Gleichzeitig fing auch in kultureller Beziehung ein Wechsel zum Bessern einzutreten an, der von den Missionaren angebahnt und eifrig befördert wurde; Häuptling und Volk lernten allmählich den Segen eines gesetzmäßigen Handels einsehen. In Badagry hatten sich einige Sierra Leone-Kaufleute niedergelassen, welche die Produkte des Jorubalandes, Palmöl, Kokosnüsse, Indigo, aufkauften. Leider war der Hafen von Lagos, der beträchtlich näher und günstiger gelegen ist, noch verschlossen, denn hier hauste einer der ärgsten Sklavenhändler. Es lag daher im dringendsten Interesse einer gedeih-

lichen Entwicklung von Abeokuta, daß die Handelsstraße nach Lagos erschlossen wurde. Die Häuptlinge richteten daher ein Bittgesuch an die Königin Viktoria; darin schrieben sie:

„Die Worte Sagbuas und der andern Häuptlinge von Abeokuta an die Königin von England. Gott erhalte die Königin bei langem Leben. Wir haben deine Diener, die Missionare, gesehen, die du in unser Land gesandt hast. Was sie getan haben, ist uns angenehm. Sie haben ein Gotteshaus gebaut; sie haben das Volk das Wort Gottes gelehrt, dazu auch die Kinder. Wir fangen an sie zu verstehen. Aber da ist eine sehr wichtige Sache, die uns beunruhigt: was sollen wir tun, daß sie beigelegt wird? Den Leuten von Lagos und anderm Küstenvolk gefällt es nicht, daß ihr unsere Landsleute von der Sklaverei befreit. Sie wollen, daß der Weg geschlossen bleiben soll und wir vom Verkehr mit euch abgeschnitten sind. Was sollen wir tun, um den Weg zu öffnen? Die Gesetze, die ihr in eurem Lande habt, wir wünschen ihnen zu folgen, und der Sklavenhandel, möge er abgeschafft werden. Das wünschen wir. Aber die Leute von Lagos wollen es nicht. Wir wünschen gesetzmäßigen Handel mit euch. Auch möchten wir jemand haben, der unsere Kinder in mechanischen Künsten, im Ackerbau, in der Gewinnung von Tabak und Zucker unterweisen könnte. Wir danken der Königin für das Gute, das sie uns getan hat, da sie unser Volk von der Sklaverei befreite."

Die Königin nahm das Schreiben gnädig auf und ließ den Häuptlingen antworten, sie wünsche den Jorubaleuten Frieden und Wohlergehen, hoffe auch, daß Vorkehrungen getroffen würden, um den Weg zur Küste frei zu machen; sie freue sich, wenn ein rechtlicher Handel zwischen den Egbas und ihrem Volke aufblühe; lasse ihnen aber auch sagen, Handel allein würde ein Volk nie groß und glücklich machen; England sei durch die Kenntnis des wahren Gottes und seines Sohnes Jesu Christi groß und glücklich geworden. Daher sei es der Königin lieb, zu hören, daß die Häuptlinge die Missionare so freundlich aufgenommen hätten.

Der Überbringer des Schreibens der Abeokuta-Häuptlinge, war Townsend gewesen, der seiner Gesundheit halber wieder einen Erholungsaufenthalt nötig hatte. Welch tiefen Eindruck damals die Persönlichkeit Townsends auf den Sekretär der Kirchenmission H. Venn machte, zeigen uns die Worte in dem Tagebuche desselben, in denen er über einen Besuch des Missionars berichtet:

„24. Dezember 1849. Heute besuchte mich Townsend. Er zeigte eine klare und bestimmte Festigkeit, in das Innere Afrikas vorzudringen. Seine Gattin war ganz gleichen Sinnes. Ich fühlte, ich konnte ihm keine Einschränkungen auferlegen, sondern versicherte ihm, ich spüre, daß er von Gott für das Innere berufen sei und gehen müsse. Der Herr möge mit ihm sein!

Selten habe ich mich mit solchen Gefühlen von einem Missionar getrennt. Es war mir, als habe ich mich von Paulus getrennt, als dieser sagte: „Ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben zu Jerusalem um des Namens willen des Herrn Jesu."

Noch nicht lange war Townsend wieder draußen im Jorubalande, da zog sich ein schweres Unwetter über der Mission zusammen, ihren ganzen Bestand bedrohend. Die verschiedenen Stämme und Häuptlinge, welche sich mit dem Sklavenhandel befaßten, vereinigten sich um einen vernichtenden Schlag gegen einen Platz zu führen, der für ihren ganzen Handel eine ständige Drohung bildete, und alle Engländer aus dem Lande zu jagen. An der Spitze dieser Vereinigung standen Gezo, der blutdürstige Tyrann des Dahomereiches, und Kosoko, der König von Lagos. Ersterer rückte mit einem Heere von wohl 15000 Kriegern, unter ihnen seine berüchtigte Amazonengarde, heran und griff am 31. Oktober Abeokuta an. Tags zuvor hatten die Christen abends Betstunden abgehalten, am anderen Morgen gesellten sich ihre waffenfähigen Männer zu den Verteidigern, die die Lehmmauer und die Tore besetzt hielten. Es erfolgte ein verzweifelter, blutiger Kampf, der durch Gottes Gnade mit einer völligen Niederlage der Dahomeer endete. Hunderte von toten Amazonen bedeckten die Walstatt, die übrigen flohen. Die Egbahäuptlinge schrieben, obwohl selbst noch Heiden, den Sieg der Hilfe des Gottes zu, den ihre christlichen Untertanen anbeteten, und der Erfolg war ein neuer Aufschwung des ganzen Missionswerkes.

Der andere Hauptfeind, Kosoko von Lagos, hatte sich gegen Badagry gewandt, um die dortige Mission zu vernichten. Aber auch er wurde zurückgeschlagen; ja, die Besatzung eines englischen Geschwaders machte in Verfolgung des Fliehenden einen Angriff auf das Räubernest Lagos und nahm es nach verlustreichem Kampfe ein. Kosoko wurde entthront und ein willfährigerer König an seine Stelle gesetzt. Auf Ersuchen der englischen Befehlshaber etablierte die Kirchenmission jetzt auch hier eine Missionsstation. Der von den Engländern eingesetzte König starb jedoch bald; und, als sein Sohn heimlich wieder mit den Sklavenhändlern unter einer Decke zu spielen anfing, machte England dem ganzen Unwesen ein Ende, indem es Lagos kurzer Hand annektierte. Seitdem hat der Hafen den bekannten Aufschwung genommen. Doch das war erst 1861.

Inzwischen war der Mission in Abeokuta beinahe ein volles

Jahrzehnt ungestörter Entwicklung beschieden, die eine überaus erfreuliche Entfaltung derselben bewirkte. Die Zahl der Missionare mehrte sich. Freilich, gar manche sanken auch im Joruba-Lande in ein frühes Grab; so zum schmerzlichen Bedauern der Überlebenden bald hintereinander vier Missionsärzte, die hinausgegangen waren, um den andern in ihren Krankheitsnöten beizustehen. Anderen Arbeitern war eine längere Arbeitszeit beschieden, wie dem hervorragend tüchtigen deutschen Missionar Hinderer, auch Adolph Mann und Gottl. Bühler, gleichfalls zwei Deutschen, John Maser und Jonath. Wood. Vor allem gereichte es der Mission zum Segen, daß Townsend so lange auf dem Posten blieb. Er wurde dadurch aufs genaueste mit den Egbas und ihren Sitten bekannt; er wurde ihr Vater und Ratgeber. Für seine Mitarbeiter aber war nicht nur sein Haus eine Zufluchtsstätte, wo sie Trost und Hilfe fanden, sondern seine unentwegte Energie war ihnen ein immer neuer Ansporn. Er war so recht eigentlich die Seele und die leitende Hand der Joruba-Mission. Zu der evangelisierenden Tätigkeit traten allmählich auch die andern Zweige des Missionsbetriebes. Bühler machte sich um die Ausbildung eingeborener Geistlichen und Katechisten verdient, und manche tüchtige Leute sind aus seiner Schule hervorgegangen, wie z. B. der heutige Suffraganbischof Phillips. Ein anderer trefflicher eingeborener Geistlicher T. King widmete sich der Übersetzung der Bibel in die Jorubasprache. Auf einer kleinen Presse wurde eine christliche Zeitung, genannt „Iwe Irohin", gedruckt.

Als Bischof Weeks 1856 in Abeokuta eine Visitation abhielt, erklärte er, nie in Afrika einen glücklicheren Tag verlebt zu haben; das ganze Bild, das er dort geschaut, habe auf ihn den Eindruck unverfälschter christlicher Einfalt gemacht. Um das Jahr 1860 zählte die Jorubamission bereits gegen 1000 Abendmahlsberechtigte, was auf die doppelte Zahl der Getauften und die 4—5fache Zahl der Anhänger schließen läßt. Außer Abeokuta, Badagry und Lagos war eine ganze Reihe weiterer Posten besetzt: Ibadan, der Schauplatz der gesegneten Wirksamkeit Hinderers und seiner Heldengattin, Otta, Oschielle, Idschaje, Ischagga, Ogbomoso und Ojo. Am 1. Juli 1861 wurde in Abeokuta das erste Missionsfest gefeiert; es waren an 800 Bekehrte gegenwärtig, 4 eingeborene Prediger hielten als Vertreter der 4 Kirchen des großen Ortes Ansprachen, 6 Kirchendiener gingen mit Kalebassen von Bank zu Bank und sammelten eine

Kollekte von 150 Mk. in Kaurimuscheln. Auf einem andern Fest — einem Bibelfest — wurden 400 Mk. geopfert und der Londoner Bibelgesellschaft als Zeichen des Dankes für den durch sie besorgten Druck der Jorubabibel übersandt.

Mit dem neuen Jahrzehnt (1860) begann jedoch eine lange Periode von Heimsuchungen für die so schön aufblühende Mission. Es brach Krieg zwischen den 2 Nachbarstädten Ibadan und Abeokuta aus.

Die Ibadaner waren wohl eifersüchtig auf den wachsenden Handel und Reichtum Abeokutas, und die Abeokutaer wieder waren durch ihre kriegerischen Erfolge über Dahome und den Aufschwung ihrer Stadt aufgeblasen geworden und sperrten nun ihrerseits den Ibadanern den Weg zur Küste. Kriege in Westafrika sind von eigner Art. Große Schlachten werden kaum einmal geliefert; es herrscht nur ein dauernder Zustand der Feindseligkeiten, hin und wieder macht man einen Überfall und erbeutet eine Handvoll Leute, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Dieser Kriegszustand kann sich Monate und Jahre hinziehen, ohne entscheidenden Erfolg. Aber seine Wirkungen für den Ackerbau wie für den Handel sind verheerend. Daß darunter auch die missionarischen Unternehmungen schwer zu leiden haben, läßt sich denken. Nur zu bald bekam das in diesem Falle die Jorubamission zu verspüren. Im März 1862 überrumpelten die Ibadaner das mit Abeokuta verbündete Idschaje. Mit anderen Gefangenen wurden auch die dortigen Christen in die Sklaverei verkauft. Der Missionar Roper in Idschaje wurde gefangen nach Ibadan geschleppt, wo jedoch das Eintreten des dortigen Missionars Hinderer sein Los einigermaßen erträglich gestaltete. Dasselbe Schicksal wie Idschaje hatte das gleichfalls mit Abeokuta verbündete Ischagga, das von den mit den Ibadanern im Bunde stehenden Dahomeern überfallen und zerstört wurde. Auch hier wurden die Christen teils ermordet, teils in die Sklaverei verkauft. Durch diese Erfolge ermutigt, beschloß Bahadung, der neue König von Dahome, einen abermaligen Versuch zur Zerstörung des mächtigen Abeokuta zu machen. Auf die Kunde von diesem Vorhaben Bahadungs ließ der englische Konsul in Lagos den Missionaren in der bedrohten Stadt die Weisung zugehen, sich an die Küste zurückzuziehen. Die Missionare lehnten das jedoch ab, entschlossen, das Schicksal ihrer Bekehrten zu teilen, sei es, daß der Herr eine mächtige Erlösung sende, sei es, daß er ihren Tod zuließe. Bahadung rückte mit seinem Heere heran, er kam bis auf fünf Meilen an Abeokuta heran. Dort lag er 16 Tage; jede Nacht erwartete man einen Angriff, und immer wieder dämmerte der Tag, ohne daß eine Flinte abgeschossen war. Am Morgen des 17. Tages fand man das Lager — leer; die ganze feindliche Armee war fort, niemand wußte, wohin. Da berichteten die Missionare nach Hause: der König von Dahome ist nicht in diese Stadt gekommen und hat keinen Pfeil darein geschossen und ist kein Schild davor gekommen und hat keinen Wall darum geschüttet, sondern ist denselben Weg zurückgezogen, den er gekommen ist (2 reg. 19, 32 f.). Später wurde bekannt, daß eine

Seuche in seinem Heer ausgebrochen war, die ihn zum eiligen Rückzuge genötigt hatte.

Aber es war nur eine Erlösung für kurze Zeit, 2 Jahre später stand Bahadung abermals vor den Mauern Abeokutas. Diesmal kam es zu einem erbitterten Angriff bei dem die christlichen Egbas den heftigsten Anprall auszuhalten hatten, denn gerade auf den Teil der Mauer, den sie unter dem tapferen Kriegshäuptling John Okenla, selbst einem treuen Gliede der Christengemeinde, besetzt hielten, wurde der Hauptangriff gemacht. Aber sie wehrten sich mannhaft, und zuletzt wurden die Dahomeer mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Vor diesem Feinde hatte Abeokuta nun für eine Weile Ruhe.

Der Kriegszustand zwischen Abeokuta und Ibadan bestand aber noch lange fort. Hinderers in Ibadan hatten besonders darunter zu leiden. Sie waren Jahre lang von der Außenwelt ganz abgeschnitten; bald gerieten sie in die größte Not; ihr Mehl war schon nach einigen Monaten zu Ende, sie nährten sich dann hauptsächlich von Pferdebohnen, die sie im Garten zogen; mit Palmöl und Pfeffer machten sie sie schmackhaft; die nahrhafteren Jams konnten sie nur für Kaurimuscheln bekommen, und die besaßen sie bald nicht mehr; ihr Salz brauchten sie so sparsam, als wenn es Goldstaub wäre. Zuweilen hatten sie als Tagesration nur eine Hand voll Bohnen und weinten sich dann wie Kinder hungrig in Schlaf. Eine Tasse Thee durften sie sich nur dann und wann einmal gönnen. Diese jahrelangen Entbehrungen, die nur gelegentlich durch heimliche Zuwendungen christlicher Ibadaner gelindert wurden, legten den Keim des Siechtums in beide, von dem Frau Hinderer in der Mitte ihres Lebens, er nach Jahren schweren Leidens dahingerafft wurde.

Ein ganz unerwarteter Schlag traf aber im Jahre 1867 die Missionare in Abeokuta; Townsend befand sich zur Zeit wieder in England, vielleicht daß sein Ansehen, wenn er zur Stelle gewesen wäre, das Äußerste verhindert hätte. Ganz plötzlich wurden nämlich in diesem Jahre die Missionare aus der Stadt ausgewiesen, nachdem man alle Missionsgebäude sowie ihr Eigentum vernichtet hatte. Wie war das gekommen? Es lassen sich dafür jetzt mehrere Ursachen erkennen. Sagbua war einige Jahre vorher gestorben, ein Nachfolger war noch nicht ernannt, und einige rücksichtslose Häuptlinge hatten die Oberhand gewonnen. Von Sierra Leone waren einige schlechte Menschen gekommen, die heimlich den einträglichen Sklavenhandel wieder ins Leben rufen wollten und deshalb gegen die Missionare intrigierten. Dazu gesellten sich mohammedanische Einflüsse. Die Haupturſache war jedoch, daß die Egbas den Engländern grollten, die sich in ihrem Streit mit den Ibadanern auf deren Seite gestellt hatten. Dies mußten nun die Missionare büßen, denn nicht als Missionare, sondern als Engländer wurden sie aus Abeokuta verjagt. Sie zogen sich nach Lagos zurück und hofften, bald zurückkehren zu

können. Aber das erwies sich als ein Irrtum. Erst 1871 durfte Townsend Abeokuta wieder betreten, und auch dann nur für einige Tage. Als er bald darauf diesen Besuch erneuern wollte, wurde er unterwegs von Egbas angehalten, die erklärten, niemand durchlassen zu dürfen. Am meisten schmerzte ihn dabei, daß unter diesen einige Sierra Leone-Leute waren, die behaupteten, Christen zu sein.

Während dessen hielten die Christen in Abeokuta treulich am Evangelium und aneinander fest. Ihre eingebornen Prediger und Ältesten bewährten sich in der Prüfungszeit. Obwohl die Kirchen zerstört waren, wuchs und gedieh unter ihrer Leitung doch die Kirche. Ja, selbst unter dem Druck der Verfolgung wurden der Gemeinde neue Glieder hinzugetan. Anstatt der zerstörten Kirche bauten sie eine neue, und bei ihrer Einweihung wurde eine Kollekte gesammelt, die 1460 M. in Kauris ergab Es bildete eine rechte Erquickung für Townsend in Lagos, wenn die christlichen Egbas je und je ihrem verbannten „Vater" solche Nachrichten zugehen lassen konnten. Und er wiederum stärkte sie mit seinem Trostschreiben; so schrieb er ihnen:

„Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um." Dann spricht er seine gute Zuversicht aus, wenn er und sie nur geduldig auf Gott harrten, so würde er zu seiner Zeit den Weg schon wieder frei machen. Er ermahnt sie, wenn sie mit den Häuptlingen wieder in ein besseres Einvernehmen kommen wollten, dann müßten sie dazu solche Mittel gebrauchen, die Gott gefielen; sie müßten aufrichtig, treu und ehrerbietig sein und ihren Beleidigern vergeben."

Endlich 1875 kam der ersehnte Tag, daß Townsend in sein liebes Abeokuta zurückkehren konnte. Ein herzlicher Empfang wurde ihm bereitet, und er wurde mit Geschenken fast überschüttet. Freilich der Anblick der noch in Trümmern liegenden Missionsstation erweckte schmerzliche Gefühle. Manche Häuptlinge kamen und erzählten ihm, es habe seit der Vertreibung der Missionare wie ein Fluch auf ihnen gelegen. Townsends Briefe waren nun wieder voll Hoffnung, obgleich bald einer auch wieder mitten unter neuem Kriegsgetümmel geschrieben war. Die Dahomeer machten einen neuen Einfall. Aber zwei Monate voll Unruhe und Krieg endeten mit einer neuen Befreiung.

Townsends Kräfte wie auch die seiner Gattin waren durch eine fast 40jährige Missionstätigkeit, reich an Arbeit und Mühen, an Aufregungen und Sorgen, an Nöten und Trübsalen, all-

mählich aufgerieben. Vergeblich suchte er für die zerrüttete Gesundheit seiner Frau Erholung in Lagos; als sie sie dort nicht fand, mußte er sich (1876) zur endgiltigen Heimkehr nach England entschließen. Dort ist ihm noch ein Feierabend von zehn Jahren beschieden gewesen; nicht als ob er dort gänzlich müßiger Ruhe gepflegt hätte. Noch ein Jahr vor seinem Tode erklärte er einem Freunde: „Ich bin noch ebenso sehr ein Missionar wie je." Häufig redete er auf Missionsfesten, korrespondierte fleißig mit seinem Nachfolger und den Christen in Abeokuta und war ein geschätzter Berater im Missionshause zu London. Als die Kunde von seinem Tode nach Abeokuta kam, schrieben die dortigen Christen an seine Witwe:

„Wohl wissen wir, daß noch viel an uns ist, was Sünde ist, was sich nicht mit unserer heiligen Religion verträgt; uns schmerzt das Fortbestehen des unüberwundenen Bösen in uns. Aber nachdem wir diese Einräumungen gemacht haben, fühlen wir doch, nur wenigen Missionaren ist vergönnt, bei Leibesleben solche von ihnen ersehnte Veränderungen zu schauen, wie sie euer Gatte hat schauen dürfen."

Die Entwicklung der Gemeinde zu Abeokuta ist nach dieser romantischen Anfangsgeschichte nach und nach in ruhigere und normale Bahnen eingelenkt. Auch sie ist keine Gemeinde „ohne Runzel und Flecken" geworden, wie sie es auch wohl zu Townsends Zeiten nie gewesen ist. Damals sind die Lichtseiten mehr hervorgetreten, später hat sich herausgestellt, daß auch hier Schatten nicht fehlen, wie wir sie an andern westafrikanischen Gemeinden finden. Doch ist die Gemeinde, die zur Zeit über 3000 Seelen zählt, so weit fortgeschritten, daß sie seit geraumer Zeit aus der Pflege der Kirchenmission entlassen und für selbständig erklärt ist.

Buchdruckerei Ernst Röttger, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. April. 1903.

Samuel Adschai Crowther,
der schwarze Bischof vom Nigerstrom.

Von Paul Richter-Werleshausen.

I.

Es gibt in der evangelischen Heidenmission wenig Persönlichkeiten, deren Lebensgeschichte so sehr zum Gemeingut der heimatlichen Christenheit geworden ist, wie die Samuel Adschai Crowthers, des schwarzen Bischofs vom Nigerstrom. Mancherlei vereinigt sich in ihr, was dazu angetan ist, unser Interesse zu wecken. Um beim Äußerlichen anzufangen: wie merkwürdig sind schon die äußeren Lebensführungen dieses Mannes, der vom armen Negersklaven allmählich bis zur Würde eines anglikanischen Bischofs emporgestiegen ist, ein Lebenslauf um so interessanter, als sich darin zum großen Teil die Entwicklungsgeschichte dreier Missionsfelder — der Sierra Leone-, Joruba- und Nigermission — widerspiegelt. Weiter ist es seine Person selbst wert, unser Interesse auf sich zu ziehen. Freilich ist seine Bedeutung auch wohl überschätzt worden, nicht so sehr von ihm selbst als von der englischen Missionsleitung, der er unterstand, und er hat darunter schmerzlich leiden müssen. Um ihm gerecht zu werden, dürfen wir an ihn nicht den Maßstab legen, den wir gewohnt sind bei uns zu Lande an bedeutende Männer zu legen. So beurteilt, würden wir ihn vielleicht nicht zu den bedeutenden Menschen rechnen. Eug. Stock, der Verfasser der History of the Church Miss. Soc., gesteht anstandslos zu, daß er mit den höchsten geistigen Gaben nicht ausgestattet gewesen sein mag. Aber es würde auch ganz und gar unbillig sein, wenn wir ihn so messen wollten. Schauen wir aber auf seinen Ursprung, auf die Umstände und Verhältnisse, in denen er aufgewachsen ist, und von da auf das, was er unter solchen erschwerenden Umständen geworden ist und geleistet hat, so

werden wir mit der Anerkennung nicht zurückhalten, daß er doch ein bedeutender Mann gewesen ist, der um mehr als Haupteslänge über seine Landsleute hervorragt. Er war ein Mann von einer durchaus lauteren und untadeligen christlichen Lebenshaltung, von unentwegter Beharrlichkeit, geduldiger Treue und wahrhafter Demut, Tugenden, die nicht gerade Charaktereigenschaften des Negers sind; dazu ausgestattet mit gesundem, nüchternen Verstande — commonsense, wie der Engländer sagt — und praktisch durch und durch.

Nicht zum wenigsten ist es aber noch ein drittes, was Bischof Crowther zum Gegenstand missionarischen Interesses macht. Mit seinem Namen ist ein Versuch zur Lösung eines der wichtigsten missionarischen Probleme aufs innigste verknüpft: die Evangelisierung Afrikas durch Afrikaner. Die Kirchenmissionsgesellschaft hat in ihm den Versuch gemacht, eine Mission — die Nigermission — ganz ohne europäische Missionare, nur durch bekehrte Neger ins Werk zu setzen. Der Versuch ist nicht völlig gelungen, aber eine heilsame Lehre ist der Mission durch ihn gegeben; freilich der ehrwürdige Bischof hat die Kosten dieses Versuchs mit herben seelischen Schmerzen bezahlen müssen.

II.

Den Lebenslauf Crowthers bis etwa zu seinem 30. Jahre muß ich mich begnügen, so romantisch er ist, nur in ganz knappen Umrissen zu geben. Es ist ein Unglückstag, mit dem seine Geschichte, soweit sie uns bekannt ist, einsetzt. Es war anfangs 1821 — Crowther, oder wie er damals noch hieß: Adschai, war etwa 11 Jahre alt — da überfielen eines Tages Sklavenhändler seine Vaterstadt Oschogun im Jorubalande, zerstörten sie und schleppten mit vielen andern den jungen Adschai in die Sklaverei fort. In späteren Jahren hat Crowther es gelernt, den Tag seiner Gefangennahme einen gesegneten Tag zu nennen, „weil es der Tag war, den Gott ausersehen hatte, um ihn aus dem Lande des Heidentums, des Aberglaubens und Lasters hinauszuführen und nach einem Lande zu bringen, in dem das Evangelium gepredigt wurde." Nachdem er nämlich als Sklave von einer Hand in die andere gegangen war, ja schon auf dem Wege war, nach Amerika hinübergeschifft zu werden, wurde er mit 187 Leidensgefährten durch ein englisches Kriegsschiff befreit und nach Sierra Leone, der am Ausgang des 18. Jahrhunderts gegründeten Sklavenfreistätte, gebracht. Er wurde dort der Obhut der

Kirchenmissionsgesellschaft übergeben, bewies sich als ein eifriger und geweckter Schüler und wurde, nachdem er zur Genüge bewiesen, daß er die Lehren des Evangeliums nicht bloß mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen aufgenommen habe, am 11. Dezember 1825 getauft, wobei er nach einem englischen Geistlichen Samuel Crowther genannt wurde. Anfangs 1827 trat er als erster Zögling in das soeben eröffnete Furah-Bai-Institut, eine Anstalt zur Ausbildung eingeborener Lehrer, ein und wurde 1829 als Dorfschullehrer angestellt. In derselben Zeit verheiratete er sich mit einem christlichen Negermädchen Susanne, mit der er über 50 Jahre in einer glücklichen Ehe verbunden gelebt hat. Von der einfachen Dorfschule wurde er 1834 als Lehrer an das Seminar berufen, an dem er 7 Jahre lange in Treue arbeitete; aber nicht nur gelehrt hat er an ihm, sondern auch gelernt, wie er demütig bekennt:

„Seit meinem 2. Eintritt in die Anstalt als Lehrer sehe ich mich viel mehr als Zögling an denn als Lehrer, und ich darf wohl in aller Demut sagen, daß ich erst jetzt recht vorwärts komme, dank der treuen Hilfe des Herrn Kißling (des Anstaltsleiters). Ich war noch über so vieles im Unklaren, was mir jetzt ins Licht gestellt wird. Macht mir irgend etwas in meinem Studium Schwierigkeit, so wende ich mich am liebsten an den lebendigen Lehrer, ja überlaufe ihn wohl bisweilen mit meinem Geilen."

Eine große Abwechselung in das gleichmäßige Leben Crowthers in Furah-Bai brachte das Jahr 1841 mit der ersten Nigerexpedition. Die Erforschung des Niger war lange Zeit für die Geographen ein ungelöstes Problem geblieben; da war es nach Mungo Park und Clapperton 1830 den Gebr. Lander gelungen, vom Jorubalande her den Strom etwa unter dem 10. Breitengrade zu erreichen und von da bis zur Mündung herabzufahren. Ihre Reise erregte in England großes Interesse, und im Jahre 1841 rüstete nun die Regierung eine stattliche Nigerexpedition aus, deren Hauptaufgabe es nach der Erklärung des damaligen Kolonialsekretärs Russel sein sollte, mit den Häuptlingen und Mächten jenes Gebietes Verträge zu schließen, deren Basis die beiden Prinzipien sein sollten: 1. Aufgabe und völliges Verbot des Sklavenhandels, und 2. Einführung nützlicher Waren in das Land und Beförderung der Produktion in demselben. An dem Projekt nahm der Prinz-Gemahl Albert den regsten Anteil; einer der drei Dampfer wurde nach ihm genannt; die anderen beiden waren der „Wilberforce" und die „Sudan".

Da die Kirchenmissionsgesellschaft in dem Plane eine günstige

Gelegenheit sah, nach weiteren Türöffnungen, die der mächtige Strom bieten möchte, auszuschauen, bat sie darum, sich durch 1—2 Missionare an der Expedition beteiligen zu dürfen, was ihr gern gewährt wurde. Sie beauftragte damit den erfahrenen westafrikanischen Missionar Schön, und beigegeben wurde ihm der junge Sam. Crowther. So reichten sich bei dieser Unternehmung Handel und Christentum zu gemeinsamen Vorgehen die Hand, und ihre Losung wurde das geflügelte Wort: „The Gospel and the Plough" (Evangelium und Pflug).

Leider sollte die mit großen Hoffnungen begonnene Expedition einen sehr traurigen Ausgang nehmen. Das ungesunde Fieberklima auf dem Niger verursachte den Ausbruch von Dysenterie an Bord, von 150 Mann starben in 2 Monaten 42, und wie eine geschlagene Flotte verließen die Schiffe in aller Eile den Strom, nachdem nur eins bis Egga vorgedrungen war. Für lange Jahre war in England jeder Gedanke an eine Wiederaufnahme des Unternehmens verpönt; das Wort „Nigerexpedition" diente geradezu sprichwörtlich zur Bezeichnung für ein gänzlich verfehltes, aussichtsloses Unternehmen.

Nicht ganz fruchtlos war die Expedition jedoch für die Missionssache geblieben. Man hatte sich vergewissert, daß die Stämme am Strom bereit sein würden, Evangeliumsboten aufzunehmen. Und was speziell Crowther betraf, so hatte Missionar Schön im täglichen Verkehr mit ihm Gelegenheit gehabt, mit ihm genauer bekannt zu werden und seine gute Begabung und seinen heiligen Eifer kennen zu lernen; auf Grund dessen empfahl er ihn nach Beendigung der Expedition der heimatlichen Missionsleitung zur Ordination. Dieser ging mit Freuden darauf ein und beorderte Crowther nach London, wo er im Missionsseminar zu Islington noch eine gründlichere theologische Ausbildung erhielt. Im Jahre 1843 empfing er dann die Weihen zum geistlichen Amt — als der erste in der Reihe der anglikanischen Negergeistlichen. Das Ereignis war in jenen Tagen noch etwas so Ungewohntes, daß Bischof Blomfield in der Festpredigt des nächsten Jahresfestes der C. M. S. im Hinblick darauf ausrief:

„Welch eine Ursache, ihm zu danken, der von einem Blute alle Menschenkinder gemacht hat; er hat nicht nur die Arbeit der Gesellschaft gesegnet, daß sie viele aus jenen verachteten und zertretenen Völkern zur Kenntnis eines Heilandes hat bringen können, sondern er hat auch aus einer Rasse, die so mißachtet war, daß man ihr alle geistigen Fähigkeiten absprach, Männer erweckt, wohl ausgestattet auch mit Kenntnissen, die nun anderen die seligmachende Wahrheit, die sie selbst angenommen haben, weitergeben und so für ihre Brüder nach dem Fleisch Prediger des Evangeliums werden."

Als Crowther, „zum Geistlichen gekrönt", wie seine Landsleute sich ausdrückten, nach Sierra Leone zurückkehrte, wurde er von Hunderten freudig bewillkommnet, und gedrängt voll war die Kirche, als er am nächsten Sonntag zum ersten Male predigte: sein Text war: „Es ist noch Raum da." Des Abends schrieb er in sein Tagebuch:

„3. Dez. Meine erste Predigt in Afrika gehalten. Das Ungewohnte, einen schwarzen Geistlichen den Gottesdienst halten zu sehen, erregte bei den Anwesenden große Teilnahme. Aber der Gedanke: „Wer hat dich vorgezogen?" (1. Kor. 4, 7) erfüllte mich mit Scham und Verwirrung. Es gefällt dem Lenker aller Herzen, mir Gnade zu geben vor den Menschen; wohin ich komme, heißen sie mich als einen Gesandten Christi willkommen."

Dieser ersten Predigt, die Crowther, wie in Sierra Leone üblich, auf englisch gehalten hatte, ließ er bald eine zweite in seiner Muttersprache, dem Joruba, folgen: die erste Predigt in dieser Sprache, die in Sierra Leone gehört wurde. Wie mit einem Munde rief daher nach ihrem Schluß die ganze Gemeinde aus „Ke oh scheh" (So soll es sein). Fortan predigte er alle Dienstag in der Jorubasprache. Binnen kurzem sollte er aber als Jorubaprediger eine bessere Verwendung finden; denn als im Jahre 1845 unter Townsends Leitung die neue Jorubamission begonnen wurde, was war da natürlicher, als daß Crowther ihr beigegeben wurde? So kehrte er nach 24jähriger Abwesenheit in sein Heimatland zurück; zog mit Townsend in Abeokuta ein; fand dort gleich im Anfang seine greise Mutter wieder; hatte die Freude, sie nach Jahresfrist unter den ersten Getauften zu sehen; durchlebte die ganze erfreuliche Entwickelung der Mission in Abeokuta in den nächsten Jahren mit, ebenso auch ihre Leiden und Fährlichkeiten. Das alles ist bei dem Lebensbilde von Townsend (Beibl. der Jan. Nr.) schon dargestellt worden und soll darum hier nicht wiederholt worden. Nur das soll bemerkt werden, daß neben Townsend, Hinderer, Wood und anderen europäischen Missionaren auch Crowther sein reichliches Teil an der dortigen Arbeit gehabt hat, wie auch ein gut Teil des Segens ihm aufs Konto zu schreiben ist. Sein größtes Verdienst war — wozu er auch in erster Linie der Berufene war — seine Übersetzungstätigkeit, vornehmlich die Übersetzung der Bibel in die Jorubasprache. Seine verdienstvollen Leistungen auf diesem Gebiet wurden im Jahre 1864 bei Gelegenheit seiner Bischofsweihe durch die Verleihung der theolog. Doktorwürde von der Universität Oxford anerkannt. Der Jorubamission hat Crowther 12 Jahre

lang angehört, dann begann ein neuer und eigentlich erst der Hauptabschnitt seines Lebens.

III.

Lange hatte die Nigerfrage geruht; endlich in den 50er Jahren wurde sie neu angeregt. Eine neue Expedition kam 1854 zustande, freilich keine so stolze wie die vom Jahre 1841, nicht von der Regierung unternommen, sondern von einem Privatmann, einem alterprobten Freunde Afrikas Mac Gregor Laird. Ein Schiff war's diesmal nur, die „Plejade", unter dem Befehl von Dr. Baikie, das die Fahrt ausführte. Wieder war Crowther ein Teilnehmer an der Expedition, und zwar kein müßiger, sondern allezeit hilfreicher, so daß Dr. Baikie nach glücklicher Beendigung die anerkennenden Worte an ihn schrieb:

„Ihre lange und innige Bekanntschaft mit den eingeborenen Stämmen und Ihre umfassende Vertrautheit mit ihren Sitten, machten Sie besonders geeignet für eine derartige Reise. Ich bin davon durchdrungen, daß ich es nie zu bereuen hatte, Ihrem bei jeder Gelegenheit gern gegebenem Rat gefolgt zu sein. Es ist nichts weiter als die einfache Tatsache, daß kein geringer Teil unseres Erfolges im Verkehr mit den Eingeborenen Ihnen zu verdanken ist."

Die Expedition war diesmal erfolgreicher. Eins ihrer wichtigsten Resultate war die Entdeckung des bis dahin noch völlig unerforschten Benue, des großen linksseitigen Nebenflusses des Niger. Nicht weniger ermutigend waren die Resultate in missionarischer Hinsicht, so daß Crowther an die Missionsleitung in London berichten konnte:

„Die Aufnahme, welche wir allenthalben fanden bei den Königen und Häuptlingen der Länder, übertraf unsere Erwartungen. Ich halte die Zeit für gekommen, daß das Evangelium an den Ufern des Nigerstroms proklamiert werden muß. Die Werkzeuge, die Arbeit zu beginnen, hat Gott selbst in den befreiten Afrikanern von Sierra Leone, die teilweise selbst Angehörige der Nigervölker sind, bereitgestellt."

In der Tat eine wunderbare Fügung Gottes und eine neue Bewährung des alten Wortes: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen." Der Fluch des Sklavenhandels sollte in seiner Hand umgewandelt werden zu einem Segen eben für jene Länder! Die Missionsleitung zögerte nicht, ihre Zustimmung zu dem Beginn einer neuen sich so hoffnungsvoll anlassenden Mission am Niger zu geben, und, da das ungesunde, in jenen Gegenden herrschende Fieber eine Verwendung europäischer Missionare untunlich zu machen schien, wurde beschlossen, sie nur durch afri-

kanische Organe zu betreiben; Crowther wurde die Leitung übertragen. Dieser entwarf gleich einen kühnen und weitschauenden Plan: er wollte eine Kette von Stationen von Abo an unmittelbar oberhalb des Deltas — im Delta selbst schienen die Verhältnisse zu wenig einladend — bis hinauf nach Rabba anlegen, ja selbst auf Sokoto, die große Haussastadt, hatte er schon den Blick gerichtet. Im Dezember 1856 hatte er in Lagos eine Zusammenkunft mit dem Bischof Weeks von Sierra Leone und 2 anderen C. M. S.-Missionaren, und alles wurde verabredet, besonders auch die Überlassung von eingeborenen Sierra Leone-Lehrern. Aber wenn irgendwo auf dem Missionsfelde, so gilt in Afrika das Sprichwort: „Eile mit Weile"; wenige Wochen nach jener Abmachung ruhten Bischof Weeks und jene 2 anderen Missionare im Grabe, und die durch diesen 3fachen Schlag schwer betroffene Sierra Leone-Mission war nicht imstande, die für die geplante Nigermission erforderlichen Arbeitskräfte zu missen. Als daher endlich 1857 der kleine Dampfer Dayspring — gemeinschaftlich von Mac Gregor Laird und der Regierung ausgerüstet und von Dr. Baikie befehligt — am Niger erschien und Crowther sich auf ihm einschiffte, konnte er an die Besetzung aller ins Auge gefaßten Plätze vorerst nicht denken. Onitscha, ca. 225 Kilometer von der Nigermündung, schien das geeignetste Zentrum für die neue Mission, hier installierte er darum einen eingeborenen Geistlichen Taylor. Ein weiterer sehr wichtiger Posten war Gbebe am Einfluß des Benue in den Niger, wo die verschiedensten Stämme — Haussa, Nupe, Kakanda, Igara, Igbira, Joruba — zusammenstoßen. Aber für diesen Platz hatte Crowther schon keinen Missionar mehr, und in Ermangelung eines solchen ließ Dr. Baikie einen christlichen Händler dort mit dem Auftrage, eine Schule zu eröffnen. Dann ging's weiter nach Egga, der ersten mohammedanischen Stadt; wider Erwarten fand Crowther auch bei den Fullah-Häuptlingen freundliche Aufnahme, ja sie gaben volle Erlaubnis, den Heiden unter ihrer Oberhoheit die Religion der Anasara (Nazarener) zu lehren, und versprachen einen geeigneten Platz für die Missionsstation. Kurz oberhalb Egga litt die Dayspring leider Schiffbruch, und Crowther und Baikie mußten über Jahr und Tag in Egga liegen, bis der nächste Dampfer kam und sie wieder stromabwärts führte. Crowther fuhr aber nur bis Onitscha und stieg dort aus, um die dortige Mission erst in Gang zu bringen; dann ging er in einem Eingeborenen-Kahn wie-

der hinauf nach Gbebe und weiter nach Egga. Von dort schlug er den Landweg ein quer durch das Jorubaland über Ilorin und Abeokuta und erreichte im Februar 1859 Lagos. Neben anderem bildete in den ersten Jahren die große Schwierigkeit für die so begonnene Nigermission die mangelhafte Kommunikation auf dem Flusse, der damals noch nicht von Kauffahrteischiffen befahren wurde. Daher Crowthers Versuch, zu Lande eine Verbindung herzustellen, jedoch wurde dieser Landweg vermutlich infolge von Ränken der mohammedanischen Priester bald gesperrt. Es vergingen mehr als 2 Jahre, bis Crowther die in Onitscha und Gbebe auf einsamen Posten stationierten Lehrer wieder besuchen und durch andere ablösen konnte. Einen kräftigen Aufschwung nahm die Mission erst 1862, als er auf einer neuen Fahrt 27 Missionsgeschwister (einschl. Frauen und Kinder) auf einmal den Fluß hinaufführen konnte. Nun konnten Onitscha und Gbebe ordentlich besetzt werden, weiter Lokodscha am rechten Flußufer vis à vis Gbebe, gleich letzterem als Mittelpunkt verschiedener Stämme wichtig. An der Mündung des Niger wurde in Akassa eine Basisstation mit Depot für die Stationen flußaufwärts geschaffen[1]). In Gbebe konnte Crowther schon „unter Furcht und Zittern, aber im Vertrauen auf Jesum Christum, das Haupt der Kirche", 8 Erwachsene und 1 Kind als die Erstlinge der Mission durch die Taufe in die christliche Kirche aufnehmen.

Als nun in den nächsten Jahren die junge Mission in ihrer Entwicklung fortschritt, sich auch in Gbebe und Onitscha schon Gemeinden zu bilden anfingen, trat allmählich an die Missionsleitung daheim die Frage heran, wie soll die nach anglikanischer Ordnung erforderliche bischöfliche Oberaufsicht über sie gehandhabt werden? In der anglikanischen Kirche darf ja nur ein Bischof die geistlichen Weihen erteilen, die Konfirmation vollziehen, Gotteshäuser einweihen. Es schien ausgeschlossen, daß der anglikanische Bischof von Sierra Leone, dessen Sprengel ohnedies schon sehr ausgedehnt war, auch noch die Aufsicht über das Nigergebiet übernehmen konnte, ganz abgesehen von seiner Fiebergefährlichkeit. Unwillkürlich richteten sich ihre Blicke auf Crowther: er hatte sich 20 Jahre lang als Geistlicher bewährt, hatte sich all die Jahre hindurch eines demütigen, entschieden christlichen Wandels befleißigt, großen Eifer für die Sache des Evangeliums bewiesen und so eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Aller-

1) A. ist später als Station wieder eingegangen.

dings es war damals etwas ganz Unerhörtes, einen Neger zum Bischof zu weihen; jedoch der Erzbischof von Canterbury, als Primas der anglikanischen Kirche, ließ sich auf Befragen gern bereit finden, ihm die bischöfliche Weihe zu erteilen. So wurde Crowther aufs neue nach London zitiert, und am 29. Juni 1864 zum Bischof des Nigergebietes konsekriert. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er auf seinen Posten zurück, seine an das Missionskomitee gerichteten Abschiedsworte mögen hier eine Stelle finden:

„Je mehr ich über die Stellung, zu der ich jetzt berufen bin, nachdenke, desto größer erscheint mir ihre Bedeutung und Verantwortlichkeit. Als ich in früheren Tagen als westafrikanischer Missionar hinausging, war es meine Pflicht und Freude, meinen Brüdern Rechenschaft abzulegen. Meine jetzige Stellung ist eine andere. Ich bedarf dazu viel geistige Unterstützung und fühle, ohne festes Vertrauen auf die Teilnahme und Gebete der Kirche würde es mir unmöglich sein, vorwärts zu gehen. Dieses Amt übernehmend, bin ich nicht meinem Willen gefolgt, sondern, wie ich glaube, des allmächtigen Gottes Willen. Ich kann nur versprechen, mein Bestes an Einsicht, Urteilskraft und Eifer für die Beförderung seiner Ehre einzusetzen, auf seine Hilfe und Kraft vertrauend. Ich weiß, in meiner neuen Stellung stehe ich wie eine Art Wahrzeichen da, auf das Kirche wie Heidentum blicken werden. Jeder falsche Tritt, fürchte ich, wird allen Eingeborenen-Kirchen zum Schaden gereichen. Doch wenn Gott mich fest macht, werden die Widersacher verstummen, und die Gesellschaft wird ermutigt werden, vorwärts zu schreiten, nicht in ihrer Kraft, sondern in der Kraft des Herrn. Alles, was ich für mich erbitte, ist Gebet. Möge ich zu den finstern Orten des Götzendienstes und Aberglaubens zurückkehren, unterstützt von den brünstigen und anhaltenden Gebeten der Kirche und bauend auf die Verheißung des Heilands, der gesagt hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Möge reicher Segen ruhen auf der Arbeit der Gesellschaft!"

Der Bischof nahm seinen Wohnsitz in Lagos, von wo er den Nigerstationen einen jährlichen Besuch von mehreren Monaten abstattete, je nachdem sich Gelegenheit dazu bot. Da noch keine regelmäßige Schiffahrt auf dem Strom bestand, war er ganz von den Regierungsdampfern abhängig, was natürlich viel Unzuträgliches hatte; bisweilen verweilte ein solcher Dampfer an einem Orte nur 1 Tag, wo der Bischof lieber einige Wochen geblieben wäre, an einem andern Orte dagegen, wo er wenig zu tun hatte, womöglich eine ganze Woche. Das Heidentum präsentierte sich am Niger allenthalben in außerordentlich entarteten und abstoßenden Formen; dazu gehörten Fetischismus und Aberglaube gröbster Art, Zauberei und Giftmischerei, Geringschätzung des Menschenlebens, selbst Menschenopfer, Kindermord und ähnliche Greuel. Auch die sozialen Verhältnisse waren

der Mission sehr hinderlich. Die Mehrzahl der Bevölkerung bestand aus Sklaven, die ganz und gar von der Willkür ihrer Herren abhängig waren. Die herrschenden friedlosen Zustände taten das Ihre die Mission zu hemmen; so wurde 1866 in einer Stammesfehde Gbebe zerstört und die christliche Gemeinde für eine Weile zersprengt; in späteren Jahren wurde Onitscha von einem ähnlichen Geschick betroffen, als es durch eine Strafexpedition der Nigerkompagnie eingeäschert wurde; 1867 wurde Crowther längere Zeit von einem feindlichen Häuptling von Idda gefangen gehalten.

Trotz dieser Hemmnisse breitete sich die Arbeit aus; allmählich vermehrte Crowther seinen Arbeiterstab durch Katechisten und Lehrer von Sierra Leone und postierte sie an verschiedenen Plätzen. Wenn an einem neuen Punkt ein Lehrer eingesetzt wurde, hielt er darauf, daß gleich von Anfang an der Ortshäuptling einen Beitrag zu seiner Besoldung leistete, da es für ihn eine Wohltat war, eine Schule zu erhalten. Die fähigsten Lehrer wurden nach und nach zu Geistlichen ordiniert; im Jahre 1871 hatte er 9 ordinierte Geistliche — darunter seinen Sohn Dandeson Coates Crowther — und 17 Lehrer; die Zahl der Getauften war auf 322 angewachsen. Die Berichte, die er in diesen ersten Jahren nach England sandte, waren recht hoffnungsvoll gehalten. Von der schlichten, aber praktischen Art, in der Crowther den Heiden zu predigen pflegte, gibt uns eine Ansprache von ihm an seine Geistlichen eine Vorstellung:

„Das beste Beispiel, wie wir zu predigen haben, finden wir in Christi Predigtweise selbst. Die Bergpredigt, die Gleichnisse, seine Gespräche sind die Typen für die missionarische Verkündigung unter ungebildeten Heiden. Nehmet jeden beliebigen Teil daraus, so erhaben alle Gedanken darin sind, so einfach sind sie, daß jeder Heide sie verstehen kann, und so praktisch, daß jeder sie auf sich anwenden kann. Ihm gilt es nachzuahmen, um die Erkenntnis zu erreichen und nicht bloß das Gefühl zu erregen. Sprecht zu den Leuten so, wie sie es tragen können, sprecht zu ihnen in aller Einfalt wie zu Kindern. Ob wir aber Heiden zu bekehren hoffen oder Mohammedaner, unser Absehen soll stets sein, daß wir ihnen allen als hilfsbedürftigen und hilflosen Sündern predigen, die allein durch das sühnende Blut Christi Versöhnung erlangen können. So säet unter Gebet und Glauben den Samen, den Erfolg müssen wir dem Lenker der Herzen überlassen .... Weiter enthaltet euch der Neigung mit den Mohammedanern zu streiten und die Heiden zu strafen; seid vielmehr gegen alle Klassen von Hörern mit herzlicher Liebe erfüllt. Auch Christus hat nicht jedesmal Schriftgelehrte und Pharisäer als Heuchler gescholten; obwohl er jedenfalls wußte, daß sie überall bei der Hand waren, ihn zu hören und zwar nicht sich zum Segen, sondern um ihn zu fangen, predigte er doch im allgemeinen, als

ob er ihre bösen Absichten nicht merkte. Und von seinem Erfolg auch über sie hören wir: „Auch unter den Obersten glaubten viele an ihn“ .... Mit der heidnischen Bevölkerung haben wir hauptsächlich zu tun; ihr müßt sie nicht als unwissend, beschränkt, töricht tadeln, sondern sie liebreich und freundlich behandeln, wie man einen Blinden behandelt, den man auf den rechten Weg zurückbringen will ..... Wenn wir einem Volke zum ersten Mal das Evangelium verkündigen, sollen wir uns die von ihm selbst als wahr anerkannten Grundsätze zunutze machen. So z. B. finden wir bei den Heiden in diesem Teile von Afrika, wohin wir auch unsere Blicke wenden, in ihren Tieropfern einen Text für die Fundamentallehre des Christentums: „Ohne Blutvergießen keine Versöhnung“. Darauf hinweisend, können wir nun sagen: „Was ihr unwissend tut, das verkündigen wir euch. Das Blut Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“

Um die Eingeborenen von dem Tiefstand der Barbarei, auf dem die Mission sie vorfand, auf ein höheres Niveau zu heben, beschränkte sich Crowther nicht auf die Predigt des Evangeliums, sondern ließ es sich angelegen sein, sie zu selbständiger Arbeit zu erziehen. Jene Losung der ersten Nigerexpedition: „The Gospel and the Plough“ eignete er sich voll an und machte sie auch zur Losung für seine Mission. Neben der bestehenden Palmölproduktion bemühte er sich, den Ackerbau einzuführen. Mit den Missionsstationen verband er auch, wie z. B. in Gbebe, eine Baumwollenmanufaktur, in der Hoffnung, diesen Handelszweig dort einzubürgern.

Als ihn dort einmal Gesandte des Emirs von Nupe besuchten, führte er sie überall herum, zeigte ihnen die Maschinen, Pressen und fertigen Ballen; auf das Schulzimmer deutend, sprach er: „Wir sind Anasara, dort lehren wir die christliche Religion; hier — die Maschinen berührend — sind unsere Kanonen; dies — auf die hervorquellende weiße Wolle weisend — ist unser Schießpulver; und die Kauris, die wir als Erlös dafür erzielen, sind unsere Kugeln.“

Das Nigerdelta war von Crowther zunächst nicht mit in den Bereich seiner missionarischen Tätigkeit hineingezogen, er glaubte, daß das Evangelium bei den Inlandstämmen doch wohl immer noch eher Eingang finden möchte als bei den Küstenstämmen, bei denen die moralische Verwilderung die äußerste Höhe erreicht hatte. Doch im Jahre 1865 wurde er dazu geführt, auch im Delta Fuß zu fassen. Der Oberhäuptling von Bonny, Will Pepple — er hatte sich, aus seiner Heimat vertrieben, eine Weile in England aufgehalten, dort europäische Zivilisation kennen gelernt, sogar die Taufe empfangen — wandte sich, nach Bonny zurückgekehrt, an den Bischof von London mit der Bitte um Lehrer, die dieser an Crowther weitergab. Crowther kam nach Bonny und fand dort allerdings äußerst

trostlose Zustände. Alle die oben erwähnten, am Niger vorgefundenen heidnischen Greuel standen in Bonny in höchster Blüte, selbst Fälle von Kannibalismus kamen vor. Das größte Heiligtum war der Ikuba-Tempel, der mit Menschenschädeln und -knochen gepflastert und geschmückt war. Eine 2 Fuß lange Eidechsenart, der Leguan, genoß göttliche Verehrung; wer eins von den scheußlichen sich überall herumtreibenden Tieren tötete, wurde mit dem Tode bestraft.[1]) Dabei war Bonny keineswegs unberührt von europäischen Einflüssen, Kaufleute trieben dort schon länger als 50 Jahre einen schwunghaften Handel; daß aber durch die von ihnen gebrachte „Zivilisation" die Verhältnisse sich gebessert hätten, konnte nicht behauptet werden, ging doch die von ihnen importierte Zivilisation über die Einfuhr von Branntwein kaum hinaus. Nichts desto weniger installierte Crowther dort einen Lehrer; der Oberhäuptling W. Pepple und nach ihm sein Sohn G. Pepple trugen zum Unterhalt der Missionsstation jährlich 3000 Mark bei. Auf Anregung Crowthers verstand letzterer sich sogar dazu, den heiligen Eidechsen den Krieg zu erklären und Ostern 1867 wurden sie sämtlich vertilgt. Bekehrungen fanden aber eine ganze Reihe von Jahren nicht statt; erst 1872 wurden die 5 Erstlinge getauft. Die Taufe von 9 weiteren Personen am Weihnachtsfeste desselben Jahres gab dann das Signal zu einer heftigen Verfolgung, welche 4 Jahre anhielt, und in welcher 2 junge Christen lieber den Märtyrertod starben, als ihren Glauben verleugneten. Der Hauptfeind war ein Häuptling, Kapitän Hart, er starb aber 1876, nachdem er schon einige Monate vorher seinen Christenhaß hatte fahren lassen, ja, er schwor selbst noch auf dem Sterbebette dem Götzendienst ab und gab Befehl, alle seine Götzen — 2 Bootsladungen voll — in den Fluß zu werfen. Jetzt wurde öffentlich Religionsfreiheit erklärt, und da strömte das Volk in Massen zum Gottesdienst, so daß es Versammlungen von 1000 Besuchern gab. „Bonny ist ein Bethel geworden", berichtete man etwas überschwänglich nach Hause.

Dem Beispiele W. und G. Pepples folgte 1867 Ockija, der Oberhäuptling von Braß, und lud Crowther ein, auch bei ihm Lehrer einzusetzen. So wurden neue Stationen erst in Tuwon, dann

1) In dem benachbarten Bezirke von Braß genoß gleich göttliche Verehrung die Boa constrictor, und noch 1856 verpflichtete sich der englische Konsul vertragsmäßig, jeden seiner Landsleute, der eine solche Bestie töten würde, mit einer Geldstrafe zu belegen.

auch in Nembe angelegt. Die Bevölkerung war hier ebenso entartet wie in Bonny, aber die Mission gewann bald Einfluß. Pfingsten 1875 wurde ein Häuptling getauft, der seinen Sohn zur Ausbildung als Lehrer der Mission übergab. Ockija selbst überlieferte 1877 all seinen Götzenkram dem Bischof; kurz vor seinem Tod empfing auch er die heilige Taufe.

Während sich so die Mission im Delta zwar nicht ohne Wechselfälle und Nöte, aber doch unter sichtlichem Segen entwickelte, wollte es mit der Arbeit am oberen Niger doch nicht recht vorwärts gehen. Es wurden zwar mehrere neue Plätze besetzt, so Kippo Hill, Osamare und Asaba; aber das christliche Leben der jungen Gemeinden stand auf einem recht tiefen Niveau. Daß die Gemeinden und ihre Lehrer so isoliert waren und nur selten vom Bischof besucht werden konnten, war begreiflicherweise für keinen von beiden Teilen günstig. Was die letzteren betrifft, so muß man bedenken, daß sie, auch wenn sie aufrichtige Christen waren, doch selbst vor vielleicht noch gar nicht so langer Zeit das Heidentum abgelegt hatten, sie ermangelten daher noch der christlichen Reife, waren auch meist noch jung und unerfahren. Nun standen sie ganz auf sich angewiesen inmitten einer heidnischen Umgebung, aus der fort und fort Versuchungen aller Art an sie herantraten. Manche widerstanden diesen nicht: andere, wenn sie sich auch selbst vielleicht unbefleckt erhielten, verstanden es doch oft nicht, auf christliche Zucht in den Gemeinden zu halten, so daß sich viel unchristliches und heidnisches Wesen wieder einschlich; ja es fehlte nicht an groben Rückfällen in das Heidentum. Diese schweren Schäden zu beseitigen, fanden, als Crowther 1877 wieder einmal in London weilte, ernste Beratungen zwischen ihm und dem Missionskomitee statt. Als ihr Resultat wurde erstlich dem Bischof ein kleiner Dampfer, der „Henry Venn" — nach dem bekannten Missionssekretär der C. M. S., einem besonders warmen Freunde Afrikas, so genannt — zur Verfügung gestellt, damit er unabhängig von andern Dampfern nach Bedarf sein Arbeitsfeld besuchen könnte. Mit dem Dampfer wurde zweitens ein englischer Laienmissionar ausgesandt, welcher fortan die äußeren, besonders die finanziellen Angelegenheiten der Mission besorgen sollte. Drittens wurden dem Bischof 2 eingeborene Archidiakone — für den oberen Niger H. Johnson und für das Delta D. C. Crowther, des Bischofs Sohn — zur Hilfe gegeben. Von Anfang der 80er Jahre

verlegte Crowther auch seinen Wohnsitz von Lagos nach Bonny, um so seiner Diözese näher zu sein.

Indessen, das geheime Übel wurde damit nicht gehoben, es fraß in der Stille weiter; und durch Kaufleute und Reisende drangen recht unerfreuliche Nachrichten von unliebsamen Vorkommnissen auf den Nigerstationen nach Europa. Besonders viel Staub wirbelte es auf, als 1882 durch Londoner Zeitungen die sensationelle Nachricht verbreitet wurde, 2 Missionare seien wegen Mordes eines Negermädchens von dem Gerichtshof in Freetown verurteilt worden. Dies war allerdings tendenziös stark aufgebauscht, es handelte sich nicht um Missionare, weder englische noch eingeborne; die Übeltäter waren vielmehr ein Lehrer, der aber von dem Bischof längst wegen schlechter Führung seines Amtes enthoben, und später nur aus Mitleid im kaufmännischen Betriebe beschäftigt war, und der andere war ein Dolmetscher. Nichtsdestoweniger war das Vorkommnis schmerzlich genug für die Mission.

Um eine gründliche Remedur von diesem fressenden Schaden zu schaffen, wurde mancherlei versucht, zuletzt wurde dem Bischof ein europäischer Missionar als Sekretär beigegeben, auf dessen Betrieb eine ganze Reihe von minderwertigen Angestellten der Mission entlassen wurde. Wie schmerzlich alle diese Anordnungen den würdigen Bischof treffen mußten, läßt sich denken. Er hatte sich all die Jahre hindurch in einem schweren Dilemma befunden: auf der einen Seite verhehlte auch er sich nicht, daß manche seiner Lehrer ihrer Arbeit nicht gewachsen waren, andrerseits litt die Mission schon an sich sehr unter dem Mangel an Arbeitern. Oft mußten selbst die älteren Stationen verwaist stehen, neue Orte baten vergeblich um Lehrer, die römische Mission drängte sich ein; war es da verwunderlich, daß er auch einen untauglichen Lehrer lieber auf seinem Posten ließ, um ihn nicht unbesetzt zu lassen? Auch ist zu bedenken, daß Crowther allmählich ein Greis geworden war, das macht eine gewiß nicht wegzuleugnende Eli-Schwäche wenigstens verständlich.

In den nächsten Jahren ging es mit dem getroffenen Arrangement anscheinend wieder vorwärts. Besonders lauteten die Berichte von den Stationen im Delta recht erfreulich. Bonny hatte schon eine große, blühende Gemeinde, die in freigebiger Opferwilligkeit ihr neues Leben bekundete. Sie errichtete sich selbst eine eiserne Kirche, die sie für 40000 Mark aus England kommen ließ; der Ikuba-

Tempel wurde feierlich zerstört; die jungen Christen missionierten auf eigene Hand, wohin sie kamen, wodurch neue Außenstationen in Okrika und Neukalabar sich bildeten. Ähnliche Fortschritte wiesen Tuwon und Nembe auf; auch hier wurden solche eiserne Kirchen errichtet. Vom oberen Niger wurde berichtet, daß die Christen von Onitscha eine eifrige missionierende Tätigkeit entfalteten, wodurch auch dort eine Außengemeinde in Obotsi entstand. Im Jahre 1889 waren auf 14 Stationen 10 ordinierte Missionare, 20 Lehrer und 20 Lehrerinnen tätig; die Zahl der Getauften betrug schon 2579; die der Katechumenen 1644.

Neben diesem Erfreulichen gab es aber auch manches Bedenkliche. Immer wieder erhob das Heidentum sein Haupt, selbst Fälle von Kannibalismus wurden wieder gemeldet; oft genug beteiligten sich auch noch Christen an heidnischen Werken. Die Situation für die Mission war im Lauf der Jahre eher schwieriger als leichter geworden. Der Niger wurde seit den 70er Jahren allgemach eine Verkehrsstraße für den europäischen Handel. Hatte nun die Mission vorher schon in Bekämpfung des Heidentums einen schweren Stand gehabt, so brachte das Einfluten dieses Handels neue Schwierigkeiten. Da war erstlich der gottlose Lebenswandel mancher Händler. „Hier am Niger — schreibt einmal ein Missionar im Hinblick auf deren Aufführung — legt der Teufel seine Maske ab." Und dann der Haupthandelsartikel — der Branntwein — welch eine Quelle neuer Übel wurde er! Schrieb doch einmal der mohammedanische Emir von Nupe an Crowther, „den großen christlichen Lehrer", einen inständigen Brief, er möge die großen Priester (das Missionskomitee) veranlassen, die englische Königin zu bitten, daß sie das barasa (Branntwein) nicht mehr ins Land kommen lasse. „Er hat unser Land verwüstet, er hat unser Volk ruiniert, er hat meine Leute verrückt gemacht."

Eine neue Epoche bahnte sich für die Nigermission durch den Eintritt zweier vom heiligen Missionseifer durchglühten englischen Missionare, Robinson und Brooke, ausgangs der 80er Jahre an. Sie traten mit dem Angebot an die C. M. S. heran, vom oberen Niger aus eine neue Sudanmission zu versuchen. Die Gesellschaft, auf diesen Plan eingehend, benützte die Gelegenheit, um eine völlige Reorganisation der Nigermission vorzunehmen. Der bisherige Plan, die Mission nur durch Eingeborene zu betreiben, wurde fallen gelassen und den bisherigen schwarzen Missionaren eine ganze Reihe

weißer beigesellt. Crowther behielt allerdings die Oberaufsicht, jedoch wurde sie sehr eingeschränkt, indem ihm ein aus mehreren europäischen und den tüchtigsten schwarzen Missionaren gebildetes Komitee zur Seite trat. Als dieses im August 1889 in Onitscha zusammen kam, ereignete sich eine sehr bedauerliche Krisis, indem der Bischof und die schwarzen Missionare einerseits und die englischen andrerseits sowohl hinsichtlich sachlicher wie persönlicher Fragen weit auseinander gingen.

Zwar die Entlassung gewisser Agenten wurde von den eingeborenen Geistlichen zugestanden. Aber die Engländer gingen weiter, — sie verfuhren vielleicht rigoroser als nötig — unter andern enthoben sie selbst den Archidiakonus Crowther seines Amtes. Die Streitfragen wurden der Missionsleitung in London vorgelegt, welche eine vermittelnde und versöhnliche Haltung einzunehmen suchte[1]), womit aber beide Teile draußen unzufrieden waren. Der Archidiakonus Crowther und sein Anhang separierten sich, wenn auch nicht von der anglikanischen Kirche, so doch von der Kirchenmission, und bildeten ein selbständiges Pastorat Bonny. Anerkennenswert dagegen war das Verhalten des greisen Bischofs; wie sehr ihn auch alle diese Vorkommnisse schmerzten, wie wehe ihm persönlich die Absetzung seines

1) Wie sich die Gesellschaft prinzipiell zu der Sache stellte, bezeugte ein feierliches an alle Angestellten der Mission gerichtetes Schreiben, welches lautete: „Das Komitee ist fest entschlossen, in demütigem Vertrauen auf Gottes Kraft, nur solchen Missionsarbeiten und -arbeitern die Unterstützung der Gesellschaft zu teil werden zu lassen, die sie als Gefäße, geeignet zu des Meisters Gebrauch, erachtet. „Irdene Gefäße" mögen es sein, denn wir können in menschlichen Instrumenten keine Vollkommenheiten erwarten; aber wir sind tief davon durchdrungen, daß wahre Missionsarbeit, die den Herrn Jesum Christum als Heiland und König verkünden will, nur von solchen Männern getrieben werden kann, die, wie schwach auch in sich, ihn doch als ihren Heiland und König kennen und durch die Kraft des heiligen Geistes Vorbilder in Wort und Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben und in der Reinigkeit sind. Missionare und Lehrer der C. M. S. sollen nicht nur Männer sein, die spezielle Anklagen wegen offener Sünden zurückweisen können, noch viel weniger solche, denen derartige Anklagen bloß nicht bewiesen werden können. Sie müssen Männer sein, die mit dem Herzen, mit ihrem Bekenntnis und ihrem Leben treue und gläubige Diener Christi sind. Hat die Gesellschaft in Afrika oder sonstwo anscheinend ein niedrigeres Niveau als dieses geduldet, so hat sie das entweder aus Unkenntnis der Tatsachen getan oder aus dem herzlichen Bestreben, kein scharfes Urteil zu fällen. Aber jetzt halten wir es für notwendig, diesen wahren Typus missionarischen Charakters zu betonen."

Sohnes tun mochte, und obgleich er glaubte, daß ihm Unrecht getan sei, ertrug er es doch in stiller Geduld: er sagte sich nicht von der Gesellschaft los, sondern hielt ihr Treue. In anbetracht der Empfindlichkeit des Negercharakters muß ihm das hoch angerechnet werden. Doch haben diese Heimsuchungen dazu beigetragen, die letzte Kraft des 80jährigen Mannes zu verzehren; im Juli 1891 traf ihn ein Schlaganfall, und nach kurzer Krankheit ging er am 31. Dezember zu seiner Ruhe ein.

Die geplante Sudanmission ist nicht zustande gekommen: sowohl Brooke wie Robinson starben, der eine kurz vor Crowther, der andere kurz nach ihm. Das neue Regime ist aber in der Nigermission fortan beibehalten, die Hauptstationen sind mit englischen Missionaren besetzt, die zunächst gründlich mit den eingeschlichenen Schäden aufräumten; z. B. in Onitscha nahmen sie die ganze Gemeinde wegen Teilnahme an heidnischen Opfern in Kirchenzucht. An Crowthers Stelle ist auch kein zweiter Negerbischof getreten, sondern ein englischer, der allerdings unter sich 2 eingeborene Suffraganbischöfe hat; aber deren Sprengel liegt nicht in der Niger-, sondern in der Yoruba-Mission. Zu bedauern ist, daß im letzten Dezennium die Nigermission etwas stiefmütterlich behandelt worden ist; die interessantere Ugandamission absorbiert den größten Teil der auf Afrika verwandten Missionskräfte. So gibt's keinen rechten Fortschritt in der Nigermission. Zufriedenstellend ist der Zustand im selbständigen Pastorat Bonny, zu dessen Gemeinde sich 5000 Anhänger halten, von denen 1000 getauft sind. Zum Pastorat gehören 7 Kirchen und 21 Kapellen in verschiedenen Städten und Dörfern; nach wie vor unterhalten die Christen mit großer Opferwilligkeit ihr ganzes Kirchenwesen. Mit der C. M. S. sind erfreulicherweise die abgebrochenen Beziehungen wiederhergestellt. Dagegen ist auf dem ganzen übrigen Missionsfelde kaum der Stand der Arbeit vom Jahre der Krisis (1889) erreicht oder doch nicht wesentlich überholt. Es wurden 1901 auf 13 Stationen mit 16 europäischen und 12 afrikanischen Missionaren und 20 Lehrern 1740 Getaufte (excl. derer von Bonny) angegeben; getauft wurden im ganzen Jahre nur 123 [1]).

1) Litteratur: Bishop Crowther, his life & his work; — Stock, History of the C. M. S. — Mann, Leben und Wirken des Negerbischof S. Crowther in Ev. Mission Mag. 1892. Weiter verschiedene Aufsätze in der A. M. Z.: Pauli, Die Nigermission und ihr Bischof, 1875; Crowthers Bericht über die Stationen Bonny und Braß 1882; Zahn, Eine goldene Hochzeit in Westafrika 1880; Warneck, Ein Ärgernis in der Nigermission 1883; Ranke, Die Mission am oberen Niger 1883; Merensky, Epiphanias in Afrika 1889, endlich in Geschichten und Bildern aus der Mission 1890: Zahn, Der Negerbischof am Nigerfluß.

„Die falschen Götzen macht zu Spott."

Zu Leipzig befindet sich jetzt eine merkwürdige Trophäe der indischen Mission, ein sehr großes und schweres Götzenbild aus Indien, aus einem Granitblock gemeißelt, das als Geschenk der Frau Missionar Kabis übergeben worden ist. Wie sie in den Besitz desselben gekommen ist, wollen wir uns von Miss. Kabis selbst erzählen lassen.

In dem zur Station Triwallur gehörenden Dorfe Kanachawallipuram, dessen ganze Flur jetzt unserer Mission gehört, wurde mir am 20. November 1900 ein Götzenbild ausgeliefert, das den vierhändigen Wischnu darstellt mit seiner Gattin Latschmi, der Göttin des Glückes und der Schönheit, auf dem Schoße. Die in hoher Verehrung stehende Latschmi, auch „Kanachawalli", d. h. goldene Schlingpflanze genant, war ja die Schutzgöttin von Kanachawallipuram gewesen.

Da dies Götzenbild mir gerade am Geburtstage meiner Frau eingehändigt worden war, entschloß ich mich, es als Geburtstagsgeschenk mit nach Haus zu bringen. Bei seinem Transporte nach Madrás mußte ich aber recht sehen, wie der Götzendienst den Hindus ordentlich in Fleisch und Blut übergegangen ist. Meine Christen hatten das Götzenbild ohne alle Scheu schnell in meinen Ochsenwagen gehoben und geschoben, und mir diente es im Ochsenkarren als eine gar nicht unbequeme Bank. Als ich aber auf dem Tiruwallur-Bahnhof angekommen war und die heidnischen Packträger es ausladen sollten, wollten sie aus abergläubischer Furcht nicht Hand anlegen, und erst eine Extrabelohnung mußte sie willig machen, den Götzen in den Bahnhofsraum zur Wage zu schleppen. Sie versäumten aber nicht, vor und nach dem Transport den Götzen anzubeten. Der Bahnhofsbeamte erschrak ordentlich, als er plötzlich den Wischnu auf der Wage erblickte und grüßte ihn ehrerbietig in anbetender Stellung, ebenso der Unterbeamte, der nun wohl oder übel den Götzen wiegen mußte und mir die Bescheinigung einhändigte, daß er gerade 200 Pfund schwer sei.

Viele Neugierige umringten mich und den Götzen und bestürmten mich mit Fragen, wie ich zu diesem schönen Götzenbilde gekommen sei. Als ich ihnen erzählte, daß der Götze in Kanachawallipuram gestanden, aber keine Anbeter mehr gefunden habe, da die Bewohner dort alle Christen geworden seien, schüttelte mancher voll

Bedauern und Mitleid den Kopf, und mancher grüßte ihn anbetend zum Abschied. Ein reicher Tschetti (Kaufmann) trat an mich heran und bat mich, ihm den schönen Gott für 50 Rupien abzulassen. Es seien ja schreckliche Zeiten, daß einer ihrer Götter, und noch dazu der erhabene Wischnu und die Glücksgöttin Latschmi, der Anbetung entbehren müsse. Mir würde der Transport dieses Gottes Unglück bringen, ihm aber Glück, wenn er ihm wieder zu einem Tempel verhülfe. Je mehr Reisende sich auf dem Bahnhofssteig versammelten, desto mehr Neugierige drängten sich um mich. Ich unterließ es nicht, angesichts des Götzen, von Menschenhänden gemacht, die Leute auf Gott im Himmel hinzuweisen, der nicht gleich sei den steinernen Bildern usw. Die Aufregung der Heiden wurde aber immer größer, sodaß ich schließlich froh war, als der Zug herangebraust kam und mich samt dem Götzen nach Madrás entführte.

In Madrás freilich warteten meiner wieder ähnliche Schwierigkeiten, aber schließlich brachte ich doch das Götzenbild glücklich heim zur nicht geringen Geburtstags-Überraschung für meine Frau. In meiner Studierstube fand es seine Aufstellung, bis einige Monate später mich ein deutscher Kapitän aus Hamburg besuchte, der sich freuudlichst bereitwillig zeigte, es auf seinem Frachtdampfer mit nach Deutschland zu nehmen, falls ich es ihm auf sein Schiff brächte. Tags darauf brachten meine Leute es auf einem Handkarren zum Hafen, aber die abergläubischen heidnischen Bootsleute machten nun wieder viel Schwierigkeiten, es auf den Armen ins Boot zu tragen. Einige Groschen mußten auch hier die Scheu überwinden helfen, bis ich mit dem Götzen glücklich vom Lande abstoßen konnte. Damit war aber auch die letzte Transport-Schwierigkeit überwunden. Denn als ich mit meinem sonderbaren Frachtstück an den deutschen Dampfer herangerudert war, machten die deutschen Matrosen mit Wischnu und seiner Gattin nicht viel Federlesens. Sie ließen vom Schiffskrahne ein Tau herab, das dem Wischnu als Schlinge um den Hals gelegt wurde, und mit Dampf war er im Nu in die Höhe an Bord gezogen.

Als aber auch auf dem Schiffe der Götze die Aufmerksamkeit und Verehrung eingeborener heidnischer Arbeiter auf sich zog, ließ der Kapitän vom Schiffszimmermann für den Götzen einen Kasten zimmern, in den eingesargt er dann seine Reise nach Hamburg und von da per Bahn nach Leipzig machte, wo im Missionshause seine

Ruhe kürzlich nur noch einmal gestört wurde, als er sich photographieren lassen mußte, damit die Leser den Weitgereisten auch einmal im Bilde sehen könnten.

Wie ein Maler Missionar wurde.

Vor 25 Jahren malte ein junger Künstler in England an einem Bilde, mit dem er auf einer Ausstellung Aufsehen zu machen hoffte. Es stellte eine arme, einsame Frau dar, die sich an einem stürmischen Abend mit einem Kindlein an der Brust durch die Straßen Londons schleppt und nirgends ein Unterkommen findet. Die Unterschrift sollte lauten: „Heimatlos." Je länger der junge Mann daran malte, desto mehr wurde er vom Gegenstand ergriffen und schließlich so überwältigt, daß er den Pinsel wegwarf und ausrief: „Gott helfe mir! Warum male ich denn eigentlich so ein Bild des Elends statt selbst den Elenden zu Hilfe zu eilen!?" Von Stund an weihte er sich dem Dienst Gottes an den Ärmsten. Zuerst studierte er noch in Oxford, trat dann in den Kirchendienst und arbeitete nun mit größter Aufopferung zwei Jahre lang unter den Vagabunden und Verkommenen einer großen Fabrikstadt. Dann berief ihn ein hervorragender Geistlicher, der jetzt Inspektor der großen englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ist, zu seinem Gehilfen, und bei diesem arbeitete er fünf weitere Jahre. Aber schon bei seinem Eintritt in diese Stelle hat er gesagt: „Ich bleibe nicht lang. Ich möchte dahin gehen, wo das Elend am größten ist. Ich glaube, daß Ostafrika derjenige Teil der Welt ist, wo ich am meisten wirken kann." Einstweilen waren noch äußere Hindernisse da, die ihn in der Heimat festhielten; aber diese wurden beseitigt, und als nun die Frage an ihn kam, ob er als Führer einer neuen Schar von Missionaren nach Uganda gehen wolle, da sagte er zu und wurde nun als Nachfolger des ermordeten Hannington zum Bischof von Uganda geweiht. Zehn Jahre lang hat er nun diesen Posten bekleidet, hat viele und große Reisen gemacht, hat viel gearbeitet und Gutes getan. Sein Name wird in der einstigen Kirchengeschichte von Uganda einen hervorragenden Platz einnehmen. Unsere Leser kennen ihn ja auch längst. Es ist Bischof Tucker.

Buchdruckerei Ernst Röttger, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1903

Dr. Hugo Hahn.[1])

Von cand. min. E. Fries-Barmen.

I.

Hahn bei Jonker Afrikaner (1842—1844).

Am 6. Mai 1841 wurden in der Unterbarmer Kirche drei Missionare der rheinischen Missionsgesellschaft ordiniert und vom Inspektor Dr. Richter nach Afrika abgeordnet. In der Ordinationsbibel eines dieser jungen Männer stand als besondere Instruktion, er solle zu Jonker Afrikaner ziehen und weiter ins Damraland (Hereroland) vorzudringen suchen. Die Deputation hätte keinen Geeigneteren zu solchem Pionierberuf finden können, als den Empfänger dieser Bibel; es war Karl Hugo Hahn.

Vom Schiffe aus schickte er einen kurzen Überblick über sein „bis dahin an auffallenden Begebenheiten armes Leben" nach Barmen, dem wir folgendes entnehmen: Hahn war am 18. Oktober 1818 auf dem großen Gute Aahof bei Riga geboren; er genoß die zärtliche Liebe einer kränklichen Mutter und die sorgfältige Erziehung eines strengen Vaters, und lernte auf der Domschule und im Gymnasium zu Riga so fleißig, daß er mit dem 16. Jahr abgehen konnte, um sich zum Ingenieurkorps der russischen Armee zu melden. Schon war das Aufnahmeexamen bestanden, da trat eine Wandlung in seinem Leben ein, die eine Umwertung aller Werte und einen Wechsel des Berufs zur Folge hatte. Trotz aller Erziehung hatte es im elterlichen Haus, in der Schule und im kirchlichen Unterricht an der „Bildung zum Himmel" gefehlt; so läßt es sich verstehen, daß der Anblick eines betenden Kindes ihm zu einer Offenbarung wurde: seine grenzenlose Undankbarkeit kam ihm zum Bewußtsein, und mit gleicher Stärke fühlte er von dem Augenblick an seine Verpflichtung

1) Quellen: Die Briefe Hahns aus dem Archiv des Barmer Missionshauses. Berichte der rheinischen Miss.-Ges. v. Rohden: Geschichte der rheinischen Miss.-Ges. Barmen 88. Horbach: Dr. H. Hahn in Nr. 15 der „Geschichten und Bilder". Halle 1897. Brincker: Aus dem Hererolande. Barmen 1896.

gegenüber dem heiligen Gott. Jenem Kind, das beim Mittagessen die Hände faltete, dankte Hahn den Anstoß zur ewigen Bewegung. Und damit begann ein Kampf, der dank des Helferdienstes, den ihm sein Vetter und späterer Schwager P. Loesevitz leistete, mit einem überraschenden Entschluß endigte: die Offizierskarriere wollte er opfern, um seinem Gott als Missionar zu dienen. Die innere Gewißheit Hahns, dazu berufen zu sein, war so stark, daß sein Vater schließlich alle Versuche, ihn umzustimmen, aufgeben mußte und daß er selbst durch eine sehr zurückhaltende Antwort aus Barmen, wo sich Loesevitz für ihn verwandt hatte, nicht mutlos gemacht werden konnte. Im Gegenteil, er wagte die Reise nach dem Wuppertal, um sich persönlich vorzustellen. Nach einem ergreifenden Abschied von seinem Vater in Dünamünde bestieg er am 13. November 1837 das Schiff, ausgerüstet mit der Energie eines Mannes, der ein festes Lebensziel gefunden, und mit dem schriftlichen Segenswunsch seiner sterbenden Mutter, in dem es hieß: „Wir geben dich, unser geliebtes Kind, dem Gott wieder, der dich uns für eine kleine Zeit gab. Er möge dir alles sein." Mitte Dezember wurde Hahn mit großer Liebe von Inspektor Richter bewillkommt und zunächst als Probandus an der reformierten Pfarrschule in Elberfeld beschäftigt. Mit dem tüchtigen Leiter dieser Schule, dem Lehrer Schmachtenberg, schloß Hahn innige Freundschaft, und die unterrichtliche Tätigkeit brachte ihm für seinen späteren Beruf größeren Gewinn, als er damals selbst beurteilen konnte. Am 1. Oktober 1838 wurde er ins Seminar aufgenommen, und nach 2½jährigem Studium fiel über ihn im Januar 1841 die eingangs erwähnte Entscheidung.

Schwerlich ahnte man damals in Barmen, welch eine Fülle von Mühe und Not die Besetzung des Nama- und Hererolandes kosten würde, und doch war der Plan der rheinischen Deputation weder abenteuerlich noch durchaus neu. Bekanntlich hatten schon früher deutsche Missionare aus Jänickes Schule im Dienst der Londoner Missions-Gesellschaft die Grenze des Kaplandes überschritten: von den Gebrüdern Albrecht war 1806 Warmbad im Süden des Namalandes angelegt worden, Schmelen hatte von 1815—1822 in Bethanien am Fischfluß auf Vorposten gestanden und war 1824 sogar bis an den Kuisib und die Walfischbai vorgedrungen. Aber schon 1829, als die rheinischen Erstlinge nach Afrika kamen, war der Rückzug angetreten. Schmelen hatte gerade südlich vom Oranjefluß Kommagas gegründet, neben ihm arbeitete der Missionar Wimmer (—1840) auf der Station Steinkopf (Cookfontein), die er bereits 1815 von Schmelen übernommen hatte. In den 30er Jahren rückten dann die Wesleyaner vor. 1834 besetzten sie von neuem das 1811 durch Jäger Afrikaner zerstörte Warmbad („Nisbet Bath"), arbeiteten etwas sprunghaft unter den Orlam-Hottentotten und suchten vor allem auf den Stamm der „Afrikaner" Einfluß zu ge-

winnen. Aber dauernd im Lande festen Fuß zu fassen, war erst den rheinischen Boten vorbehalten, und diese kamen nicht ungerufen. Schmelen war im Jahre 1838 62 Jahre alt geworden, hatte bereits mehrfach bei seinem Superintendenten Dr. Philip[1]) in Kapstadt um Unterstützung gebeten, aber statt derselben die Antwort erhalten, die Westküste Afrikas sei an die rheinische Mission abgetreten. So wandte er sich (am 4. Dezember 1838) mit einem dringenden Hilferuf nach Barmen. Sein Appell wurde noch von zwei Seiten unterstützt; Missionar Terlinden schrieb fast gleichzeitig von Ebenezer, der Häuptling Jan Frederik von Schmelens alter Station Bethanien habe ihn flehentlich um Lehrer gebeten, und der englische Reisende Kapitän Alexander meldete nach seiner Untersuchungsreise (1836/7), die Gebäude in Bethanien ständen noch gut erhalten und man könne auf den Schutz Jonker Afrikaners rechnen, der bis zum Wendekreis nordwärts gezogen sei und in eigener Person das Evangelium verkündige. Vor allem auf Grund des Schmelenschen Briefes wurde in Barmen die Mission unter den Nama beschlossen und schon 1839 Missionar Kleinschmidt nach Kommagas zu Schmelen geschickt. Mit diesem zusammen sollte Hahn nun 1841 den Vorstoß wagen.

Mit dem 13. Oktober dieses Jahres, dem Tag, an dem Hahn zum ersten Mal afrikanischen Boden betrat, begann ein wechselvolles, äußerst bewegtes Missionsleben, wie es nur einer erleben kann, der als Bahnbrecher einer neuen Zeit in finsteres Heidentum die Bresche legt. Nach einem Besuch der kapischen Stationen zog Hahn mit seinem Gefährten Knudsen nach Kommagas, um dann bald in dem verwaisten Steinkopf Missionar Wimmers Arbeit aufzunehmen. Er hielt „Schule", aber es war ein eigentümliches Unterrichten; der „Lehrer" war selbst in der Vorschule. Hahn bekam hier eine sehr lebendige Anschauung von der „Liebenswürdigkeit" afrikanischer „Missionsobjekte" und gewann die unauslöschliche Überzeugung, daß nur eine Macht über solches Heidentum den Sieg gewinnen könne, eine unendliche, geduldige, barmherzige Liebe. Im Mai 1842 wurde aber zum Aufbruch gerüstet: Schmelen ordinierte seinen treuen Gehilfen Kleinschmidt, gab ihm seine Tochter zur Frau und beiden rheinischen Missionaren als Mitgift ein goldenes Abschiedswort aus seiner Erfahrung: „Geht, die Nama werden euch anfangs mit Freu-

1) cf. A. M.-Z. 1902 Beiblatt 3.

den aufnehmen, aber wundert euch nicht und erschreckt nicht, wenn später Zeiten kommen, wo nicht nur die Heiden, sondern eure eigenen Getauften wider euch aufstehen und ihr gar von einem Ort zum andern wandern müßt. Laßt den Mut nicht sinken." Kleinschmidt reiste voran mit Jan Bam, dem Schwager Schmelens, einem ehemaligen Schneider aus Kapstadt, der in der Missionsarbeit helfen wollte; Hahn kam mit Knudsen und Daniel Cloete, einem in Schmelens Schule ausgebildeten Namajungen, nach. Über Bethanien, wo Knudsen zurückblieb, ging der Weg zu Jonker Afrikaner nach Windhuk (Oktober 1842).

Dieser Jonker Afrikaner, Sohn des aus Moffats Geschichte bekannten Hottentottenhäuptlings Jager Afrikaner[1]), spielt in Hahns Leben eine so große Rolle, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen müssen. Jonker war nach seines Vaters Tode (1823) „Kapitän" des Stammes der Afrikaner geworden und er war der Mann zu solcher Würde. Er besaß eine Menge natürlicher Gaben, einen scharfen Verstand und praktischen Blick, er verband große Energie mit diplomatischer Gewandtheit; er war aber ein Hottentott, leicht erregbar für gutes und für böses, wetterwendisch, weil stets auf den eignen Vorteil bedacht, und war, obwohl schon als Junge im Jahre 1815 mit seinem Vater zusammen getauft (vom Londoner Missionar Ebner), doch noch zu sehr Heide, als daß ihm nicht das Böse nach der Väter Art näher gelegen hätte, als ernste Selbstzucht. Schon 1824 war Jonker mit seinem Stamm — abgesehen von einem kleinen Rest, der unter seinem Bruder am Oranje wohnhaft blieb — nach Norden gezogen, war bald von anderen Stämmen gegen die schwarzen Herero zuhilfe gerufen und so bis Windhuk vorgerückt. Hier galt er als erster Namahäuptling, dem sich alle anderen, wenn auch grollend, fügten; und so wurde er nachher ihr Führer in dem blutigen Kampf zwischen Nama und Herero, der für Hahns Missionsarbeit den geschichtlichen Hintergrund abgab.

Der fast überschwängliche Empfang der rheinischen Missionare und die erste Zeit auf Windhuk bewiesen, daß das gute Gerücht über Jonker keine Lüge gewesen war: sie wurden weithin als „Menschen aus dem Himmel" begrüßt, und Kleinschmidt schrieb nach den ersten Eindrücken, man könne Jonker in mancher Beziehung einen „kleinen König David" nennen. Es geschahen Wunder in „Elberfeld" (Windhuk): Jonker schloß aus freien Stücken mit den von ihm beraubten Hererostämmen einen Frieden, der eine ruhige Arbeit unter seinen Leuten überhaupt erst ermöglichte. Es war gerade Weihnachtsabend 1842, als die Gesandten der Feinde im Afrikanerkraal eintrafen und mit lautem Jubel begrüßt wurden. „Nie, nie", schreibt Hahn, „habe

1) cf. A. M.-Z. 1902, Beiblatt 2, S. 28 f.

ich solch eine Christnacht erlebt. — Wenn nicht alles täuscht, dann ist nun die Zeit für das Hereroland und wer weiß für welche Völker noch im Innern Afrikas angebrochen!" Der Friedensschluß bedeutete tatsächlich Frieden für alle Stämme; es zeigte sich, daß Südafrika ruhig war, wenn Jonker Ruhe hielt. Und die Freude wurde noch größer. Bei dem Kapitän wachten Jugenderinnerungen an den christlichen Unterricht auf, er überbot sich in Aufmerksamkeiten; er ließ die Grundmauern der Station aufführen, er baute mühsam einen benutzbaren Fahrweg von seinem Platz bis zur Walfischbai und mehr noch: er gab für seine c. 1000 Untertanen vorbildliche Gesetze, denen sich auch die umwohnenden Herero unterordneten, verbot den Branntwein und die Polygamie, brachte selbst die Kinder zum Unterricht und — predigte abwechselnd mit unseren Missionaren das Evangelium! Von weither kamen Boten der Herero, ja selbst so mächtige Häuptlinge wie Kahitjene von Okahandja und Katjimaha von Otjikango erschienen in Windhuk und baten um Missionare. Kurz, es schien, als sollte es im Sturm vorwärts gehen.

Jonkers Freundschaft war aber nicht frei von Eifersucht, er hielt seine Lehrer in Windhuk fest. In dieser Zeit reiste Hahn noch einmal nach dem Kap und verheiratete sich dort am 3. Oktober 1843 mit Emma Hone, der Tochter eines englischen Schriftstellers, die mit Moffat zusammen 1842 nach Kapstadt gekommen war. Wahrscheinlich wäre Hahn auch nach der Rückkehr mit Kleinschmidt zusammen noch länger im Namaland geblieben, wenn nicht das Frühjahr 1844 eine schnelle Wandlung gebracht hätte. Durch den Einfluß weißer Händler und durch die Wesleyaner wurde ein Bruch mit Jonker herbeigeführt, der die Missionare nötigte, fast wider ihren Willen weiter nach Norden zu ziehen. Der 1842 geschlossene Friede hatte nämlich vom Kap her viele „Weiße" aller Sorten ins Namaland gelockt, die schon damals verstanden, die Schwäche eines Hottentotten auszunutzen. Sie gaben dem „großen Jonker" Kredit, so viel er haben wollte, und als seine Schulden sein Vermögen überstiegen, drängten sie ihn dazu, mit Raub von den Herero zu bezahlen. Diese böse Saat ging rasch auf und trug hundertfältige Frucht, ja sie machte den christlichen Jonker zu einem habgierigen Raubtier und zum Feind des Evangeliums.

Zu gleicher Zeit ungefähr begann die Konkurrenz der wesleyanischen Missionare. Ihr Bischof Hodgson in Kapstadt hatte zwar Hahn 1842 die Ver-

ſicherung gegeben, daß ſie dem Beſuch der rheiniſchen Miſſionare bei Jonker nichts in den Weg legen würden; trotzdem hatten ſchon 1843 die Miſſionare Cook in Warmbad und Tindall von Wesley-Vale auf Jonkers Platz Anſpruch erhoben, da ſie früher einige Leute vom Stamm der Afrikaner getauft hätten und von Jonker zum Kommen aufgefordert wären. Das war allerdings richtig, aber Jonker hatte noch eifriger den alten Schmelen erſucht, ihm einen Lehrer zu verſchaffen, und als ſich nun 1842 die Barmer mit einem Empfehlungsbrief von dieſem einſtellten, hatte ſich Jonker ausdrücklich für die Miſſionare entſchieden, die „langs oude mynheer" gekommen wären. Da erſchienen auf einmal im Frühjahr 1844 Boten von dem am Oranje zurückgebliebenen Stammesteil und boten Jonker unter der einen Bedingung, daß er auch den wesleyaniſchen Miſſionar Haddy aufnähme, eine Vereinigung an. Das war die andre Verſuchung, der Jonker erlag; die alte Herrſchſucht wachte in ihm auf: er ſagte zu. Aber kein einziger Afrikaner kam vom Süden, nur der ungerufene Haddy. Das ſah allerdings aus wie eine Liſt der Wesleyaner, und man kann es den rheiniſchen Brüdern nicht ſo ſehr verargen, daß ſie mit ſcharfem Wort Klage führten. Trotz Biſchof Hodgſons Friedensvermittlungen kam es nicht nur zu einem unerquicklichen Briefwechſel, ſondern ſogar zu einer Agitation der Wesleyaner, welcher Hahn und Kleinſchmidt zu weichen beſchloſſen. (Konferenz vom 23. Juli 1844.)

II.

Hahn als Pionier auf Otjikango. (1844—1852. 1856—1859.)

Jetzt war man keinen Augenblick im Zweifel, wohin man ſich wenden ſollte; vorwärts nach Norden zu den Herero! Auf einer Unterſuchungsfahrt im Jahre 1843 hatten Hahn und Kleinſchmidt bereits bei Okahandja am Swachaub einen guten Platz entdeckt, den ſie „Schmelens Verwachting" nannten. Im Oktober 1844 zogen ſie dorthin, vertauſchten aber, durch zeitweiliges Verſiechen der Quelle enttäuſcht, dieſen ſchönen Platz noch im gleichen Monat mit dem „elend ſterilen" Otjikango (Neu-Barmen), wohin Jonker ſie gewieſen hatte. Unter Blitz und Donner, vom afrikaniſchen Regen durchnäßt und von wilden Tieren umringt, faßten ſie am Reformationstag feſten Fuß dort im Hererolande, wohin vor ihnen noch kein Europäer gekommen war.

Daß der Anfang unter den Herero ſchwer ſein würde, hatte Hahn wohl vorher gewußt, aber wie dunkel die „gottloſe Finſternis" war, in die er nun in Otjikango hereinſehen mußte, das konnte er nicht ahnen. Da war nichts mehr zu ſpüren von jener Freude, mit der die Hererogeſandten beim Friedensſchluß in Windhuk um einen Lehrer gebeten hatten; mit unausſtehlicher Frechheit umlager-

ten die Schwarzen die primitive Hütte, in der die Weißen Unterschlupf gefunden hatten; sie stahlen vor ihren Augen, jedes Wort war Lüge, jede Miene Habgier. Und doch hätte Hahn ein Herz von Stein haben müssen, hätte er die armen nackten, oft halbverhungerten Menschen von sich jagen wollen. Aber es stand Schlimmeres noch als Hunger auf diesen Gesichtern geschrieben: das Verderben einer furchtbaren von den Vätern ererbten Sündenknechtschaft, und dazu ein heidnischer Stumpfsinn, dem alles gleichgiltig war, nur eines nicht — die Ochsen. Und diese Ochsenherden waren der Stolz der Herero und ihr Reichtum, sie waren ihr Gott. Wie war solchem Heidentum beizukommen? — Da standen sie nun inmitten wilder, verkommener Menschen, die ihnen oft „schlimmer vorkamen als die Bestien, gegen die sie sich nachts verteidigen mußten", und hatten kein Mittel der Verständigung, keine Ahnung von der schweren, fremden Sprache, in der sie doch das Evangelium sagen wollten. Hier galt es, den ersten steilen Berg zu erklimmen! — Dazu kam, daß die Herero, obwohl einer der stärksten Stämme der Bantuneger und obwohl seßhafter als die Nama, doch kein Volkstum bildeten; konnte doch später nicht einmal die von Süden herandrängende Hottentottengefahr einen einheitlichen Zusammenschluß der zersplitterten Häuptlingschaften bewirken! Es gab keine Obrigkeit im Lande, so galt das Recht des Stärkeren, und die Herero lagen untereinander in fortwährender Fehde. Aber all diese Schwierigkeiten liegen mehr oder weniger vor jedem Missionar, dem die Aufgabe zu Teil wird, eine ganz neue Arbeit einzuleiten. Sie wurden auch hier überwunden. Aber eins wurde für Hahns Mission geradezu verhängnisvoll: daß sie gerade zu der Zeit einsetzte, als der Rassenkampf zwischen Gelben und Schwarzen in hellen Flammen aufloderte, und daß sie gerade dort an der Grenze anfing, wo notwendig der Zusammenstoß zwischen Jonker und den uneinigen, feigen Hererohäuptern erfolgen mußte.

Wer in solchem Wirrwarr nicht untergehen wollte, mußte ein Mann sein, mußte Liebe haben und Ausdauer. Hahn war der Mann.

Es ist nur natürlich, daß speziell missionarische Arbeit zunächst ganz in den Hintergrund treten mußte; galt es doch, erst einmal einigermaßen annehmbare Existenzbedingungen zu schaffen. Das war nicht möglich ohne Jagd, ohne Anlage von Garten und Feld, ohne

Tauschhandel. Otjikango wurde ganz von selbst der Mittelpunkt einer beginnenden Zivilisation, es wurde, zumal nachdem die notwendige Verbindung mit der Walfischbai geschaffen war und europäische Waren von dort eingeführt werden konnten, ein von weit und breit besuchter Handelsplatz, wo den Herero zum ersten Male veranschaulicht wurde, was arbeiten heißt. Und Hahns Sorge war, daß es nicht beim bloßen Anschauen blieb: er versuchte mit unendlicher Mühe und Geduld, die Leute zur Arbeit zu erziehen, er zeigte ihnen, wie man einen Garten anlegen und pflegen muß, er ließ vom Kap Pflugscharen kommen, und 1848 konnten ein paar englische Reisende schreiben, sie wünschten jedem das Maß von Frohsinn und Arbeitsfreude, mit dem Missionar Hahn den afrikanischen Sandboden umgrübe.

In Otjikango mußte alle Fehde ruhen, dort wurde kein Unrecht geduldet; es wurden strenge Gesetze geschrieben und unerbittlich Recht gesprochen. Hahn hatte sogar das ius capitis in Händen. Die Herero lernten hier den Unterschied zwischen gut und böse und fügten sich willig seinem Spruch, ja sie respektierten ihn als Besitzer von Otjikango, als ihren Häuptling, dem sich im „Weichbild von Neu-Barmen" niemand widersetzen durfte. Diese Autorität war eine zweischneidige Waffe, und Hahn selbst fühlte wohl das Mißliche dieser eigentümlichen Herrscherrolle; sie war ein Übel, aber ein notwendiges. Sollte überhaupt an einem Ort im Lande Ordnung und Gerechtigkeit etwas gelten, dann mußte eben Hahn in Otjikango den Richter spielen. Die Aufsicht behielt er natürlich auch dann noch, als er 1850 zwei Männer gefunden hatte, die er zu „Ortsvorstehern" einsetzen konnte. Über das Resultat dieser Arbeit hat er sich übrigens nie getäuscht. „Gesetz" herrschte in den Ordnungen von Neu-Barmen, aber Hahn wollte Größeres bringen: das Evangelium. So pädagogisch das Gesetz auch wirken konnte und mußte, sein klares Ziel war von Anfang an, Glauben zu wecken; und sollte das Ziel erreicht werden, dann gab es nur einen Weg dahin: Predigt.

Im Oktober 1844 fingen Hahn und Kleinschmidt an, sich durch Dolmetschen mit den Herero zu verständigen, wobei der oben erwähnte Daniel Cloete wesentliche Dienste leistete. Aber erst im Januar 1847 wagte Hahn „in einem Anfall von Heldenmut, Verzweiflung oder Glauben" die erste Verkündigung des Gotteswortes in Otjiherero — und auch das war erst eine mühsame Übersetzung deut-

ſcher Worte und Gedanken, ein „unſcheinbares Stammeln“. Und welch ein ſchwerer Weg bis zu dieſem Tag! Wir machen uns trotz vielfacher Schilderungen ſolcher Anfangszeiten doch kaum einen Begriff von den unſagbaren Schwierigkeiten, die bei Erlernung einer ſo ſchwierigen Sprache, wie des Otjiherero, überwunden werden müſſen. Hahn ſchrieb 1846 in einer verzweifelten Stimmung: „Fürchtete ich nicht die Hand des Herrn, ich liefe weg und überließe es andern Brüdern, die mehr Gabe und Energie beſitzen, dieſe Sprache zu lernen“. Daß 1847 eine kleine Fibel in der Kapſtadt gedruckt werden konnte, war demnach ein gewaltiges Ereignis; ein weiterer Erfolg war, daß Hahn ein Jahr nach jener mutigen „Anfangspredigt“ mittelſt einer von Deutſchland geſchickten Druckerpreſſe in Bethanien ein Lehrbuch für den Unterricht der Kinder herſtellen konnte. Freilich, die kleinen und großen Schüler von Otjikango wollten ſich für dieſe Lettern nicht recht begeiſtern, und faſt ſchien es auch, als ſtünde das 1848 erbaute beſcheidene Kirchlein umſonſt im Hererolande. Die viva vox evangelii ſchien ebenſo wenig auszurichten wie jene erſten Bildungsbücher. Hahn genoß allerdings ſo großes Anſehen, daß er nicht vor leerem Raum Gottesdienſt zu halten brauchte, aber er hatte das Gefühl, als prallten ſeine Worte an ſteinernen Felſen ab. Jener Mann faßte heidniſches Denken in richtige Worte, der damals zu Hahn ſagte: „Wir hören alles, verſtehen aber nichts und bleiben wie vorher, Jehovas Wort ſollte wie Medizin in Waſſer gemiſcht verteilt werden“. Das waren niederſchlagende Erfahrungen in Otjikango; und doch weiteten gerade die ſprachlichen Arbeiten den Horizont weit über die Grenzen des Hererolandes hinaus. Im Tagebuch vom Jahre 1850 ſprach Hahn eingehend über die Sprachverwandtſchaft der Bantuſtämme, und konferierte im gleichen Jahr bereits mit wesleyaniſchen Miſſionaren in King Williamstown über eine einheitliche Orthographie aller verſchiedenen „Dialekte“. Die etwas allzu kühne Hoffnung, durch Erforſchung des Otjiherero ſofort auch die Türen zum Norden bis nach Kamerun und Aſante zu ſprengen, ſpornte den Eifer zur mühſeligen Kleinarbeit.

Glücklicherweiſe hatte Hahn treue Brüder in den erſten Jahren zur Seite. Kleinſchmidt war allerdings ſchon 1845 zu den Nama zurückgegangen und hatte Rehoboth angelegt, dafür kam in Rath und Scheppmann doppelter Erſatz. Aber letzterer wurde bald zur Beſetzung der Bai ausgeſchickt, und gründete unter dem dorthin verſprengten Namaſtamm der Topnars die nach ihm be-

nannte Station Scheppmannsdorf, Rath war lange Zeit am Kap und so war Hahn 1846 wieder ziemlich einsam. 1847 war vollends ein Unglücksjahr; Scheppmann starb im August und nahm seine Studienresultate mit ins Grab, Kleinschmidt lag zum Tode krank und Hahn blieb, ebenso wie seine Frau von gefährlicher Augenkrankheit befallen, monatelang bei dem Freunde in Rehoboth; „es war dort ein Elend zum Herzbrechen." Aber auch diese Not hatte ein Ende, und 1848 kam Missionar Kolbe aus dem Kapland zur Hilfe. Bei gemeinsamem Lernen wuchs den 3 Brüdern in Otjikango der Mut, 1849 beschlossen sie sich zu trennen. Rath legte Otjimbingue an, Kolbe besetzte das 1844 so übereilt verlassene Okahandja (Schmelens Verwachting) und Hahn blieb allein zurück. Am Gründungstage, 31. Oktober 1849, notierte er: „Die letzten 6 Jahre sind eine fortwährende Kette von Angst, Not und Bedrängnis gewesen. Übrigens ist der Rückblick doch erquicklich, denn wir haben es tausendfältig erfahren, das: eine feste Burg ist unser Gott. Mit seinem Beistand haben wir nach unbeschreiblicher Mühe die Sprache besiegt; der größte Wall ist erstiegen, kleinere liegen noch vor uns."

Völlig können wir jedoch diese Zeiten erst verstehen, wenn wir erfahren, daß durch Jonker 1846 der Friede mit den Herero freventlich gebrochen war und dermaßen verworrene Zustände seitdem im Lande herrschten, daß man schreiben konnte, „der Teufel wäre dort losgelassen". Und diesem Teufel war die junge Arbeit noch nicht gewachsen. Am 23. August 1850 wurde das eben errichtete Okahandja von Jonker zerstört, der von einem gewissenlosen Händler Morris mit Branntwein gefangen war und den drängenden Gläubiger mit den Herden des Häuptlings Kahitjene bezahlen wollte. Von der entsetzlichen Grausamkeit, mit der Jonkers Gesellen wüteten, und von dem Greuel der Verwüstung auf der Station macht man sich kaum einen Begriff, sie wären auch über Vater Schmelens schlimmste Erwartungen hinausgegangen. Kolbe eilte aus all dem Schrecken heraus nach Otjikango, hinter ihm her flohen die feigen Herero mit Tausenden von Ochsen auch zu Hahn, so daß selbst dessen Friedensasyl aufs äußerste bedroht war und vor Jonker zitterte. Hahn schrieb einen Brief an den Zerstörer, der unbeantwortet blieb; wirkungsvoller war das Eingreifen des englischen Reisenden Galton, der mit dem Schweden Anderssson eine Fahrt ins Hereroland unternehmen wollte, und samt einem neuen Helfer aus Barmen, Missionar Schöneberg, im August 1850 in der Walfischbay gelandet war. Dieser drohte mit der Rache des englischen Gouverneurs am Kap und schüchterte durch diese Finte den Afrikaner-Kapitän dermaßen ein, daß er ganz kleinlaut wurde und eine scheinbar reuige Epistel („voll lauter Heuchelei") an Kolbe schrieb, in der es hieß: „Ich weiß,

daß Sie unter dem Schutz der englischen Regierung stehen. Tun Sie Fürbitte, daß mir vergeben wird, es soll nicht wieder vorkommen". Sein Schrecken war so groß, daß er 1851 nicht nur feierlichst Frieden gelobte, sondern auch wirklich Ruhe hielt. So konnten jene Reisenden bis an die Grenze des Ovambolandes vordringen, und die Arbeit auf den 2 Stationen konnte mit neuem Anlauf begonnen werden, zumal jetzt Hahn an Schöneberg und Rath an Kolbe einen Helfer bekam. Trotz Hungersnot und Heuschreckenplage, trotz Krankheit und Enttäuschungen hielten die Brüder im April 1852 Konferenz und schrieben nach Barmen, sie hätten Jonker noch nicht aufgegeben.

Aber dieser hatte doch allmählich gemerkt, daß er sich von dem verkleideten „Regierungskommissar" Galton hatte ins Bockshorn jagen lassen, und brach von neuem los, dies Mal mit dem Hererohäuptling Tjamuaha verbündet. Dazu wurde das seit Scheppmanns Tode von Jan Bam versorgte Scheppmannsdorf durch eine gewaltige Überschwemmung des Kuisib vom Erdboden weggefegt, und die Missionare durch all das gehäufte Elend so entmutigt, daß sie sich selbst über die Anmeldung des neuen Helfers, Missionar Gorth, kaum freuen konnten. Als nun gar der einzige, auf den die Predigt einen deutlich sichtbaren Einfluß gehabt hatte, Kamuzandu, in heidnische Greuel zurückfiel, da faßte auch Hahn die Hoffnungslosigkeit mit ganzer Gewalt. Er brach, einer längst von Barmen erteilten Erlaubnis folgend, im Juli 1852 von Otjikango auf; er konnte beim Abschied den Tränen nicht wehren, aber die Herero lachten ihn aus, er sei ein Weib. So verstehen wir seinen letzten Trauergruß von der Station: „Alle Hoffnungen sind zu Wasser geworden. Es ist wieder dicke Finsternis, und die erste Liebe ist fort. Daß sich Gott erbarm!"

Mit Hahn ging Kolbe aus dem Land und zwar für immer, Missionar Rath wurde bald danach von Jonker auf Otjimbingue überfallen, von seinen Leuten im Stich gelassen und mußte zur Erholung nach dem Kap reisen, Gorth starb im Februar 1853 — so blieb Schöneberg einsam auf Otjikango. Groß war dessen Überraschung, als plötzlich im Februar 1853 Missionar Hahn wieder bei ihm ins Haus trat, den er auf der Reise nach Deutschland glaubte. Dieser hatte nämlich in Kapstadt von dem damaligen wesleyanischen Superintendenten Moister erfahren, daß das bereits 1850 von Mr. Haddy verlassene Windhuk von ihnen nicht wieder besetzt werden sollte, und hatte sich in seinem Gewissen verpflichtet gefühlt, einen letzten Versuch bei Jonker zu wagen. Selbstlos hatte er Weib und Kind in Stellenbosch gelassen, um mit dem verstockten Kapitän zu unterhandeln. Aber diese Reise war eine fruchtlose Episode in Hahn's Leben: der trunkene Jonker schickte ihn mit dem höhnischen Bescheid

zurück, er wolle lieber samt seinem Volke vergehen, als je wieder einen Missionar aufnehmen. Im Juni 1853 war Hahn wieder am Kap, stieg voll ernster Bedenken für die Hereromission aufs Schiff, hielt aber doch die Überzeugung fest, daß, „solange die rheinische Mission noch einen Fuß im Lande hätte, der Teufel noch nicht gesiegt habe."

Während Hahn in Europa reiste, der Herero-Mission bis nach Rußland hin Freunde gewann und trotz aller Vernunftbedenken immer wieder merkte, daß sein Herz mit zäher Liebe an den Schwarzen hing, war Schöneberg den „desperaten Zuständen des einsamen Otjikango" entflohen und hatte Daniel Cloete allein zurückgelassen; nur Rath widerstand tapfer der Versuchung einzupacken. Im August 1855 fuhr Hahn wieder von Barmen ab, „heraus in eine ungewisse Zukunft, in einen gewissen Kampf." Schon die Reise über Walfischbai, wo sich eine Minencompagnie etabliert hatte, orientierte ihn anfangs 1856 völlig über die verzweifelte Situation: die Herero zerstreut und ausgeraubt von Jonker; von diesem selbst war absolut nichts mehr zu erwarten, denn er hatte wohl viel Macht um Böses, aber keine mehr, um Gutes zu tun, und zu letzterem fehlte es auch am Willen. Dazu hatten ihn die Weißen durch den Branntwein völlig in ihrer Hand und nutzten diesen Einfluß, um die rheinischen Missionare, die ihrem Treiben nicht gleichmütig zusehen konnten, empfindlich zu kränken, eine Beschäftigung, bei der sie an den Hottentotten gelehrige Schüler fanden. Bei der Ankunft auf Otjikango (März 1856) hatte Hahn einen jammervollen Anblick: der Ort wie ausgestorben, das Haus demoliert, die Kirche halb zerstört, der Garten eine Wildnis, die Wasserbrunnen zugestopft! Also ganz von vorne beginnen, und wieder die entsetzliche Aussicht, die kostbare Zeit, statt auf Sprache, Schule und Seelsorge zu verwenden, mit „Tagelöhnerarbeit" ausfüllen zu müssen! Das „Gebet um Geduld und Mut" war sicher am Platze, denn das konnte von vornherein fast entmutigen, unter einem Volke zu missionieren, bei dem „keinerlei Aussicht war, daß es überhaupt je lesen lernen würde." — Die Jahre 1856—59 brachten keinen Wechsel. Hahn führte, wider seinen Willen, strenge Gerichtsbarkeit, nur um nicht „Schurken" das Richteramt überlassen zu müssen, er hielt zweimal wöchentlich Schule und versuchte, in der Predigt alte Anklänge der Hereroſagen an ewige Wahrheit zu verwerten; er reiste zu Jonker nach Windhuk und bekam den Eindruck, daß für die Nama die Gnadenzeit wohl vorüber sei, „da Gottes Wort sie anekelte;" er beobachtete die kom-

mende Zivilisation, fürchtete von ihr das Gericht und sehnte sich nach dem Eingreifen einer europäischen Regierung; die Versuche, durch einen Kolonisten, Hörnemann, das Land zu bebauen, um den Ertrag für die Station zu verwenden, und von Jonker ein Stück Land zum Besitztum zu erhalten, schlugen fehl — ja selbst mit einer kühnen Reise zu den Ovambo (1857) hatte Hahn Unglück.[1])

Daß am 15. Juli 1858 sein Hausmädchen Johanna als erste vom Volke der Herero getauft werden konnte, wollte doch angesichts jener traurigen Verhältnisse wenig besagen, und so stand Hahn im Jahre 1859 zum anderen Male am Ende einer völlig fruchtlosen Arbeit. Die letzte Konferenz im Mai des Jahres war unsagbar niederdrückend, und die Schwarzen von Otjikango, denen zu Liebe sich Hahn mit seiner Frau schon über 10 Jahre seines Lebens verzehrt hatte, waren bei seinem Aufbruch (Juni 1859) genau so gleichgiltig und stumpfsinnig wie 1844.

III.

Neue Pläne und ihre Ausführung auf der Missionskolonie Otjimbingue (1864—1872).

Drei Jahre später, 1862, konnte man eigentlich von einer Herero-Mission nicht mehr reden. Missionar Rath, der 1859 bei einem Schiffbruch in der Walfischbai seine Frau und vier Kinder vor seinen Augen hatte ertrinken sehen, war nach der Abreise Hörnemanns als letzter aus dem Land gegangen; seine Station Otjimbingue war durch den Zuzug von Arbeitern und Beamten einer kapischen Kupferminen-Gesellschaft zu einem unleidlichen Ort geworden. Der einzige in Afrika, der Schmelens Hoffnung noch nicht aufgeben mochte, war der treue Kleinschmidt, der von Rehoboth nach Otjimbingue zog, um wenigstens einen Punkt besetzt zu halten.

Die Zeit war kritisch nach allen Seiten hin. Zunächst für die politischen Verhältnisse im Lande. 1861 war Jonker Afrikaner als ein verkommener Mensch in Feindschaft gegen Gott und die Mission dahingefahren; man begrub ihn in Okahandja, und in kurzer Zeit hatten die Ochsen der von ihm geknechteten Herero sein Grab in den Erdboden gestampft. Christian Afrikaner und sein jüngerer Bruder Jan Jonker waren nicht fähig, die Stellung ihres Vaters zu behaupten. So ermannten sich 1863 die Herero unter dem vom

1) s. unten S. 55.

Jäger Anderſſon beeinflußten Häuptling Maharero (Kamaherero), deſſen Vater Tjamuaha Jonkers „Bluthund" geweſen war, ſchlugen am 15. Juni die Nama zum erſten Male, und eröffneten ſo den blutigen Freiheitskampf, der erſt 1870 ſein Ende finden ſollte. — Bedeutſam waren dieſe Jahre auch für Hahn in Europa, der bei der konfeſſionellen Kriſis der rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft eine große Rolle ſpielte[1]), und kritiſch darum auch für die Hereromiſſion, deren Träger Hahn geweſen war. Der doppelte Ausgang der Arbeit in den Jahren 1852 und 1859 ſchien davor zu warnen, daß man zum dritten Male Menſchenleben und große Geldſummen an ſolch ein vergebliches Unternehmen wenden ſollte. Hahn ſelbſt ſuchte man für andere Arbeit zu gewinnen. Er hatte nicht nur ſchon 1859 im Kapland mehrfache Anerbieten bekommen, ſondern wurde vor allem in ſeiner Heimat Riga begehrt, ja 1863 trug man ihm das durch Wallmanns Abgang erledigte Inſpektorat der Berliner Miſſionsgeſellſchaft an. Aber Hahn ſchlug alles aus, um noch einmal ſeine ganze Kraft für die Eroberung des Hererolandes einzuſetzen.

Freilich ſoviel war ihm klar, daß man nicht nur von neuem, ſondern auch ganz anders anfangen müſſe. Die ſchon in Afrika gereiften Pläne wurden während des Urlaubs durchdacht, verteidigt und zum letztenmale in überzeugender Weiſe von ihm in einem Schreiben an die Deputation klar gelegt (Gütersloh 5. II. 63). Es galt ein Mittel zu finden gegen die verrotteten Verhältniſſe im Hererolande, gegen das Eindringen und die Übermacht europäiſcher Händler, gegen die Kraftzerſplitterung bei der notwendigen äußeren Arbeit. Hahn wünſchte darum die Errichtung einer „Miſſionskolonie" im Zentrum des Landes. Nicht Spekulation, nicht Geldgewinn hatte er im Auge, ſondern er wollte, um den Herero die Möglichkeit eines geſitteten Lebens zu ſichern, in einer Kolonie von chriſtlichen Handwerkern durch ſtramme Arbeit und reellen Handel ein chriſtliches Gemeindevorbild ſchaffen; die Durchführbarkeit dieſer Idee belegte Hahn mit den Reſultaten gleichartiger Unternehmungen Baſels, der Herrnhuter und Hermannsburger, die Notwendigkeit der Durchführung bezeugte er aus langjähriger Pionierarbeit. — Zum anderen hatte Hahn eingeſehen, daß dauernder Erfolg nur zu erreichen ſei, wenn es gelänge, Nationalhelfer heranzubilden; gedacht hatte er an ſolches Ziel ſchon 1842, als er kaum ins Land gekommen war,

1) ſ. unten S. 58.

seine Erfahrungen mit dem treuen Daniel Cloete waren ihm eine Bürgschaft für das Gelingen seines Planes. Nun sollte endlich ein Institut gegründet werden zur Aufnahme bildungsfähiger Herero- und Namajünglinge, für das er bei seinen Ravensberger Freunden schon Geld und an der Fürstin Elisabeth von Lippe-Detmold eine hohe Protektorin gewonnen hatte. — Und hinter diesem Eifer für neue Arbeitsmethoden im Hererolande stand ihm die Hoffnung, von Otjimbingue aus doch noch einmal den Weg zu den Ovambo zu finden, in deren Gebiet zu missionieren die rheinische Gesellschaft sich bereits 1855 bereit erklärt hatte.

Die Pläne Hahns waren nicht nur groß angelegt, sondern auch gut und wurden schließlich von der rheinischen Deputation unterschrieben. Er konnte im Herbst 1863 außer dem jungen Missionar Böhm einige Handwerker mit hinausnehmen, von denen er die Tüchtigsten selbst für diese Arbeit geworben hatte, und fand in Afrika im Februar 1864 in dem ein Jahr vorher ausgesandten Missionar Brincker einen weiteren Gehilfen vor, der seine alte Station Otjikango neu besetzen konnte. Auch der Platz für die Kolonie in Otjimbingue bot sich ungesucht. Hahn fand nämlich in der Kapstadt von dem ihm bekannten Anderssson, der schon öffentlich für die Mission eingetreten war, einen Brief vor mit dem Angebot, sein Etablissement in Otjimbingue für 12000 Mark zu übernehmen. Auf Kleinschmidts Rat und in Übereinstimmung mit Böhm und Brincker kaufte Hahn das Grundstück an und richtete wirklich eine christliche Kolonie dort ein, deren Leiter er selbst wurde und werden mußte. So begann also die Herero-Mission zum drittenmale, nachdem noch im August 1863 die Konferenz der Namamissionare „die hoffnungslose Arbeit unter den Herero feierlichst für aufgehoben" erklärt hatte.

Daß die Ausführung der Hahnschen Ideen gewaltigen Schwierigkeiten begegnete, lag vor allem an dem siebenjährigen Kriege, der das Land verwüstete, seine Stämme in Räuberhorden verwandelte, und die Missionsarbeit zu einer Kreuzesschule gestaltete. „Südafrika den Hottentotten", so hieß die Parole auf der einen Seite, „los von den Afrikanern" auf der anderen. Für beide Parteien handelte es sich um Sein oder Nichtsein, und so überboten sie einander in teuflischen Plänen und Grausamkeiten, die zu schrecklich sind, als daß man davon schreiben könnte. Verlängert wurde der Krieg durch die Energielosigkeit des Hererohäuptlings Maharero, der trotz der

Hilfe der beiden Europäer Anderſſon und Green und trotz aller Prahlerei keinen Funken Mut im Leibe hatte. — Vom März 1864 ab wurden die rheiniſchen Miſſionare in ſteter Spannung gehalten und ſtanden eigentlich jeden Augenblick in Lebensgefahr. Das erſte große Opfer forderte der Krieg durch den Tod des treuen Kleinſchmidt, (2. Sept. 1864), der mit ſeinem Stamm der Zwartbois von Rehoboth vor den Afrikanern geflohen war und nach ſchrecklichen Drangſalen, die er auf dieſer Flucht durchgemacht, in den Armen Hahns auf Otjimbingue ſeinen letzten Atemzug tat; mit ihm ſtarb Hahns treuſter Freund. Brincker wurde in Otjikango von dem Namahäuptling Hendr. Zes überfallen, ausgeplündert und faſt getötet, und mußte in den Jahren 1864—65 nicht weniger als ſieben Mal in Otjimbingue Zuflucht ſuchen. Böhm verſuchte von 1864 bis 66 in Salem feſten Fuß zu faſſen und gründete dann Ameib, wo ſich die Reſte der Rehobother niederließen. — Die Jahre 1866 und 1867 wurden etwas ruhiger, aber dann kam die ſchwerſte Zeit. Otjimbingue war durch die Trockenheit des Jahres 1868 zu einer öden Sandwüſte geworden; die Herero verließen den Ort, weil Hahn dem heidniſchen Maharero nicht in allem nachgeben wollte, und die Miſſionskolonie lag iſoliert. Durch den früheren ruſſiſchen Ingenieur wurde dieſe nun in eine regelrechte Feſtung umgewandelt, mit Mauern und Gräben umgeben und durch nächtliche Poſten gegen einen Namaüberfall geſichert. Da das Warenhaus an der Bai ausgeraubt worden war, wurde der Notſtand zum Normalzuſtand, man ſchwebte zwiſchen Himmel und Erde und es galt, ſich durchzuglauben von einem Tag zum anderen. Nach einem Sieg bei Okahanja am 13. November 1868 waren die Herero wieder ganz oben auf, rüſteten zum Vernichtungsangriff, mußten aber Hungerswegen vor Gibeon wieder umkehren. Die Schlaffheit Mahareros war faſt noch ſchlimmer als die ehemalige Despotie Jonkers, es ſchien kaum mehr denkbar, das Land und die Miſſionsſtationen zu halten, Hilfe erwartete man allein von England.

In dieſer Not ging Hahn ſogar unter die Politiker; er bat offiziell in der Kapſtadt durch Vermittlung des engliſchen Kommiſſars Palgrave um engliſchen Schutz, vor allem um raſche Beſetzung der Walfiſchbai, und ſeine Vorſchläge wurden in allen kapſchen Zeitungen veröffentlicht. Ja mehr noch: das preußiſche und engliſche Kabinet wurde in Bewegung geſetzt. Miſſionsinſpektor Dr. Fabri hatte am 30. Oktober 1868 eine Audienz beim König Wilhelm, und von Berlin aus wurde England um Vermittlung gebeten. Ob-

gleich der englische Minister Lord Stanley sehr entgegenkam, geschah damals nichts; man scheute im Kapland die Ausgaben. Erst seit 1876 suchte die Kapregierung Verträge im Hererolande zu schließen, besetzte 1880 die Bai und hatte dann das Nachsehen, als 1883 Deutschland auf den Plan trat. An diese Entwicklung hatten im Jahre 1868 unsere Missionare allerdings nicht denken können.

Im Jahre 1869 endlich sah Jan Jonker ein, daß seines Vaters hochfliegende Pläne und Träume nicht verwirklicht werden könnten, und bat Hahn um Friedensvermittlung bei Maharero. Die Verhandlungen von Otjikango im Mai 1870 wurden zwar von ihm nicht ehrlich geführt und blieben erfolglos, aber am 23. September 1870 konnte Hahn, der einzige, dem beide Parteien wirklich trauten, auf einer großen Häuptlingskonferenz in Okahandja durch geduldige und weise Leitung der Verhandlungen einen Kontrakt zu Stande bringen, der einen 10jährigen Frieden schaffte. Die Nama sollten sich nicht mehr um die Angelegenheiten der Herero kümmern, der Afrikanerstamm sollte sich nach Windhuck zurückziehen, das er von den Herero als „Lehen" annehmen mußte, und der Verkehrsweg zum Kap durchs Namaland sollte wieder frei gegeben werden: das waren die wichtigsten Bestimmungen, die Jan Jonker unterzeichnen mußte. So war endlich, endlich Friede und Sicherheit, nicht zum wenigsten durch Hahns Verdienst. Und für die Mission im Hererolande begann damit eine neue Epoche.

Während dieser ganzen aufregenden Kriegszeiten war Hahns Kolonie in Otjimbigue von unermeßlicher Bedeutung; sie war der Hafen, in den alle flüchten konnten, und „wäre er nicht dagewesen, so wäre alles wie Spreu verweht und schwerlich gäbe es heute eine Hereromission." [1]) Hahn war auf dieser seiner Schöpfung in seinem Element, Europäer und Eingeborene respektierten ihn gleichermaßen, er leitete das ganze rege Leben in den Handwerksstätten, in den Läden und Lagerräumen, und wurde auch die Hoffnung zunichte, daß die Herero selbst wirklich arbeiten lernten und daß die Mission von den Erträgen der Kolonie erhalten werden sollte, so wurde Otjimbingue doch tatsächlich „eine zivilisatorische Werkstätte, von der aus an der Umwandlung eines ganzen Volkes gearbeitet wurde." [2]) Mit so betriebsamen Männern wie Hälbich, Rebecker, Baumann

1) cf. Brincker a. a. O. 1. Heft. S. 40.

2) So hieß es im Bericht des (1866—75) für die afrikanischen Gebiete angestellten Generalkassierers Ritter in Kapstadt.

konnte Hahn Hand in Hand arbeiten, und er besaß die Gabe, in vielseitigster Weise die wachsenden Aufgaben zu vereinen. Er hielt Schule, jeden Sonntag 4 Gottesdienste, in der Woche Sang- und Bibelstunde, er nahm Waisenkinder auf, und hatte in den Jahren 1868—69 manchmal an 100 Personen zu speisen. — Schon 1864 kamen die Schwarzen mit großem Vertrauen zu Hahn und meldeten sich zum Unterrichte, an einem Adventsonntag 1865 konnten die Erstlinge getauft werden und so gesellte sich zur christlichen Kolonie die heidenchristliche Gemeinde. Ein Jahr später konnte Hahn seine große Reise zum Kunene antreten, ohne um die Gemeinde besorgt zu sein, denn er traute ihr zu, daß sie auch ohne ihn „in der Furcht Gottes wandle", und als 1868 Maharero am Grabe seiner Väter heidnische Opfer darbrachte, wurde das als ein auffallendes Zeichen feindseliger Reaktion angesehen. — Diese Erfolge bewiesen klar, daß Hahns Pläne keine bloßen Luftschlösser gewesen waren, aber gerade sie forderten im Schreckensjahr 1868 ein großes Maß von Glauben. Erschien ja doch wieder alles, alles in Frage gestellt. Wie es Hahn damals zu Mute war und was ihm schließlich Kraft gab, steht am besten in einem Brief vom 2. Oktober 1868 zu lesen:

„Ich bin ratlos. Gefühl, Verstand und Glaube können bei mir nicht unter einen Hut gebracht werden. Mit den Herero, durch sie und für sie haben wir viel gelitten, unser ganzes Leben ist ein Opfer für sie gewesen und nun fragt man sich: ist nicht alles umsonst? Mein Verstand sagt: weder durch Kolonisation, noch durch Predigt, noch durch Erziehung ist dem Volk als Volk zu helfen. Aber mein Glaube sagt: so du Glauben hättest, solltest du die Herrlichkeit Gottes schauen."

Nimmt man dazu eine Stelle aus dem Tagebuch vom Jahre 1866, wo es heißt: „Nur das Schlechte in einem Volke zu sehen, hilft wenig; der Missionar muß das Volk auch lieben können, und das Liebenswürdige selbst mit dem Vergrößerungsglas sehen; kann er seine Leute erst lieben, dann wird manches Schwere leicht werden" — dann kennt man die Wurzeln seiner Kraft und versteht die Wirkung seiner Persönlichkeit. Dabei darf aber seine Frau nicht vergessen werden, die für ihn treuste Hilfe und Stütze, und für Otjimbingue eine „Mutter" war, die stets bereit stand zum Dienen, die sich für die Kolonie gänzlich aufopferte und schließlich dem Übermaß von Anforderungen fast erlag.

Sollte diese Kolonie der Missionsarbeit mittelbar Dienste leisten, so hatte sich Hahn von der Errichtung eines Instituts zur Ausbildung von

Nationalgehilfen direkten Erfolg versprochen. Obwohl man in Barmen diesen Plan für verfrüht hielt und darum besondere Unterstützung ablehnte, behielt Hahn sein Ziel fest im Auge. Theoretisch war ihm alles klar; er plante eine Art Alumnat, in dem ohne Unterschied der Stammeszugehörigkeit junge Männer nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen werden sollten, er selbst wollte seine „Lehrgabe" zur Verfügung stellen, und die spezielle Leitung des „sanctum Augustinum" übernehmen, und wollte mit seiner Frau zusammen in einer strammen Hausordnung durch strenge Zucht und liebevolle Pflege die jungen Menschen zu Lehrern ihres Volkes bilden. So wie Hahn es erstrebte, ist es nie geworden. Die anfangs von der Fürstin zu Lippe-Detmold gestiftete Summe fand wider Hahns Willen anderweitige Verwendung, die rheinische Gesellschaft konnte sich wegen ihrer Finanzlage zu größeren Ausgaben nicht verpflichten; so konnte ein besonderes Gebäude für das 1866 eröffnete Institut nicht gebaut werden, der Unterricht erfolgte ohne Erziehung, die Schüler blieben nicht unter Aufsicht. Der Krieg störte dazu noch die Regelmäßigkeit und lockte die Hälfte der Zöglinge in die wilde Freiheit. So blieben nur vier von ihnen übrig, die 1870 auf die Stationen verteilt werden konnten und relativ Tüchtiges leisteten. Das Augustinum[1]) hat übrigens „Seminar" zur Kaserne geworden für koloniale Artillerie.

Blieben somit im Hererolande genügend pia desideria übrig, so wurde doch Hahns drittes Anliegen über seine Erwartungen hinaus erfüllt: während in Otjimbingue scheinbar alles auf dem Spiele stand, wurde der Zugang zu den Ovambo geöffnet. Schon im Jahre 1857 hatten die Berichte des Elephantenjägers Green den Blick nach Norden gelenkt und Hahn und Rath zu einer Entdeckungsreise veranlaßt, die ursprünglich den Ngami-See zum Ziele hatte, aber schließlich zu den Ovambo nach Ondonga führte. Damals war die Expedition an dem Verrat des Häuptlings Nangoro gescheitert; Frieden hatten die beiden bringen wollen, statt dessen war Blut geflossen. Trotz dieser Erlebnisse taucht der Gedanke an die nördlichen Völker und an eine politische Verbindung zwischen ihnen und den Herero immer wieder in Hahns Briefen auf, aber die Lust zu einer zweiten Expedition unterdrückte er so sehr, daß er 1866 dazu ordentlich „wider seinen Willen" getrieben werden mußte. Die erneuten Aufforderungen jenes Mr. Green hätten ihn wohl kaum überzeugt, aber daß Tjikongo, der Nachfolger Nangoros, um einen Lehrer bat und seinen Sohn in Hahns Erziehung zu geben versprach, galt ihm als deut-

1) Die Anstalt wurde später Augustineum genannt und stand unter der Leitung von Büttner (1873—80), Brincker (1880–89) und Viehe (1889 bis 1901 in Okahandja). Nach Viehes Tod ist sie eingegangen, jetzt ist das auch in der Folgezeit den Erwartungen nicht ganz entsprochen.

licher Wink. Und dies Mal standen die Türen weit offen; man empfing Hahn in Ondonga als den „Doktor der Herzen", Tjikongo stellte ihm Geleit bis zum Kunene und war so empfänglich, daß Hahn mit dankerfülltem Herzen heimkehren konnte. — Das Jahr 1868 stellte zwar den Erfolg dieser Reise in Frage, aber als die Friedensverhandlungen begannen, war auch für die nötigen Arbeiter im Ovamboland schon gesorgt. Die 1859 auf Hahns Betreiben in Helsingfors gegründete finnische Missionsgesellschaft fragte nämlich an, ob sie dort mit ihrer Arbeit einsetzen dürfe; Barmen willigte sofort ein, und Propst Sirelius kam mit 10 jungen Finnen ins Barmer Missionshaus, die dann im März 1869 mit den beiden rheinischen Missionaren Diehl und Irle in Otjimbingue anlangten. In Helsingfors hatte man geplant, Hahn solle nicht nur die finnländischen Brüder ins Ovamboland bringen, sondern auch „Superintendent" der finnischen Mission werden. Jene Führerrolle übernahm aber Mr. Green, da Hahn der Friedensverhandlungen wegen im Jahre 1870 unentbehrlich war, und die Annahme der Superintendentur wurde ihm von Barmen aus mit Recht untersagt (19. Februar 1870). Übrigens hat Hahn später zu seiner Freude noch erlebt, daß 1891 auch die rheinische Mission das Ovamboland besetzte.

Derselbe Friedensschluß von Okahandja, der das Vorgehen der Finnen ermöglichte, wurde naturgemäß auch für die Hereromission von entscheidender Bedeutung; war doch seine schönste Frucht die Anlage von 4 neuen Stationen! Okahandja, das seit der Zerstörung 1850 leer gestanden hatte, wurde wieder besetzt, Jan Jonker bekam einen Missionar nach Windhuk, neu gegründet wurden Omaruru und Okombahe; dazu kamen bis 1873 noch Otjosazu, Otjizeva und Otjozondjupa. Mittelpunkt der so ausgedehnten Mission blieb nach wie vor Otjimbingue; schon während Hahns letzter Arbeit wurden die Räumlichkeiten zu klein, das Gewissen der ca. 150 Glieder zählenden Gemeinde erstarkte und übte „Kirchenzucht", die Ältesten hielten Hausgottesdienst, und Zuzug auf die Kolonie wurde nur solchen gestattet, die das Wort Gottes hören wollten.

IV.

Hahns Austritt aus der rheinischen Missionsgesellschaft und die Jahre bis zu seinem Tode. (1873—1895.)

Je mehr man sich in die Situation des Jahres 1870 hineinversetzen kann, welches endlich den Beweis erbrachte, daß eine lange,

mühevolle Arbeit von 25 Jahren doch nicht vergeblich gewesen war, umsomehr wird man zunächst darüber staunen, daß der Mann, in dem sich die ganze Geschichte der Herero-Mission verkörperte, gerade auf der Konferenz dieses Jahres (Mai 1870) ein Entlassungsgesuch an die rheinische Deputation einreichte. Wohl lag etwas Richtiges darin, wenn Hahn schon 1869 schrieb: „Die Elastizität ist mir abhanden gekommen, wir passen nicht mehr in die neue Zeit; hier, wo alles am Werden ist, müssen junge Kräfte eintreten, die sich selbst noch mitentwickeln." Dies Gefühl allein hätte aber nie genügt, eine Arbeitsgemeinschaft von 30 Jahren plötzlich aufzusagen. Nein, Hahn hat mit blutendem Herzen den Schritt vollzogen. Es gilt, seine Gründe zu verstehen, d. h. ihn selbst zu verstehen.

Hahns Austritt aus dem rheinischen Verband war die Konsequenz einer langen Vorgeschichte. Der äußere Anlaß war allerdings in einem Konflikt gegeben, den die Gründung einer „Wuppertaler Missions-Handels-Gesellschaft" (1869/70) verursachte. Wir müssen etwas zurückgreifen.

Als Hahn 1863 Europa verließ, dachte er nicht, daß neben der geplanten kolonisatorischen Tätigkeit ein Handelsgeschäft in Otjimbingue eröffnet werden müsse; eben dies war aber an Ort und Stelle die erste Folge des neuen Unternehmens, zumal der „Store" (Laden) des Anderssonschen Etablissements weitergeführt werden mußte. Es dauerte nicht lange, da empfand Hahn, ganz abgesehen von der Arbeitslast, die Schwierigkeiten, welche eine Verbindung von Handel und Mission notwendig ergeben mußte, empfand die Fessel umso lästiger, je mehr das Geschäft in der ersten Zeit blühte, und bat darum bereits 1864 um einen christlichen Kaufmann, der als Glied der Missionskolonie um der Mission willen den Laden übernehmen sollte. In Barmen reagierte man darauf nicht, machte sich stattdessen trügerische Hoffnungen über den Reingewinn des Handels, der sobald als möglich die Kosten der Missionsarbeit im Hererolande decken sollte. Andrerseits faßte man das Problem einer Verquickung von Handel und Mission in der Ferne prinzipieller und sammelte Bedenken gegen die ganze Hahnsche Kolonie. Als nun das Ovamboland besetzt werden sollte und die Errichtung eines größeren Stapelplatzes in Otjimbingue für die finnische Mission zu einer Existenzfrage wurde, gründete man in Barmen jene Aktiengesellschaft, „um der Mission alle äußeren Nebenarbeiten in Handel und Kolonisation abzunehmen, dieselbe unter eigne Verwaltung und streng geschäftliche Leitung zu stellen und auf diese Weise auch die Missionare persönlich zu befreien." Das Ziel, völlige Scheidung von Handel und Mission war also fast wörtlich das gleiche, welches Hahn im Auge hatte. Und doch war es weder bloß die Form dieser Handelsgesellschaft, an der Hahn sich stieß, noch die Bestimmung, daß von nun ab nur noch die Hälfte des Reingewinns in die Missionskasse fließen solle. Bei der ganzen Anlage der Missionskolonie

hatte nach Hahns Auffassung die Garantie des Gelingens in den Persönlichkeiten gelegen; darum war es ihm zu tun gewesen, Männer für diese Arbeit zu gewinnen, die um des Reiches Gottes willen selbst willig wären, Mangel und Not zu leiden. Er sah voraus, daß die neue Gesellschaft, wenn sie nicht der Mission unterstellt wäre, den „Weg alles Fleisches gehen" würde, weil das leitende Prinzip ihrer Angestellten Geldgewinn werden müsse. Als nun gar der erste Kaufmann, Herr Conrath, offene Feindschaft gegen die Eingebornen bewies und sich nicht scheute, die schlechtesten Subjekte in seinem Geschäft anzustellen, prophezeite Hahn der Aktiengesellschaft ein schnelles Ende, welches dann auch 1880 eintrat. Die Verhandlungen über dies kaufmännische Unternehmen wurden noch durch Mißverständnisse wie durch Reibungen mit dem Generalkassierer Ritter verschärft, sie verwickelten den Veteran der Herero-Mission in „Zank und Streit", die ihn kampfesmüde machten.

Aber diese ganze Entwicklung der Handelsfrage hätte doch kaum zum Austritt Hahns geführt, wären nicht noch tiefere Gründe zu gegenseitigem Mißverstehen und Mißtrauen vorhanden gewesen. Das führt uns zu Hahns konfessioneller Stellung, die garnicht übergangen werden kann, wenn man ein vollständiges Bild seiner Person haben will.

Hahn war in keiner Weise konfessionell lutherisch erzogen, er hatte mit Freuden in der reformierten Pfarrschule in Elberfeld unterrichtet und 1843 eine englische Independentin geheiratet. Erst in der Arbeit ist er zu konfessionellem Bewußtsein erwacht und ein ausgesprochener Gegner der Union geworden. Wie sich diese Entwicklung vollzogen hat, läßt sich nicht feststellen, nur so viel ist sicher, daß ihn der „independistische und subjektivistische Charakter" der kapischen Missionsgemeinden stark abgestoßen hat. Je mehr sich Hahn aber in einseitiger Weise als einen „lutherischen Missionar in rheinischen Diensten" fühlte, desto mehr mußte notwendig eine Spannung zu der geschichtlich gewordenen Stellung der Missions-Gesellschaft bemerkbar werden. Schon im Jahre 1854 hatte Hahn mit Inspektor Wallmann mündliche Auseinandersetzungen, und stritt von Petersburg aus für die Wahrung lutherischer Interessen; ein „Ultimatum" der Deputation schlug die Fragen nieder, sie blieben aber lebendig. Im Jahre 1858 schrieb Hahn, „er sehe in der Differenz der reformierten und lutherischen Kirche polarische Gegensätze," 1859 wehrte er sich gegen die Abendmahls-Gemeinschaft mit den reformierten Missionaren. So wurde eine mündliche Auseinandersetzung notwendig, zumal die gleichen Fragen in der Heimat zu einer Krisis führten, die fast eine Abzweigung der Ravensberger zur Folge gehabt hätte. Am 25. Oktober 1860 wurde aber Dank der weisen Leitung des Missions-Inspektor Dr. Fabri Friede geschlossen, und auch Hahn gab sich mit der „konföderativen Union" zufrieden. Trotz „bleibender Differenzen der Überzeugung" und obwohl ihm gesagt wurde, er sei in der rheinischen Mission „eine Unmöglichkeit", gewann er wieder volles Vertrauen vor seiner Ausreise. Die große Liebe zu den Herero machte ihn blind gegen die Konsequenzen seiner Stellung. Bereits 1864 führte dann der An-

kauf des Anderssonschen Etablissements zu einem heftigen Briefwechsel, der seinem eben gefaßten Vertrauen einen solchen Stoß gab, daß er seitdem „nie wieder volle Freudigkeit zur Gesellschaft finden konnte". Es trat eine beiderseitige Verstimmung ein, die eine Unparteilichkeit unmöglich machte, zumal Hahns „heißes Temperament und seine bisweilen rücksichtslosen Meinungsäußerungen die Gesellschaft öfter verletzen mußten" (so schreibt H. selbst). Seitdem fürchtete man in Barmen Emanzipationsgelüste, sah in Hahns Herrschaft auf Otjimbingue eine „gefahrvolle, selbst gewählte Stellung inmitten einer kleinen patriarchalisch-theokratischen Gemeinschaft", und forderte schließlich bei der Handelsfrage im Jahre 1869 gebieterisch Unterwerfung. Die Auseinandersetzungen über „absorptive und konföderative Union" erscheinen einem manchmal als Wortfechtereien, und doch war Hahns Protest ihm eine Gewissenssache. „Treu wollte er der Gesellschaft bleiben, solange es irgend ging", 1870 ging es nicht mehr. Eine Verständigung wurde nicht erzielt, schien ihm auch nicht mehr möglich, und so schrieb er im März 1872 den „schwersten Brief seines Lebens" mit dem Schluß: „Sie glauben garnicht, welchen Kampf es mir kostet, meinen Austritt zu erklären; es ist, als ob's um mein Leben ginge, und doch bleibt mir nichts anderes übrig." Ende Juni 1873 landete Hahn in Deutschland.

Auch die beiden letzten Jahrzehnte in Hahns Leben sollten dem dunkeln Erdteil gehören. Von all den Anerbietungen, die ihm 1873 gemacht wurden, nahm er den Ruf an die dem hannoverschen Konsistorium unterstellte St. Martins-Gemeinde in Kapstadt an, weil da doch Hoffnung für ihn war, mit der Herero-Mission Fühlung zu behalten. Trotz seiner Austrittserklärung trug man ihm in Barmen die Superintendentur über das Hereroland an, und „wieder trübte die Liebe zu den Schwarzen seine Überlegung". Kaum war Hahn 1874, nachdem die philosophische Fakultät von Leipzig ihm seine Verdienste um Ethnologie und Linguistik mit dem Doktortitel gelohnt hatte, in Afrika gelandet, da sah er nicht nur die praktische Unmöglichkeit, sondern auch die innere Halbheit eines solchen Nebenamtes ein, gab 1875 den Superintendententitel an das „unierte Barmen" zurück, und blieb als „halb unfreiwilliger" Pfarrer in Kapstadt. — Obwohl im nächsten Jahrzehnt jegliche Verbindung mit Barmen unterbrochen war, kam Hahn doch während dieser Zeit noch einmal auf sein altes Arbeitsfeld; 1882 schickte ihn die Kapregierung als Vermittler zu den Herero, vor denen die englischen Beamten in der Bai das Weite gesucht hatten. Die politische Mission war ziemlich erfolglos, aber persönlich war die Reise für Hahn eine große Freude, da die Herero ihn mit unbeschreiblichem Jubel als ihren geliebten „omuhonge" begrüßten. — Leider konnte er dieses Erlebnis nicht

mehr mit seiner Lebensgefährtin zusammen genießen, die mit so bewunderungswürdiger Selbstverleugnung vom Jahre 1844 ab sein vielbewegtes Leben geteilt hatte. Sie war im Jahre 1880 heimgegangen, und Hahn schrieb ihr nach ihrem Tode das Zeugnis: „ohne sie gäbe es heute keine Herero-Mission". — 1884 legte Hahn sein Amt in Kapstadt nieder, und zog 1887 nach einer letzten Europafahrt (1885—86) zu seinem Sohne Hugo nach Paarl ins Pfarrhaus. Noch 8 Jahre wirkte er in der Gemeinde seines Sohnes, und endete sein Tagewerk am 24. November 1895 im Haus seines Freundes Dr. Fismer in Kapstadt; seine letzten Worte waren das Schlußgebet der Offenbarung Johannis.

Hahn stand einmal im Jahre 1859 auf einer Reise nach Natal in einem Seitental des Tugela und schrieb in sein Tagebuch:

„Ganz unten floß ein Bach, bald über Felsen hinwegstürzend, bald ruhig in Schlangenwindungen laufend; nach langem Weg führten ihn starke Krümmungen wieder dahin zurück, woher er gekommen, aber doch etwas weiter. Seine Mühe, sein ungeduldiges Brausen und Toben, sein Vorwärtstreiben schien fast vergeblich. Sinnend sah ich dies Bild und dachte an mein Leben."

Man könnte Hahns bewegtes Leben kaum besser charakterisieren, als er es hier selbst tut. Nur eins fehlt noch daran, die treibende Kraft in all der Mühe und Arbeit. Man erfährt, wie sie hieß, wenn man an Hahns schlichten Grabstein auf dem Friedhofe in Paarl tritt; dort steht zu lesen: „Dein Reich komme!"

Buchdruckerei Ernst Röttger, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. August. 1903

Bernhard Jansen,
Missionar in Sierra Leone 1816—1823.

Von P. Strümpfel-Herrengosserstedt.

1. Berufung zum Dienst.

Gott kann sich aus Steinen Kinder erwecken. Mitten aus geistlich toter Umgebung kann er durch eine plötzliche Bekehrung seinen Mann gewinnen. So geschahs im Jahre 1812 an einem armen hungernden Brennereiarbeiter in London. Irgendwo im Hannoverschen — der Name des Dorfes ist noch nicht ermittelt — war Bernhard Jansen am 6. Januar 1787 geboren. Er hat zeitlebens genauere Mitteilung über Heimat und Herkunft vermieden. Wir können den Grund davon ahnen. Im Alter von 19 Jahren war er nämlich, nachdem er einige Jahre auf einem Komptoir gearbeitet, in der Kriegszeit 1806 nach England geflüchtet und dort in die sogenannte Deutsche Legion eingetreten, von Vlissingen aus aber desertiert. Er nannte sich seitdem William Augustin Bernard Johnson, heiratete eine englische Frau und tauchte unter in die Arbeitermassen des Ostends von London. Kümmerlich schlug er sich durch. Obgleich die Ehe kinderlos blieb, wollte doch 1812, als die Lebensmittelpreise in London aufs vierfache stiegen, sein Wochenverdienst von 18 Mark nicht ausreichen. Eines Abends gabs nichts zu essen, ihre Kleider waren ganz abgerissen, die Frau weinte vor Hunger im Bette, schlaflos wälzte sich Jansen hin und her. Plötzlich fiel ihm aus der Schulzeit der Spruch ein: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.“ Der Schulmeister daheim pflegte Montags früh zu fragen, was die Kinder von der Sonntagspredigt behalten hatten. Da hatte einmal der achtjährige Jansen von der vermutlich rationalistischen Predigt nichts zu sagen gewußt als jenen Spruch und der Schulmeister hatte ihn hart angefahren, daß er „nur einen Bibelspruch behalten habe.“ Den Knaben

hatte das sehr gekränkt, er vergaß das nie. Jetzt in der Angst und Not trat das Psalmwort vor seine Seele. Er sollte Gott anrufen und Gott ihn erhören? Das Buch seines Lebens wurde vor ihm aufgeschlagen, er las darin nichts als seine Sünde. Keine irdischen Aussichten und in der Ewigkeit einen zürnenden Gott! Es war eine verzweifelte Nacht! Mit leerem Magen gings früh an die Arbeit. Als er aber gleich den anderen zur Frühstückspause seine Wohnung betrat, fand er ein Essen bereit. Eine aus Indien heimgekehrte, in derselben Straße wohnende Dame hatte am Morgen Frau Jansen als Aufwartung angenommen und ihr vier Schillinge daraufgegeben. Jansen hatte eine unaussprechliche Empfindung davon, daß er der größte Sünder auf Erden und doch Gott so gnädig sei. Am folgenden Freitag ging er zur Betstunde in die Savoykirche, Prediger Lehmann von der Brüdergemeine hielt sie statt des auf dem Festlande weilenden Dr. Steinkopf. In dieser Stunde erhielt Jansen die selige Gewißheit der Vergebung seiner Sünden. Als er aus überströmendem Herzen zu seinen Arbeitsgenossen davon sprach, verspotteten sie ihn, auch seine Frau verhielt sich noch ablehnend. Um der Sonntagsarbeit willen verließ er seine Arbeitsstelle, fand aber bald Anstellung in einer Zuckerfabrik in Cable Street.

Im November 1813 war Jansen zugegen, als in der Herrnhuterkapelle in Fetterlane Missionsgeschwister abgeordnet wurden, und es erwachte der Wunsch in ihm Missionar zu werden. Die Maiversammlungen 1814 bestärkten ihn darin. Als ihm vollends zur Erhörung seiner Gebete die Bekehrung seiner Frau geschenkt war — es war bei einer Abendmahlsfeier in der Dissenterkapelle eines Rev. Stodhart, — da war das letzte Hindernis hinweg. Ein Herr, der in Verbindung mit der Londoner Mission stand, wollte sein Anerbieten dem Komité vorlegen. Ehe dies aber geschah, besuchte ihn ein hannoverscher Landmann, Heinrich Düring, welcher von der englischkirchlichen Mission als Schulmeister für Sierra Leone angenommen war. Auf dessen Zureden meldete er sich zu gleichem Dienste beim Missionssekretär Josia Pratt und dieser erfahrene Seelsorger erkannte auf den ersten Blick in dem schlichten Fabrikarbeiter den ehrlichen Mann, dem es voller Ernst war mit dem, was er bekannte und versprach. Die Zeugnisse Dr. Steinkopfs und Stodharts lauteten günstig. So wurde schon 14 Tage später, am 23. Januar 1815 das Ehepaar Jansen für den Schuldienst angenommen.

Nach einjähriger Vorbereitung in der Normalſchule der National Education Society traten Düring, Janſen, Joſt und Horton mit ihren Frauen am 11. März 1816 an Bord des „Echo“ ihre Ausreiſe an. Bangigkeit und Zweifel aller Art überfielen Janſen, aber er fand Troſt in den Verheißungen der Schrift; namentlich diente ihm die Stelle Jeſaja 42, 16 zur Ermutigung, er hat ſpäter noch oft gerade an dieſem Spruche ſich aufgerichtet: „Die Blinden will ich auf dem Wege leiten, den ſie nicht wiſſen. . Ich will die Finſternis vor ihnen her zum Lichte machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich ihnen tun und ſie nicht verlaſſen.“

2. Sierra Leone.

Auf der Halbinſel Sierra Leone — der Name ſtammt von den Portugieſen — hatte 1562 der Engländer Hawkins, ſobald das Parlament den Negerhandel für legal erklärte, die erſten 300 Schwarzen geraubt, um ſie in Haiti zu verkaufen. An derſelben Stelle legte 1786 Granville Sharp eine Kolonie für befreite Sklaven an und die S. L. Company bemühte ſich ſeit 1791 um Einführung von Handel und Ziviliſation. Indeſſen verhinderte das maſſenhafte Sterben der Europäer, der kriegeriſche Überfall der Hauptſtadt Freetown durch ein franzöſiſches Geſchwader 1794, namentlich aber der andauernde Sklavenhandel noch lange das Gedeihen des Unternehmens. Erſt als die Kolonie 1808 in die Verwaltung der Krone überging und britiſche Kreuzer auf Grund der Abolition Bill (1807) die Sklavenſchiffe auffingen, um deren ſchwarze Waare in S. L. unterzubringen, war die Möglichkeit einer glücklichen Entwickelung gegeben. Dennoch hatten alle Bemühungen der Freunde Afrikas nur beſcheidenen Erfolg, ſolange die direkte Miſſionsarbeit fehlte und von dieſer war bis 1816 in der Kolonie noch wenig zu ſpüren.

Zwar hatte ſchon 1804 die engliſche Kirchenmiſſion ihre beiden erſten, aus Jänickes Schule übernommenen Miſſionare, Melchior Renner und Peter Hartwig, dorthin geſandt, aber nicht für die Kolonie, deren damals wenig mehr als 2000 weiße und ſchwarze Anſiedler man durch die Kolonialkapläne zur Genüge verſorgt glaubte, ſondern für die heidniſchen Stämme der Umgegend (Suſu, Dſcholof, Timune, Mandingo, Fulah). Es galt den kurz zuvor durch das Klima und die Ermordung eines Miſſionars geſcheiterten Miſſionsverſuch der Glasgower und Edinburger Miſſionsgeſellſchaft unter den Suſu wieder aufzunehmen. Man war deshalb ſehr enttäuſcht,

als Renner und Hartwig nach Verlauf von zwei Jahren noch immer in der Kolonie saßen, Kaplansposten verwalteten und an Regierungsschulen unterrichteten, aber keine Anstalt machten zu den Susu zu gelangen. Offenbar wußte man in London nicht, in welchem Zustande der Unsicherheit durch Sklavenjagden und Rumverkauf sich die Gegend noch befand. Der Kompagnie und dem Gouverneur lag auch mehr daran, an den Missionaren kostenfreie Kapläne und Lehrer in der Kolonie zu haben als sie an dem von Schiffen wenig besuchten Rio Pongas, wo eben erst Missionar Greig ermordet war, schützen zu müssen und Renner wie Hartwig fehlte leider die rechte Energie gegenüber den Engländern der Kolonie, Hartwig geriet sogar auf Abwege und mußte wegen Beteiligung am Sklavenhandel später entlassen werden.

Die 1806 nachgesandten Missionare Nyländer, Butscher und Prasse erreichten zwar endlich das gewünschte Ziel; der eifrige, tüchtige Leopold Butscher kam wirklich an den Rio Pongas, wo er im stattlichen Gehöfte eines verstorbenen Sklavenhändlers am Bassia die erste Susustation anlegte, und Nyländer begann 1809 unter den Bullom auf dem Festlande gegenüber Sierra Leone. Aber ihre Arbeit kam nicht über einige Schulen hinaus, in denen Häuptlings- und Händlerssöhne englisch zu lernen suchten, um vorteilhafte Stellungen in der Kolonie zu erlangen. Bei dem häufigen Wechsel infolge des Klimas brachte es kein Missionar zu genügender Kenntnis der Sprache und die Missionare galten den Heiden als Spione, welche den britischen Schiffen den Sklavenhandel verrieten, sodaß zweimal ihr Haus niedergebrannt wurde. Endlich wurde 1817 infolge der Feindseligkeiten der Häuptlinge die Mission am Rio Pongas aufgehoben und erst 1854 von Westindiern aus Barbados (jetzt in Verbindung mit der Ausbreitungsgesellschaft) wieder aufgenommen.

Mittlerweile hatte aber Gott der Mission in der Kolonie eine wichtige Aufgabe gestellt. Hier war die Bevölkerung reißend schnell gewachsen. Zu tausenden wurden die befreiten Sklaven gelandet und von der Regierung zunächst versorgt. Dabei entwickelten sich trostlose Verhältnisse. Menschen aus 22 verschiedenen Stämmen, die sich nur durch etwas gebrochenes Englisch verständigten, hausten herdenweise in erbärmlichen Hütten, in Schmutz und Faulheit, dem Diebstahl ergeben; von Ehestand war keine Rede; Zaubereiwesen und Fetische sah man überall. Die Regierung war ratlos und bat

um Miſſionare. Sie verſprach in jedem der neuen Kirchenſpiele Kirche und Schule zu bauen und den Miſſionaren auch die äußere Leitung der Gemeinweſen zu übertragen.

Zur Ordnung der Sache und der längſt gewünſchten perſönlichen Information entſandte jetzt die Kirchenmiſſion einen Viſitator. Edward Bickerſteth gab ſeinen einträglichen Advokatenpoſten in Norwich auf, empfing die kirchlichen Weihen und reiſte Januar 1816 nach Weſtafrika. Während er die Suſuſtationen viſitierte, trafen am 27. April die neuen Miſſionare mit der „Echo" ein. Bickerſteth erkannte ſogleich in Janſen einen ihm verwandten Charakter und ſchrieb von ihm: „er ſcheint tot für die Welt und voll herzlicher Hingabe an die Sache, darum wird er gewiß Segen ſtiften, wo Gottes Vorſehung ihn hinſtellt." Einſtweilen hieß er Janſen nach der Bullomſtation Jongru gehen, um die Schule dort in Ordnung zu bringen, dann beſtimmte er ihn endgiltig für Hogbrook, wo 1500 befreite Sklaven auf Unterricht und Leitung warteten.

3. Der Garten Gottes in Regentstown.

Hogbrook (Schweinebach) lag $1^1/_2$ Stunden von Freetown, der Hauptſtadt der Kolonie, ſüdlich in einem von bewaldeten Bergen umſchloſſenen, von einem friſchen Gebirgswaſſer durchzogenen Tale. Die hier zu gründende Gemeinde ſollte Regentstown (Stadt des Prinzregenten, ſpäter nur Regent) heißen. Am 18. Juni 1816 übernahm Janſen die Station mit allen Vorräten und einer verworrenen Liſte der Neger. Ein Wohnhaus für ihn gabs noch nicht, weshalb ſeine Frau noch in Freetown blieb. Er ſchlief die erſte Nacht in einer Hütte auf der Erde, in eine Decke gewickelt, während der Regen durchs Dach tropfte. Traurig ſtands um die Schwarzen. Die meiſten waren erſt kürzlich von Sklavenſchiffen gekommen und jämmerlich verwahrloſt, 6—7 ſtarben täglich. „Soll ich verzweifeln?" ſchrieb Janſen. „Bei Gott iſt kein Ding unmöglich. Ich will gehen und ihnen von Jeſus erzählen. Seine Gnade iſt ausreichend für den Ärmſten der Armen." Eine Menge äußerer Arbeiten nahm ihn in Anſpruch. Er mußte Bauten und Pflanzungen beaufſichtigen, Lebensmittel und Kleider austeilen, Ausſchreitungen unterdrücken und Streitigkeiten ſchlichten. Aber ſchon nach einem Monat hatte er 100 Kinder in ſeinem proviſoriſchen Lehmhauſe zum Unterricht und 50 Erwachſene ſtellten ſich am Abend zum Lernen ein. Von früh bis ſpät wurde ſein Haus nicht leer und jeder, der wegen äußerer Sachen kam, erhielt auch ein

gutes Wort für seine Seele. Jansen begann sofort in englischer Sprache Gottesdienste und tägliche Andachten. Wie reichlich er die Verkündigung gestaltete, zeigt schon der Verlauf eines Sonntags. Am 18. Juli, gerade einen Monat nach der Ankunft, verzeichnet das Tagebuch:

5—6 früh: Morgenandacht; Gesang, den die Eingeborenen sehr lieben, Erklärung von Jer. 46, wieder Gesang und Gebet; 8 Uhr: drei Frauen stehen an der Tür, wollen „Buch lernen", erhalten Alphabete und werden bis 9 Uhr unterrichtet; 10 Uhr: Gottesdienst mit englischer Liturgie und Predigt über Joh. 18; das ganze Haus samt Veranda dicht besetzt, eine Anzahl steht im Hofe; 3 Uhr: Predigt über Apostelgeschichte 2, 36—38, wieder alles voll; nach dem Gottesdienste in strömendem Regen nach Bassetown zur Predigt; abends 7 Uhr: Gottesdienst, das Haus faßt die Leute nicht!

Solche treue Arbeit konnte nicht ohne Wirkung bleiben.

Allerdings war Jansen nur als Schulmeister ausgesandt und die englische Kirchenordnung gestattete ihm das Predigen nicht, sodaß er das Komitee bescheiden um Entschuldigung bat. Es war ihm aber nicht möglich, nur die Liturgie zu halten: „wo ich schwiege, würden die Steine schreien." Immerhin fanden Pratt und Bickersteth sein Predigen inkorrekt und hielten es für gut, ihm die Ordination zu erteilen. Um den anglikanischen Ansprüchen zu genügen, hatte man den Ausweg gefunden, daß die Missionare — schon Renner und Hartwig — in Deutschland oder draußen lutherisch ordiniert wurden, so behielt der Kaplan in Freetown formell seine Vorrechte. Auch Jansen wurde nun am 31. März 1817 von Renner, Butscher und Wenzel lutherisch ordiniert. Am folgenden Ostersonntage, 6. April, gab ihm der Herr „die endliche Versicherung seines Predigerberufs, indem viele in der Kirche weinten und laut um Gnade flehten." Im Abendgottesdienste wurde das Schreien und Beten so allgemein, daß er abbrechen mußte. Die meisten lagen auf den Knieen und riefen: „Jesus, Massa, Gnade! Jesus, ich laß dich nicht, vergib mir meine Sünde!" Als er die Kirche verlassen hatte, hörte er noch eine Viertelstunde das Schreien, Weinen, Singen. Schon im Januar vorher hatten solche Auftritte begonnen. Nach Ostern steigerten sie sich so, daß, wenn Jansen nur den Namen Jesu nannte, das Schreien anfing. Er mußte Männer anstellen, welche die Ergriffenen hinausführten, um die Ruhe im Gottesdienste herzustellen. Von Weihnachten bis Ostern stieg die Zahl der Kommunikanten von 27 auf 70; die Kirche wurde vergrößert und in Kreuz-

form ausgebaut. Es iſt bekannt, wie oft bei den Negern die religiöſe Erweckung unter ſtürmiſcher Gefühlserregung ſich vollzieht. Janſen war aber kein Methodiſt, er ſuchte mit großem Ernſte die Gefahren ſolches Weſens zu verhüten durch reichliche Belehrung und ſtrenge Sittenzucht, namentlich aber durch anhaltende Pflege der einzelnen Seelen. Die Mitteilung der Geſpräche mit den Erweckten füllt viele Seiten ſeines Tagebuches. Bis 1819 dauerte die Erregung in der Gemeinde; des Abends im Mondenſcheine ſammelten ſich die jungen Burſchen auf dem einen Berge, die Mädchen auf einem andern und man hörte ſie durch die ſtille Nacht ſingen und beten; ſie beteten um Vergebung der Sünden und um Erneuerung des Herzens. In den Abendbetſtunden durften die Getauften ſelbſt zu ihren Genoſſen reden. Ein neues Leben kehrte im ganzen Orte ein. Während das Weihnachtsfeſt an der Küſte ſonſt ſo laut wie möglich mit Trommeln, Tanzen, Schießen und wüſtem Trinken gefeiert wurde, ſah man in Regentstown keinen Betrunkenen, hörte kein Schießen; dagegen kamen vormittags alle zur Kirche und am Nachmittage begleiteten 400 feſtlich gekleidete Leute ihren geiſtlichen Vater über die Berge nach Leiceſter Mountain zur monatlichen Gebetsverſammlung der Miſſionare. Wenn Janſen in Freetown Vakanzpredigt gehalten und dort durch ſeine Predigt das Gelächter der Beamten und Offiziere erregt hatte, und dann nach Regent zurückkehrte, wo von weitem der Geſang geiſtlicher Lieder ihn grüßte, dann wars als käme er in eine andere Welt.

Mit den Europäern in Freetown hatte er überhaupt manche Not. Wenn ſie Sonntags ihren beliebten Ausflug nach den Waſſerfällen machten und ſtark angeheitert nachmittags durch Regentstown zurückkehrten, geſchah es anfangs oft, daß ſie allerlei Unfug trieben, während die Gemeinde in der Kirche war; erſt allmählich mußten ſie einſehen, daß hier kein Ort für ihre Tollheiten war. Der Gouverneur Sir Ch. Macarthy war ein wohlmeinender, aber wunderlicher Herr. Er verlangte von Janſen, daß er alle ſeine Leute auf einmal taufte und wurde ſehr unwirſch, als dieſer erklärte, nur die Gläubigen taufen zu können. Er nannte Janſen und die Kirchenmiſſion überhaupt „eine Bande Fanatiker“ und drohte mit Beſchwerde beim Erzbiſchof von Canterbury und Heranziehung der Wesleyaner. Ein andermal verlangte er, daß im Gottesdienſte God save the King geſungen werde. Doch erkannte der ſonſt verdiente Mann die großen Erfolge Janſens gern an und ließ ihn gewähren, wenn er auch perſönlich lieber nach Leopoldtown ging, wo Renner predigte.

Am meisten war in Gloucester von solchen Früchten wie in Regentstown zu spüren. Jansen hatte es durchgesetzt, daß dieser Ort unter Dürings Leitung kam. Er lag halbwegs nach Freetown an der Straße, die Jansen mit seinen Leuten gebaut hatte, wobei selbst die Europäer die mühsame Arbeit der Felssprengungen bewunderten.

Je länger je mehr bewährten sich Jansens junge Helfer und er trug sich mit dem Gedanken durch sie in ihren Heimatländern das Wort verkündigen zu lassen. Am 25. Januar 1819 beschloß auf seinen Antrag die Konferenz der Missionare William Tamba und William Davis als Nationalhelfer anzustellen. Es war in der Sierra-Leone-Mission ein neuer Schritt, da man bisher höchstens in der Schule, aber nicht zum Evangelisieren Eingeborene verwandt hatte. Jansen selbst unternahm Reisen ins Innere und hätte gern den aus der Kolonie verdrängten Stämmen das Evangelium gebracht. Aber die Zeit war dazu noch nicht gekommen.

4. Sechs Monate in Europa.

Schon länger stand es fest, daß Jansens Frau nach England reisen müsse, um das Leben zu erhalten. Endlich entschloß er sich selbst mitzureisen. Es galt wichtige Besprechungen mit dem Komitee zu halten. Sowohl dem Gouverneur gegenüber, der die Mission innerhalb der Kolonie festzuhalten suchte, wie den Kolonialkaplänen gegenüber, welche den Missionsschulmeistern das Predigen verboten und vielfach nach den Ansichten der Kolonialpolitiker die Taufe als Zivilisationsmittel ohne weiteres auch unbekehrten Leuten z. B. farbigen Soldaten spendeten, bedurften die Missionare eines sicheren Rückhalts in London. Die Frage der Nationalhelfer mußte erörtert werden, auch waren viel mehr Missionare nötig, wenn alle Niederlassungen befreiter Sklaven von solchen geleitet werden sollten. Schon hatte die Regierung notgedrungen ganz ungeistliche Leute zu Vorstehern gemacht.

Zu Ostern taufte Jansen noch 110 Erwachsene und 6 Kinder und feierte das heilige Abendmahl mit 253 Schwarzen und 4 Weißen; es war „ein Pfingsten in Afrika." Acht Tage später sagte er Lebewohl. Die Trennung war herzbeweglich. Hunderte geleiteten ihn weinend ans Schiff. Des Händedrückens war soviel, daß an einem Finger der Nagel abging. „Massa," rief einer, „wenn das Wasser nicht wäre, wir gingen alle zu Fuße mit!"

Am 22. Juli landete er in Portsmouth. Von seinen Verband-

lungen mit dem Komitee erfahren wir nichts. Ende Juli eilte er ohne ſeine Gattin über Cuxhaven und Bremen nach Hannover. In ſeinem Heimatsorte begab er ſich in den Gaſthof und ließ die Mutter rufen. Seit dreizehn Jahren hatte ſie ihren Sohn nicht geſehen und weinte nun vor Freude und Angſt zugleich, erſt als er ihr zwei Merkmale am Körper zeigte, war ſie überzeugt, daß ers wirklich wäre.

Intereſſant iſt, was er am 25. Juli einem Freunde ſchreibt: „Ich fand, daß eine meiner Schweſtern, jetzt 22jährig, durch einen meiner Briefe einen ſtarken Eindruck von „guten Dingen“ erhalten hat; ihre Zärtlichkeit gegen mich läßt ſich nicht beſchreiben. Sie wollte mich nicht verlaſſen; wenn ich mich zu Bett lege, will ſie auf einem Seſſel vor mir ſitzen, und ſo hat ſie ſeit meiner Ankunft kaum geſchlafen. Ihre Sprache iſt die der Ruth; was ich ihr auch einrede, iſt umſonſt, ſie will mich begleiten, wohin ich gehe. Heute gibt ſie daher ihre Stelle auf und ich zweifle nicht, du wirſt ſie in England mit mir zu ſehen bekommen. Ich fürchte, man wird daran im Miſſionshauſe keine Freude haben; aber ich kanns wirklich nicht ändern ..... Religion iſt hier in der äußerſten Ebbe; du könnteſt nicht begreifen, wie man hier den Tag des Herrn zubringt. Ich fand nicht einen wahrhaft Frommen hier; das Evangelium wird nicht gepredigt; es iſt ein bloßes Herr Herr ſagen. Ach, du glaubſt nicht, wie mir zu Mute iſt; eben darum nehme ich meine Schweſter mit mir; hat ſie doch niemand, mit dem ſie über ihre Seele reden kann. Meine arme Mutter und Schweſter ſcheinen leider noch im Finſtern zu ſein. Ach, daß der heilige Geiſt ihnen die Augen öffnete! Ich bin ſehr kalt und matt im Gebet, weiß kaum, was ich tue, und mein Mund ſcheint mir wie geſchloſſen, kann nicht von Jeſu und ſeiner Fülle reden außer zu meiner lieben teuren Schweſter. . . . .“

Hanna Janſen hat nachher als Lehrerin der Mädchenſchule in Regentstown ihren Platz trefflich ausgefüllt, 1822 heiratete ſie den verwitweten Miſſionsſchulmeiſter Beckley und kehrte mit dieſem 1826 nach England zurück.

Noch an manchem Orte in England mußte Janſen von ſeinem Werke berichten und ſein ſchlichtes Zeugnis machte tiefen Eindruck. Aber die Nachrichten aus Afrika, beſonders Briefe ſeiner ſchwarzen Helfer, trieben ihn ſchon Weihnachten wieder abzureiſen, zumal ſeine Gattin völlig erholt ſchien.

5. Ein heißes Tagewerk.

Am 31. Januar 1820 abends warf das Schiff vor Freetown Anker. Ein Neger, welcher Janſen landen ſah, lief ſpornſtreichs hinauf nach Regentstown, wo Miſſionar Wilhelm gerade den täglichen Abendgottesdienſt hielt und rief in die Kirche hinein: „Hört alle, Herr Janſen gekommen!“ Sofort ſprang alles auf; wer nicht

zur Tür hinaus konnte, stieg durchs Fenster. Einige kamen noch in der Nacht nach Freetown, andere am nächsten Morgen; in seinem ganzen Leben hatte Jansen nicht soviel Hände geschüttelt. Dafür bot sich ihm in Regentstown ein desto traurigerer Anblick. Am 1. Februar abends ritt er hinauf, seine Frau und Schwester und Missionar Beckley mit Frau waren schon am Nachmittage vorangegangen. Da sah er im Mondenscheine Kirchturm und Schulhaus eingefallen, die Gartenzäune verschwunden, daß kein Stecken übrig war, überall Ruinen! Dem entsprach der Zustand der Gemeinde. „Ich hatte geglaubt, einen Freund und Bruder hier zu lassen und wie bin ich getäuscht worden!" Der Schullehrer Morgan hatte eine herrische Art; er schwang die Peitsche, setzte die Löhne herab und machte alles anders als Jansen es eingeführt hatte. Den blühenden Missionsverein der Gemeinde ließ er einschlafen. Mag die Eifersucht auf Jansens Beliebtheit ein Hauptgrund gewesen sein, wie dieser andeutet; in einem schriftlichen Gutachten hat doch Morgan später die Ehrlichkeit und Gelehrigkeit der Leute und das echt christliche Leben in Regentstown bezeugt, allerdings ohne Jansen mit Namen zu nennen. Als dann im Herbste Morgan erkrankt und für immer heimgekehrt war, war die Gemeinde ganz verwaist gewesen; nur ab und zu hatten Wilhelm und Düring nach dem Rechten gesehen. Viele waren verzogen, manche in Sünden gefallen — und man drohte der Gemeinde, wegen ihres schlechten Rufes werde Jansen gar nicht wiederkommen.

Nun war er aber rechtzeitig wieder da und nahm sofort die Arbeit in der alten Weise auf. Sechsmal hatten die Leute am Sonntage Gelegenheit zur Erbauung und es gab solche, die kein einziges Mal fehlten. Viel Kraft beanspruchte die Bauarbeit, an der es auch hernach infolge des zerstörenden Klimas kein Jahr fehlte. Jansen seufzt einmal: „Es soll mich wundern, wann das unglückliche Bauen einmal aufhört!" Eine große Hilfe waren ihm seine schwarzen Mitarbeiter, ohne sie hätte er zuletzt die Riesenarbeit nicht leisten können. Sandy unterrichtete die Taufbewerber, Tamba, Noah, Hughes u. a. verkündigten Sonntags das Evangelium auswärts z. B. im Hospital zu Leicester und konnten ihren Landsleuten in der Muttersprache predigen. Mit ihrer Hilfe brachte Jansen den Missionsverein seiner Gemeinde wieder in Blüte und gründete solche Vereine auch an anderen Orten. Besonders David Noah war

seine rechte Hand. Von dessen Tätigkeit entwirft er im Oktober 1822, als die Gemeinde schon auf fast 2000 Seelen angewachsen war, folgende Schilderung:

„Kein Europäer könnte in diesem Klima so anhaltend arbeiten. Er hält die Tagschule für Knaben, die Abendschule für Erwachsene, teilt für etwa 1200 Menschen Rationen aus, führt Bücher und Listen, mißt die Parzellen für Ansiedler aus, beaufsichtigt den regelrechten Bau der Häuser und Umzäunungen, betet mit den Kranken, nimmt jeden Donnerstag in Freetown die Vorräte in Empfang, schließt Ehen und tut alle Küsterdienste, kurz, er ist alles in Regentstown. Bin ich einmal verhindert, so geht er nach Bathurst oder Gloucester. Ich kann Gott nicht genug preisen, daß er mir solchen Helfer geschenkt hat. Er tut alles mit großer Freude und meint nie, daß er zu viel tue. Hat er fünf Minuten übrig, so sitzt er in in meiner Stube über den Büchern. Nach elf Uhr nachts, wenn er sein Tagebuch geschrieben, geht er zur Ruhe und ist halb fünf Uhr früh wieder auf."

Wir irren wohl nicht, wenn wir es für eine Folge von Jansens Besprechung mit dem Komitee ansehen, daß dieses jetzt den englischen Lehrer Bull sandte, um in Regentstown ein Seminar für Nationalhelfer mit zunächst 25 Zöglingen zu gründen. Gegen den Mangel an schulmäßiger Ausbildung bei Jansens bisherigen Helfern erhob das Komitee schon öfter Bedenken. Auf Wunsch von London fing man im Seminar auch an Latein zu treiben, gab es aber verständigerweise bald als unpraktisch wieder auf.

Wie es jetzt in Regentstown aussah, berichten uns unparteiische Beobachter, zuerst amerikanische Geistliche, die in Verbindung mit der englisch kirchlichen Mission ein Kolonisations- und Missionsunternehmen an der Scherbroküste planten und Jansens Rat einholten. Ihr Führer Bacon schildert voll Begeisterung, wie auf den Glockenschall die Leute zur Kirche eilten, die Schüler und Schülerinnen in geordnetem Zuge, zu zwei und zwei, sauber gekleidet, wie die Getauften auch ihre Bibel im Gottesdienste hatten, um die Textenachzulesen, welche Andacht und gehobene Stimmung die große Versammlung erfüllte, von der mehrere hundert zum heiligen Abendmahle gingen.

Kurz darauf, um Ostern 1821, erschien ein Quäker Singleton. Anfangs sehr reserviert, fühlte er sich bald heimisch, bat mit Tränen in den Augen zu den Leuten reden zu dürfen und erklärte, zwischen wahren Gotteskindern beständen keine Unterschiede. Der Quäker prüfte auch sehr eingehend die äußeren Verhältnisse. Von 1350 Einwohnern konnten bereits 700 sich von ihrem Ackerbau selbst erhalten; 10000 Bushels Cassada waren in einem Jahre verkauft worden.

Die Stadt war regelmäßig in 9 Straßen angelegt, vom Pfarrhause aus meist übersehbar; zur Kirche hinüber führte über den Fluß eine steinerne Brücke. In den sauberen Häusern fanden sich selbstgefertigte Tische, Stühle, Sofas; um jedes Haus ein Gärtchen. Alle Bewohner waren anständig gekleidet, die Kleider meist von den Frauen selbst gefertigt. Alle Handwerke waren vertreten, die Regierung hatte Lehrmeister gestellt. Handel mit Spirituosen war streng ausgeschlossen. Das ganze Leben stand unter dem Einflusse des Missionars, keine Ehe ward z. B. ohne seinen Rat und seine Zustimmung geschlossen.

Im Laufe des Jahres 1821 vollzog sich auch unter den Europäern in Freetown ein Umschwung in der Stimmung. Man erkannte öffentlich an, daß allein das Evangelium die Heiden zivilisieren könne. Der Vorsitzende des Gerichtshofes in Freetown stellte 1822 fest, daß 10 Jahre früher, als die Kolonie 4000 Seelen zählte, jährlich 40 Verbrecher abgeurteilt wurden, jetzt bei 10000 Bewohnern nur 6, darunter kein einziger von den Stationen, welche Missionare hatten. Der Gouverneur, „der alte Macarthy", übernahm zu Weihnachten 1821 selbst den Vorsitz am Jahresfeste des englisch-kirchlichen Missionsvereins und war sehr erstaunt, daß die schwarzen Christen 1448 Mark dazu beigesteuert hatten, er gab jetzt selbst 200 Mark und andere Beamte folgten seinem Beispiele. Seltener als früher kam er jetzt nach Regentstown, aber der festliche Empfang, der ihm nach einer Urlaubsreise dort bereitet wurde, hatte ihn überzeugt, daß dort die Leute zu loyalen Untertanen erzogen wurden.

Besonders eng befreundete sich mit Jansen J. Reffell, der mit der Aufnahme und Unterbringung der ankommenden befreiten Sklaven betraute Beamte. Er wies immer neue Scharen nach Regentstown. Auf seine Veranlassung unternahm Jansen im Oktober 1821 und nachher öfter Rundreisen durch alle Niederlassungen, welche neben der Evangelisation zugleich die Bedeutung der Visitation hatten. An manchen Orten herrschte keine Zucht, an einigen hatten von Freetown kommende Sektierer, Leute, die ohne Unterricht getauft, nur dürftige christliche Erkenntnis besaßen, sich aber zu Lehrern aufwarfen, Verwirrung angerichtet, und leider bedienten sich mehrfach die Methodisten solcher Leute. Sie nisteten sich gerade da ein, wo es an regelmäßiger Predigt fehlte. Jansen setzte nun seine Helfer dorthin, bat aber vor allen Dingen in London um Missionare. So erweiterte sich sein Wirkungskreis. Besonders York schien fast eine

Filiale für ihn zu werden. Als er aber ſo wiederum im Begriff ſtand ſeinen Einfluß auszudehnen, da wurde ihm wieder und nun endgiltig Halt geboten.

6. Heimgang.

Rings um ſich her ſah Janſen die Reihen ſeiner Mitarbeiter ſich lichten. Im Oktober 1821 war Renner an Gelbſucht geſtorben, Nyländer war eine Ruine, auch Wilhelm war am Ende ſeiner Kraft. Janſen und Düring hatten trotz häufigen Fiebers bisher noch in voller Arbeit geſtanden. Da mußte zuerſt Düring auf Urlaub gehen und mit ihm mußte am 4. Mai 1822 Janſen ſeine Frau ziehen laſſen, deren Gehirnleiden der Arzt für hoffnungslos anſah. „Wer Trübſale durchmachen will", ſchrieb der Zurückbleibende, „der komme nach Afrika. Wir haben hier ſicherlich das ſchlechteſte Klima der Welt, und doch möchte ich nirgends lieber leben, ich kann anderswo nicht leben." Monat auf Monat verging ohne Nachricht von den Europafahrern, erſt im Dezember kam gewiſſe Kunde, daß Frau Janſen angekommen ſei und ſich wohler befinde. Vorher war ein unverbürgtes Gerücht aufgetaucht, ſie ſei auf dem Schiffe geſtorben; gleichzeitig hatten Briefe gemeldet, daß Janſens Mutter am 1. Juli entſchlafen ſei und ſeine Schweſter in Hamburg vielerlei Sorgen habe, namentlich mit dem 16jährigen Bruder. Auf alle dieſe Gemütsbewegungen folgte ein ſchmerzhaftes Körperleiden. Von einer in Regentstown ausgebrochenen Augenkrankheit wurde auch Janſen monatelang ſchwer geplagt, ſein linkes Auge verlor faſt alle Sehkraft. Durch die Verheiratung ſeiner Schweſter mit dem Lehrer Beckley ſtand er jetzt allein da. Mit Sehnſucht wartete er auf die verſprochenen neuen Miſſionare. Endlich im Februar 1823 trafen ſie ein, er erhielt Erlaubnis zur Heimreiſe.

Aber noch wurde es ihm ſchwer ſich zu trennen. Die Verwaltung von Glouceſter konnte er ſeinem geliebten Düring wieder übergeben, aber Kent, York, die Bananen- und Plantaneninſeln erforderten weiter ſeine wiederholten Beſuche. Mit Hilfe von 300 Männern hatte er in wochenlanger Arbeit eine Straße nach York und eine neue Straße zur Küſte gebaut, letztere war beſonders wichtig für den Verkauf der Plantagenerzeugniſſe. Auf dem Fluſſe kamen der Kahntransport und die Fiſcheri in Aufſchwung. Die Schulen waren übervoll, in der Mädchenſchule 230, in der Knabenſchule 251, in der Abendſchule für Erwachſene 571, im Seminar 27, in Summa 1079 Perſonen im Unterricht. Über 700, d. i. mehr als

1/8 der Bewohner, konnten lesen. Zu 410 Kommunikanten sollten zu Ostern 48 neue hinzukommen.

Da zwang schon vorher ein neuer heftiger Anfall der Augenkrankheit den rastlosen Mann die Arbeit niederzulegen. Auch das rechte Auge entzündete sich so, daß er fast nicht mehr lesen und schreiben konnte. Im übrigen scheinbar gesund, bestieg er nun Ende April das Schiff; aber schon am nächsten Tage trat das Fieber so heftig auf, daß er sein Ende nahen fühlte. Den Wunsch David Noah mitzunehmen, hatte ihm das Komitee wegen der für den schwarzen Christen drohenden geistlichen Gefahr abgeschlagen. Bei sich hatte er nur Dürings einzig übrig gebliebenes Kindlein, welches er nach England bringen sollte und das zur Pflege des Kindes mitgenommene Mädchen, eine Kommunikantin von Regentstown. Diese junge Schwarze erhielt nun die letzten Aufträge des Sterbenden. David Noah solle seine Schuldigkeit tun, wenn er bete, werde Gott ihm helfen und im Himmel würden sie sich wiedersehen. Dem Komitee in London sollte sie sagen, man möchte doch recht bald einen treuen Geistlichen nach Regentstown schicken. In einer klaren Stunde tröstete er das geängstete Mädchen und ließ sich den 23. Psalm vorlesen. „Ich sterbe, bete für mich", flüsterte er. „Da bat ich", so erzählte sie später, „den Herrn Jesus ihn den rechten Weg zu führen." Seine letzten verständlichen Worte waren: „Gott ruft mich, heute Nacht werde ich bei ihm sein." Am Sonntag, 4. Mai, entschlief er, erst 36 1/8 Jahr alt. Seine Leiche wurde ins Meer versenkt.

Merkwürdig, daß noch in demselben Jahre auch August Düring im Ozean versank. Das Schiff, welches ihn am 31. August als einen totkranken aufnahm, blieb verschollen, wahrscheinlich war es das Opfer eines heftigen Sturmes, der im englischen Kanal Anfang November wütete. Die beiden Hannoveraner, die einst zusammen ausgezogen, gingen fast gleichzeitig in die Ewigkeit. Das Jahr 1823 war überhaupt für Sierra Leone ein Todesjahr. In Freetown trat das gelbe Fieber auf und raffte fast alle Beamten hin. Von sieben Männern und fünf Frauen der englischkirchlichen Mission, welche im Frühjahr gelandet waren, starben sechs binnen Jahresfrist. Am 3. Mai reiste Kaplan Ford ab und starb auf dem Schiffe. Sein Nachfolger Palmer wurde auf der Kanzel vom Fieber ergriffen, als er gerade über Joh. 17, 1 „Vater, die Stunde ist hier" mit bewegtem Herzen predigte, am dritten Tage hatte er schon ausgelitten.

Das mörderische Klima bringt es mit sich, daß die Arbeitszeit der Missionare in Westafrika kurz ist. Nur sieben Jahre ist Jansen Missionar gewesen, nur 6¼ Jahr hat er Regentstown gewidmet. Und doch entfielen von 603 Komunikanten im Februar 1823 410 auf Regentstown, 98 auf das von ihm und Düring gepflegte Gloucester und nur 95 auf alle anderen 8 Stationen zusammen! Und das von ihm gepflanzte Christentum war keine bloße Gefühlserregung, sondern bewährte sich in dauernd guten Früchten der Sittlichkeit und Zivilisation.

Den besten Beweis dafür liefert gerade die folgende traurige Geschichte von Regentstown. Norman, der Leiter des Seminars, hatte die Station übernommen, ging aber schon im Januar 1824 invalide nach England, der im Februar 1825 endlich eintreffende Missionar Brooks starb nach wenig Wochen. Dann war die Station bis 1835 meist unbesetzt. Es war kein Wunder, daß die Gemeinde innerlich und äußerlich zurückging, und viele an anderen Orten, namentlich in Freetown Arbeit suchten. Dennoch meinte noch 1845 ein Lehrer Graf, als er in der vollen Kirche einer Taufeier beiwohnte, an der Aufmerksamkeit und Lebendigkeit der Gemeinde etwas von der Frucht Jansens zu verspüren. So tiefe Spuren hinterließ dieser eine Mann.

Jansens kurzes Wirken auf beschränktem, dornenreichem Felde hatte nichts von der Romantik und von dem großen Zuge, welcher die Laufbahn mancher Missionspioniere so anziehend macht, und doch verdient er einen Platz unter den „Großen in Israel." Man hat ihn mit John Williams, dem Südseemissionar, verglichen, weil beide in einem Jahre (1816) abgeordnet wurden, beide ungelehrte Leute und Laien waren und vor anderen auserwählte Rüstzeuge des Herrn wurden. Jedenfalls ist das wahr, daß auch Jansen zu den „geborenen Missionaren" gehört, die zur rechten Stunde an den rechten Ort zu stellen Gottes Weisheit vorbehalten ist.

Das Geheimnis seines Erfolges liegt zum guten Teile darin, daß er sein ganzes Herz der Sache hingab und seine Neger wirklich liebte. Das fühlten sie und darum übte er so wunderbare Gewalt über ihre Gemüter. Als Beckley sich einmal über Unbotmäßigkeit der Burschen beklagte, hielt er ihm vor, er müsse mehr als gütiger Vater handeln. Ein Missionar, der die Liebe der Leute habe, könne mit zwei Worten, ja mit einer betrübten Miene mehr

ausrichten als ein anderer mit noch ſoviel Strenge. Dazu kam die Unmittelbarkeit und Schlichtheit ſeines Lehrers. Sünde und Gnade war das große Thema auch ſeiner Geſpräche. „Aus Gnaden errettet muß ich wieder lieben und bin dem Heilande verpflichtet für ewig," — das war ſeine Theologie. Als er 1823 die erſten Basler Brüder, welche die engliſchkirchliche Miſſion ſandte, Metzger, Gerber, Schemel und Beckauer, predigen hörte, ſchienen ſie ihm viel zu wenig der Gnade die Ehre zu geben. „Freier Wille", ſagte er, „iſt eine Lehre, die mit der Erfahrung des Negers nicht ſtimmt, welcher durch freie Gnade allein von zeitlicher und geiſtlicher Knechtſchaft erlöſt wird." Die Prädeſtinationslehre, die er in Stodharts Kirche in London gehört, ſchien ihm Afrika zu beſtätigen.

Bei allen Erfolgen blieb er nüchtern und demütig. Vor Schmeichelei hatte er grabezu Angſt. Als er zum letzten Male das Jahresfeſt der Miſſionsgeſellſchaft für Sierra Leone mitfeierte, meinte er tadelnd, man habe zuviel Komplimente gemacht; die Rede ſeines Nationalhelfers Tamba ſei die beſte geweſen.

Für ſeine auf das Weſentliche gerichtete Art iſt eine Äußerung über miſſionariſche Vorbildung kennzeichnend. Er klagt über junge Brüder mit theologiſcher Gelehrſamkeit, die nicht Abc unterrichten können, die einfache Regeldetri nicht verſtehen und in Rechnungsführung Ignoranten ſind. Miſſionare und Schullehrer für Sierra Leone ſollten vor allem auf Ackerbau und Handwerke, Feldmeſſen, Geographie und Rechnen ſich verſtehen und ihr eigenes Haus wohl zu regieren wiſſen. Wie wollten ſie ſonſt Stationsleiter werden und die Gemeinde des Herrn regieren? Er ſelbſt war allerdings auch in praktiſchen Dingen ein Meiſter und beſaß bei aller Weichheit der Empfindung ein Charisma des Regierens.

Daß er bei aller Konzentration ſeiner Arbeit die ſtille Sehnſucht nach dem weiten Inneren des umnachteten Afrika im Herzen trug und durch ſeine Chriſten einmal ihre Heimatländer zu evangeliſieren hoffte, beweiſt, daß er als Paſtor doch nie aufhörte ein echter Miſſionar zu ſein. Es waren Gedanken, deren Verwirklichung erſt ſpätere Menſchenalter ſehen ſollten.

Quellen: Jowett, Memoir of W. A. B. Johnson. London 1852. Ev. Miſſ. Mag. 1869, S. 340 ff. Stock, History of the Church Miss. Society 1899, I. Grundemann, Kl. Miſſ. Bibl. II, 1,80 ff.

Ernſt Röttger's Buchdruckerei, Kaſſel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1903.

Joh. Chr. Dieterle.[1])

Von Kandidat W. Oehler in Cannstatt.

1. Die Anfangszeit in Akropong.

„Etwas von den Negern" will „der evangelische Heidenbote" (das Basler Missionsblatt) vom Oktober 1846 seinen Lesern erzählen. Er beginnt:

„In unsrem letzten Jahresbericht heißt es von den Missionserfolgen in Ostindien: „Es sind jetzt 2500 Seelen teils für Christum gewonnen, teils auf dem Wege zu ihm, oder doch angeleuchtet von seinem Lichte." — So hat uns der Herr in einer Periode von zehn Jahren dort gesegnet. Was ist aber auf der westafrikanischen Goldküste geschehen? Wo sind die Negergemeinlein, die dort für Christum gewonnen wurden? Hier wie dort ist gleich lange gearbeitet worden, — aber während dort allenthalben Leben aus Gott sich regt, schweigt hier noch alles in Grabesstille. Ach Noahs Fluch lastet noch immer schwer auf Hams Geschlecht, und die Verheißung, daß auch Mohrenland seine Hände nach Gott ausstrecken solle, will noch immer, wenigstens in jenen finstern Gebieten der Goldküste, sich nicht erfüllen. Ein Zeuge des Evangeliums um den andern sinkt dort ins Grab und achtet sein Leben nicht teuer, nur um auch in Mohrenland Seelen zu werben, und doch ist es noch immer eben auf Hoffnung gearbeitet! Sollen wir die Arbeit dort aufgeben? — Missionar Schiedt, der dort im Schweiße seines Angesichts arbeitet, antwortet auf diese Frage (in einem Brief von Neujahr 1846): „sollte ich nicht wieder ein neues Jahr erleben, so geben sie Afrika nicht auf, auch wenn es noch manche Opfer kosten sollte!" Nun wohlan, wenn diese Brüder im Angesicht des Todes so reden, so wollen wir nicht weniger Glauben, Geduld und Liebe haben als sie und im Namen Gottes fortfahren."

An dasselbe Wort von Missionar Schiedt knüpft Missionsinspektor Hoffmann in seinem Jahresbericht von 1846 an und sagt:

„Wir wollen auch Afrika nicht aufgeben, sondern im Glauben werden von diesen Jahresfesten wieder vier Brüder: Meischel, Dieterle, Stanger

1) Quellen: Tagebücher von Dieterle, bearbeitet von P. Steiner im Missionsmagazin 1900 (Aus den Papieren eines Missionsveteranen). Nekrolog Ev. Heidenbote 1898 S. 95. — P. Steiner. Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste. — Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft. — Ev. Heidenbote.

und Mohr hinausziehen, um dem im Elend vergehenden Volk den einzigen Trost zu bringen, der es erquicken kann."

So stand es in Afrika, als der Mann, von dem auf diesen Blättern die Rede sein soll, der Basler Missionar Joh. Chr. Dieterle dorthin gesandt wurde. Viele Opfer an Geld und manch teures Menschenleben hatte die Mission auf der Goldküste seit 1828 gekostet, und noch immer blieb der Erfolg aus. Aber es war nicht vergebens gearbeitet und gelitten. Dieterle, dem es vergönnt war, 33 Jahre lang fast ununterbrochen in Afrika zu wirken, hatte noch an den Schwierigkeiten des Anfangs teil, aber er durfte auch die Früchte sehen, die jene Arbeit trug.

Ehe wir unseren Missionar auf sein Arbeitsfeld begleiten, schauen wir kurz auf sein bisheriges Leben zurück.

Johann Christian Dieterle war geboren am 20. Juli 1816 in Forchtenberg im Hohenlohischen (Württemberg). Er genoß eine christliche Erziehung und der Konfirmandenunterricht hinterließ ihm bleibende Eindrücke. Frühe schon wurde er mit der Missionssache bekannt, da in seinem Elternhaus Missionsschriften gelesen wurden. Als er bei seinem Vater das Drechslerhandwerk gelernt hatte, begab er sich 1835 auf die Wanderschaft. Sein Weg führte ihn 1837 nach Basel, wo er einen Freund im Missionshaus hatte. Da er in Basel keine Arbeit fand, beschloß er, nach Paris zu gehen, wurde aber „durch Gottes wunderbare Führung veranlaßt, im nahen Grenzort St. Ludwig Arbeit zu nehmen." Hier führte ihn das Zeugnis eines Basler Pfarrers zu festem, lebendigem Glauben. Er besuchte von da an fleißig den Jünglingsverein und das Missionshaus. Der Gedanke, in die Mission zu gehen, der früher schon sich geregt hatte, erwachte wieder. Aber die Liebe zu seinem Handwerk und innere Verzagtheit hielten ihn zurück. Inspektor Blumhardt, den er darüber zu Rate zog, munterte ihn auf. Dieterle schrieb seinen Lebenslauf nieder, konnte sich aber nicht entschließen seine Meldung einzureichen. Vielmehr setzte er 1839 seine Wanderschaft fort und ging nach Straßburg. Dort wohnte er mit einem jungen Mann, namens Ludorf zusammen, der die Buchdruckerei erlernte, um im Dienst der Pariser Mission nach Südafrika zu gehen. Die beiden wurden bald Freunde, aber Dieterle vermied es, dem Freund seinen inneren Zug zur Mission zu offenbaren, da er fürchtete, von ihm aufgemuntert zu werden. Um so überraschender war es für ihn, als Ludorf eines Tages zu ihm sagte: „Höre, ich gehe in die Pariser Mission und du mußt in die Basler eintreten!" Das schien ihm ein deutlicher Wink des Herrn, und freudig meldete er sich ins Basler Missionshaus. Im August 1840 trat er im Alter von 24 Jahren dort ein und wurde nach 6jähriger Vorbereitung für die Mission auf der Goldküste bestimmt.

Am 19. September 1846 brach Dieterle mit seinen drei Genossen Meischel, Stanger und Mohr auf, um über England nach Westafrika zu gehen. Nach einer gefahrvollen Fahrt auf einem alten Segelschiff

mit unerfahrenen Seeleuten langten sie endlich wohlbehalten in der damals dänischen Besitzung Christiansborg an. Ihre Ankunft war sehnlichst erwartet worden, denn nur zwei Missionare standen damals auf dem Arbeitsfeld: Widmann seit einem halben Jahr allein in der Waldeseinsamkeit von Akropong, Schiedt in Christiansborg unter Mulatten und Schwarzen. Der letztere hatte im vergangenen Halbjahr die ersten Heiden taufen dürfen, und an die 7 Getauften schloß sich eine größere Zahl regelmäßiger Gottesdienstbesucher an. Hier bekamen die jungen Missionare die ersten Eindrücke von der afrikanischen Missionsarbeit. Stanger blieb in Christiansborg, die anderen führte Widmann nach Akropong. Zuerst gings über den sandigen äußeren Küstensaum, dann durch den inneren Streifen der Küstenebene, wo sanfte Hügel und weiche Talgründe bekleidet sind mit der ganzen Fülle tropischer Fruchtbarkeit. Da lag unter den zahllosen Plantagen der Neger auch die schöne königlich dänische Pflanzung Sesemi, die ihnen willkommne Nachtherberge bot. Des andern Tags führte sie ihr Weg hinauf in die kühlere Luft des Akuapemgebirges, das ganz mit dichtem Wald bedeckt war und nur in den tiefen Taleinschnitten fruchtbare Pflanzungen beherbergte. Von oben hat man den bezaubernden Ausblick auf das üppige Hügelland drunten, auf die entferntere Sandebene, und in der Ferne schließt das Meer den Horizont. Hier oben hatte 1835 A. Riis, um dem mörderischen Klima der Küste zu entrinnen, in Akropong, 12 Stunden landeinwärts, die Arbeit aufgenommen, hier hatte er 1843 zum zweitenmal die Goldküstenmission begonnen, nachdem sie 1840—43 geruht hatte. Auf dem Wege nach Akropong kamen sie durch das große Dorf Aburi. Dort freuten sich die Leute, weil sie vernommen hatten, daß einer der Missionare sich bei ihnen niederlassen werde und brachten Früchte und Palmwein. In Akropong selbst empfing sie der König mit den Stadtältesten in feierlicher Weise. Als sie sich darauf der Missionsstation näherten, sahen sie eine Reihe kleiner Häuser und wurden in englischer Sprache begrüßt von Negern, die sich in Kleidung und Benehmen sehr von den Einheimischen unterschieden. Es war die christliche westindische Negerkolonie, die hauptsächlich von Jamaika 1843 hierher verpflanzt worden war.

Als man im Jahr 1840 nahe daran war, an der Goldküstenmission überhaupt zu verzweifeln, war es Inspektor Hoffmanns Plan, einen Versuch

mit einer christlichen Negerkolonie zu machen. Er hoffte, daß diese eher den Weg zu den Herzen ihrer ehemaligen Landsleute finden und so gewissermaßen eine Brücke zwischen dem Europäer und dem heidnischen Neger bilden würden, auch daß sie dem Missionar manche gesundheitsschädliche Arbeit abnehmen könnten. Allein er hatte diese christlichen Neger nach ihrem geistlichen und sittlichen Stand zu hoch eingeschätzt. Wohl hatten sie erklärt, aus Liebe zu ihren heidnischen Brüdern wieder nach Afrika zu gehen. Aber als sie dort waren, schloßen sie sich gegen die Einheimischen ab, sahen auf sie herunter und wollten sich auf eine Linie mit den Missionaren stellen. Nur mit Mühe waren sie dazu zu bringen, auch für die Mission zu arbeiten und ließen sich gar gerne von ihr unterhalten. Doch erlebte man an einzelnen von ihnen Freude, namentlich an einem Jüngling, Alexander Worthy Clerk, der Jahrzehnte als schwarzer Pfarrer in Treue auf der Goldküste arbeitete und jetzt emeritiert ist.

Von diesem Neuanfang 1843 an war die Missionsarbeit, in die sich die Missionare in Akropong teilten, eine zweifache: Tägliche Andachten, Sonntagsgottesdienst und Schulunterricht bei den Westindiern, und die Arbeit an den Heiden durch Predigt und Schule. In diese Arbeit trat nun Dieterle mit ein, während Meischel den Anfang in Aburi machen sollte, Mohr für die äußere Arbeit bestimmt war.

Dieterle bekam die Schularbeit, zunächst den Unterricht der westindischen Kinder, der in Englisch gegeben werden mußte. Dazu kam eine kleine Zahl heidnischer Knaben. Diesen konnte er vorerst nur mittelst eines Dolmetschers biblische Bilder erklären. Die Schule zu fördern war sein erstes Bemühen. So ging er an den Abenden mit seinem Hausknaben Asante von Haus zu Haus, um die Leute zu bewegen, ihre Kinder, Knaben und Mädchen, zur Schule zu schicken. Allmählich wuchs die Zahl der Schüler. Um die Schule bekannt zu machen, machte Dieterle mit seinen Schülern Ausflüge in die benachbarten Ortschaften. Die Kinder gewannen die Schule lieb und erzählten zu Hause, was sie gelernt hatten. Viele Knaben wären gerne auch in die Schule gekommen, aber die Väter erlaubten es nicht, da man ihnen kein Geld für ihre Schulden gab. — Nur bei einem Knaben, der schon länger die Schule besuchte, machten die Missionare eine Ausnahme. Als der Knabe als Sklave verkauft werden sollte, kauften sie ihn los und ließen ihn in Christiansborg das Schuhmacherhandwerk erlernen. Dort wurde er als Erstling von Akropong getauft und hat sich als Christ bewährt. — Auch einige Mädchen stellten sich ein. Der König ließ sich bewegen, 6 Mädchen der Frau Widmann zu übergeben, bestimmte

dabei aber ausdrücklich, daß sie nur nähen lernen dürften. Später erlaubte er, wenigstens eines der Mädchen lesen zu lehren. Mit dem kommenden Frühjahr aber nahm der Schulbesuch wieder ab. Die Pflanzungen mußten zur nächsten Einsaat vorbereitet werden. Da gibt es auch für Kinder viel Arbeit. Die Eltern zerstreuten sich auf die Plantagendörfchen in weitem Umkreis und nahmen ihre Kinder mit. Doch hatten manche namentlich der älteren Knaben schon so gute Fortschritte gemacht, daß sie in eine Klasse mit den Westindiern genommen werden konnten[1]).

So bald wie möglich suchte Dieterle sich nun auch die Landessprache anzueignen. Die Erforschung der schwierigen Asante- oder Tschisprache stand noch in den Anfängen. A. Riis hatte ein kleines Wörterbuch angelegt, sein Neffe H. N. Riis hatte sich eingehender mit Sprachstudien befaßt, auch ein Lesebüchlein für die Schule geschrieben, war aber durch Krankheit viel unterbrochen worden. Er schreibt einmal über seine Arbeit:

„Selbst unser Dolmetscher wird verwirrt, wenn man ihm die einfachste Frage stellt und bringt vielleicht ein halb Dutzend Antworten, die nicht zur Sache gehören. Sie sprechen sehr rasch, sind sich aber über die einzelnen Teile der Rede nicht bewußt, man muß deshalb die Laute im Flug erhaschen."

Dieselbe Erfahrung machte auch Dieterle. Sein Dolmetscher Reinold, ein älterer Mann, der von Cape Coast gekommen war, war als Lehrer in der Schule tüchtig, zum Sprachlehrer eignete er sich nicht. Da wandte er sich an seinen Knaben Asante, setzte sich mit ihm und einigen seiner Kameraden des Abends gewöhnlich bis 10 oder 11 Uhr zusammen und las mit ihnen ein englisches Schulbuch oder die Bibel. So diente es den Knaben zur Förderung im Englischen, Dieterle aber arbeitete sich so mit viel Mühe in das Tschi ein. Nach einiger Zeit konnte er mit seinen Knaben die Calwer biblischen Geschichten und den Katechismus für seinen eigenen Gebrauch in der Schule übersetzen.

In dieser Zeit, besonders in der Karwoche 1847, machten die Westindier den Missionsleuten in Akropong wieder viel Not. Stürmisch verlangten sie mehr Lohn, als man ihnen im Augenblick geben konnte. Nach langen Auseinandersetzungen versprach man ihnen monatlich einen Dollar mehr zu geben, wenn ihre Leistungen sich dem entsprechend bessern würden. Zugleich nahte die Zeit heran, in der sie sich entscheiden mußten, ob sie für immer in Afrika bleiben oder nach Westindien zurückkehren wollten. Man hatte sich

1) H. B. 1877 S. 38

seiner Zeit mit ihnen dahin geeinigt, daß die Mission sie nach fünf Jahren unentgeltlich wieder nach Westindien bringen werde, wenn sie nicht bleiben wollten. Nun fingen ihre Häuschen an zu zerfallen. So stellte man jetzt schon die entscheidende Frage an sie, um dann den Dableibenden feste Häuser mit Steinmauern und Schindeldächern zu bauen. So schieden damals diejenigen aus, die sich auf die Dauer mit ihrer Stellung in der Mission nicht befreunden konnten. Wenige kehrten nach Westindien zurück, andere verstreuten sich an der Küste hin, die meisten blieben in Akropong, zwei Familien wurden der Station Aburi zugewiesen.

Bis zum Oktober des Jahres 1847 war Dieterle trotz aller Arbeit frisch und gesund geblieben. Da stellte sich plötzlich ein eigentümlicher Druck im Kopfe ein. Er hoffte ihn in frischer Luft zu verlieren und ging mit den Schülern in den Wald, um Schindeln für die Häuser der Westindier zu holen. Da trat Reißen in allen Gliedern hinzu. Das Klimafieber meldete sich an und überfiel ihn bald mit aller Macht. Chinin wagte er damals noch nicht anzuwenden, so suchte er sich durch täglich viermalige kalte Waschungen zu erfrischen. Als er selbst zu schwach dazu war, ließ er sie durch einen Mann vornehmen, und Gott segnete das einfache Mittel: am 11. November konnte er das Bett wieder verlassen.

In dieser ganzen Zeit pflegte ihn sein Knabe Asante mit großer Hingebung. Seine Landsleute drangen in den Knaben, den Missionar zu verlassen, den sie für einen Todeskandidaten hielten. Aber das wollte er nicht. Asante war ein Königssohn, sein Vater war König von Akropong gewesen, aber von den Christiansborgern verräterischer Weise ermordet worden. Auf seine Abstammung war er stolz, aber er ließ sich die Zucht seines Herrn gefallen und gewann ihn lieb. In seinem Lebenslauf[1]) erzählt er uns, wie er schon vor Dieterles Ankunft die Schule besuchte, dann von diesem ins Haus genommen wurde und dort beten lernte. Zuerst sei er stolz auf seine Frömmigkeit gewesen, dann habe er kennen gelernt, was Sünde ist. Eines Tages habe ihn Dieterle gefragt, ob er sich taufen lassen wolle. „Nein, noch nicht", sei seine Antwort gewesen, er wolle zuerst besser werden und sich dann erst taufen lassen. „Nun", fährt er fort, „strengte ich mich an, alles sündliche Wesen von mir zu entfernen und meinte, ich könne mich selbst gerecht machen. Um diese Zeit, in welcher dieser Kampf in mir vorging, las ich ein Lied, das so anfängt: Come ye sinners poor and wretched ... Da ging ich zu Missionar Dieterle, bat ihn um die Taufe und wurde mit vier meiner Mitschüler am 25. Dezember 1847 durch die heilige Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen, wobei ich den den Namen David erhielt."

Das war der Anfang der Gemeinde in Akropong.

Nun kam viel darauf an, tüchtige eingeborene Gehilfen zur

1) H. B 1893 S. 2.

Mitarbeit zu bekommen. Unter den Getauften waren einige recht begabte Knaben. Mit vier von ihnen und einem westindischen Jüngling gründete Dieterle eine kleine Katechistenschule. Ein „Stockhaus" mit einem Lehr- und Schlafzimmer war bald hergestellt. Man rammte dazu Pfosten in die Erde, verband sie mit Palmrippen und bewarf das ganze mit Lehm. So bauten damals die Eingeborenen alle ihre Häuser, und auch die Missionare hatten im Anfang keine anderen Wohnungen. Am 3. Juli 1848 konnte das Seminar eröffnet werden.

„Die 5 Zöglinge lebten unter Dieterles Aufsicht zusammen, der ihnen auch vornehmlich den Unterricht gab. Sie wurden in den Elementarfächern weiter geführt, in der biblischen Geschichte befestigt, mit der christlichen Lehre nach dem Lehrbuch von Kurtz eingehender bekannt gemacht, wurden in Geographie, Welt- und Kirchengeschichte, sowie in der englischen Grammatik unterrichtet, und hatten in der Schule, welche längere Zeit von dem Westindier Alexander Clerk besorgt wurde, sich im Unterrichten zu üben."[1])

Die jungen Leute hatten am Lernen Freude und kamen voran, aber sie außerhalb der Lektionen an Ordnung und Arbeit zu gewöhnen, kostete viel Mühe. Besonders abends, wenn im Mondenschein die Neger zusammensaßen, um zu rauchen und sich alte Geschichten zu erzählen und die Jugend dabei in ausgelassener Freude spielte und sang, zog es sie auch hinaus zu den heidnischen Spielen. Aber David Asante, damals etwa 14jährig, gab den anderen im Fleiß, wie in christlicher Zucht das beste Beispiel. Im Jahr 1853 konnten vier von diesen Zöglingen als Lehrer in den Missionsdienst gestellt werden.

Asante wurde 1853—1857 als tüchtiger Katechist erprobt, dann nach Basel berufen und nach fünfjähriger Ausbildung als ordinierter Missionar auf die Goldküste gesandt, wo er bis zu seinem Tod 1892 in Treue und im Segen arbeitete.

Das folgende Jahr 1849 war wieder ein besonders schweres für die Goldküstenmission. Im Jahresbericht heißt es:

„Das verflossene Jahr war eines der ungesundesten und verderblichsten, die wir kennen. — In Abude (-Aburi) waren die Erlebnisse des ganzen Jahres in die drei Worte zusammenzufassen: Kranksein, mühsam sich erholen und Wiedererkranken. — Die Brüder Mohr und Dieterle hatten eine Zeitlang nur von einer der drei Stationen zur andern zu reisen, um die Kranken zu pflegen. Sie selbst wurden gleichfalls vom Fieber befallen, erholten sich aber, Gott sei Dank, wieder."[2])

1) H. B. 1877 S. 38. — 2) H. B. 1850 S. 81.

So mußte Dieterle bald nach Aburi, wo Meischel mehrmals krank war, bis er am 1. März 1850 die Station ganz verlassen mußte, bald nach Christiansborg. Hier war Stanger gerade allein und ebenfalls krank, und Dieterle mußte nicht nur Gottesdienst und Schulunterricht, sondern auch die Bauleitung bei der neuen Kapelle übernehmen. Am Neujahrstag 1850 sollte sie eingeweiht werden. Die Heiden suchten die Feier durch eine lärmende Prozession zu stören, da griff der Vertreter des abwesenden dänischen Gouverneurs ein, so konnte die schöne große Kapelle ungestört eingeweiht werden. Der stellvertretende Gouverneur nahm selbst mit 40 Soldaten an der Einweihung teil.

Am 20. Februar 1850 kam Gouverneur Carstensen von Dänemark zurück mit der Nachricht, daß die dänischen Besitzungen an der Goldküste um 40000 Pfund an England verkauft seien; denn seit der Aufhebung des Sklavenhandels kosteten sie der dänischen Regierung mehr als sie einbrachten. Man versprach sich viel von dieser Änderung, doch taten die Engländer in den ersten zwei Jahrzehnten wenig für die Goldküste.

Anfang März mußte Dieterle die Küste wieder verlassen, da sich die Missionare Widmann und H. N. Riis zur Erholungsreise in die Heimat anschickten. Da traf unverhofft neuer Zuzug aus der Heimat ein: die Missionare Locher und Zimmermann, die für Christiansborg bestimmt waren, und mit ihnen kam Dieterles Braut, Fräulein Mack aus Marbach in Württemberg und die Bräute seiner Genossen Mohr und Stanger.

Während bisher Dieterles Arbeit in erster Linie der Schule und dem Seminar und daneben der Heidenpredigt gegolten hatte, übernahm er jetzt während Missionar Widmanns Abwesenheit (bis Januar 1852) außerdem die Pflege der Stationsgemeinde. Missionar Mohr leitete weiterhin den Bau der Wohnungen und lichtete den Urwald um die Station, die Frauen setzten die Nähschule fort und auch Katechistenschüler ließen sich gerne einigen Unterricht im Nähen geben. Für das Seminar erhielt er 1851 eine kräftige Hilfe in Missionar Mader. Mit den Zöglingen machten sie möglichst oft Predigtausflüge, um sie praktisch zur Heidenpredigt anzuleiten. Es fehlte nicht an Zuhörern, aber es gab nur wenige Übertritte. Im Juli 1848 wurde ein Knabe getauft, dann stand es wieder drei Jahre an, bis Dieterle Ende August 1851 fünf weitere Jünglinge taufen durfte.

Von den Alten wollte sich keiner taufen lassen. Oft hieß es: „Bei uns Alten wird es schwer halten, bis wir unsere alten Gewohnheiten aufgeben; unsere Kinder aber werden es eher tun.“[1]) So zählte man nach zehnjähriger Arbeit 1853 erst 37 Negerchristen in Akropong mit Einschluß der Westindier. Im August dieses Jahres wurden 5 Jungfrauen, die Erstlinge aus dem weiblichen Geschlecht, getauft und im Anschluß daran das erste christliche Paar aus den Eingeborenen getraut. So mußte man die Gemeinde von unten aufbauen. Erst am 6. Januar 1856 wurde der erste heidnische Familienvater, ein vermöglicher und angesehener Mann von etwa 50 Jahren, in Akropong getauft. Er erhielt den Namen Abraham.

Bei den Heiden verschaffte sich Dieterle auch durch seine ärztliche Tätigkeit Eingang. Während seines Aufenthalts in Afrika verwandte er täglich ein bis zwei Stunden darauf. Die Heiden nahmen seine Hilfe gern in Anspruch, freilich ohne daß viel unmittelbarer Erfolg für seine Missionsarbeit daraus erwuchs. Seine Stellung zur heidnischen Bevölkerung in dieser Zeit zeigt sich an einigen Begebenheiten aus dem September 1853:

Der Vater eines Zöglings war gestorben. Nun wurde er als angesehener Stadtältester drei volle Tage mit kostbaren Kleidern, Perlen und Gold geschmückt im Sarg ausgestellt. Dieterle, der ihm noch Arznei gegeben hatte, begab sich an dem Abend der Beerdigung in das Gehöft, wo in einer Hütte das Grab gemacht wurde, um zum versammelten Volk zu reden. Allein das Geschrei und das Geheul der Weiber und Kinder war zu groß. Schließlich wurde er dringend gebeten, fortzugehen. Betrübt ging er heim, gewiß, daß an dem Grabe in später Abendstunde mehrere Menschen geopfert wurden. Darum war den Leuten die Anwesenheit des Missionars störend.

Bald darauf wurde ein Schulknabe beim Holzholen von einem fallenden Baum erschlagen. Die Familie des Knaben und der König selbst, sein naher Verwandter, waren untröstlich, ja die ganze Stadt nahm durch großen Lärm Anteil an der Trauer. Dieterle, dem der Tod des hoffnungsvollen Knaben selbst sehr zu Herzen ging, ließ den Vater des Knaben und den König fragen, ob er einige Worte am Grabe sprechen dürfe. Es wurde ihm gerne gewährt. Der König sandte seinen Sprecher und der Vater erschien selbst, um ihn abzuholen. Als der Missionar mit seinen Zöglingen vor dem Trauerhaus angelangt war, stillte der König die Menge. Dann gings hinaus an den Wald unter Trommelschall und Flintensalven. Unmittelbar nach dem Sarg, der von des Königs Trabanten getragen wurde, folgten der König und die Missionare, dann die lärmende Menge. Als der Zug am Waldesrand angelangt war — denn Verunglückte werden nicht wie andere in den Häusern,

[1]) H. B. 1877 S. 38.

sondern im Wald am Weg beerdigt — baten mehrere den König dringend, umzukehren. Er entgegnete barsch: wo der Missionar hingeht, da kann ich auch hin. Schließlich kehrte er doch um; denn der König darf kein offenes Grab sehen. Als dann am Grabe die Zöglinge einige Verse in Tschi sangen, und Dieterle über 1. Kor. 15, 20—22 sprach, hörte die große versammelte Menge aufmerksam zu. Während der ganzen Rede unterstützte ihn in landesüblicher Weise ein Sprecher des Königs mit dem Wort: „mein Freund, ich antworte dir!" d. h. ich bestätige das Gesagte. Bei der Rückkehr erwartete der König die Missionare am Stadteingang, um ihnen für die Teilnahme zu danken, und nach wenigen Tagen kam auch der Vater und mehrere Familienglieder, um ihren Dank auszusprechen.

In den letzten Monaten des Jahres 1853 durfte Dieterle selbst die Teilnahme der Heiden erleben. Sein ältester Sohn Nathanael bekam so heftige Krämpfe, daß er längere Zeit ohne Bewußtsein dalag. Der ganze Hausgang stand in diesen Tagen voll Teilnehmender. Ein königlicher Sprecher war empört, daß man seine Medizin, die er mit Berufung auf den Fetisch geben wollte, nicht annahm. „Du bringst dein Kind ums Leben!" rief er. Der Vater erwiderte: „wenn ich so etwas in meinem Hause geschehen ließe, so würde ich damit Gott verleugnen. Will Gott mir mein Kind nehmen, so kann und will ich es ihm nicht wehren; er kann es mir aber auch erhalten." Der Knabe wurde gesund, während in der Stadt mehrere Kinder an demselben Leiden starben. Das machte großen Eindruck.

Aber auch Dieterle selbst, den zwei Jahre vorher ein heftiges Fieber an den Rand des Grabes gebracht hatte, litt wieder viel an allgemeiner Schwäche, sodaß er sich seinen Aufgaben nicht mehr gewachsen fühlte. So entschloß er sich, Erholung in der Heimat zu suchen. 7 Jahre lang hatte er in Akropong gearbeitet. Sehen wir, ehe wir mit ihm Afrika verlassen, noch einmal auf diese Zeit zurück. Inspektor Josenhans weist in seinem Jahresbericht von 1853[1]) darauf hin, daß trotz der noch kleinen Zahl der Getauften doch schon Großes erreicht sei:

„Das äußere Gerüste, dessen Aufführung so viele Zeit in Anspruch nahm und manche schöne Kraft verzehrte, ist nun als beinahe vollendet zu betrachten. Dauerhafte gesunde Wohnungen sind erbaut; das Dickicht ist gelichtet; an der Stelle der giftigen Dünste des Tropenwaldes atmet der Missionar zu Akropong den Blütenduft seiner Gärten und Baumpflanzungen ein. Die geheimnisvolle Scheidewand der Sprache, welche so lange unsere Missionare und die Negerstämme unseres Missionsgebiets getrennt hat, beginnt zu fallen. Es wird in Odschi (=Tschi) und Ga gepredigt und es ist deutlich zu

[1]) H. B. 1853 S. 13.

sehen, wie der Klang der eingeborenen Sprache den Neger das Wort vom Kreuz nun erst recht als einen Ton aus der wahren Heimat erkennen läßt. Ein dritter epochemachender Umstand ist, daß aus unseren beiden Katechistenschulen bereits eine Anzahl Jünglinge hervorgegangen ist, die als Predigtgehilfen und Schullehrer teils die Missionare bei der Verkündigung des Wortes und in ihren Übersetzungsarbeiten unterstützen, teils die alten weniger tüchtig unterrichteten und weniger zuverlässigen Lehrer aus den Mulatten ersetzen. Endlich fürs vierte haben unsere Brüder begonnen, Reisepredigt in der Umgebung unserer beiden Hauptstationen regelmäßig zu betreiben. Es werden eingeborene Gehilfen in den benachbarten Orten stationiert und Schulen in denselben errichtet. Dies alles zusammengenommen werden wir nicht irren, wenn wir sagen, unsere westafrikanische Mission habe ihr erstes Stadium hinter sich und gehe einer neuen hoffnungsreicheren Entwicklung entgegen."

Dieterle hatte sich in Akropong viel Liebe erworben. Als er am 4. Mai 1854 mit seiner Frau und zwei Kindern die Heimreise antrat, wollte das Händereichen kein Ende nehmen, und durch die ganze Stadt erschallte es aus dem Munde von jung und alt: nantewo! nantewo! glückliche Reise! Nach dreimonatlichem Warten an der Küste fanden sie ein Segelschiff, das bereit war, sie mitzunehmen. Aber schwere Tage warteten ihrer. Lassen wir ihn selbst von der Seefahrt erzählen.

„Es war am 12. September, daß wir alle an Deck saßen, und die Mannschaft Segel nähte. Da stieg auf einmal zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags eine kleine dunkle Wolke am Horizont auf, die anfangs nichts zu bedeuten schien. Doch kaum hatte sie der Kapitän entdeckt, als er sofort die Segel einzuziehen befahl. Die Sache ging indes nicht so schnell vor sich, da in den letzten Tagen die Rahen durch Stangen verlängert worden und an diesen Segel zum Trocknen aufgehängt waren. Das Schiff führte somit doppelte Leinwand. Der Kapitän wollte deshalb, als sich die vielen Segel nicht schnell genug einziehen ließen, das Schiff vor dem Wind laufen lassen. Statt dessen aber kehrte es sich gegen den Wind. Da kommandierte er, die Taue zu kappen, um den Druck des Windes zu mindern. Bevor dies jedoch ausgeführt werden konnte, hatte sich der Sturmwind im Takelwerk verfangen und krachend flogen Masten, Rahen und Segel über Bord. Der Anblick der Verwüstung läßt sich nicht beschreiben. Die Masten waren wie Zündhölzchen abgeknickt und die Segel in Fetzen zerrissen. Die Matrosen mußten dem Werk der Zerstörung noch nachhelfen, indem sie schleunigst die starken Taue noch vollends kappten. Und nun setzte der Orkan mit voller Wucht ein. Wir wollten uns schnell mit unsern beiden Kindern in die Kajüte flüchten, aber der Kapitän rief uns zu, wir sollten statt dessen aufs Hinterdeck und uns in der Kajüte der Steuerleute zu bergen suchen, wo wir zwar vor dem niederströmenden Regen geschützt waren, wo aber ein zerbrochener Mast, der noch an Tauen hing, beständig auf die Kajüte aufschlug und sie zu zertrümmern drohte."

Zwei bange Stunden brachten sie noch hier zu, bis die Kraft des Sturms sich gebrochen hatte. Das Schiff war nun ohne Masten ganz den Wogen preisgegeben. Die Matrosen errichteten Notmasten, sodaß man am dritten Tage wieder ein Segel aufziehen und das Schiff steuern konnte. Als der Schaden in den nächsten Wochen zum Teil wieder ausgebessert war, setzte am 11. Okt. noch ein gewaltigerer Orkan ein als der erste. Mit weißschäumenden Kämmen wälzten sich die Meereswogen heran, stiegen immer höher, sodaß der Kapitän das Schiff auf die Seite legen mußte, damit die schweren Wogen nicht mit ihrer ganzen Gewalt gegen das Fahrzeug anprallten, sondern an demselben abglitten. Gegen Mitternacht zerschlug das Wasser einen Laden und drang ins Schiff ein. Der Kapitän rief Dieterle und seiner Frau zu, ob sie wach seien. Von Schlaf konnte bei ihnen nicht die Rede sein. Sie schlossen ihre Kinder in die Arme und befahlen sich der Gnade Gottes. „Aber der Herr wollte uns am Leben erhalten und uns auch noch aus der dritten Trübsal, die unser harrte, gnädig erretten. Es gelang, das Schiff zu retten, aber der größte Teil des Proviants war durch die Stürme verdorben. Die Tiere an Bord waren umgekommen. So oft ein Schiff kam, suchte der Kapitän sich ihm zu nähern, um Proviant zu erhalten, aber der hohe Seegang machte es unmöglich, bis sie in der größten Not ein Auswandererschiff trafen. Der unfreundliche Kapitän gab ihnen zu hohem Preis ein wenig Proviant, aber die Auswanderer gaben willig von ihren eigenen Vorräten dazu. Durch die vielen Stürme war das Schiff bis in die Gegend von Neufundland verschlagen worden. Da setzten günstigere Winde ein. Endlich kam man in die Nähe des Landes. Nach seinen Berechnungen glaubte der Kapitän in den englischen Kanal eingelaufen zu sein. Er hielt es aber auch nicht für ausgeschlossen, daß er im Norden Englands sein könnte, denn er konnte keine Beobachtungen anstellen, da der Himmel beständig bedeckt war. Von einem vorbeifahrenden Schiff erfuhren sie zu ihrer großen Freude, daß der Kapitän richtig gerechnet hatte. Infolge der Entbehrungen wurden die Kinder und dann Dieterle selbst in London ernstlich krank, erholten sich aber unter treuer Pflege, sodaß sie am 3. Dezember wohlbehalten in Kornthal eintreffen konnten.

2. Dieterle in Aburi.

In der Heimat war Dieterle im ersten Winter noch sehr angegriffen. Doch hatte er neue Kräfte gesammelt, als er im Anfang des Jahres 1857 mit seiner Frau wieder hinauszog. Drei Kinder mußten sie in der Heimat zurücklassen. In rascher Fahrt brachte sie diesmal ein Dampfer bis 24. März nach Akra. Sein Bestimmungsort war Aburi, wohin bei seinem ersten Einzug in Afrika 1847 sein Genosse Meischel gekommen war. Es ist das volkreichste Dorf des Akwapemgebirges und liegt etwa 8 Stunden nördlich von Christiansborg, auf dem Weg nach Akropong, 4 Stunden von dieser Station entfernt, in einer Höhe von 1300 Fuß auf einem freien Berg-

rücken. Seit 7 Jahren war die Station unbesetzt, das Haus verfallen. In der letzten Zeit war eine starke Bewegung dort entstanden, „die erste eigentliche Erweckung im Bereich unserer Tschi-Mission“[1]), und seit einem Jahr war der Katechist Clerk dort stationiert und 9 Aburier waren getauft. So war ein kleines Gemeindlein da und bewillkommnete seinen Missionar herzlich. Leider konnte er vorerst nicht bei ihnen bleiben, da er dysenteriekrank angekommen war und guter Pflege bedurfte. Darum ging er weiter nach Akropong. Dort verschlimmerte sich sein Zustand so, daß er schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, als die Krankheit plötzlich wich. Aber sie ließ eine Wunde zurück, an der er noch zwei Jahre litt. Seine Frau hätte, — so war es bestimmt worden — noch ein halbes Jahr in Europa bleiben sollen, bis ihr Mann das Häuschen in Aburi hergerichtet habe. Sie hatte aber erklärt, gleich mit ihm ziehen zu wollen. Nun war er froh, daß sie ihn in Akropong verpflegen konnte, ja sie ging sogar voraus nach Aburi und richtete dort die Haushaltung ein. Clerk wohnte mit in dem kleinen verfallenen Haus, bis eine Wohnung für ihn erbaut war.

Die erste Aufgabe, die Dieterle hier bevorstand, war der Bau eines neuen Stationsgebäudes und die Herrichtung des alten. Er hätte dazu geübte Arbeiter von der Küste beziehen können, aber er wollte, daß seine Aburi-Leute etwas lernten. Darum ließ er nur einen Schreiner und einen Maurer von Akropong kommen und gab ihnen einige Leute bei. Es ging im Anfang sehr langsam. Einige Monate brauchten sie, bis sie ordentliche lange Bretter sägen konnten. Ein Jahr lang dauerte es, bis das alte Haus repariert und die nötigsten Möbel hergestellt waren. Allmählich wurden sie gewandter und stolz auf ihre Kunst. Die Maurer ließ er zuerst ein Stück Mauer an der Grenze des Missionslandes bauen, und erst, als sie gezeigt hatten, daß sie mauern können, ließ er mit dem Bau des Hauses beginnen. Zuvor jedoch sorgte er der Station, die rings von dichtem Hochwald umgeben war, für gute Luft dadurch, daß er den Urwald in weitem Umkreis niederlegen ließ. Um den Wald niederzuhalten, legte er einen Garten an und ließ außerhalb desselben durch die Schulknaben Kaffee pflanzen. So wurde Aburi die gesündeste Station auf der Goldküste. Viele Missionare suchten und

---

[1]) H. B. 1856 S. 35.

fanden später in dem gastlichen Haus Erholung und vertrauten sich gerne Dieterles gewissenhafter und erfahrener Behandlung an.

Im Jahr 1858 durfte Dieterle zwei junge Männer, die Erstlinge seiner Arbeit in Aburi taufen. Aber im ganzen fand er wenig Entgegenkommen. Die Heiden hielten den Missionar für einen Spion der englischen Regierung und manche kehrten ihm den Rücken, wenn er sie freundlich grüßte. Sein Vorgänger Meischel war oft mit Spott und Steinwürfen heimgeschickt, einmal wäre er fast von Trunkenen niedergestochen worden. Die Aburier waren auch unter ihren Nachbarn als roher Menschenschlag bekannt. „Hund, ich brauche meine Räume für meine Ziegen und Schafen" pflegten sie zu erwidern, wo ein Fremder um Nachtherberge bat. Die Aburier gehörten zu dem Stamm der Akwamer, der einst die Küste unterworfen hatte, dann aber von den Akemern besiegt worden war. Diese Akemer ließen sich in Akropong nieder, während sich in Aburi noch die alten Herren des Landes hielten. Von der Rohheit der Leute hatte Dieterle auch manches zu leiden und oft mußte er ihre Greuel in nächster Nähe mit ansehen: Kinder, die mit einem sechsten Fingeransatz geboren wurden, wurden umgebracht; Unschuldige wurden, als des Giftmords verdächtig, gezwungen, sich das Leben zu nehmen. „Totentragen, Giftmorde, Trunkenheit, schwere Schwüre, die oft Verpfändung, Sklaverei und Selbstmord im Gefolge hatten, waren häufige Vorkommnisse unter dem Volk, das im finsterſten Heidentum lebte."

Für den Bau des Missionshauses fällten die Säger einen Baum von sehr schwerem Holz. Da schwur der Eigentümer des Landes einen Eid auf die Arbeiter, daß sie das Holz nicht verarbeiten dürften. Der der Mission freundlich gesinnte Häuptling setzte es jedoch durch, daß das Holz fertig gesägt werden durfte. Später erfuhr Dieterle, daß es ein Fetischbaum gewesen war, der schon viele getötet hatte. Wenn man nämlich Verdacht hatte, daß ein Mensch durch Gift getötet worden sei, wurde sein Leichnam an diesen Baum gebracht, dann auf einer Tragbahre getragen bis er seinen Todesursacher dadurch anzeigte, daß er ihn oder seine Wohnung anstieß. Angeblich standen die Träger dabei willenlos unter dem Einfluß des Toten, tatsächlich bestimmte der Fetischpriester mit dem Familienrat das Opfer. In den ersten 4 Monaten nach Dieterles Ankunft wurden 3 Tote „getragen". Manchmal gelang es ihm, einen „Gestoßenen" der nicht sofort niedergehauen wurde, zu retten.

Am schauerlichsten enthüllte sich das Heidentum in Kriegszeiten. Die Missionsleute mußten 1858 erleben, wie Gefangene grausam geschlachtet wurden, nachdem Knaben und Mädchen den-

selben allerlei Wunden beigebracht hatten, wie Kopf und Gliedmaßen unter Kriegsgeheul durch das Dorf getragen wurden. — Das alles geschah trotz der englischen Regierung. Kriegsgefahr stellte auch 1859 die Fortsetzung seines ganzen Werkes in Frage. Aber er baute mutig weiter und durfte es erleben, daß der zweistöckige Bau am 1. Mai 1860 ohne Unfall zu Ende geführt war, zur Verwunderung der Heiden. Sie hatten erwartet, daß der Fetisch sich rächen werde für die Fällung des heiligen Baumes. Das Haus war gut gebaut, dreißig Jahre lang bedurfte es keiner Reparatur.

Bei aller äußeren Mühe wurde doch Gemeindearbeit und Heidenpredigt nicht vernachlässigt. Nach und nach gewann Dieterle mit großer Liebe und Geduld das Vertrauen der Heiden, und die Gemeinde mehrte sich. Aus seiner Gemeindearbeit schreibt er 1863[1]):

„Es kommen bei unseren Christen wohl öfters noch Ausbrüche von Rohheit, in welcher besonders unsere Aburi-Leute befangen sind, vor; läßt man sich aber dabei nicht zur Heftigkeit und zum Zorn reizen, sondern bleibt ruhig und wartet ein wenig, bis sie ruhiger sind, so demütigen sie sich auch bald, bekennen ihre Sünden und bitten um Verzeihung, und das nächstemal hat man es schon leichter, sie in Ordnung zu bringen."

Frau Dieterle hatte mit einer kleinen Mädchenanstalt begonnen. Denn gerade bei den Mädchen schien es besonders nötig, sie dem verderblichen Einfluß des heidnischen Familienlebens zu entziehen. Darum hatte man auch in Akropong eine solche Mädchenanstalt gegründet. Diese wurde nun auch nach Aburi verlegt, beide wurden vereinigt und bekamen ihr Heim in dem alten reparierten Haus und ihren eigenen Leiter in Missionar Mohr, der mit Dieterle dann das neue Haus bewohnte.

Um den Missionseifer seiner Christen zu wecken, kündigte Dieterle am Erscheinungsfest 1860 ein kleines Missionsfest an, bei dem er noch der einzige Sprecher war. Es war der Anfang zu den großen Missionsfesten, bei denen jetzt 8—10 Redner auftreten.

Die Zahl der Gemeindeglieder in Aburi war auf 61 gestiegen, als neue Wege sich öffneten. In einem großen Negerdorf, Tutu, 5—6 Stunden nördlich von Aburi, auf dem Wege nach Akropong gelegen, wo Dieterle sonntäglich predigte, baten ihn einige Jünglinge um einen Lehrer für ihr Dorf. Die jungen Leute kamen regelmäßig nach Aburi zum Gottesdienst, zwei von ihnen waren

1) J. B. 1863. S. 100.

getauft, andere Taufkandidaten. So ging Dieterle mit Clerk nach Tutu, um mit den Ältesten über die Sache zu verhandeln. Diese taten den Spruch: eine Schule sei ihnen angenehm, aber der Lehrer dürfe keinen Yams essen, ehe ihr Fetisch sein Teil bekommen habe. Unter ein Fetischgesetz durfte man sich aber nicht beugen, und da es den Inngen ernstlich um eine Schule zu tun war, nahmen die Alten schließlich ihre Bedingung zurück. Auch die anderen Hindernisse wurden überwunden. Wegen eines großen Defizits in Basel mußte ein Ältester bewogen werden, den Platz zur Kapelle zu schenken. Dann machten sich Christen und Taufbewerber eifrig an die Arbeit, und am 30. August 1863 konnte die einfache Kapelle eingeweiht und ein Katechist in Tutu stationiert werden. Damit war die erste Filialgemeinde von Aburi gegründet.

Freilich wuchsen damit auch die Sorgen und Nöte. Denn gegen die junge Christengemeinde erhob sich bald die Feindschaft der Heiden. Als Dieterle erfuhr, daß die Christen in Tutu mit Gewalt zur Teilnahme an einem heidnischen Fest gezwungen werden sollten, kam er eilends herüber. Er sah die Leute mit Buschmessern unter Trommelschall gegen das Missionsland herkommen, versammelte seine Christen in der Kapelle und stellte sich selbst mit dem Katechisten unter den Eingang. Trotz allen Lärmens wagten die Heiden nicht einzudringen und zogen nach halbstündiger Belagerung wieder ab. Die Gemeinde wuchs zusehends und um die Kapelle entstand, wie in Aburi, ein nettes Christendörfchen.

Auch in Aburi gab es mancherlei Auseinandersetzungen mit der heidnischen Bevölkerung. Als die Missionare den Leuten zu einer Zeit, da die Pocken grassierten, nicht zu willen waren, wurden sie von der Quelle ausgeschlossen und mußten sich mit Regenwasser begnügen, bis der englische Kommandant von Akra erschien und zur Freude der Missionare in friedlicher Weise Ordnung schaffte.

Aber trotz aller Feindschaft entwickelte sich die Gemeinde gedeihlich weiter. Nach zehnjähriger Arbeit im Jahre 1867 zählte sie in Aburi 135, in Tutu 60 Christen. Wir würden gerne ein wenig hineinsehen, wie Dieterle die Heiden gewonnen hat. Seine Tagebuchblätter schweigen darüber. Sie zeigen uns einen Mann, der nirgends auf seine Arbeit, überall auf Gottes Werk sieht. So erzählt er uns eine Reihe von Fällen, in denen Heiden durch besondere Lebenserfahrungen zum christlichen Glauben geführt worden sind.

Manche wurden gläubig, weil sie in Krankheit Gottes Hilfe erfahren hatten, auf ihr Gebet hin oder durch die Fürbitte von Christen. Viele kamen, weil sie die Nutzlosigkeit des Fetischdienstes erlebt hatten, Eltern z. B., denen ihre Kinder gestorben waren. Sagte man ihnen, daß ihnen auch als Christen Kinder sterben können, so konnte man die Antwort hören: „dann kommt es von Gott und man weiß sie in Gottes Hand." Auch die Angst vor den Fetischpriestern und das Unglück, das diese anstifteten, trieb viele der Mission in die Arme.

Den schwersten Kampf mit der Macht des Heidentums hatte Dieterle in dem zwischen Aburi und Tutu liegenden Ort Asantema oder Obosomase, d. h. „unter dem Fetisch" zu bestehen. Oft schon hatte er dort gepredigt, aber wenig Empfänglichkeit gefunden. Da meldeten sich unvermutet Weihnachten 1867 21 Taufbewerber. Dabei wirkte namentlich ein Christ aus Tutu mit, der von Asantema stammte, und fast täglich abends dorthin ging, um die angefaßten Leute in der biblischen Geschichte zu unterrichten. Der Widerstand des Ortspriesters war hier so groß, daß es unmöglich schien, ein eigenes Land für ein Christendorf zu bekommen. Die Taufkandidaten waren bereit, nach Tutu oder Aburi überzusiedeln. Aber Dieterle ermahnte zur Geduld, da ihm daran lag, daß gerade hier ein christlicher Herd entstehe. 2 Jahre später konnte das Landstück erworben werden. Am Himmelfahrtstag 1868 wurden 19 Personen, der Grundstock der Gemeinde Asantema, in Tutu getauft. Manche hatten noch heidnische Weiber, aber sie baten, mit der Taufe deswegen nicht zu warten, da ihre Frauen eher kommen würden, wenn die Männer mit den Kindern getauft seien. „Es war rührend", schreibt Dieterle, „wie die Väter das Glaubensbekenntnis feierlich ablegten und dann mit ihren Kindlein auf den Armen oder sie an der Hand führend zum Taufstisch herantraten." Allsonntäglich pilgerten diese Christen nach Tutu zum Gottesdienst, da man noch nicht wagen durfte, in Asantema öffentlichen Gottesdienst zu halten.

Bei dem stetigen Wachstum wurde aber in Tutu die Kapelle zu klein. Christen und Taufbewerber von Tutu und Asantema führten die Mauern zu einer neuen großen Kapelle auf. Der 4. Oktober 1868 war der Tag der Einweihung. Aus allen Gemeinden Akuapems strömten die Christen herbei, die Seminaristen von Akropong stimmten ihre Chöre an, von Akropong und von der Küste

kamen die Missionare zum Fest. Es war ein großer Tag für die Gemeinde. Die Gemeinde Tutu erhielt in der Folgezeit ihren eigenen eingeborenen Pfarrer, indem man ihrem bisherigen Katechisten Clerk 1872 die Ordination erteilte.

In ähnlicher Weise entstand durch Dieterles Predigtreisen eines dieser Gemeindlein um Aburi herum ums andere. Zu Ostern 1874 konnte man endlich in Asantema eine kleine Kapelle einweihen und einen Lehrer dort stationieren. Die Zeiten hatten sich verändert. Unmittelbar hinter dem Missionsland erhoben sich die gewaltigen Bäume des Fetischhaines und bildeten bei Wirbelstürmen eine stete Gefahr für die christliche Ansiedlung. Man konnte es wagen, um die Erlaubnis zu bitten, diese Bäume fällen zu dürfen. Nach langen Verhandlungen wurde sie gewährt. Da Dieterle trotzdem einen Volksauflauf befürchtete, begab er sich an dem entscheidenden Tag selbst an Ort und Stelle. Man ließ dem Priester sagen, er solle seine Gefäße vom Opferplatz entfernen, damit sie nicht zerschmettert werden, aber er antwortete, man solle die Bäume nur fällen, aber seinen Namen dabei nicht nennen. Der gewaltigste Baum fiel, ohne Schaden anzurichten, mitten auf den Opferplatz. Nun lag der Platz offen da, den man noch wenige Jahre zuvor um keinen Preis hätte betreten dürfen. Den Umschwung verdankte man der Einwirkung des Evangeliums und zum Teil auch dem politischen Einfluß der englischen Regierung, die durch die glückliche Niederwerfung der Asanteer sehr an Ansehen gewonnen hatte.

Diese Kriegszeiten waren freilich auch schwere Zeiten für die Mission gewesen. Mehr als einmal war Gefahr, daß die Horden der Asanteer das ganze Missionswerk zerstört hätten. Doch mußten die Kriege in verschiedener Weise dem Missionswerk zur Förderung dienen. 1866 wurden die Stämme der Goldküste gegen die Anglоer, 1873 gegen die Asanteer aufgeboten. Die Christen konnten beidemal eigene Kompagnieen bilden, sie zogen mit ihren Feldpredigern in den Krieg, sie enthielten sich der Plünderung und auch heidnische Häuptlinge gaben ihnen das Zeugnis, daß sie die zuverlässigsten Truppen seien. Die christlichen Frauen hielten zu Hause morgens und abends Betstunden für ihre Männer, die heidnischen Frauen suchten ihren Männern dadurch beizustehen, daß sie wilde kriegerische Tänze aufführten, schwarze Früchte, die Kanonenkugeln bedeuten sollten, auf die Straße warfen, Töpfe voll Wasser auf die Straße stellten, um die Kämpfer

in der Ferne vor Durst zu schützen. So mußte der Unterschied zwischen Christen und Heiden recht deutlich werden.

Die Niederwerfung der Asanteer hatte weiter zur Folge, daß man sich in Basel zu einem Vorstoß gegen Asante hin entschloß. Das Land Akem sollte, neben Kyebi, in Begoro noch eine zweite Station erhalten. Dieterle reiste im November 1875 nach Begoro, um den Platz dort anzukaufen.

Die folgenden Jahre brachten noch manches Schwere für den alternden Missionar. Während sein Werk sich so ausdehnte, daß er allein im Jahre 1876 310 Erwachsene und 115 Kinder in die Gemeinde aufnehmen durfte, war es ein Todesjahr für die Mission. Vom September 1876 bis Januar 1877 starben vier Missionare, darunter der alte Widmann, mit dem er fast 30 Jahre zusammen gearbeitet hatte. Nun wurde Dieterle, der einzige noch aus jener Anfangszeit, Generalpräses der Goldküstenmission. So war seine Aufgabe, neben seiner Stationsarbeit, zu reisen und die Stationen zu visitieren. Trotz seiner 61 Jahre erfüllte er seinen Dienst mit großer Rüstigkeit, und es machte ihm viel Freude, auch einmal die Inlandstationen von Akem und Okwawu zu besuchen und die einsam stehenden Brüder im Glauben zu stärken. Die Freude an seiner Arbeit in Aburi selbst wurde ihm in der letzten Zeit noch etwas gestört durch das Eindringen der Methodisten, die unzufriedene Gemeindeglieder an sich zogen.

Doch sollte er nicht mehr lange an der Spitze des Missionswerkes stehen, in das in den letzten Jahren auch zwei seiner Kinder eingetreten waren: sein Sohn Nathanael als Missionskaufmann und seine Tochter Marie als Gattin des Missionar Langhorst. Im August 1879 predigte er noch einmal, schon sehr angegriffen, dann warf ihn ein heftiges Fieber nieder, Atemnot und Erstickungsanfälle kamen über ihn, eine Halsentzündung befiel ihn, sodaß er kein lautes Wort mehr sprechen konnte. Als der Fieberanfall vorüber war, blieb die Stimmlosigkeit. Von einem Sonntag zum andern hoffte er auf Besserung. Endlich mußte er schweren Herzens um Urlaub bitten und schloß im März 1880 seine Arbeit ab. Sie war reich gesegnet gewesen. Sein Aburisprengel zählte damals gegen 900 Seelen, und während man bei seiner Aussendung noch keine Frucht der Missionsarbeit sah, stand bei seinem Abschied auf der Goldküste eine Mis-

kamen die Missionare zum Fest. Es war ein großer Tag für die Gemeinde. Die Gemeinde Tutu erhielt in der Folgezeit ihren eigenen eingeborenen Pfarrer, indem man ihrem bisherigen Katechisten Clerk 1872 die Ordination erteilte.

In ähnlicher Weise entstand durch Dieterles Predigtreisen eines dieser Gemeindlein um Aburi herum ums andere. Zu Ostern 1874 konnte man endlich in Asantema eine kleine Kapelle einweihen und einen Lehrer dort stationieren. Die Zeiten hatten sich verändert. Unmittelbar hinter dem Missionsland erhoben sich die gewaltigen Bäume des Fetischhaines und bildeten bei Wirbelstürmen eine stete Gefahr für die christliche Ansiedlung. Man konnte es wagen, um die Erlaubnis zu bitten, diese Bäume fällen zu dürfen. Nach langen Verhandlungen wurde sie gewährt. Da Dieterle trotzdem einen Volksauflauf befürchtete, begab er sich an dem entscheidenden Tag selbst an Ort und Stelle. Man ließ dem Priester sagen, er solle seine Gefäße vom Opferplatz entfernen, damit sie nicht zerschmettert werden, aber er antwortete, man solle die Bäume nur fällen, aber seinen Namen dabei nicht nennen. Der gewaltigste Baum fiel, ohne Schaden anzurichten, mitten auf den Opferplatz. Nun lag der Platz offen da, den man noch wenige Jahre zuvor um keinen Preis hätte betreten dürfen. Den Umschwung verdankte man der Einwirkung des Evangeliums und zum Teil auch dem politischen Einfluß der englischen Regierung, die durch die glückliche Niederwerfung der Asanteer sehr an Ansehen gewonnen hatte.

Diese Kriegszeiten waren freilich auch schwere Zeiten für die Mission gewesen. Mehr als einmal war Gefahr, daß die Horden der Asanteer das ganze Missionswerk zerstört hätten. Doch mußten die Kriege in verschiedener Weise dem Missionswerk zur Förderung dienen. 1866 wurden die Stämme der Goldküste gegen die Angloer, 1873 gegen die Asanteer aufgeboten. Die Christen konnten beidemal eigene Kompagnieen bilden, sie zogen mit ihren Feldpredigern in den Krieg, sie enthielten sich der Plünderung und auch heidnische Häuptlinge gaben ihnen das Zeugnis, daß sie die zuverlässigsten Truppen seien. Die christlichen Frauen hielten zu Hause morgens und abends Betstunden für ihre Männer, die heidnischen Frauen suchten ihren Männern dadurch beizustehen, daß sie wilde kriegerische Tänze aufführten, schwarze Früchte, die Kanonenkugeln bedeuten sollten, auf die Straße warfen, Töpfe voll Wasser auf die Straße stellten, um die Kämpfer

in der Ferne vor Durst zu schützen. So mußte der Unterschied zwischen Christen und Heiden recht deutlich werden.

Die Niederwerfung der Asanteer hatte weiter zur Folge, daß man sich in Basel zu einem Vorstoß gegen Asante hin entschloß. Das Land Akem sollte, neben Kyebi, in Begoro noch eine zweite Station erhalten. Dieterle reiste im November 1875 nach Begoro, um den Platz dort anzukaufen.

Die folgenden Jahre brachten noch manches Schwere für den alternden Missionar. Während sein Werk sich so ausdehnte, daß er allein im Jahre 1876 310 Erwachsene und 115 Kinder in die Gemeinde aufnehmen durfte, war es ein Todesjahr für die Mission. Vom September 1876 bis Januar 1877 starben vier Missionare, darunter der alte Widmann, mit dem er fast 30 Jahre zusammen gearbeitet hatte. Nun wurde Dieterle, der einzige noch aus jener Anfangszeit, Generalpräses der Goldküstenmission. So war seine Aufgabe, neben seiner Stationsarbeit, zu reisen und die Stationen zu visitieren. Trotz seiner 61 Jahre erfüllte er seinen Dienst mit großer Rüstigkeit, und es machte ihm viel Freude, auch einmal die Inlandstationen von Akem und Okwawu zu besuchen und die einsam stehenden Brüder im Glauben zu stärken. Die Freude an seiner Arbeit in Aburi selbst wurde ihm in der letzten Zeit noch etwas gestört durch das Eindringen der Methodisten, die unzufriedene Gemeindeglieder an sich zogen.

Doch sollte er nicht mehr lange an der Spitze des Missionswerkes stehen, in das in den letzten Jahren auch zwei seiner Kinder eingetreten waren: sein Sohn Nathanael als Missionskaufmann und seine Tochter Marie als Gattin des Missionar Langhorst. Im August 1879 predigte er noch einmal, schon sehr angegriffen, dann warf ihn ein heftiges Fieber nieder, Atemnot und Erstickungsanfälle kamen über ihn, eine Halsentzündung befiel ihn, sodaß er kein lautes Wort mehr sprechen konnte. Als der Fieberanfall vorüber war, blieb die Stimmlosigkeit. Von einem Sonntag zum andern hoffte er auf Besserung. Endlich mußte er schweren Herzens um Urlaub bitten und schloß im März 1880 seine Arbeit ab. Sie war reich gesegnet gewesen. Sein Aburisprengel zählte damals gegen 900 Seelen, und während man bei seiner Aussendung noch keine Frucht der Missionsarbeit sah, stand bei seinem Abschied auf der Goldküste eine Mis-

sionskirche mit 31 Missionaren und gegen 5000 Gemeindegliedern.[1]) Die Gründe für dieses Aufblühen der Goldküstenmission werden einmal darin liegen, daß die Schwierigkeiten des Anfangs überwunden waren, dann gewiß aber auch darin, daß der Mission in dieser Zeit mehrere Männer beschert waren, die dreißig und mehr Jahre in stetiger Arbeit stehen durften. Einer dieser Männer war unser Dieterle. Was ihn zu einem so tüchtigen Missionar gemacht hat, war nach dem Zeugnis seiner Mitarbeiter nicht große Gelehrsamkeit oder eine bedeutende Redegabe, sondern die große Treue in allem, besonders aber in der Seelsorge.

Seine stille Hoffnung, trotz seines Alters mit seiner Gattin noch einmal hinausziehen zu dürfen, ging nicht in Erfüllung. Eine Stunde von Basel auf der andern Seite des Rheins liegt das freundliche Dorf Riehen, wo manche Basler Familie ihr schönes Landgut hat. Dort durfte er in der Stille durch die Güte einer Basler Familie in einem kleinen von Parkanlagen umgebenen Haus seinen Lebensabend zubringen. Noch stiller und einsamer wurde es um ihn, als am 26. Mai 1893 seine Gattin starb. Seine Kinder, 2 Söhne und 2 Töchter weilten in der Ferne, seine beiden ältesten Söhne waren früher gestorben.

Auch in dieser letzten Zeit suchte Dieterle trotz zunehmender Augenschwäche noch dem Missionswerk zu dienen dadurch, daß er die Berichte der eingeborenen Pfarrer und Katechisten ins Deutsche übertrug und sonstige Schreibarbeiten besorgte. In Riehen machte er gerne noch Besuche bei den Kranken, bis er selbst sich niederlegen mußte und am 17. Oktober 1898 nach wohl vollbrachtem Tagewerk zur Ruhe eingehen durfte.

1) Ende 1902 zählte die Basler Goldküsten-Mission auf 12 Hauptstationen 50 Missionare, 19038 christliche Gemeindeglieder und in 146 Schulen 5237 Schüler und Schülerinnen.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. Dezember. 1903.

Alfred Saker, der Missionspionier von Kamerun.[1])

Von Pfarrer W. Schlatter — St. Gallen.

Der Knabe Alfred Saker, am 21. Juli 1814 in einem Dörflein der Grafschaft Kent als Sohn eines Mühlen- und Maschinenbauers geboren, war anders als andere Kinder. Schwächlichkeit (nach Ansicht der Kinderfrau war er „das Aufziehen nicht wert") und Neigung hielten ihn fern von den Spielen der Dorfjugend. Schule, Bücher, Maschinen waren seine Passion. Was die Ortsschule bot, war mit 10 Jahren ausgelernt; aber der Wissenstrieb des Lehrlings, — der Vater wurde sein Meister — forschte unaufhaltsam weiter; der Sternenhimmel hielt ihn stundenlang wach, und eine selbstverfertigte Dampfmaschine beglückte den Sechszehnjährigen. Ein höheres Verlangen trat in das Bewußtsein des Jünglings, als er an einem Sonntagabend wie zufällig in die Baptistenkapelle der benachbarten Stadt Sevanoats geriet. Von der Predigt ergriffen, war er nach einer schlaflosen Nacht vor dem Morgengrauen entschlossen, sein Leben ganz Christus zu weihen, und fortan verband sich mit dem Streben nach geistiger Fortbildung der tätige Eifer in christlichem Werk, auf dem Gebiet der Sonntagsschule, der Evangelisation usw. Am 4. Januar 1834 empfing er die Taufe. Seine erwachende Gabe packender Rede bewirkte seine Berufung zur Aushilfe im Predigtamt. Nach dem 1838 erfolgten Tode des

1) Als Quellen sind zu nennen: E. B. Unterhill, Alfred Saker. London 1884; Lehmann, Der Bahnbrecher christlicher Kultur in Kamerun, Hamburg, Oncken 1885 (deutsche Bearbeitung); Memoir of George Thomson, Edinburgh 1881; Ev. Miss. Mag. 1859, S. 85 ff. (Fernando Po); Allg. Miss.-Zeitschrift 1881 Beibl. S. 17 ff. (Gedächtnisrede); 1885, S. 113 ff. (R. Grundemann, Das Kamerun-Gebiet und die Mission daselbst); Römer, Kamerun; Paul, Die Mission in unsern Kolonien, I. Togo und Kamerun, Leipzig, Richter 1898.

Vaters vermählte er sich mit der für ihren gemeinsamen künftigen Beruf wie auserwählten, trefflichen Helene Jessup.

Während der junge Mann als Techniker in Devonport, im Dienst der Admiralität, Pläne zeichnete und Maschinen baute, tönte es ihm bei jedem Hammerschlag ins Ohr: „Afrika"; eine stille und große Sehnsucht erfüllte sein Herz, und sie brach durch, als die beiden Missionsmänner John Clarke und Dr. Prince begeisternde Vorträge durch England hielten. Die beiden kamen von der Kamerun vorgelagerten Insel Fernando Po. Bekehrte Neger auf Jamaika waren von dem Wunsch ergriffen worden, als Zeugen des Evangeliums nach ihrer afrikanischen Heimat zurückzukehren; die englische Baptistenmission, ihre geistliche Mutter, hatte die beiden Genannten auf eine Untersuchungsreise ausgesandt, und es waren durch sie auf Fernando Po Schritte zur Gründung einer afrikanischen Mission gelungen, für welche sie nun in England warben. Alfred Saker konnte ihrem Ruf nicht widerstehen; eines Sinnes mit seiner Gattin und durch seinen Pfarrer ermutigt, stellte er sich für das neue Unternehmen zur Verfügung, und am 19. August 1843 stach das Ehepaar mit Missionar Clarke von Portsmouth in See. Sie hatten die wichtige Aufgabe, über Jamaika zu segeln und von da die neue afrikanische Missionskolonie an ihren Bestimmungsort zu geleiten. Sie sammelten aus den Christengemeinden der Insel alle Willigen, 42 an der Zahl, und landeten mit ihnen nach entsetzlicher Fahrt am 16. Februar 1844 in Port Clarence (Sta. Isabel) auf Fernando Po.

Hier machte Saker seine missionarischen Erstlingserfahruugen in rastloser Arbeit (Häuserbau, Schulunterricht), Fieberkrankheit und Kindersterben. Von Anfang an war Fernando Po als Ausgangs- und Stützpunkt für eine Mission auf dem nahen afrikanischen Festland ins Auge gefaßt, und ein erster Versuch wurde hier unverzüglich gemacht, indem der begabte Missionar Merrick in Bimbia an der Küste, unweit des Kamerunberges, im Schutz eines hohen Basaltvorgebirges sich niederließ.[1]) Als nun das Jahr 1845 für die Arbeit auf Fernando Po neue Kräfte aus Europa brachte, konnte

1) Bimbia erwies sich später als einer der ungesundesten Punkte Westafrikas, und da auch die Bevölkerung durch furchtbare Greuel sich selbst dezimierte, wurde der europäische Missionar wieder zurückgezogen.

Saker daran denken, nach seinem Herzenswunsch sich im Kamerungebiet einen Wirkungskreis auszuwählen.

Merrick untersuchte mit ihm das Mündungsgebiet des Wuri-Flusses. Sakers Scharfblick ersah hier den Ort, welcher die Hauptstätte seiner Wirksamkeit wurde und blieb. Es war das südliche Flußufer des Wuri, wo unter Palmen und neben Bananen die „Städte" der „Könige", Bell-, Akwa- und Dido-Stadt, in langen Reihen sich dehnen und der Fluß genügend tiefes Fahrwasser hat, um auch Seeschiffen Zufahrt zu gestatten.

Mit einem schwarzen Gehilfen, Horton Johnson, landete er Mitte Juni 1845 in Didostadt. Der Empfang war sonderbar ehrenvoll. König Akwa beanspruchte das Vorrecht, den Missionar bei sich zu haben. Dido, dessen Protektor, wies dies Verlangen mit Verachtung zurück. Da wurden die Kriegsbote bereit gemacht, und ein Krieg schien unvermeidlich. Saker legte sich sofort ins Mittel, und nach 24stündiger Unterhandlung führte König Akwa die Ankömmlinge mit ihrer Habe im Triumph nach seiner Stadt, wo Saker am 16. Juni 1845 seine erste Residenz, einen Schuppen mit einem einzigen Raum, bezog. Der erste Sonntag (22. Juni) brachte Enttäuschung und Ermutigung. Gelang es in Bell-Stadt nicht, 12 betrunkene Zuhörer für eine halbe Stunde aufmerksam zu erhalten, so lauschten dagegen im Dorf tiefer im Busch über 100 Personen, Alte und Junge, im dichten Kreise so gespannt, wie nur irgend eine Gemeinde in der Christenheit lauschen kann. „Das war eine Stunde heiliger Gefühle für mich. Wir verließen den Ort mit dem brünstigen Gebet, daß Gott sein Wort segnen, seine Verheißung erfüllen und die Heiden zu seinem Eigentum machen wolle."

Die ersten Monate waren eine bange und unruhvolle Zeit. Im Juli starb der alte König Akwa. Da zwei Brüder sich um die Herrschaft stritten, kam entsetzliche Unordnung auf, bis zum Austrag der Streitigkeiten im Dezember wurde nach Herzenslust geplündert, aus dem Missionshaus trug eine Bande sogar das zum Lebensunterhalt unentbehrliche Mehl fort, und im Streit der Söhne Akwas um die Hinterlassenschaft wäre dasselbe beinahe der Vernichtung anheimgefallen. Der andauernde Schrecken machte Frau Saker und ihr Kind krank.

Das Heidentum, mit welchem Saker in Kamerun den Kampf aufnahm, war von der greulichsten Art. Die Tatsache, daß in der-

selben Gegend, wo er seine Station „Bethel" errichtete, der afrikanische Sklavenhandel einen seiner bedeutendsten Märkte gehabt hatte, wobei die Häuptlinge an der Küste die gewinnbringende Rolle von Zwischenhändlern spielten und der Branntwein als wichtiger Tauschartikel diente, wirkte unheilvoll nach, ohne daß der nachfolgende Handel mit Palmöl sittlich gebessert hätte; entsetzlich war die Geringschätzung des Menschenlebens, furchtbar die Streitsucht, schlimm die Trägheit. Dem König Bell träumte einmal, sein verstorbener Vater stellte ihn zur Rede, weil ihm zu Ehren noch keine Menschenopfer dargebracht worden seien; unverzüglich schickte er infolgedessen ein mit Kriegern bemanntes Boot einen der Flüsse hinauf und ließ von einem Inlandstamm mehrere Männer stehlen und hinschlachten. Sollte ein Jüngling in die Zahl der Männer aufgenommen werden, so verlangte es das Herkommen, daß er eine oder mehrere Mordtaten beging. Die grausam zerhackten Leichname solcher Opfer wurden dann in einem Paradeboot tagelang den Fluß auf- und abgefahren. Eines Tages lag ein von Hunden angefressener Leichnam am Ufer, er stammte von einem Manne, welcher durch Kentern seines Bootes umgekommen war. Der König verlachte den Missionar, als dieser ihn veranlassen wollte, die Beerdigung vorzunehmen: „Der Mann gehört ja nicht zu den Duallas". Wir erwähnen noch ein von Frau Saker erzähltes Beispiel der Barbarei.

„Eine unserer ersten Bekehrten war eines Sonntagmorgens nach der Kapelle unterwegs. Als sie am Egbo-Hause, wo die Männer ihren Aberglauben ausüben, vorüberkam, hörte sie das Geschrei von Frauen. Sie stieß die Türe auf und sah 2 Frauen an ihren Handgelenken an der Decke aufgehängt. Dabei hatte man sie am ganzen Leibe mit einem gewissen Kraut, welches einen äußerst schmerzlichen Reiz ausübt, eingerieben. Das Geschrei der armen Geschöpfe war herzzerreißend. Anna bat die Männer, sie loszubinden. Statt dessen aber wurde sie selbst sofort gepackt und in derselben Weise gebunden und eingerieben. Wir hörten erst etwa 6 Stunden später davon. Einige unserer jungen Leute machten sich sofort mit Johnson zur Befreiung auf. Sie hatten den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen. Doch gelang es ihnen schließlich, sie zu entfernen. Sie war eine unserer hoffnungsvollsten Frauen gewesen. Aber von dem Tage an war sie stumpfsinnig".

Zauberei und Geheimbund übten ein Schreckensregiment, keiner war seines Lebens sicher. Aber die Extreme berühren sich: neben beständiger Todesfurcht wucherte der ausgelassenste Leichtsinn, Nacht für Nacht erscholl der wüste Lärm der Tanzenden!

Kaum je wohl hat ein Missionar unter schwierigeren Verhält-

nissen die Arbeit begonnen. Und nur zu bald erfuhr es Saker, daß auch das Landesklima einen heimtückischen Kampf gegen seine Arbeit führte. Schon sein erster Tag am neuen Wohnort war ein Fiebertag, und Krankheit folgte auf Krankheit; aber mit eiserner Willenskraft trotzte er seinem armen leidenden Leib ein Riesenmaß von mehr als 30jähriger Arbeit in Kamerun ab, indem er „eher die Krankheit beherrschte, als von ihr beherrscht wurde." Zur Krankheitsnot gesellte sich vielfache Todesgefahr von seiten seiner heidnisch wilden Umgebung. Sie fing an, ihn zu umlauern, sobald es sich zeigte, daß sein Wirken der hergebrachten Unsitte Opfer entriß. Versuche, ihn zu vergiften, wurden angestellt, und einmal zündete eine ruchlose Hand das Missionsgehöft an.

Die Aufgabe Sakers war eine umfassende. Die landesübliche Hütte konnte nicht auf die Dauer als Wohnung für die Missionarsfamilie dienen. Wollte er die Gesundheit nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen, so mußte er auf die Errichtung eines bessern Hauses bedacht sein. Da die Landeskinder für solche Arbeiten zu faul und zu unwissend waren, mußte er sein eigener Baumeister, Maurer, Zimmermann, Schlosser u. s. w. werden. Dabei ergab es sich von selbst, daß er sein Augenmerk darauf richtete, junge Eingeborne zu Helfern für derartige Arbeiten heranzuziehen, und nicht bloß der Eigennutz, sondern die Liebe, welche ihnen ein menschenwürdigeres Dasein und den Segen der Arbeit gönnte, gab es ihm ein, sie im Gebrauch der Axt, der Säge, des Hobels zu unterrichten, die Herstellung von Brettern zu lehren und allerlei nützliche Werkzeuge einzuführen. Es gelang dem unermüdlichen Lehrmeister, der sich selbst auf alles verstand, nach und nach den Eifer zu wecken; Zimmermannsarbeiten wurden zu einer Art Sport, und seine Unterweisung in der Küferei erlangte Bedeutung, da man es durch ihn lernte, die Fässer für das Palmöl im Lande selbst zu verfertigen.

Eines rief dem andern. Daß der Baumeister zum Ziegelbrenner wurde, ergab sich aus den Verhältnissen. Die Holzhäuser hielten dem Klima und zumal den Ameisen nicht Stand. Ein erster Versuch, Ziegel herzustellen, scheiterte an der Trägheit der Eingebornen, welche die Aufforderung zur Hilfe mit Lachen beantworteten. Acht Jahre später machte er einen neuen Anlauf; nun gab es bereits Leute, welche, erfaßt vom göttlichen Wort, vom Handel ihrer Stammesgenossen ausgeschlossen wurden, weil sie gegen die üblichen

Betrügereien Stellung nahmen, und Hunger leiden mußten; sie erklärten sich willig, dem Missionar um ihr Brot jede Arbeit zu tun, und mit ihrer Hilfe entstand eine Ziegelei, aus welcher das Baumaterial zu manchem freundlich schimmernden Backsteingebäude hervorgegangen ist. Den Kalk lieferten Austernschalen. — Not und Liebe führten weiter. Der Handwerksmeister wurde zum Lehrer der Agrikultur. Er selbst schrieb einmal hierüber:

„Ich lehrte sie ein besseres Kulturverfahren und legte selbst Musterwirtschaften an. Ich führte mit großen Kosten von andern Teilen der Küste Saaten ein. Die Gegend wurde wohl versorgt mit der süßen Kartoffel, und ich hatte die Freude, zu sehen, wie sich der Landbau allmählich ausbreitete und dadurch dem Nahrungsmangel abgeholfen wurde. Als wir hierherkamen, überstieg die ganze jährliche Landesproduktion nicht den Bedarf der Bevölkerung für 3 Monate. Die übrige Zeit herrschte halbe Hungersnot; man lief hierhin und dorthin, um Nahrungsmittel zu hohen Preisen zu kaufen. Im Laufe der Jahre sind wir nun soweit gekommen, daß an einigen Früchten sogar Überfluß ist."

Von Anfang wandte Saker, brennend vor Begierde, recht bald den Landeskindern von Jesus zu erzählen, der Sprache der Dualla die ganze Tatkraft seines Lerneifers zu. Die Arbeit, die Sprache zu entdecken und zu fixieren, war unsäglich schwer.. Von Schrift fehlte jede Spur, auf seine Fragen erhielt er falsche Antworten, da man Zauberei vermutete und Behexung fürchtete, so oft er etwas in sein Notizbuch eintrug. Er mußte ohne Fragen lernen. Manches vernahm er beim Spiel der Knaben. Sein Fleiß und Scharfsinn ruhten nicht, und die Eingebornen erlebten das Wunder, den weißen Mann in ihrer Sprache reden zu hören. Groß war seine Freude, wenn er Gelegenheit hatte, in Augenblicken der Erregung oder des Gerührtseins aus dem Munde Eingeborner ein Wort zu hören, welches ihm in gewöhnlicher Rede nicht begegnet war und als seltenes und auf Grund der Seele verborgenes Sprachgut erschien.

Die Umsetzung der 33 Dualla-Laute in lateinische Schrift war ein schwieriges Werk, und die Mühe, welche die grammatikalische Fassung der Sprache kostete, kann kaum zu groß gedacht werden. Sprachkenner haben Sakers diesbezügliche Arbeiten anerkennend beurteilt, und welche Mangelhaftigkeit denselben auch anhaften mochte, er hat das Verdienst, auch in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, den Grund gelegt zu haben, auf welchem seine Nachfolger weiter bauen konnten. Im Juni 1846 schrieb Saker:

„Ich habe mir das Studium der Sprache zur besonderen Aufgabe gemacht, und obgleich ich über die Fortschritte, die ich dabei gemacht habe, nicht viel sagen kann, so hoffe ich doch vorwärts gekommen zu sein, und mehr noch hoffe ich, daß ich solange leben werde, bis ich die ganze Bibel in die Duallasprache übersetzt habe. Mit Gottes Beistand habe ich meinen festen Entschluß dahin gefaßt, und ich hoffe, meine Arbeit nicht eher aufzugeben, bis das Werk vollendet ist."

Das war ein kühnes Wort. Aber es war Prophetie: das Ziel wurde erreicht. Die Arbeit an seiner Bibelübersetzung war sein großes Hauptanliegen. Ihr lag er ob, auch wenn das Fieber ihn ans Lager bannte; in ihr fand seine Energie ihren Mittelpunkt.

Das erste biblische Buch, welches in der Dualla-Sprache erschien, waren die Psalmen (November 1859). 1861 folgte das ganze Neue Testament, 1872 war auch das Alte vollendet. Revisionsarbeiten beschäftigten Saker bis an sein Ende. Es verdient Erwähnung, daß bis auf die durch seine Tochter Emily in England geleitete Herausgabe des Neuen Testaments (1882) alle seine zuvor in Dualla gedruckten Schriften in Kamerun selbst hergestellt wurden, durch eingeborne Drucker, welche Saker sich mit größter Mühe heranbildete. Man kann sich denken, in welchem Maße alle diese Arbeiten den durch Fieber heimgesuchten Mann in Anspruch nahmen. Einer seiner jungen Mitarbeiter schilderte seine Tätigkeit mit folgenden Worten:

„Inmitten körperlicher Schwächen und Gebrechen kennt er kein Einhalten. Wie ein Uhrwerk ist er Tag für Tag im Gange, um der großen Sache unsres Herrn zu dienen. Ich will seine Arbeit nur flüchtig skizzieren. Früh am Tage ist er bei Übersetzungsarbeiten anzutreffen. Nach einiger Zeit steht er in der Schmiede und arbeitet am Ambos. Dann kann man ihn in der Druckerei vor dem Setzkasten beschäftigt sehen. Darauf entwirft er vielleicht Pläne von auszuführenden Arbeiten. Man findet ihn wieder am Arbeitstisch, wo er hebräisch treibt, um irgend eine wichtige Stelle möglichst richtig zu übertragen. Dann macht er sich auf, um den Eingeborenen in ihrer Sprache zu predigen. Es ist mir unmöglich, die verschiedenartigen Pflichten, welchen er täglich obliegt, alle zu nennen."

Es will leider kaum gelingen, aus den vorhandenen Quellen ein deutliches Bild von der Ausgestaltung und Entwicklung der Mission in Kamerun zu Sakers Zeit zu gewinnen, da ihre Angaben zu wenig Zusammenhang haben. Wir bemühen uns, wenigstens die Hauptsachen zu gruppieren. Die erste Taufe fand am 8. November 1849 auf der Station Bethel im Wasser des Flusses statt. Saker

erlebte diese Grundsteinlegung der ersten Christengemeinde in Kamerun mit großen Hoffnungen.

„O daß ich sie noch zu tausend Gliedern heranwachsen sähe! Und ich hoffe es; denn der Geist Gottes arbeitet hier kräftig an den Herzen. Mehr als 20 Erweckte hängen mit Liebe an mir und hören auf meine Worte mit den Anzeichen der tiefsten Bekümmernis. Die wilden, dämonischen Gesichtszüge nehmen einen weichen, kindlichen Ausdruck an, und solche, die nicht lange zuvor nach meinem Leben trachteten, sagen jetzt zu mir: Was soll ich tun, daß ich selig werde?" —

Von diesen 20 Erweckten vom Jahre 1849 wurden am 2. Februar 1851 fünf getauft: 3 Frauen, 1 Sklave und ein Häuptlingssohn aus einem benachbarten Stamme.

Die nächste Folge dieses Fortschritts war der Ausbruch einer Verfolgung. Die Häuptlinge beschlossen, die Missionsstation zu zerstören und alle Besucher des Gottesdienstes zu ermorden; die Angst vor kriegerischen Verwicklungen mit dem Stamm des christlichen Prinzen und das vorzeitige Bekanntwerden des Mordplanes verhinderten jedoch seine Ausführung, immerhin wurde es den Christen nicht erspart, für ihren Glauben recht viel zu leiden. Aber das Martyrium schreckte nicht ab; binnen Jahresfrist (Ende 1851) konnten wieder 11 Taufen stattfinden, und an Taufbewerbern fehlte es nicht.

Saker berichtete (3. Januar 1852): „Die Zahl derer, die unsere Gottesdienste besuchen, ist groß, und die ernste Aufmerksamkeit vieler Zuhörer ist überaus erfreulich. Jeden Morgen um 4 und 5 Uhr ist das Schulzimmer gedrängt voll von solchen, welche das Wort Gottes hören wollen, und des Abends gehen die Leute nur, wenn man sie fortschickt. Viele strengen sich aufs äußerste an, lesen zu lernen. Manchem ist es gelungen, und wie groß ist das freudige Staunen ihrer Herzen bei jeder neuen Entdeckung der göttlichen Liebe, wie sie in der Schrift offenbar ist! Sie halten sich die Lippen oder schlagen sich an den Kopf, wenn ihnen die Ausdrücke beim Lesen erklärt werden, und sind außer stande, ihre innere Bewegung zu beschreiben. Oft scheinen sie sogar den Atem anzuhalten, wie wenn sie fürchteten, die herrliche Wahrheit könnte ihrem Geist entfliehen, und dann warten sie minutenlang, außer stande, den Gedanken, welcher über sie kommt, zu fassen. . . Der Bekehrung folgt die Lust zum Lernen. Unwissenheit wird erst beklagt, wenn die Schuld zur Last geworden ist. Unsere Gemeinde zählt nun 20 Glieder, 25 Taufbewerber, eine Zuhörerschaft, welche unser kleines Gotteshaus füllt, und eine Schule, die zwar nicht groß ist, aber, wie ich hoffe, nachhaltend wirkt."

Als Saker am 6. Februar 1856 von einer Erholungsreise aus England zurückkehrte, fand er in der Gemeinde von Bethel 7 neue Glieder und viele hoffnungsvolle Taufbewerber vor; unter der treuen Leitung seines tüchtigen Gehilfen Johnson, seines ersten Bekehrten,

hatte das Werk erfreuliche Fortschritte gemacht. Der am 2. Februar 1851 getaufte Sklave N'kwe konnte, in Bescheidenheit bewährt, für das Evangelistenamt ausersehen werden. „Das ganze Land ist jetzt sein Arbeitsfeld". Saker brachte eine in Sierra Leone ausgebildete Lehrerin für seine Schule mit. — Weitere Notizen über vollzogene Taufen liegen aus dem Jahre 1862 vor, von da an versagen unsere Quellen. Als Saker seine Aufgabe in Afrika aufgab (1876), betrug die Durchschnittszahl der Gottesdienstbesucher in Bethel 150 Personen; die Zahl der Getauften war im Gesamtergebnis eine recht bescheidene geblieben. Aber daß von Bethel Wirkungen ausgegangen waren, welche den unansehnlichen direkten Missionserfolg an Wert für das Volksleben reichlich ausglichen, war ersichtlich. Er erlebte z. B. die Abschaffung der heidnischen Mysterien, des „Tschingu" nnd „Mungi" und ihrer Schreckensherrschaft, und wenn auch der englische Konsul dazu die Veranlassung gab, so wäre sie doch ohne die vorbereitende Arbeit der Mission nicht durchführbar gewesen. Die Grausamkeiten der Volkssitte wurden augenscheinlich gemildert. Manchen Sklaven retteten die Missionare das Leben; manches Kind bewahrten sie vor dem Los, mit der Mutter begraben zu werden; mancher, der wegen angeblicher Hexerei dem Tode zugeteilt war, verdankte ihnen die Rettung. Der König Akwa wurde nicht Christ und hinderte die Mission vielfach. Aber auch er konnte sich ihrem Einfluß nicht entziehen; mit ihren Forderungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit drangen sie immer mehr durch, und schließlich versagte er den Heiden, welche wegen Hexerei einen Mord begehen wollten, die Unterstützung. Ein bemerkenswerter Beweis für die Achtung, welche christliche Gerechtigkeit dem Volk abnötigte, war die in der Volksversammlung aufkommende Sitte, einen Beschluß nur dann zur Ausführung zu bringen, wenn die Christen mit der Majorität stimmten.

Die Arbeit der Mission blieb nicht auf Bethel beschränkt. Bimbia ist oben erwähnt worden. Sakers Auge schaute von Anfang sehnsuchtsvoll nach dem Innern, da er von den weniger verdorbenen Stämmen fern von der Küste bessere Frucht für das göttliche Wort erwartete, als von den „vollendeten Schurken" seiner Umgebung, wie einer der Missionare die Küstenbewohner benannt hat. Ein im Jahre 1860 mit Hilfe des farbigen Predigers Pinnock gemachter Versuch, in Abo einen Stützpunkt zu schaffen, schlug jedoch fehl, und in der Folgezeit wurden mehr in der Nachbarschaft Stationsgründungen

probiert. In John Akwa-Stadt, etwa 5 Kilometer nördlich von Bethel gelegen, gaben sich Diboll und nach ihm der Farbige Fuller aus Jamaika redlich Mühe; der harte Boden bot wenig Ertrag. Umso erfreulicher entwickelte sich das Werk in Hickory oder Mortonville, wo die Schule gedieh, 1867 die beiden Erstlinge getauft wurden, recht viel Leben sich regte und Missionshaus und Kirche entstanden; die Aufgabe von John Akwa-Stadt (1869) ermöglichte eine kräftigere Bearbeitung dieses verheißungsvollen Gebietes. 1866 erhielt auch die südlichste in der Reihe der Städte am Wuri-Fluß, Bell-Stadt, eine neue Station. König Bell war auf seinen Vetter Akwa eifersüchtig, weil dieser sich rühmen konnte, einen weißen Missionar bei sich zu haben. Wohl hätte Bell-Stadt von Bethel aus bedient werden können; aber dem Neid mußte Rechnung getragen werden, und der König erlebte die Genugtuung, daß auf seinem Ufer ein eisernes Missionshaus entstand, als Wohnung für George Thomson, den trefflichen Schwiegersohn Sakers. Nach einer schönen Zeit des ersten Eifers (die Schule zählte bald 40 Kinder, unter denen der Sohn des Königs der fleißigste war, und dieser selbst ließ sich in seinem Hause die Bibel erklären) erwies sich Bell-Stadt als ein recht schwieriges Arbeitsgebiet.

Mit großen Hoffnungen und viel selbstloser Hingabe hat Saker Viktoria gegründet, und da dieses Unternehmen besonders dazu geeignet ist, den Mann zu charakterisieren, sei die Entstehungsgeschichte von Viktoria ausführlicher dargelegt. Sie führt zurück nach der Missionskolonie in Port Clarence auf Fernando Po, mit welcher Saker noch manches Jahr nach seiner Ansiedlung in Kamerun als unentbehrlicher Nothelfer in Verbindung blieb. Fernando Po war 1778 von den Portugiesen an die Spanier übergegangen, von diesen aber seit 1782 gänzlich vernachlässigt worden. Port Clarence war als englische Flottenstation zur Unterdrückung des Sklavenhandels entstanden, und die Missionskolonie wußte sich so halb unter englischem Schutz, weil die Zugehörigkeit ihrer Glieder zum britischen Reich anerkannt war. Die evangelische Missionstätigkeit machte nun den spanischen Katholizismus und durch ihn die Regierung auf das vergessene Besitztum aufmerksam. Mehrfach tauchten im Laufe der Jahre Bischöfe oder Jesuiten auf der Insel auf, in der Absicht, dieselbe unmöglich zu machen.

Da warf — am 22. Mai 1858 — der „Balbao“ vor Port

Clarence Anker. An Bord war Don Carlos Chacon, Generalgouverneur der spanischen Inseln von Westafrika und Kommandant eines Geschwaders, und mit ihm kamen 6 Jesuiten. Er ließ die Bewohner unter Kanonendonner zusammenrufen und eine Proklamation verlesen, nach welcher fortan allein die Religion der römisch-katholischen Kirche auf Fernando Po geduldet und die Ausübung eines abweichenden Bekenntnisses nur im geschlossenen Familienkreis gestattet sein sollte. Saker war gerade auf der Insel zugegen. Aufrichtige Bezeugung der Ergebenheit und energischer Hinweis auf das Bedürfnis nach innerer Freiheit fruchteten nichts; der Kommandant berief sich auf allerhöchsten, unumstößlichen Befehl, und das Ergebnis vergeblicher Anstrengungen war der Beschluß der evangelischen Bewohner von Port Clarence — katholische gab es keine! — sich auf dem afrikanischen Festlande eine neue Heimat zu suchen, um da ihres Glaubens leben zu können. Sakers tatkräftiger Geist erhoffte vom Bösen gute Wirkung: er sah das Zukunftsbild einer christlichen Freistätte auf dem nahen Kontinent, wo der Glaube und das göttliche Wort alles Leben regierte und die Ausbreitung des Evangeliums einen neuen, wichtigen Stützpunkt fände.

Aber wo war dieses Asyl des Christentums zu suchen? Er machte sich auf den Weg, um es ausfindig zu machen. Am 2. Juni bestieg er, begleitet von einigen Eingebornen, ein Fahrzeug, um zunächst nach Bimbia hinüberzusegeln. Die kurze Reise war durch stürmische See gefährlich und durch Mangel an Nahrung entbehrungsreich. Hungrig, durchnäßt und seekrank langten sie am Ziele an. Der „König" William von Bimbia erklärte sich bereit, ein passendes Stück Land an der Ambas-Bucht abzutreten.

Auf diese nämlich hatte Saker in richtigem Empfinden und erstaunlichem Scharfblick sofort sein Auge geworfen. Sie war schon 1841 von einer englischen Expedition untersucht worden, und gewisse englische Besitzansprüche bestanden zu Recht, indem ein Kapitän Nicols den Häuptling von Bimbia bewogen hatte, ihm als dem Vertreter der britischen Krone gegen Verleihung des Königstitels die Oberhoheit über das Land an der Ambas-Bucht abzutreten. Jene Expedition fand zwar, daß die Bucht wertvolle Vorteile biete; der Ankergrund war gut, das Klima wegen der Nähe des Kamerunberges anscheinend gesund — aber ein Landungsplatz war nirgends wahrzunehmen. Seitdem galt das Land als unzugänglich. Saker

nun machte sich von Bimbia aus zu Lande und zu Wasser auf die Suche, und seine Energie, welche durch keine Strapazen und Hindernisse zu besiegen war, führte ihn unter Gottes Leitung ans Ziel. Hören wir seine eigenen Worte:

„Nun, da ich für unser Volk nach einer Heimstatt spähe, welche für Handel und Verkehr zugänglich wäre, suche ich nach einer Landungsstelle und siehe da! Gott hat in einem sich tiefer ins Innere erstreckenden Meeresarm jahrhundertelang eine Bucht versteckt gehalten, mit nahezu zwei Meilen Strand, ohne einen Stein und fast ohne Wellenschlag, und groß genug, um für tausend Boote und kleinere Schiffe Raum zu gewähren, während draußen in der Ambas-Bai eine ganze Flotte vor Anker gehen kann. In dieser Bucht weht der Seewind in all' seiner Reinheit, und des Nachts ist der Windzug vom Berge her äußerst erfrischend. Hier können, wenn Ihrer Majestät Regierung unsre Bemühung gut heißt und unterstützt, eine Kohlenstation, ein Proviantdepot, Schiffswerften und alles, was sonst für den Handel erforderlich ist, eingerichtet werden. Von hier kann auch eine Straße ins Innere gebahnt werden, und in ruhigem Fahrwasser werden sich die Produkte Afrikas nach Europa verschiffen lassen. Es wird ein Mittelpunkt der Zivilisation, Freiheit und Aufklärung werden, und unter britischer Protektion kann das Volk des Herrn hier ungehindert anbeten."

Der entdeckte Ort enthüllte ungeahnte Vorteile. Ein ansehnlicher Fluß lieferte vorzügliches Wasser, und es zeigte sich, daß in der Nähe am Strand die Eingeborenen alle 3 Tage Lebensmittelmarkt abhielten; so war also Mangel an Nahrung nicht zu befürchten. Auch fühlte sich Saker durch das Klima erfrischt und gestärkt. Es war so recht ein Werk nach seinem Herzen, hier seinen bedrängten Christen von Fernando Po eine freundliche Heimat zu bereiten. Er holte sich zu diesem Zweck eine Helferschar von 22 Christen aus den Stationen am Wurifluß und landete mit ihnen am 9. Juni in Viktoria — so nannte er den Ort der künftigen Christenkolonie. Sie nahmen das Land unter Gebet in Besitz, lichteten den Urwald (die ersten beiden Bäume fällte Saker eigenhändig), legten einen Weg an nach der Hafenbucht, welche sie Morton Bay nannten, maßen rechts und links Bauplätze für die Ansiedler und in der Mitte den Raum für die Kapelle ab und legten gegen den Urwald hin, zum Schutz gegen wilde Tiere, eine dichte Hecke an.

Saker entwarf für seine Kolonie eine Konstitution. In derselben wurde die Ansiedlung bestimmt zu einer „Zufluchtsstätte und einem Heim für die, welche da nicht bleiben können, wo Freiheit des Gottesdienstes verweigert wird, sowie für alle diejenigen, welche mit

uns im Frieden leben wollen." Die Leitung der Kolonie sollte in den Händen eines von der Missionsgesellschaft als der Eigentümerin ernannten Gouverneurs liegen, welchem ein teils von ihm, teils von den Hausbesitzern zu wählender Rat von 12 Männern zur Seite zu stehen hatte. Das göttliche Wort war als die Grundlage aller Gesetze und als Richtschnur des Lebens giltig erklärt und völlige Freiheit mit Bezug auf die Verehrung des wahren Gottes proklamiert, so, daß auch Andersdenkende vollen Schutz genießen sollten. Der Sonntag wurde als Ruhetag erklärt und die Enthaltung von der Arbeit zum Gesetz gemacht; die Einfuhr von Branntwein wurde verboten usw.

Der Erfolg entsprach den Erwartungen und Bemühungen von ferne nicht. Als es sich darum handelte, die Christen von Port Clarence in diese neue Heimat überzuführen, zeigte es sich, daß sie inzwischen fast ausnahmslos andern Sinnes geworden waren. Manche ließen sich durch spanischen Sold zurückhalten, andere wollten ihre alten Handelsbeziehungen der Glaubensfreiheit nicht opfern, und die Art und Weise, wie englische Hilfe angeboten wurde, trug wesentlich zum Mißerfolg bei: Der Kapitän des Kriegsschiffes, welches die Abziehenden nach ihrer neuen Heimat überführen sollte, gab ganze vier Stunden Zeit zur Vorbereitung der Abreise! Es währte geraume Zeit, bis die vielen, zu Anfang vorgesehenen Bauplätze von Viktoria wirklich besetzt wurden, und um einen Kern von Christen gruppierte sich allerlei Volk, gutes und böses. Die englische Regierung überließ die Kolonie ihrem Schicksal. Saker trat die Leitung von Viktoria, nachdem der Grund gelegt war, andern ab. Erwähnung verdient vor allem sein Schwiegersohn Thomson, unter dessen tüchtigem Regiment die Ansiedlung sich vielfach entwickelte. Die Station erlangte für die Mission vor allem dadurch Bedeutung, daß in ihr ein Ausgangs- und Stützpunkt gegeben war für die Ausbreitung des Evangeliums nach dem Kamerunberg und dem „Busch". Dort legte Thomson eine Station unter den Bakwiris an, hier regte er die Entstehung einer Gemeinde im Bakundu-Gebiet an. Neben ihm ist Missionar Comber als Pionier in jenem Teil von Kamerun zu nennen.

Saker blieb das bittere Los nicht erspart, unter seinen Mitarbeitern Widersacher zu finden. Im Verlauf der 60er Jahre erhoben sich zwischen ihm und diesen Meinungsverschiedenheiten,

welche eine so bedrohliche Gestalt annahmen, daß der Fortbestand der Mission in Frage gestellt schien. Einige junge Missionare erhoben gegen ihn den schwerwiegenden Vorwurf, er vernachlässige die eigentliche Missionspflicht, die Predigt des Evangeliums, und verschwende seine Zeit an weltliche Bestrebungen. Leider gewährte die damalige Organisation der Mission in Kamerun die Möglichkeit, daß diese Stimmung zu einer ernstlichen Gefahr für dieselbe wurde. Seit dem Jahr 1863 besaß das lokale Komitee, bestehend aus den anwesenden Missionaren, von der Missionsleitung in England die Vollmacht, alle die Arbeit an Ort und Stelle betreffenden Fragen selbst zu erledigen. Da nun in jener Zeit neben Saker nur einige jüngere Leute in der Arbeit standen, war tatsächlich die Entscheidung im einzelnen Fall in ihre Hand gelegt, und indem sie im Sinn jener Anklage gegen ihn Stellung nahmen, ergab sich für ihn eine äußerst unerquickliche Sachlage. Es war dem erfahrenen Manne, der in jeder Richtung die Bahnen gebrochen hatte, nicht zu verargen, wenn er es nicht für seine Pflicht hielt, seine Einsicht dem Urteil junger Leute zu unterwerfen. Die Folge war, daß er sich von den Beratungen zurückzog, zum Widerstand schwieg und unbeirrt, aber schweren Herzens fortfuhr in einer Tätigkeit, wie sie früher vom Komitee in England selbst als ersprießlich und nötig bezeichnet worden war. Es kam soweit, daß der Sekretär der Missionsgesellschaft, Dr. Underhill, zu einer Inspektion nach Kamerun abgeordnet wurde. Sie fand in den Jahren 1869 und 1870 statt. Ihr Ergebnis war Saker's volle Rechtfertigung. Der Visitator bezeugte:

„Ich bin über die Menge von sowohl weltlichen als geistlichen Arbeiten erstaunt, welche Saker in den 24 Jahren seiner mühevollen Tätigkeit vollbracht hat. Er hat eine Ausdauer, eine Hingabe an des Meisters Dienst, einen Heldenmut im Kampf mit Gefahren und Schwierigkeiten nach allen Seiten hin bewiesen, wie nur wenige Missionare dazu berufen sind und wie es von seinen Nachfolgern nicht mehr gefordert wird. Ich würde gegen meine Überzeugung handeln, wenn ich nicht Saker von neuem dem vollsten Vertrauen des Komitees empfehlen wollte. . . . Der Hauptzweck meines Besuchs war erreicht, und ich hatte die Freude zu sehen, wie sich das Verhältnis der Freundschaft wieder anknüpfte und die Eintracht wieder hergestellt wurde."

Es mag Sakers Art zu arbeiten beleuchten, wenn wir mitteilen, was er im Juni 1870 im Blick auf seine Verkläger zu seiner Rechtfertigung schrieb.

„Nach ihnen soll die eigentliche Arbeit eines Missionars darin bestehen, mit der Bibel in der Hand auszugehen, sich hier unter einen Baum, dort

unter einen Strauch zu setzen und den Leuten zu predigen. Mir ist die Aufgabe immer in einem andern Licht erschienen. Sie besteht darin, den einzelnen in seinem Hause aufzusuchen, mit ihm seinen Kummer und seine Sorgen zu teilen, ihn dahin zu führen, selbst an ein besseres Leben zu denken und an die Mittel, wie es herbeizuführen ist, dann, wann seine Aufmerksamkeit gewonnen ist, von jenem höhern Leben zu reden, das wir alle verloren haben und welches Gottes Liebeshand uns wiedergibt, wenn wir ihm gehorchen wollen. Wer will den Wert einer solchen einfachen, von einer erleuchteten Seele einer unnachteten erteilten Lektion ermessen? Und weshalb sollte eine solche Lektion nicht auch dadurch gegeben werden, daß man eine bessere Methode der Bodenkultur und des Häuserbaus lehrt? Ich weiß, daß diese Art des Arbeitens kein Aufsehen erregt. Sie ist geräuschlos; aber ich weiß, sie erzielt große Erfolge. An allen Orten, wo Gott mich hat arbeiten lassen, waren die ersten Anstrengungen teilweise erfolglos; nun aber bekommen wir eine ruhige Zuhörerschaft. Und so lange Heiden um uns wohnen, muß die Arbeit, soll sie gelingen, von Haus zu Haus und von Herz zu Herz weitergehen. Ich habe es immer als Aufgabe der christlichen Arbeit angesehen, an das Herz des einzelnen zu gelangen. Wie das geschieht, ist mir ganz gleichgiltig. Unser Meister wirkte so; die Apostel arbeiteten alle so, benutzten aber die öffentlichen Versammlungen — auf dem Berg der Bergpredigt, im Söller, auf dem Areopag, am Fluß, wo man zu beten pflegte."

Im November 1876 verließ Saker den Schauplatz seiner Kämpfe und Siege für immer. Die Kraft wollte nicht mehr reichen. Die Neger hatten den Mann, der sich, fast zum Skelett abgezehrt, in größter Schwachheit unter ihnen bewegte, in den letzten Jahren den „Schatten" genannt. Am 12. Dezember 1876 langte er im Vaterlande an. Noch 3 Jahre waren ihm vergönnt. Sie waren keine Zeit der behaglichen Ruhe. Er hätte sie wohl verdient; aber seiner Mission gehörte der letzte Rest von Lebenskraft, es war ihm eine Freude, hie und da im Lande herum in flammender Begeisterung für Kamerun zu werben, und als das Komitee seine jüngste Tochter Emily — sie war an der Seite des Vaters aufgewachsen und in den Übersetzungs- und Druckarbeiten seine rechte Hand gewesen — als Lehrerin nach Afrika entsandte, gab er sie freudig hin. Seine letzte Rede hielt er bei der Herbstversammlung der Baptisten in Glasgow 1879. Jedermann war tief ergriffen, als er feurig ausrief: „O daß ich noch ein Leben hätte, um noch einmal nach Afrika auszuziehen!" Im März 1880 nahm seine schwache Kraft bedenklich ab. Als seine Gattin am 8. dieses Monats des Morgens in sein Zimmer trat, schaute er sie mit weitabwesendem Blick an und sagte: „Meine Liebste, könnten wir nicht zusammen beten?" Sie erbebte; denn sie fühlte, daß die Hand des Todes ihn berührte und fortzog. „Er betete

ein Gebet, wie ich nie eines hörte. Ich wünsche oft, ich könnte mich darauf besinnen, aber ich kanns nicht. Ich fühlte: wahrlich, Gott ist hier!"

Am 12. März entschlief er friedlich. Die Trauer war auch im fernen Afrika groß, und König Akwa setzte dem Verstorbenen ein Denkmal so recht nach seinem Sinn: er erließ zu seinem Gedächtnis ein Gesetz, nach welchem in seinem Gebiet die Sonntagsarbeit fortan verboten war und jedermann zum Gottesdienst gehen sollte. Mit dem 8. Mai 1880 trat dasselbe in Kraft.

Daß Sakers Einfluß fehlte, machte sich in der Folgezeit in Kamerun sehr bemerkbar. Das Werk litt Not. Es gebrach an der richtigen Fürsorge; die neugegründete Kongomission machte Konkurrenz und entzog die Kräfte. Gebäulichkeiten, Schulen und Gemeinden — alles nahm die Spuren des beginnenden Verfalls an, überall fehlte Ordnung und Regel, und die baptistische Missionsgesellschaft begrüßte es als eine Entlastung, als die Basler Mission 1886 auf dem nunmehr deutschen Gebiet ihr Erbe antrat.

Wir verzichten darauf, Sakers Werk allseitig zu beurteilen, da es aus den Quellen nicht deutlich genug heraustritt, daß ein sicheres Urteil gestattet wäre. Es mag die Ruhe und Methode — namentlich mit Bezug auf die Schularbeit — gefehlt und die Bibelübersetzung ihre großen Mängel gehabt haben. Sakers Art war es wohl, nach allen Richtungen nur anzuregen. Aber was er konnte, hat er getan, und alle, die in Kamerun arbeiten, zehren an den Früchten seiner Treue. Livingstone hat sich über den damals in der Vollkraft seiner Jahre stehenden Missionar dahin geäußert: „Alles in allem, besonders wenn man seine Vielseitigkeit ins Auge faßt, ist das Werk Alfred Sakers in Kamerun und Viktoria nach meinem Urteil das bemerkenswerteste an der westafrikanischen Küste."

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.